Geo. Un. 208b

Neueſte

Länder- und Völkerkunde.

Ein

geographiſches Leſebuch

für alle Stände.

Eilfter Band.

Aſien ditter Theil.

Neue unveränderte Ausgabe.

Mit Charten und Kupfern.

Prag 1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

A ſ i e n.

Dreizehnte Abtheilung.

Beſchreibung
der
einzelnen Länder.

D. Indiſcher Archipel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Indiſcher Archipel.

Einleitung. Allgemeine Anſicht der Inſelwelt. Verbindung der Gruppen. Charakter dieſer Erdgegend. Ueberblick der Geſchichte ihrer Entdeckung.

In dem indiſchen Ocean dehnt ſich, zu beiden Seiten des Aequators, eine Reihe ungezählter, in Form und Umfang verſchiedener Inſeln von dem Süden Aſiens bis an das große Weltmeer, das die Auſtralländer umſchließt. Gleich einer, unter dem Waſſer fortlaufenden, Gebirgskette, verbinden dieſe Inſeln die alte Welt mit einem in der Erdkunde neuen Theils unſers Planeten, von deſſen Daſeyn die Europäer bis zum ſechzehnten Jahrhundert kaum eine Ahnung hatten.

Dieſe frühere Unbekanntſchaft mit Auſtralien und der Umſtand, daß von dem nahen Aſien aus die Sundainſeln und Molukken entdeckt wurden, waren Urſache, daß der indiſche Archipel von den Seefahrern und Geographen zu Aſien gerechnet wurde. Erſt ſpäter, als durch kühne Weltumſegler die Geſtalt der Erde in dem großen Ocean aus ihrem räthſelhaften Dunkel hervorgieng, als ein neues Continent gefunden wurde, die Europäer die Inſelwelt jener Gewäſſer überblicken konnten, ihr eigene Namen gaben, und ihr natürliche Gränzen anzuweiſen verſuchten: da erſt bemerkte man, daß jene,

früher bekannten, aſiatiſchen Inſeln nur durch willkürlich gezogene Linien von dem neuen oder fünften Welttheil geſchieden werden konnten, indem ſie offenbar Eine große Gruppe mit Neuguinea, Neubritannien, Neugeorgien und einigen andern Inſeln der Südſee bilden. Nur die Geſchichte ihrer Entdeckung konnte hier eine Trennung bezeichnen, welche der Natur fremd iſt, die dieſen Gegenden einen eigenen, von der alten Welt abweichenden, Charakter aufdrückte. Zwar folgen auch ſie dem Geſetz der klimatiſchen Einwirkung, und ihre geringere oder weitere Entfernung vom Aequator bringt hier, wie auf dem feſten Lande, eine Verſchiedenheit in der belebten Schöpfung hervor. Aber wir finden in den Indiſchen Inſeln, wie in Auſtralien, Spuren eines gemeinſchaftlichen, durch große Naturumwälzungen bewirkten, Schickſals, das uns berechtiget, ſie in einem umfaſſenden Begriff zu vereinen, — ſie mögen nun die wundervollen Denkmale einer, aller Geſchichte weit vorgreifenden, Erdrevolution; ſie mögen eine im Schooſe des Meeres neu entſtandene Welt, oder, was uns das Wahrſcheinlichſte iſt, beides zugleich ſeyn. Noch jetzt ſind die häufigen, faſt auf allen Inſeln bemerkten, Erderſchütterungen und die vielen, unaufhörlich Feuer ſpeienden, Vulkane, ein Beweis von der fortwährenden Gährung der Erde, welche hier ihre Oberfläche in nähere Verbindung mit ihrem Inneren erhalten zu haben ſcheint, als es auf irgend einem Theil des feſten Landes der Fall iſt. Dieſe Inſeln ſind gleichſam der offene Schlund der Erde, durch welchen das innere Leben in ihrem Kern an der Schale hervorbricht, und den Organismus dieſes Weltkörpers verräth. Daher denn auch die mannichfaltige, ſtaunenswürdige Verſchiedenheit der Formen, unter denen dieſe Gebirgsrücken hervortreten; daher auch wohl die Mannichfaltigkeit ihrer Beſtandtheile ſelbſt. Hier bilden in faſt ſenkrechter Richtung ſcharf abgeſchnittene Granitfelſen die jähen Ufer, und zeigen in

dieſem Urgebirge gleichſam die ſtolzen unverwüſtlichen Trümmer einer untergegangenen Schöpfung; dort erhebt ſich majeſtätiſch der räthſelhafte Baſalt in prismatiſchen Säulen und begränzt weit ausgedehnte Ufer mit ſeinen maleriſchen Formen; hier liegen Gebirge der zweiten Formation vielfach in einander geſchoben, über einander geſtürzt, und bedecken das Grab einer verſunkenen Welt; dort hat ſich eine oft erneuerte Lava über den urſprünglichen Boden ergoſſen, und über ihrer Verwitterung blüht unter dieſem ſchönen Himmel ſchnell ein neues Paradies auf. Alles zeugt von einer gewaltigen Bewegung, wobei alle Theile durch einander gerüttelt wurden, und die Ruinen der Vorwelt jetzt neben der neuentſtandenen Schöpfung ſich erhalten haben. Dieſes ſcheint uns der eigentliche Charakter der Inſelwelt in dem ſüdöſtlichen Theil der Erde zu ſeyn.

Selbſt in den Producten und nicht weniger in den Menſchenſtämmen zeigen ſich Eigenthümlichkeiten, welche für die Verwandſchaft der Aſiatiſchen Inſeln mit den Auſtralländern ſprechen. Zwar finden wir in den erſten viele Pflanzen, welche die Flora von Hinduſtan anfweiſet, aber die in den Tropikgegenden herrſchenden Oſtwinde machen es wahrſcheinlicher, daß der Saame dieſer Pflanzen von den Inſeln aus nach dem feſten Lande durch die Monſuns hinüber getragen wurde, als daß eine Wanderung in entgegengeſetzter Richtung Statt fand. Dann zeigen mehrere dieſer Pflanzen auf den Inſeln ſich noch in ihrer erſten vollen Kraft, während ſie auf dem Continente, im zweiten Vaterlande, ſchon Etwas von dieſer Kraſt verloren zu haben ſcheinen, wie z. B. der Zimmet-, Campher- und Pfefferbaum. Endlich werden andere Pflanzen, wie die Gewürznelken, und der Brodfruchtbaum hier ausſchließend gefunden. Ueberdies verdient es bemerkt zu werden, daß die Europäer nur die Küſten

der gröſſeren Inſeln Borneo, Sumatra und Celebes kennen, und daß im Inneren derſelben wahrſcheinlich eine große Menge eigener Pflanzen entdeckt werden würden, die allein in der heißeſten Zone gedeihen können.

Noch auffallender iſt der Unterſchied zwiſchen den Thieren Aſiens und denen auf den Inſeln; keine gröſſere Gattung iſt hier einheimiſch; wenigſtens iſt es zweifelhaft, ob die Elephanten auf Sumatra und Borneo nicht erſt von Aſien aus dorthin verpflanzt worden ſind. Ueberhaupt giebt es nur wenige Säugthiere. — Am wenigſten ſind die urſprünglichen Bewohner der Inſeln mit irgend einem aſiatiſchen Stamme zu vergleichen. Faſt überall, in Borneo, in den Molukken, wie auf Tahiti, findet man zweierlei von einander verſchiedene Völkerſchaften, die Malajen nämlich und eine wilde negerartige Raſſe, die, auf der unterſten Stufe der Kultur, wie ſcheues Wild, ſich der Gemeinſchaft mit den Fremden entzieht. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Malajen, einſt eine mächtige ſeefahrende Nation von der Halbinſel Malakka aus, die aſiatiſchen Inſeln und ſelbſt die Societäts- und Sandwicheilande bevölkert und die Ureinwohner unterjocht haben. Aber abgerechnet, daß die große Seemacht der Malajen eine Hypotheſe iſt, welche, nach der Bauart ihrer Schiffe zu ſchließen, wenigſtens dahin zu berichtigen iſt, daß dieſe Nation ſich auf Küſtenfahrten einſchränken mußte; wie kann man annehmen, daß ſie, ohne Compas, gegen den Strich des Monſums, die von Oſten nach Weſten wehen, ſich von Weſten nach Oſten, von Inſel zu Inſel in dieſem weitem, gefährlichen Meere würden fortgepflanzt haben? — Und die anderen Raſſen, die Ureinwohner, welche auf Tahiti, Sumatra, Neu-Guinea. Neuholland und Madagaskar, in Geſtalt und Sitte eine ſo auffallende Aehnlichkeit haben, daß man ſie für ein Volk anzunehmen ſich berechtiget hält, wie ſind dieſe von Inſel

zu Inſel ohne Schiffarth gekommen? — Es ſcheint wenigſtens eben ſo möglich, daß die Malajen erſt von der Südſee aus nach Aſien gewandert ſind, als der umgekehrte Fall. Die negerartige Raſſe aber wiſſen wir nicht anders zu erklären, als daß wir ein großes Südland annehmen, das ſich vielleicht von Madagaskar aus bis zu den freundſchaftlichen und andern Südſee-Inſeln erſtreckte, das nachher, in einer großen Erdrevolution, vom Meere verſchlungen wurde, wo nur die Gipfel der Gebirge ſich erhielten, und den übrig gebliebenen Menſchen als Zufluchtsort dienten. Die Malajen waren vielleicht ſchon damals in dem großen Südlande als eine kriegeriſche Nation etwa wie die Mogulen jetzt in China, verbreitet, und erlitten mit den Ureinwohnern ein gemeinſchaftliches Schickſal. Doch dies ſind hiſtoriſche Träume, die nichts beweiſen, als daß wir in Ungewiſſenheit über die Geſchichte dieſer Gegenden ſind. Sie werden hier auch nur angeführt, um die Thatſachen möglichſt zu erklären, welche die Verwandſchaft der aſiatiſchen Inſeln mit den Südländern glaubwürdig machen.

Alle Inſeln des großen Oceans, mit Einſchluß der Südaſiatiſchen, ſcheinen mannichfach verſchlungene Bergketten zu ſeyn, deren Stamm wahrſcheinlicher in Neuholland, als in einem der größeren, unter dem Aequator liegenden, Eilande zu ſuchen iſt *). Zwar haben ſich gegen die Annahme ſolcher Bergketten Zweifel erhoben, ſeitdem Seefahrer gefunden, daß oft in einer geringen Entfernung

*) Es iſt auffallend, daß das wenigſte feſte Land unter dem Aequator angetroffen wird. Wie ſich dieſe Thatſache mit der behaupteten größeren Dicke der Erde unter der Linie vereinigen laſſe, wollen wir hier nicht unterſuchen; wir bemerken nur, daß in neueren Zeiten gegen die Richtigkeit der bekannten Gradmeſſungen ſehr gegründete Einwendungen gemacht worden ſind.

von den höchſten Inſeln das Meer eine unermeßliche Tiefe hat; daß alſo dieſe Inſeln vielmehr iſolirte Berge, als zuſammenhängende Gebirgsreihen zu ſeyn ſcheinen. Allein es iſt bekannt, daß neben den höchſten Bergen die tiefſten Thäler liegen; und dann: welche Tiefe kann das Senkblei ermeſſen? Ein Tau von 1500 Fuß Länge wiegt im Waſſer ſchon das Loth faſt auf und hindert es, gerade unter zu ſinken. — Ein anderer Grund die Gebirgsketten zu bezweifeln, iſt die Bemerkung geweſen, daß die Natur des Bodens zwiſchen den einzelnen Inſelgruppen ſo auffallend verſchieden iſt. Aber iſt auf dem feſten Lande überall der Boden auf den zuſammenhängenden Gebirgen ſich gleich? Liegt nicht oft hier Granit und dort Kalk in den verſchiedenen Höhen, ja ſelbſt in gleicher Höhe in der Entfernung einiger Meilen am Tage? Und müſſen wir nicht dort, wo, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, vulkaniſche und neptuniſche Revolutionen ſich durchkreuzten, auch in den Gebirgen ſelbſt ein Gemiſch, eine durch einander geworfene Maſſe von Ur- und Flößgebirgen vermuthen? Bis jetzt wenigſtens widerſpricht keine Erfahrung der Hypotheſe einer fortlaufenden Gebirgskette, welche, wie die Gebirge des feſten Landes, gleich einem Gürtel, die Erde umſchließt. Von dieſer Kette können die aſiatiſchen Inſeln nicht ohne Willkür getrennt werden. Noch läßt ſich freilich die Verflechtung und mannichfaltige Ausbeugung ihres höchſten Gebirgsrückens nicht nachweiſen, da uns das Innere der großen Inſeln unbekannt iſt. Doch wiſſen wir, daß der Strich der Gebirge auf beinahe allen dieſen Inſeln von Norden oder Nord-Weſt nach Süden oder Süd-Oſt geht, daß ſie alſo wahrſcheinlich Parallelen mit den Afrikaniſchen und Amerikaniſchen Gebirgen bilden.

So verſchieden demnach die Anſicht der einzelnen Inſeln in dieſem Welttheile bei der erſten flüchtigen Betrachtung ſcheinen mag, indem hier die Natur über einem, zu-

gleich vom ewigen Frühling umblühten und vom ewigen Herbſt geſegneten Eden, — dort der Tod über nacktem Geſtein, über waſſer- und pflanzenloſen ausgebrannten Wüſten, über einem ewigen Grabe der Welt thront; ſo verſchieden, ſage ich, auch der erſte Anblick dieſer, aus dem Meere hervorragenden Berggipfel ſeyn mag; ſo geben die häufigen, unaufhörlich feuerſpeienden Vulkane, die faſt auf allen Inſeln, nicht ſelten in großer Anzahl, angetroffen werden, ihnen einen übereinſtimmenden Charakter, der ſich denn auch, in den verſchiedenen Breitengraden der Einwirkung des Klima's folgend, in den Producten und ſelbſt in den Menſchenſtämmen in ſeiner Abweichung von den Aſiatiſchen und Amerikaniſchen Pflanzen und Thieren als eigenthümlich bewährt.

Es iſt in einem geographiſchen Leſebuch, das nicht zur Erweiterung der Wiſſenſchaft, ſondern zu ihrer Verbreitung, nicht für den eigentlichen Gelehrten, ſondern zu einer lehrreichen Unterhaltung für den wißbegierigen Liebhaber der Völkerkunde beſtimmt iſt, — es iſt hier nicht der Ort, dieſe Andeutungen über die Mängel der bisherigen Eintheilung der Geographen, in Abſicht auf die Gränzen zwiſchen Aſien und Auſtralien, weitläufig auszuführen. Es iſt hier eben ſo wenig der Ort, neue Eintheilungen in Vorſchlag zu bringen. Wir begnügen uns, die ſtreitige Frage berührt zu haben. Wer ſich näher über die Gründe der verſchiedenen Meinungen unterrichten will, den müſſen wir auf die klaſſiſchen Werke der Herren Fleurieu *), Desbroſſes **), und Dalrym-

*) Observations sur la division hydrographique du Globe, mit einer vortrefflichen Charte, im 4ten Bande von Marchand voyage autour du Monde. Paris an VI.

**) Histoire des navigations aux terres australes. à Paris 1756. 2 vol. in 4. Ueberſetzt von Adelung unter dem Titel: Vollſtändige Geſchichte der Schiffahrten nach den Südländern.

ple *) verweiſen. Auch Herrn von Zimmermann's neues treffliches Werk: Auſtralien, gehört hierher, indem der gelehrte und ſcharfſinnige Verfaſſer die verſchiedenen Eintheilungen kritiſch prüft, und eine eigene Gränzlinie zu begründen ſucht, welche die neuen mit den alten zu verbinden geeignet iſt **).

Obgleich wir nun aus phyſiſchen Gründen gegen die Trennung der Aſiatiſchen Inſeln von Auſtralien uns erklären, ſo finden wir uns doch veranlaßt, hier der alten Eintheilung zu folgen, da der Plan dieſes Werkes auf dieſelbe gegründet war, und es für unſern Zweck ziemlich gleichgültig iſt, ob Sumatra, Java ꝛc. zu Aſien oder Auſtralien gezählt werden; genug, wenn unſere Leſer mit den Merkwürdigkeiten jener Inſeln in nähere Bekanntſchaft geſetzt werden. Ueberhaupt iſt jede ſyſtematiſche Claſſifikation nur ein Behelf der Schule und mehr oder weniger künſtlich und gezwungen; daher, bei weiterem Vordringen in das Innere der Wiſſenſchaft der Behelf entbehrlich, und die Natur und ihre Erde als ein großes unzertrennliches Ganze erkannt wird.

Die gewöhnlich noch zu Aſien gezählten Inſeln, mit deren Beſchreibung wir uns hier beſchäftigen, liegen zwi-

*) Dalrymple historical Collection of the several voyages, in the pacific Ocean. London, 1769.

**) Ferner verdienen hier nachgeleſen zu werden: Gatterer's Abriß der Geographie. Göttingen, 1775. — Otto's Abriß der Naturgeſchichte des Meeres. 1794. — Plant's Handbuch einer vollſtändigen Erdbeſchreibung und Geſchichte Polineſiens; fortgeſetzt von Ehrmann und Heuſinger. 1793 — 1799. Géographie mathématique, physique et politique etc. par Mentelle et Malte-Brun. à Paris 1803. Tom. XII. pag. 359 ff. — Forſters Bemerkungen über Gegenſtände der phiſiſchen Erdbeſchreibung. Berlin, 1783.

ſchen dem Indiſchen und großen Ocean oder dem fälſchlich ehedem ſogenannten ſtillen Meere, und ſind von den älteren Seefahrern in drei Archipel getheilt worden. Wir verbinden hiermit, ihrer Nähe wegen, die Andamaniſchen und Nicobariſchen Inſeln.

Dieſe Archipele und die Namen der Inſeln, aus welchen ſie beſtehen, ſind bereits im erſten Bande dieſes Werkes *) in der Einleitung Seite 46 — 48 angegeben worden; daher wir darauf verweiſen und den Leſer einladen, ſich auf der Charte von Aſien, die dem erſten Bande beigefügt iſt, über ihre Lage im Allgemeinen zu orientiren. Wir beſchließen dieſe Einleitung mit einem kurzen Ueberblick der Entdeckungsgeſchichte der ſüdaſiatiſchen Inſeln.

Den Griechen und Römern waren einige dieſer Inſeln wenigſtens der Sage nach bekannt. Des Ptolemäus Ιαβα διου (Jaba div) iſt wahrſcheinlich Java **), und die *Insolae maniolae* jenſeits der *Sines*, von denen er, wie von einer zweifelhaften Sache ſpricht, laſſen auf eine dunkle Ueberlieferung des Daſeyns der Philppinen ſchließen. Auch die Molukken waren den Alten, als das Vaterland der Gewürze nicht gänzlich unbekannt. Die Araber hatten bereits im neunten Jahrhundert n. C. ***) einige Kunde von den unzählbaren Inſeln im Indiſchen Ocean, die man auf der Fahrt nach China in der Ferne erblickt. Bis zu den Europäern drangen indeſſen die Kenntniſſe der Arabar nicht vor. Marco Paolo war wohl der erſte, der ihnen dieſen Theil des Orients aufſchloß.

*) Dem zehnten Bande der Länder- und Völkerkunde.

**) Danville hält die Jabadii insula für die Sumatra.

***) S. Reiſe zweier Muhammedaner im neunten Jahrhundert im 31ſten Bande der Sprengel-Ehrmanniſchen Bibliothek; die Inſel Ramni, deren ſie erwähnen, wird für Sumatra gehalten.

In ſeiner Reiſe in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295, ſagt er: „Indien iſt voll von kleinen Inſeln. Die Zahl derſelben iſt unglaublich und ſoll nach den Ausſagen der Schiffer und Piloten ſich auf 12,700 belaufen.“ Hier ſind vielleicht die Malediven gemeint. Unter den 7,000 Inſeln, die er in der Nachbarſchaft von Zipangri (Japan) ſetzt, mögen die Lieukieuer oder auch die Philippinen verſtanden ſeyn. Sein Klein-Java wird für Sumatra und Groß-Java für Borneo gehalten. Alle dieſe Nachrichten ſind ſchwankend und ungewiß. Die nähere Kunde dieſer Gegenden beginnt erſt, nachdem der Muth der Portugieſen auf ihren Schiffen im Jahre 1497 den Weg um Afrika nach dem alten Lande wundervolle Schätze, nach Indien, geſunden hatte. In Indien erfuhren die Portugieſen, bald nach ihren erſten Beſuchen, die Nähe der Inſeln, deren köſtliche Gewürze durch die Araber bis nach Europa gebracht worden waren, ohne daß man ihr Vaterland gekannt hatte. Selbſt die Araber erhielten ſie wahrſcheinlich auf dem feſten Lande nur aus der zweiten Hand. Die Portugieſen verſäumten nicht, die eingeſammelten Nachrichten zur Erweiterung ihrer Entdeckungen zu benutzen. Vielleicht wurden auch die Schiffer dieſer Nation von den Winden, die, mit dem Duft der Spezereien geſchwängert, ſie in dem unbekannten Meere umwehten, angelockt, die glücklichen Gegenden aufzuſuchen, von denen dieſer Duft, wie ein Hauch aus einer bezauberten Welt ihnen entgegen kam. Sie folgten dem Reiz und entdeckten hier einen Archipel, deſſen Inſeln mit den herrlichſten Schätzen der Natur in unerſchöpflicher Fülle prangten. Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als eine, von Albuquerque's Flotte detachirte, Eskadre im Jahre 1511 zuerſt die Molukken beſuchte, nachdem ſeine Landsleute bei dem Verſuche, Malakka im Jahre 1509 zu erobern, den Weg nach Sumatra und Java gefunden hatten. Celebes ſoll be-

reis im Jahre 1515 entdeckt worden ſeyn, und ſehr bald darauf auch Borneo, die größte Inſel der alten Welt.

Für die Abſichten der Portugieſen waren die Gewürzinſeln oder Molukken die wichtigſte Entdeckung. Dieſe geſegneten Eilande wurden bald für die Fundgruben anerkannt, aus denen der Oſtindiſche Handel den größten Gewinn ziehen könne. Der Ruf ihrer Reichthümer drang nach Europa, und erregte bei andern Nationen die Begierde an dieſen Schätzen Theil zu nehmen.

Der Pabſt Alexander VI. hatte 1493 die bekannte Demarcationslinie gezogen, welche alle neuentdeckten Länder im Weſten den Spaniern, und jene in Oſten den Portugieſen zuerkannte. Aber die Unfehlbarkeit des römiſchen Oberprieſters hatte ihn nicht gegen Unwiſſenheit in der Geographie geſchützt, und er ſah nicht voraus, daß, wenn die Spanier ſich immer weiter gegen Abend und die Portugieſen immer mehr gegen Morgen ausbreiten würden, ſie endlich einander begegnen und über die Rechtmäßigkeit des Beſitzes der neuen Länder in Streit gerathen müßten. Dies geſchah, als Magelhan, der erſte Weltumſegler, von Amerika aus, ſich den Indiſchen Gewäſſern näherte und 1521 zuerſt die Manilen oder die ſpäter ſogenannten Philippinen entdeckte. Mit dieſer Entdeckung beginnt die wichtigſte Periode in der Schiffahrtskunde, denn Magelhans Reiſe ſetzte die Kugelgeſtalt der Erde und die Möglichkeit ſie zu umſchiffen, außer Zweifel. Die Portugieſen, erſtaunt Europäiſche Schiffe durch das Südmeer nach Indien kommen zu ſehen, fürchteten für den Beſitz der Molukken, auf welche, ſo wie auf die Philippinen, die Spanier nun Anſpruch machten. Zum Glück ließ ſich der immer Geldarme Karl V. durch eine Million Thaler überreden, ſeine Rüſtungen gegen die Molukken einzuſtellen, und die Entſcheidung der gegenſeitigen Anſprüche den Unterhandlungen zu überlaſſen.

So blieben die Portugieſen noch im Beſitz der Molukken, bis ſie ihnen von den Holländern entriſſen wurden.

Spanier, Franzoſen, Holländer, und Engländer haben ſeitdem die Südaſiatiſchen Inſeln beſucht, ſich in verſchiedenen Gegenden derſelben niedergelaſſen und den Portugieſen den Alleinhandel entriſſen. Bis auf die neueſten Zeiten ſind aber die Spanier ſtets im Beſitz der Philippinen, wie die Holländer in Beſitz der Molukken oder Gewürzinſeln geblieben. In den Sundainſeln waren die Holländer bisher Herren von Java; auf Sumatra haben die Engländer große Factoreien und ein eigenes Gouvernement errichtet. Die Niederlaſſungen auf den andern Inſeln werden wir bei der Beſchreibung derſelben anführen *).

I.

Andaman-Inſeln **).

Die Andamaninſeln liegen im Bengaliſchen Meerbuſen und ſind eine Fortſetzung des Archipels, der ſich vom Cap Negrais, im Birmaniſchen Reiche, bis zum Cap Achin (Atſchien), auf Sumatra, oder von 10° 32′ bis

*) Ueber die Geſchichte der Entdeckungen dieſer Inſeln iſt nachzuleſen: Sprengels Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen. Halle 1792.

**) Nach Symes Reiſe nach Ava, und Sonnerat voyage aux Indes orientales etc. nouvelle édition revue par Mr. Sonnini. à Paris, 1806. Tom. III. pag. 134. ff.

und 13° 40′ nördlicher Breite und (auf unſerer Charte) von 110° 30′ — 112° öſtlicher Länge von Ferro erſtreckt *). Endlich ſind es nur zwei Inſeln, Groß-und Klein-Andaman, die dieſen Namen führen, und von denen Groß-Andaman die nördlichſte iſt; ihre Länge beträgt ungefähr 20 teutſche Meilen und ihre Breite 4 Meilen. Ein ſchmaler Seearm, der eine freie Durchfahrt in den Buſen von Bengalen eröffnet, trennt ſie von Klein-Andaman, welche Inſel etwa 7 Meilen lang iſt. Man kann aber die kleinen und großen Cocosinſeln, ſo wie auch die Inſeln Priparis gleichfalls hierher rechnen, welche zwiſchen Andaman und Cap Negris liegen. Die Cocosinſeln ſind klein, ſumpfig, unbewohnt und leiden Mangel an ſüßem Waſſer. Bei den Priparisinſeln iſt die Landung, wegen der Felſenriffe gefährlich; daher ſie wenig bekannt ſind.

Groß-Andaman iſt, für die Sicherheit und Beherrſchung des Handels im Bengaliſchen Meerbuſen, von den Franzoſen als eine wichtige Beſitzung anerkannt worden. Im Jahre 1765 ſchrieb Herr Chevalier, Gouverneur von Chandernagor im Franzöſiſchen Oſtindien, ein Memoire **), worin er dem Gouvernement den Vorſchlag machte, hier eine Niederlaſſung zu errichten, indem die vortrefflichen Häven der Inſel, ihre Fruchtbarkeit und Lage, die Franzoſen in den Stand ſetzen würden, der Schiffahrt in dieſen Gewäſſern zu imponiren. Die Schläfrigkeit der vorigen Regierung aber erlaubte ihr

*) Nach Symes liegt dieſer Archipel von 90° 6′ bis zu 92° 59′ öſtlicher Länge von Greenwich; dieß giebt 107° 40′ bis 110° 33′ von Ferro: demnach wäre die Lage des Archipels auf unſerer Charte um 2° 50′ zu weit öſtlich gezeichnet.

**) Dieſes Memoire ſteht in Sonnerat's Reiſen Tom. III. pag. 135. ff.

nicht, an die Ausführung dieſes allerdings ſehr nützlichen Projektes zu denken. Von Andaman aus können die Kreuzer alle Schiffe im Bengaliſchen Meerbuſen beunruhigen, und finden, im Fall ſie einer größeren Flotte begegnen, hier ſtets einen ſicheren Zufluchtsort.

Im Jahre 1791 errichteten die Engländer eine Colonie, die, wie es ſcheint, guten Fortgang hat. Der Hauptzweck dieſer Niederlaſſung war, einen ſichern Haven für die Kriegsſchiffe während des Nordoſtmonſuns, und einen Verwahrungsort für Bengaliſche Verbrecher zu haben.

Die Inſel iſt reich an Holz; auch der zum Schiffsbau nützliche Teakbaum wächſt hier im Ueberfluß, ingleichen der Banianenbaum (ficus religiosa), der Mandelbaum und der rohe Terpentinbaum; ferner der Penaigrobaum, welcher gutes Kienholz liefert, und der Eiſenbaum (Mimusops elengi oder M. kauki) von außerordentlicher Höhe und ſo hart, daß er kaum von der Axt zu bezwingen iſt; endlich das Rothholz, welches, wie der Mahagonybaum, zu ſchönen Tiſchlerwaaren verarbeitet werden kann.

Die einzigen vierfüßigen Thiere auf der Inſel ſind Schweine, Ratzen und das Ichneumon; die Iguana aus dem Eidechſengeſchlecht, iſt dem Federvieh ſchädlich. Auch giebt es mehrere Arten von Schlangen und Scorpionen, deren Biß nicht tödtlich iſt, wiewohl er Zuckungen verurſacht.

Fiſche ſind häufig; die beſten derſelben ſind: Barben, Kabbeljaue, Glattrochen und Schollen; Auſtern findet man in geringer Menge. Die Küſten wimmeln von ſchönen Muſcheln, Madreporen, Kauris *) und dergleichen.

*) Die kleinen Porzellanſchnecken, die im Negerhandel ſtatt Münze dienen; 500 Kauris und darüber gehen auf eine Rupie d. i. 1000 — 1 Thaler.

Herr Chevalier, der Groß = Andaman im Jahre 1765 umſchiffte, glaubte an den Küſten vollkommen angebautes Land zu ſehen *). Dies ſcheint, nach Symes Bericht zu ſchließen, nicht der Fall. Die engliſchen Coloniſten müſſen ſich in dem verwilderten Boden erſt mit der Axt in der Hand Bahn machen. Auch läßt der wilde Zuſtand der Bewohner keine Cultur des Bodens vermuthen.

Die rohen Neuſeeländer und die halbthieriſchen Feuerländer hält Symes für cultivirt im Vergleich mit dieſen Inſulanern, deren Anzahl übrigens 2000 bis 2500 nicht überſteigt. Sie leben zerſtreut an den Küſten im bemitleidenswerthen Zuſtand der Noth und Armuth. Ihre Hütten beſtehen aus vier Pfählen, die oben zuſammenlaufen und mit Zweigen durchflochten ſind; ſtatt der Thüre ſieht man ein Loch, das eben groß genug iſt, daß ein Menſch durchkriechen kann. Hausgeräthe haben ſie faſt gar nicht. Ihr Lager ſind aufgehäufte Blätter und zur Bereitung ihrer Speiſe, die größten Theils aus Fiſchen beſteht, brauchen ſie nichts als Kohlen, auf welchen ſie die Fiſche braten. Zur Abwechſelung eſſen ſie Eidechſen, Iguanas, Ratzen und Schlangen. Gemüſe wiſſen ſie nicht zu bereiten. Die Banianenfeige weichen ſie in Waſſerpfützen, und bereiten ſich daraus einen Leckerbiſſen. In den Uferhöhlen und Felſenklüften der Inſel niſtet die Salangane, oder Schwalbe, von der die bekannten Indianiſchen Vogelneſter herkommen, welche von den Gourmants in China theuer bezahlt, von dem ausgehungerten Volk auf Andaman aber unangerührt gelaſſen werden. Unglücklicher Weiſe wächſt die Cocosnuß, die auf den benachbarten Inſeln ſo häufig iſt, hier gar nicht; und obgleich die Einwohner ſie begierig verzehren, wenn die Europäer ſie ihnen in den Weg wer=

*) „Les bords de la mer, dans la partie de l'ouest, sont parfaitement cultivés"; ſagt er.

ſen; ſo wiſſen ſie ſie doch nicht zu holen. — Ein Bogen von vier bis fünf Fuß Länge, deſſen Sehne aus Holzfaſern oder Bambusſplittern beſteht, und Rohrpfeile mit Fiſchgräten oder hartem Holz zugeſpitzt, machen ihre vorzüglichſten Waffen aus. Ueberdies tragen ſie einen Speer von hartem Holz und ſcharf zugeſpitzt, nebſt einem Schilde von Rinde, um ſich gegen ihre Feinde zu vertheidigen; denn auch dieſe Elenden führen Krieg, obgleich ihre Armuth keine Vertheidigung eines Eigenthums nöthig zu machen ſcheint. Am häufigſten brauchen ſie jedoch ihre Waffen gegen die Fiſche.

Die Andamanen ſind ſelten über fünf Fuß hoch, haben dünne Glieder, hängende Bäuche, hohe Schultern und große Köpfe. Sie ſind eine offenbare Negernraſſe mit wolligtem Haar, platten Naſen und dicken Lippen, ihre Augen ſind klein und roth, ihre Haut dunkelſchwarz; ihre Phyſiognomie drückt ein ſchauderhaftes Gemiſch von Hunger und Wildheit aus. Sie gehen ganz nackt, und vermeiden den Umgang mit den Europäern. Ihre Religion, ſo viel man davon weiß, beſteht in der Verehrung der Sonne; den Mond halten ſie für eine untergeordnete Macht, und die Geiſter der Wälder, des Waſſers und der Berge für deren Unterbeamten. Den Geiſt der Stürme ſuchen ſie durch wilde Chöre, die ſie in kleinen Haufen oder auf den Felſen ertönen laſſen, zu beſänftigen und ſeine Wuth abzuwenden.

Die Sprache der Andamanen ſoll mit keiner Indiſchen Aehnlichkeit haben, aber weder rauh noch unangenehm ſeyn. Ihre Geſänge ſind wild, aber melodiſch, und ihre Gebärden beim Singen werden als im hohen Grade ausdrucksvoll geſchildert.

Die engliſche Colonie, welche ſich hier niedergelaſſen hat, beſtand, während der Anweſenheit des Major Symes, aus 700 Mann, eine Compagnie Seapoys, zur Be-

wachung der Gefangenen, mit eingerechnet. Die erſte Niederlaſſung der Engländer wurde 1791 am ſüdlichen Ende der Inſel gegründet; aber zwei Jahre ſpäter auf des Admiral Cornwallis Rath weiter nach Norden verlegt, in einer kleinen, zwei Engliſche Meilen langen und eine halbe Meile breiten Inſel, Chathamsinſel, die im Haven, Port Cornwallis liegt. Die Lage dieſes Havens ſoll höchſt reizend ſeyn; von allen Seiten vom Lande eingeſchloſſen, ſieht man bloß einen kleinen Streifen von der See, die mit Inſeln wie beſäet, und von hohen, mit dichten Wäldern bekleideten Bergen begränzt iſt. Die Sicherheit in dieſem Haven, und ſeine Lage am Eingange in den Bengaliſchen Meerbuſen geben dieſem Etabliſſement einen hohen Werth in Rückſicht der andern Beſitzungen der Engländer.

II.

Die Nicobariſchen Inſeln.

Dieſe Inſeln gehören mit den vorigen zu einem Archipel; ſie liegen ſüdöſtlich von Andaman, und nordweſtlich von Sumatra. Unter den Canälen, welche die einzelnen Inſelgruppen durchſchneiden, ſind der Sombrere-Canal und der St. Georges-Canal die vorzüglichſten. Der erſte trennt die Inſel Catchoute von Klein-Nicobar, der zweite ſcheidet die beiden Nicobaren, unter denen die ſüdlichſte die größte iſt. — Die nördlichſte Inſel heißt Carnicobar. Unter den andern Inſeln ſind Nankawri, Sombreiro oder Pembou, Komorte und Trinkutte die merkwürdigſten.

Groß-Nicobar*) iſt ungefähr sechs teutſche Meilen lang, und zwei bis drei Meilen breit. Die ſüdliche Küſte iſt hoch und mit ſteilen Felſen umgeben; an den andern Küſten iſt die Inſel niedrig, eben, fruchtbar, gut bewäſſert, und mit trefflichem Holz bewachſen. Cocospalmen umkränzen die Baien und bilden lachende Ufer. Ein anderer Fruchtbaum wird von den Eingebornen Melori genannt; ſeine Frucht iſt ſo groß als jene des Brodfruchtbaumes, hat einige Aehnlichkeit mit unſern Aepfeln und iſt nebſt Fiſchen die vorzüglichſte Nahrung der Nicobaren. Die Einwohner ſind groß, wohlgewachſen, und haben eine angenehme Geſichtsbildung; ihre Hautfarbe iſt kupferfarbig. Ihre Kleidung beſteht nur aus einem Gürtel, deſſen Enden zwiſchen den Schenkeln herabhängen. Die Weiber tragen einen Rock, der bis an das Knie reicht. In ihrer Sprache bemerkt man einige malajiſche Worte; doch ſcheint ſie viel eigenes zu haben. Sie haben weder Tempel, noch Götzenbilder, noch ſonſt einen Gottesdienſt; ſie erkennen auch kein Oberhaupt an, ſondern leben in der vollkommenſten Gleichheit. Ein Mönch, der ſich eine Zeitlang unter ihnen aufhielt, verſichert, daß die Nicobaren gute, friedliche, rechtliche Menſchen wären. Sehr mit Unrecht hat man ſie ehedem für Anthropophagen gehalten **). Sie leben in einfachen Hütten. Die Vielweiberei iſt ihnen unbekannt.

Carnicobar***), die nördlichſte dieſer Inſeln, iſt niedrig und beinahe rund. Aus der Entfernung angeſehen, ſcheint

*) Nach Dampier, deſſen Reiſe ſich im 4ten Bande der Collection abrégée des voyages anciens et modernes etc. à Paris 1808 findet. Dampier beſuchte im Jahre 1688 dieſe Inſel.

**) Ein ſchwediſcher Reiſender im 17ten Jahrhundert, Koeping, will auf den Nicobaren auch geſchwänzte Menſchen gefunden haben. Linee beruft ſich auf ihn zur Beſtättigung ſeines homo lar.

***) S. Malte-Bruns Geographie.

ſie ganz mit Bäumen bedeckt; wenn man ihr aber näher kommt, ſo bemerkt man mehrere offene, ungemein freundliche Gegenden. Der Bodem iſt im Ganzen ſumpfig und beſteht aus einem ſchwarzen Lehm. Bei der geringſten Sorgfalt bringt er faſt alle tropiſchen Früchte im Ueberfluß hervor, als Ananas, Bananenpiſang (Musa sapientum) Arekanüſſe ꝛc. Im Uebrigen kommen die Pflanzen und Thiere mit denen der Andamaninſeln überein. Doch iſt die Cocosnuß hier häufig und dient ſelbſt als Handelsartikel, den die Einwohner den Schiffern, welche hier anlanden, gegen Tücher und andere Zeuge vertauſchen. Die Einwohner ſind klein, aber wohlgewachſen, ſehr lebhaft und behende, kupferfarbig und in ihren Zügen den Malajen ähnlich, nämlich ſehr häßlich; beſonders haben die Weiber ein widerliches Anſehen. Die Männer tragen kurze Haare; die Weiber ſcheeren ſich den Kopf kahl. Beide Geſchlechter tragen ſchwere Muſcheln in den Ohren, wodurch das Läppchen herabgezogen und die Oeffnung außerordentlich groß wird. Ihre übrige einfache Kleidung iſt wie auf Groß-Nicobar. Die Eingebornen ſind gutmüthig und fröhlich, und unterhalten ſich gern mit Fremden. Sie laſſen ſich gern von den Europäern zur Tafel laden, und beeifern ſich dann ihren Gäſten Ehre zu machen, indem ſie ungeheuren Appetit zeigen. Sie ſetzen keinen großen Werth in den Wein, deſto mehr iſt der Arrak ihrem Geſchmack angemeſſen. Sie lieben den Tanz und fröhliche Feſte, die den größten Theil ihrer Zeit ausfüllen, indem ſie von der Arbeit keine großen Freunde ſind, und die Zeuge, die ſie zu ihrer Kleidung brauchen, nicht ſelbſt verfertigen. Geld wird hier bloß als Schmuck für die Frauen geachtet, welche den Hals bisweilen mit an einander gereihten Piaſtern zieren. Die Inſulaner ſcheinen nichts von Diebereien zu wiſſen; ein Umſtand, der bei einem Volke, das in vollkommener Gleichheit ohne Herren lebt, merkwürdig iſt. Auch hier herrſcht keine Vielweiberei, und der Ehebruch wird als ein

Verbrechen hart geſtraft; denn man ſchneidet dem Verbrecher einen Theil des geſündigten Gliedes ab, und zwar um ſo mehr, je größer ſeine Schuld iſt. Dies zeigt eine Art von Gerichtsbarkeit, welche mit der vollkommenen Gleichheit in einigem Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. — Die Engländer ſollen gegenwärtig ein Etabliſſement auf Carnicobar errichtet haben.

Man glaubt, daß die Nicobariſchen Inſeln von Pegu aus bevölkert worden ſind, und will auch eine große Aehnlichkeit der Peguaniſchen Sprache mit der Nicobariſchen bemerkt haben. Uebrigens ſind dieſe Inſeln ſo oft von den Seefahrern beſucht worden, daß die Einwohner faſt Alle das verdorbene Portugieſiſche verſtehen, welches beinahe in ganz Indien geſprochen wird.

Die Aſiatiſche Compagnie von Kopenhagen hat im Jahre 1756 in dieſen Inſeln Beſitz genommen, und ſeit dieſer Zeit iſt die Däniſche Flagge dort aufgepflanzt worden. Die Däniſche Colonie aber, die ſich dort niederließ, iſt, wegen der Ungeſundheit des Klima's, zu Grunde gegangen. Nur auf Nankawri haben ſich einige herrenhutiſche Miſſionäre erhalten. — Auch eine Nation, deren Namen ſelten in fernen Welttheilen genannt wird, die Oeſterreichiſche *), wollte hier eine Colonie anlegen, die ſich bereits der Inſel Sombreiro bemächtigt hatte; als aber das Däniſche Gouvernement von Tranquebar ſich anſchickte, dieſe neuen Gäſte fortzujagen, hatte der Tod der Oeſterreichiſchen Coloniſten ihnen bereits die Mühe erſpart.

*) Wahrſcheinlich die Oeſterreichiſchen Niederländer.

III.

Die Sunda-Inſeln.

A. Sumatra *).

Allgemeine Anſicht. Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima.

Die Inſel Sumatra liegt im Süd-Weſten und Süden der Halbinſel Malakka, zu beiden Seiten des Aequators, der faſt mitten durch die Inſel geht; denn ſie erſtreckt ſich von 7° N. Br. bis zu 6° S. B. in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt. Sie iſt gegen 200 teutſche Meilen lang und 45 bis 65 teutſche Meilen breit. Ihr Flächeninhalt kann auf 500 Quad. M. angenommen werden. Durch die Meerenge oder Straße von Malakka wird ſie von Aſien getrennt. Eine unzählige Menge kleiner Inſel in dieſer Straße, machen einen ehemaligen Zuſammenhang mit dem feſten Lande wahrſcheinlich. Weiter gegen Südoſt, nach Borneo zu, liegen die größeren Inſeln Banca und Billiton, und mehrere kleine Eilande und Felſenriſſe. An der Weſtküſte erſtreckt ſich

*) Nach Marsden history of Sumatra, London 1783. in 4. im Auszuge überſetzt im 3. Theil der Forſter-Sprengel'ſchen Beiträge. Leipzig, 1783. — Eſchelkrons Beſchreibung von Sumatra. Hamburg, 1781. — Karl Miller's Nachrichten von Sumatra, aus dem 68 Bande der philoſophiſchen Transactionen. Forreſt's Beſchreibung des Reiches Atſchien auf der Inſel Sumatra — und Andern.

in paralleler Richtung mit Sumatra, ein anderer Archipel, deſſen größte Inſeln, Berkens- oder Schweine-Inſel, Nias, Minteon, Good Fortuyn, Bergh, und Naſau- oder Poggi-Inſel genannt werden. In der Nähe der letzten liegen die Cocosinſeln, welche von jenen bei den Andaman-Inſeln unterſchieden werden müſſen. Endlich liegen in der Sunda-Straße, welche Sumatra von Java ſcheidet, ebenfalls mehrere kleine Inſeln, unter denen die ſogenannten Tauſend-Inſeln nicht mit Unrecht dieſen Namen führen.

Sumatra iſt reich an Baien und Häven, vorzüglich an der Oſtküſte, die jedoch, wegen der beſchwerlichen und durch Stürme gefährlichen Fahrt, lange nicht beſucht wurden; die gefährlichſte Stelle iſt in der Straße von Banca. Auf der Weſtküſte findet ſich die berühmte Bai Tapanooly, 1° 30′ N. Br., welche, in Abſicht auf ihre natürlichen Vorzüge, wenige ihres Gleichen in der Welt haben ſoll, indem ſie einen gegen alle Stürme geſicherten Haven bildet, der groß genug iſt, alle Flotten von Europa aufzunehmen; ferner die Bai von Benkulen.

Eine Gebirgskette zieht ſich durch die ganze Länge der Inſel, doch näher der Weſtküſte als gegen Oſten, wo die Abdachung ſtärker, und der Boden ſumpfiger iſt. Das Hauptgebirge wird von andern Ketten eines Mittelgebirges umgeben. Der höchſte Berg iſt der Ophir, welcher Name von Europäern neugeſchaffen iſt, und daher nicht bis zu den Salomoniſchen Zeiten zurückdatirt werden muß; ſein Gipfel iſt 13,842 Engliche Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Es giebt hier mehrere Vulkane, unter denen der von Ayer Raja eine Höhe von 1377 Fuß hat.

Zwiſchen den Abhängen der Mittelgebirge liegen einige

Seen, welche ihre Gewäſſer im prachtvollen Cascaden jäh in die Tiefe ſtürzen.

An der Weſtküſte giebt es mehrere Küſtenflüſſe, einer der größern Flüſſe in dieſer Gegend iſt der Sinkelfluß. An der Oſtſeite iſt der Battoo=Bara der größte ſchiffbare Fluß im Lande der Battas, und ergießt ſich in die Meerenge Malakka; der Rankan, Andragiri, und der Palimban, unfern der Straße Banca, bilden bei ihrem Ausfluß die drei größten Baien der Inſel.

Das Klima iſt für die Europäer nicht viel weniger gefährlich, als das zu Batavia auf Java. Doch iſt die Hitze weniger groß, als man es auf einer Inſel unter dem Aequator erwarten ſollte. Der Thermometer ſteigt ſelten über 24 Grad Reaumur, während er in Bengalen wohl 31 Grad erreicht. Die Bergbewohner ſind bisweilen genöthiget, ſich in den kühlen Morgen am Feuer zu erwärmen. Doch ſind Eiß, Schnee und Hagel unbekannte Dinge in Sumatra; deſto häufiger ſind die Gewitter, beſonders während den Nordweſt=Monſuns. In den Gebirgen ſieht man faſt an jedem Einwohner einen Kropf, der für eine Folge der nebligten Luft in den Thälern gehalten wird. In dieſen Thälern erſcheint nämlich mit Sonnenuntergang ein ſo dichter Nebel, daß ſich ſeine Umriſſe ſogar ganz in der Nähe beſtimmen laſſen. Man nennt ihn dort Caboot. Gewöhnlich dauert es bis gegen Mittag, ehe ihn die Sonne ganz zertheilt. Das Jahr theilt ſich in die trocknen und regnigten Monſuns. Der trockene oder Südoſt=Monſun fängt im Mai an und endigt im September; der regnigte oder Nordweſt=Monſun fängt im Dezember an und endet im März; in den Zwiſchenzeiten iſt die Witterung veränderlich. An der Weſtküſte weht der Seewind von zehn Uhr des Morgens bis gegen ſechs Uhr Abends; dann löſt ihn während der Nacht der Landwind ab.

Das Land hat, vorzüglich in dem ſüdlichen, breiten Theil, das Anſehen eines undurchdringlichen Waldes. Dieſe Wälder, welche die Nebel lange anhalten, tragen viel zur Mäßigung der Temperatur bei, befördern aber auch die Schädlichkeit des Klima's. Da in dieſen waldigen Gegenden die Fruchtbarkeit ſehr groß iſt, ſo ſehen es die Einwohner nicht gerne, wenn die Fremden an Ausrottung des Holzes arbeiten. Die Einwohner ſelbſt, wenn ſie einen Waldbezirk bearbeiten wollen, fällen die Bäume nicht an der Wurzel, ſondern ziemlich hoch am Stamme, und verbrennen dann den Reſt. Durch die Aſche wird der Boden gedüngt und trägt reichliche Frucht. Er wird aber ſelten mehr als einmal bepflanzt, ſondern bald wieder verlaſſen, wo er ſich dann ſchnell mit Gras bedeckt, das ſchon einen Monat nach der Erndte hoch genug wird, um einen Tiger völlig zu verbergen. Dieſer der Verwilderung preißgegebene Boden wird dann wieder zu Wald; und ſo trägt hier die Cultur wenig zur Veränderung des Klima's bei! Es iſt indeſſen keinem Zweifel unterworfen, daß durch die Kunſt die Nebel und ihr Einfluß auf die Geſundheit vermindert werden können. Auch haben die Europäer, die ſich hier ſeit der Endeckung der Inſel niederließen, mehr Mannſchaft durch die vielen Kriege mit dem einheimiſchen Fürſten, als durch Krankheiten verloren. Die Colonien der Portugieſen und Engländer ſind mehrmalen bis auf den letzten Mann niedergehauen worden; denn es leben hier kriegeriſche Völker, welche muthig und kraftvoll ihre Unabhängigkeit gegen die kaufmänniſchen Tyrannen vertheidigten, und es dem Geiz erſchwerten ſich, auf Koſten ihres Blutes und Schweißes, ſchnell zu bereichern. Die häufigen Kriege auf Sumatra ſind ſelbſt ein Beweis, daß das Klima nicht erſchlaffend auf die Organiſation des Menſchen wirken kann. Wirklich finden wir auch in der induſtriöſen und geiſtigen Ausbildung dieſer Inſulaner ſoviel Derbheit und Kraft, daß wir darin einen neuen Beweis des

alten Satzes finden; der Menſch könne in jedem Himmelsſtrich ſeine Anlagen entwickeln, und die Dalekarlier, wie die Malajen unter der Linie ſind gleich berufen zu jeder Stärke des Geiſtes und Körpers. Ueberall iſt mehr in der geſellſchaftlichen Verfaſſung, als im Klima die Schuld der Trägheit, Verworfenheit und Wildheit zu ſuchen, ſo wie der Grund einer harmoniſchen, vernunftgemäßen Ausbildung unſerer Anlagen. Freilich ſcheint den wärmeren Zonen der Despotismus eigen zu ſeyn. Aber auch der Norden hat Tyrannen erzeugt, die keinem Aſiatiſchen Despoten an Grauſamkeit nachſtanden; und wer will entſcheiden, ob Spanier und Portugieſen oder Peruaner und Indier größere Greuelthaten in Amerika und Aſien begangen haben? Der Himmel und der Boden ſind daran unſchuldig; überall waren es die Menſchen und unter ihnen die Herrſcher, welche hier Geiſt, Kraft, Vernunft und Gerechtigkeit, dort Dummheit, Sklaverei, Wahn und Laſter des Volkes erzeugten. Worin der Grund liegt, daß ein Land durch weiſe Regenten geſegnet, ein anderes durch Blödſinnige und Wüthrige in den Fluch der Verächtlichkeit geſtürzt wurde, wer will es unterſuchen?

2.

Geſchichte.

Die ganze Inſel ſtand ehedem unter einem Fürſten, den die Reiſenden gewöhnlich den Kaiſer von Menangcabo nennen. Dieſe Benennung iſt nicht unſchicklich, indem dieſer Monarch, gerade wie die ehemaligen teutſchen Kaiſer, das Haupt eines Heeres mächtiger Vaſallen war, und außer ſtolzen Titeln wenig Macht beſaß. Denn die

Fürſten, ſeine erblichen Reichsbeamten, ſtrebten alle nach Unabhängigkeit, und erhoben ſich nach und nach auch zu ſouverainen Königen, obgleich ſie noch lange den Kaiſer als ihren oberſten Lehnsherrn erkannten, unter ſich aber und gegen ihn ſelbſt Krieg führten — unbeſchadet der Förmlichkeiten, die ſie bei Annahme ſeiner Befehle, gleich gehorſamen Lehnsträgern beobachteten, um nachher zu thun, was ihnen gut dünkte. Eine auffallende Aehnlichkeit mit der Geſchichte unſers Vaterlandes! Merkwürdig iſt es, daß der Kaiſer und ſeine erbländiſchen Unthertanen Muhammedaner ſind, während die Battas und einige andere unabhängige Völkerſchaften auf Sumatra ihren alten heidniſchen Glauben beibehalten haben. Es ſcheint, daß das große Reich Menangcabo bereits in Verfall war, und ſchon die Selbſtſtändigkeit dieſer Völkerſchaften anerkannt hatte, als es erſt den Islam annahm. Mit dieſer Religionsveränderung begann für dieGeiſteskultur der Unterthanen des Kaiſers ein hellerer Tag, während die Einwohner der andern Fürſtenthümer die alte Finſterniß unter ſich erhielten. Dies giebt der Geſchichte von Sumatra einen der teutſchen entgegengeſetzten Gang; dort wurde die Geiſtescultur von denKaiſern beſchützt, bei uns alsMajeſtätsverbrechen ehemals verfolgt und beſtraft.— Alle Königreiche auf Sumatra, wo der Islam herrſcht, ſind wahrſcheinlich ſpätern Urſprungs, als ſeit der Einführung der Muhammedaniſchen Religion. Seitdem ſich die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi (Dſchambih) zu mächtigen Herrſchern erhoben haben, iſt das Reich Menangcabo bloß auf einen Theil des Innern der Inſel eingeſchränkt und beſitzt an den Küſten nur noch einige Häven. Die Einwohner von Sumatra glauben, daß Menangcabo ſchon in den älteſten Zeiten geblüht habe; es fehlt ihnen indeſſen an Jahrbüchern und an andern hiſtoriſchen Denkmalen, aus denen man ihre ältere Geſchichte kennen lernen konnte. Nur die

ſchiedenheit der hieſigen Völkerſchaften, ihre Sitte, Sprache und Geſtalt können uns hier einigen Aufſchluß geben. Wir finden nämlich hier zweierlei Arten von Malajen und einige wilde Negervölker, welche von jenen in das Innere der Gebirge zurückgedrängt ſind. Die Negervölker ſind wahrſcheinlich die älteſten Einwohner der Inſel, und dieſelbe Raſſe, die in Madagaskar, Neuguinea und andern Inſeln des großen Oceans gefunden wird. Eine andere Völkerſchaft ſind Malajen, wie ihre Sprache zeigt, aber früher eingewandert als die Malajen Cultur und den Koran annahmen; ſie ſind Heiden und Ein Volk mit den Tagalos und Pampangos auf Manilla, den Alfuhris oder Hamfuris auf den Molukken, den Biſayns auf den kleinen Philippinen, den Maruts und Idahans auf Borneo und den gelblichen Einwohnern der Ladronen, Carolinen, den freundlichen und andern Südſeeinſeln. Auf Sumatra haben ſich dieſe erſten Malajiſchen Ankömmlinge in verſchiedene, von einander unabhängige, Völkerſchaften getrennt, davon die Battas, Reangs und Lampoons die zahlreichſten und bekannteſten ſind.

Die Muhammedaniſchen Malajen auf Sumatra halten einige Reiſende für eine, ſpäter von der Halbinſel Malakka eingewanderte Colonie, die hier als Eroberer das große Reich Menangcabo ſtifteten. Dieſe ſpätere Einwanderung iſt uns um deswillen nicht wahrſcheinlich, weil die Battas noch immer eine gewiſſe, zum Theil abergläubiſche Ehrfurcht für den Kaiſer hegen, obgleich ſie ſeiner Herrſchaft nicht mehr unterworfen ſind. Wären die Muhammedaner als Eroberer nach Sumatra gekommen, ſo würden ſie von den älteren Einwohnern gehaßt worden ſeyn, und ſelbſt wenn dieſe ſich ſpäter von dem fremden Joche wieder befreyt hätten, würde dieſer Haß nur um ſo lebhafter wieder hervorgebrochen ſeyn. Da wir das Gegen=

theil bemerken, ſo halten wir es mit Herrn Marsden nicht für unwahrſcheinlich, anzunehmen, daß das Reich Menangcabo ſchon vor der Einführung des Islam in Sumatra blühte, daß die Battas ſchon damals von unruhigen herrſchſüchtigen Vaſallen von dem großen Reiche losgeriſſen waren, und, wie dies in Feudalſtaaten gewöhnlich der Fall iſt, deſſen ungeachtet eine gewiſſe Achtung für das Haupt der Nation ſich erhielt.

Wir werden in der Folge dieſe verſchiedenen Völkerſchaften, in Rückſicht ihrer Sitten und Verfaſſung noch näher kennen lernen, und bemerken hier nur noch, daß unter den verſchiedenen Königreichen die Geſchichte von Achin am meiſten, und jene von Menangcabo am wenigſten bekannt iſt. Gleichwohl verdienen gerade die Könige von Achin keinesweges dieſe Auszeichnung, denn ſie waren mit wenigen Ausnahmen, blutdürſtige Tyrannen, denen es wenig Ueberwindung koſtete, ihre nächſten Verwandten, Brüder und Schweſter, Mutter und Vater zu ermorden. Baulieu *) erzählt, unter welchen Umſtänden eine neue Dynaſtie auf den Thron von Achin erhoben wurde, welche Geſchichte wir hier in der Kürze anzeigen wollen, da ſich in ihr das Muſter eines Achiniſchen Königs ausſpricht.

Die Großen des Reichs, Orancays **) genannt, waren mächtig geworden, hatten aus ihren Häuſern Feſtungen gemacht, ſolche mit Canonen beſetzt, und verſagten dem Könige, ſo oft ſie wollten, den Gehorſam. Als

*) Mémoires du voyage aux Indes orientales du général Baulieu, im zweiten Theil der Relation de divers voyages curieux etc. par Melchisedech Thévenot. à Paris 1664 in Folio.

**) Kämpfer ſagt, Orangray, oder wie er ſchreibt, Ouangkey, bedeuts in der malajiſchen Sprache ſo viel als ein Forſtmeiſter.

die alte Dynaſtie, etwa im Jahr 1580 n. C. ausſtarb, verſammelten ſich die Orancay's, um einen neuen König aus ihrer Mitte zu wählen. Bei den vielen Kronprätendenten wurde das Wahlgeſchäfte ſchwierig und langwierig; ſie vereinigten ſich endlich darin, einen alten Mann von ſiebzig Jahren, der in dem Rufe eines Weiſen ſtand und ſich während der Unruhen des Zwiſchenreichs durchaus ruhig verhalten hatte, zum Könige zu wählen. Der Greis ſchlug aber zwei Mal die ihm angetragene Würde aus, und erſt als die Abgeordneten zum dritten Mal ihn erklärten, daß er nur zwiſchen der Krone oder dem Tode zu wählen hätte, ließ er ſich überreden den Thron zu beſteigen. Er ordnete hierauf glänzende Feſte an, wozu alle Orancay's eingeladen wurden. Dieſe zogen unter großem Gedränge und Jauchzen des Volkes in feierlicher Prozeſſion nach dem königlichen Pallaſt, wo ſie mit Muſik und Freudengeſchrei empfangen wurden; ſobald ſie aber in die inneren Zimmer einer nach dem andern eintraten, wurden ſie ergriffen, durch eine andere Thüre in einen verſchloſſenen Hof geführt, erwürgt und in eine Grube geworfen. Auf ſolche Art befreite ſich der neue Monarch von dieſen ewigen Feinden des königlichen Anſehens. Ihre befeſtigten Häuſer wurden geſchleift und ein Edikt herausgegeben, welches die Bauart der Wohnungen der neuen Orangcay's, die der König aus ſeinen Anhängern ernannte, feſtſetzte. — Dieſer König, der 95 Jahre alt wurde, ſoll zur Befeſtigung ſeiner Gewalt, in den erſten Jahren ſeiner Regierung an zwanzig tauſend Menſchen haben ermorden laſſen.

Die Europäer haben ſich zu verſchiedenen Zeiten auf Sumatra niedergelaſſen. Die Portugieſen, welche die erſten Factoreien hier ſtifteten, führten mit den Königen von Achin lange und blutige Kriege, deren Geſchichte uns noch aufbehalten iſt. Die Engländer ſte-

hen ſchon ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth mit Sumatra in Verbindung. Auch ihre Niederlaſſungen haben abwechſelnde Schickſale erfahren. Gegenwärtig haben ſie hier eine eigene Präſidentſchaft in Benkulen, deren Hauptſitz das Fort Marlborough iſt.—Die Holländer hatten ihre vorzüglichſten Etabliſſements auf der Oſtküſte der Inſel. Das neueſte Schickſal ihrer dortigen Colonieen iſt nicht bekannt.

3.

Producte. Induſtrie. Handel.

Das Pflanzenreich auf Sumatra iſt reich an allen köſtlichen Gewächſen der wärmeren Zonen. Der Reiß iſt auch hier das Hauptnahrungsmittel, und auf ſeinen Anbau ſchränkt ſich größtentheils der Ackerbau ein; doch wird nicht genug Reiß erzeugt, um das Volk zu ernähren, daher ſich in einigen Gegenden die ärmere Claſſe mit Mais begnügen muß und nur die Vornehmen gewöhnlich Reiß eſſen können. In der Gegend von Natal aber ſoll der Reiß ſich wohl achtzigmal und in Sooſor ſogar hundertfältig vermehren. Außerdem findet man hier alle Früchte, die zwiſchen den Wendezirkeln wachſen, im Ueberfluß, vornämlich Manguſtanen, deren Frucht die Süßigkeit der Traube mit dem Wohlgeſchmack der Himbeeren vereinet; Rambuſtanen, Mangos, Jocks, Durions, Ananas, Zitronen und Orangen, Cocosnüſſe, Sago und eine gemeine Art von Brodfrucht. Von den Gemüſen giebt es mehrere Arten, unter andern Bredy, eine Art Spinat, Lobuks, eine Art ſpaniſcher Radieſe, die rothe und weiße Alumwurzel, und die Helena-Gattung, welche Clody ge-

nannt wird; viele Gattungen Bohnen und eine Art kleiner Zwiebeln. Die Landesproducte, die vorzüglich des Handels wegen wichtig ſind, ſind Kampher und zwar der beſte, vom ächten Kampherbaum, der aber nicht nach Europa kommt, ſondern nach China *) und Japan mit großem Vortheil verführt wird, Benzoe, Caſſia, Baumwolle, Seidenbaumwolle (bombax ceida), vorzüglich aber Pfeffer, der nebſt dem Campher der wichtigſte Handelsartikel iſt. — Das innere Land iſt überdieß mit Wäldern von zum Theil noch unbeſchriebenen Bäumen bedeckt.

Die Fauna von Sumatra iſt arm, wie faſt in allen Inſeln Auſtraliens, doch findet man hier noch Elephanten. Beſonders iſt die Claſſe der Säugethiere beſchränkt; kleine Pferde, mehrere Affenarten, zwei oder drei Arten von Tigerkatzen, der Königstiger, Naſehörner, Hirſche, Büffelochſen **), Elephanten, Marder, Stachelſchweine, und die kleinen Schweinhirſche machen faſt das ganze Regiſter der Säugethiere aus. Unter den Vögeln zeichnet ſich der Argus oder Faſan von Sumatra durch ſeine Schönheit aus. Die indianiſchen Hühner, finden ſich auch hier, und zwar giebt es in dem ſüdlichen Theil der Inſel eine Art derſelben, die außerordentlich hoch iſt. Die Ardea argala oder die größte bekannte Reiherart hat Sumatra mit Bengalen und dem mittäglichen Afrika gemein. Der Engang oder Rhinocerosvogel trägt eine

*) Die Chineſen bezahlen den Campher von Sumatra wohl mit 300 Pfund Sterling für den Centner und verkaufen ihn dann wieder an die Europäer um den vierten Theil des Preiſes. Vermuthlich dient er zur Verbeſſerung ihres einheimiſchen Camphers. Dieſer chineſiſche Campherhandel hat etwas Räthſelhaftes. S. Millers Nachrichten von Sumatra in Sprengel's Beiträgen. I. Th. S. 17.

**) Die Büffel von Sumatra ſollen ſo faul wie der Eſel, und ſo ſchmutzig wie das Schwein ſeyn.

Art Horn auf ſeinem Schnabel. Auch die Schwalben, deren Neſt den bekannten Leckerbiſſen giebt, ſieht man hier, wie überhaupt auf allen Sunda-Inſeln.

In den Flüſſen findet man Crocodille und alle Gattungen Fiſche im Ueberfluſſe; man bedient ſich hier, wie in Otahiti, einer betäubenden Pflanze, um die Fiſche zu fangen.

Die Gebirge der Inſel verſchließen wahrſcheinlich mehrere Metalle. Bekannt ſind aber nur Eiſen und Gold, wovon letzteres, beſonders im Reiche Menangcabno, einen anſehnlichen Handelsartikel abgiebt.

Die Malajen von Sumatra ſind in den nützlichen Künſten nicht unerfahren; ſie weben einige gute Zeuche, und obgleich ſie mehrere Eiſenwaaren von den Europäern einhandeln, ſo verſtehen ſie doch ſelbſt das Eiſen zu verarbeiten. Vorzüglich ſind ſie geſchickte Goldſchmiede. Der wichtigſte Zweig ihrer Induſtrie iſt der Schiffsbau, der indeſſen ehedem wahrſcheinlich beträchtlicher, und wovon die Flotten, die bisweilen 500 Seegel ſtark den Portugieſen entgegengiengen, ein Beweis ſind.

Der Handel hat bereits in frühern Jahrhunderten mehrere Aſiatiſche Nationen hieher gelockt und nach der allgemeinen Annahme ſind die Malajen ſelbſt durch denſelben, und um Seeräuberei zu treiben, nach Sumatra gekommen. Mit Indiſchen, Chineſiſchen und Europäiſchen Waaren werden bedeutende Geſchäfte gemacht. Die Muhammedaniſchen Einwohner kennen die Münzen, und mehrere Könige laſſen ſelbſt welche prägen. Die Battas aber wiſſen nichts von Gold und handeln nur durch Tauſch. Die Indiſchen Maaße und Gewichte ſind größten Theils auf der Inſel bekannt.

4.

Einwohner. Charakter. Sitten. Sprache. Verfaſſung. Religion.

Wir haben bereits bei dem Ueberblick der Geſchichte die Namen der verſchiedenen Völkerſchaften aufgeführt, und wollen hier nur noch, ſo viel es der beſchränkte Raum verſtattet, ſie einzeln zu charakteriſiren verſuchen.

Die Battas bewohnen den an der Weſtküſte gelegenen Theil von Sumatra, der nördlich von Achin und dem großen Fluſſe Sinkel, und ſüdlich von Paſſuman begränzt wird. Das Land iſt volkreich; der größte Theil der Einwohner wohnt aber in einiger Entfernung von der See mitten im Lande, in einem fruchtbaren Erdſtrich. Der Grad der Cultur iſt hier größer, als in den ſüdlichen, mit Wäldern bedeckten Gegenden. Das Land iſt in Diſtricte, und dieſe ſind in Stämme vertheilt. Die Battas ſind kleiner von Geſtalt, als die Muhammedaniſchen Malajen. Ihre Kleidung beſteht aus einer Gattung baumwollnem Zeug, welches ſie ſelbſt verfertigen. Die Bedeckung des Kopfes iſt gewöhnlich aus Baumrinde. Die Mädchen tragen Ringe von Blech in den Ohren, und zwar in ſo großer Menge, daß ſie zuweilen fünfzig in jedem Ohr haben. Die Nahrung beſteht aus Reiß und Mais. Bei Feſten ſchlachten ſie Vieh, ſind aber ſo wenig ekel, daß ſie auch wohl todtes Vieh, das ſie auf dem Wege antreffen, verzehren. In den Flüſſen haben ſie wenig Fiſche, wegen der vielen Waſſerfälle und des ſchnellen Laufs der Flüſſe. Pferdefleiſch halten ſie für eine leckere Speiſe; daher auch bei ihnen die Pferdezucht am ſtärkſten getrieben wird. Ihre Häuſer ſtehen auf hölzernen Pfählen ſechs bis acht Fuß hoch, welche oben breit und unten zugeſpitzt ſind. Sie ſind von Balken und Brettern zuſammen geſetzt, und beſtehen gewöhnlich nur aus einem

großen Gemach, in welches man vermittelſt einer Fallthüre in der Mitte, auf einem ſtarken, mit einigen Einſchnitten verſehenen, Holze hinaufſteigt. Die Furcht vor wilden Thieren hat dieſe ſonderbare Bauart vermuthlich veranlaßt.

Die Städte heißen Campong und beſtehen ſelten aus mehr als zwanzig Häuſern; jedem gegenüber ſteht ein offenes Gebäude, wo die Battas den Tag überſitzen, und wo die unverheiratheten Mannsperſonen des Nachts ſchlafen. Jeder Campong hat ein Balli oder Rathhaus, wo öffentliche Angelegenheiten betrieben, Feſte gefeiert und Fremde gaſtfreundlich bewirthet werden.

Obgleich die Vielweiberei hier eingeführt iſt, ſo wird die Tugend der Keuſchheit doch hochgeachtet und ihr Gegentheil hart beſtraft. Merkwürdig ſind die dreifachen Arten von Ehen. Die erſte, Joogoor, beſteht darin, daß der Mann ein Mädchen ihren Aeltern abkauft, worauf ſie wenig mehr als ſeine Sklavin wird. Bei der zweiten, Ambelana, wählt der Vater des Mädchens ſich einen Schwiegerſohn, gewöhnlich aus einer geringern Familie, läßt ſich von derſelben eine gewiſſe Summe zahlen und nimmt den jungen Mann dann förmlich in ſeine Familie auf. Die dritte Gattung Ehe, Semundo, iſt ein Vertrag auf Gemeinſchaft der Güter, der ſo lange dauert als die Ehe. Bei der Scheidung werden Vermögen und Schulden wieder getheilt. — Die Battas ſind dem Spiel leidenſchaftlich ergeben, und treiben es ſo weit, daß ſie bisweilen ihre Freiheit verſpielen. Vom Pferderennen ſind ſie große Freunde. Es giebt wenig herrſchende Laſter unter ihnen. Der Diebſtahl iſt beinahe gänzlich unter ihnen unbekannt. Fremde aber zu beſtehlen halten ſie nicht für Unrecht, und man muß geſtehen, daß ſie den Europäern, welche es nicht für Unrecht halten, ſich in den fremden Welttheilen Länder zueignen, die andern

Völkern gehören, den Vorwurf machen können, mit ihnen einerlei Begriffe von Eigenthum zu haben. Aber eine ihrer außerordentlichſten Gewohnheiten beſtehet darin, daß ſie, wie es unläugbar erwieſen iſt, Verbrecher und Gefangene ſchlachten und verzehren. Die Battas, ſagt Marsden, eſſen nicht Menſchenfleiſch, um den Hunger zu ſtillen, oder aus Mangel an andern Nahrungsmitteln; ſondern um ihren Abſcheu gegen das Laſter, durch eine ſchmähliche Strafe an den Tag zu legen, und als einen ſchrecklichen Beweis des Haſſes und der Verſpottung gegen ihre unglücklichen Feinde.

Unter dieſem Volke iſt eine Art von ariſtokratiſcher Republik eingeführt. Die Regierung iſt nämlich in den Händen vieler kleiner Chefs, die ſich bisweilen zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen verbinden. In einigen Diſtrikten erkennen dieſe Chefs jedoch die Hoheit eines oberſten Raja an. Dieſe Verfaſſung erinnert an die teutſchen freien Reichsritter und an die mediatiſirten Ritter.

Ueber die Religion der Battas iſt noch viel Dunkelheit verbreitet. Sie erkennen ein gutes höheres Weſen, deſſen Namen ſie auszuſprechen fürchten, und einen böſen Geiſt, den ſie Murgiſo nennen. Sie haben eine Gattung Prieſter, die das Amt haben, die Todten zu begraben und ſich mit Weiſſagen abgeben. Ehe die Battas in den Krieg ziehen, ſchlachten ſie einen Büffel oder weißes Huhn, und weiſſagen aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder böſen Erfolg. — Da die Battas kein Metall beſitzen, ſo hat dieſe Armuth, verbunden mit dem Ruf, daß ſie Menſchenfreſſer ſind, die Fremden abgehalten, ſich unter ihnen feſtzuſetzen, und ſie ſind dadurch in dem Beſitz ihrer alten Verfaſſung geblieben.

Die Rejangs ſind eine andere Nation, die in der Mitte der Inſel wohnt, und am meiſten ihre Originalität beibehalten zu haben ſcheint. Sie ſind klein, aber wohlge-

baut, und wenn man die häufigen Kröpfe der meiſten Bergbewohner ausnimmt, ſelten verunſtaltet. Die Farbe ihrer Haut iſt gewönlich gelb; die Weiber, die ſich der Luft weniger ausſetzen, ſind ſogar ziemlich weiß, doch übrigens häßlich bis zum Ekel, wozu die ſchwarzen Zähne nicht wenig beitragen. Den Kindern wird die Naſe frühzeitig platt gedrückt, und die Ohren werden ihnen ſo lang als möglich ausgedehnt. Die Augen der Rejangs ſind ſchwarz und glänzend, und beſonders bei den Weibern wie bei den Chineſen geformt. Die Rejangs ſind übrigens Malajen, obgleich ihre Sprache etwas mehr als jene der Battas abweicht; auch haben ſie eigene Schriftzüge. Herr Marsden hat eine ausführliche Beſchreibung *) dieſer Völkerſchaft geliefert, auf welche wir hier, des Raumes wegen, um ſo mehr verweiſen müſſen, als ihre Sitten und Verfaſſung mit den Battas übereinſtimmen; doch müſſen wir bemerken, daß ſie keine Menſchenfreſſer zu ſeyn ſcheinen.

Die Bewohner von Menangcabo ſind Muhammedaner und die cultivirteſten unter den Malajen von Sumatra. Sie ſtehen bei den andern Muhammedanern der Inſel in dem Rufe der Heiligkeit; daher dieſe auch Wallfahrten nach der Hauptſtadt unternehmen, wenn ſie nicht nach Mecca gehen können. Sie fabriziren Gewehre, gießen Kanonen, und, um auch von ihrer geiſtigen Ausbildung etwas zu ſagen, ſind auf der Inſel als die beſten Liederdichter berühmt. Der Kaiſer oder Sultan, deſſen Gewalt gegenwärtig eben ſo eingeſchränkt iſt, als die eines gewöhnlichen Raja, behauptet deſſen ungeachtet noch alle ſeine ehemaligen Rechte und Prärogativen, die ihm auch nie ſtreitig gemacht werden, ſo lange er es nicht verſucht, ſie wirklich auszuüben. Die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi geſtehen,

*) Sie ſtehet im 6ten Bande der Sprengelſchen Beiträge überſezt.

daß ſie ihre Gewalt von ihm als ihrem Oberherrn erhalten haben; einige bezahlen ihm auch einen kleinen unbedeutenden Tribut. Alle aber handeln übrigens ganz unabhängig. Seine Perſon wird als heilig angeſehen, ſeine Macht aber, die ſich auf abergläubiſche Meinungen gründet, verbreitet nur Schrecken über die Schwachen, und wird von den Mächtigen verlacht. Was die Waffen allein ausführen können, ſucht er durch hochtönende Edicte ins Werk zu ſetzen. Dieſe werden mit allen äußern Zeichen der tiefſten Ehrfurcht aufgenommen und nicht weiter befolgt, als inſofern ſie mit dem politiſchen Vortheil desjenigen Fürſten, an den ſie gerichtet ſind, übereinkommen. In neuern Zeiten haben die Holländer, deren Niederlaſſung, Padang, in der Nähe von Menangcabo liegt, nicht wenig dazu beigetragen, die Gewalt des Sultans zu ſchmälern, indem ſie ſeinen ungehorſamen Vaſallen Schutz und Hülfe leiſteten. Bei der eingeſchränkten Gewalt werden ſeine lächerlichen Titel, deren er ſich noch immer bedient, abgeſchmackt. Unter andern nennt er ſich: Herr des dritten Theils des Holzes Macummat, welches die Eigenſchaft beſitzt, jede Materie zu beflügeln; Herr des Pallaſtes der Stadt Rom (Konſtatinopel); Herr, der ſeine Auflagen in lauterm Golde ſcheffelweiſe einnimmt; der mit der Schöpſung von gleichem Alter; der Vicekönig des Himmels iſt; Herr des unbeſiegten Hahns; Herr, von deſſen Augen eins iſt wie die Sonne, und das andere wie der Mond ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die Verfaſſung von Menangcabo, wie überhaupt in allen Malajiſchen Staaten, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der ehemaligen teutſchen Verfaſſung. Dieſer Umſtand könnte, wenn man des Herrn Tombe *) Wörterbuch der malajiſchen Sprache zur Hand nimmt, manchen

*) S. Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802—1806 par Ches Fois Tombe à Paris 1810. Tome II. p. 245. ss.

Leſer verleiten, den Urſprung der Teutſchen von den Malajen abzuleiten. Denn hier heißt ein Tiſchtuch (Tiſchlaken) Taslak, ein Teller, Dalam, ein Glas, Glass, Bier, Bier, eine Auſter, Tieram aouster, Erdäpfel, Artapal, zuſammen sama - sama, Haus (Raum) Romma, Bohnen, Bounaqui, Kaffee, Copie, Karten, Carton, ein Wagen (Karete) Karetta, groß, bessar, weiſe, bisa u. dergl. mehr. Dieſe Verwandtſchaft wäre vielleicht mit eben der Gründlichkeit nachzuweiſen, als jene, welche neulich Herr Adelung zwiſchen der ruſſiſchen und der Samſkrit-Sprache durch die Aehnlichkeit einiger Worte bewährt haben will. Die Wahrheit iſt aber, daß dieſe von Herrn Tombe als malajiſch angeführten Worte wahrſcheinlich holländiſchen Urſprungs ſind, und nur von dem Franzoſen nicht gekannt waren. Die malajiſche Sprache hat übrigens in ihrem Schalle weit mehr Aehnlichkeit mit der Eſtniſchen und Finniſchen Sprache, ohne daß wir deswegen einen gemeintſchaftlichen Urſprung mit ihr vermuthen.

Die wiſſenſchaftliche Cultur der Malajen iſt noch in ihrer Kindheit. Marsden behauptet, ſie hätten keine Annalen, und außer dem Koran überhaupt keine Literatur; dieß iſt um ſo merkwürdiger, da faſt jeder Malaje auf Sumatra ſchreiben kann.

5.

Topographiſche Beſchreibung.

Eine eigentliche Topographie von Sumatra können wir ſchon um deswillen nicht liefern, weil das Innere des Landes von Europäern noch wenig gekannt iſt, und es viele Gegenden giebt, wohin vielleicht nie ein Europäer ſich verirrte. Die Eintheilung der Inſeln in verſchiedene Staaten haben wir ſchon oben erwähnt. Die Städte ſehen

überdieß andern indiſchen Städten und Flecken ſo ähnlich, daß ſich nicht viel davon ſagen läßt. Wir können daher wenig mehr, als die Namen derſelben anführen.

Die Hauptſtadt von Menangcabo heißt Pangarajung, wo Flinten und Dolche und einige auch in England geſchätzte Filigranarbeiten fabrizirt werden.

Achin, die Hauptſtadt des Königreiches gleiches Namens, auf der Norſpitze der Inſel, war lange der vorzüglichſte Handelsplatz in Sumatra. Die Chulias oder Kaufleute von Koromandel hohlen hier einen großen Vorrath eingeſalzner Limonen, die ſie zu ihren Seereiſen brauchen, und deren hier 1200 Stück für einen Thaler zu haben ſind. Andere Mauriſche und Indiſche Schiffe bringen Ellenwaaren aller Art hierher. Die Schiffe müſſen hier 12 Procent Zoll an den König entrichten. — Das Land iſt gut angebaut und enthält eine Menge Dörfer.

Das Königreich erſtreckte ſich ehedem weiter nach Süden, als gegenwärtig. Die Einkünfte des Königs beſtehen hauptſächlich in den Aus- und Einfuhr-Zöllen und belaufen ſich ungefähr auf 3000 Pfund Sterling.

Padang, an der Weſtküſte, iſt eine der holländiſchen Niederlaſſungen, deren es überhaupt ſechs auf dieſer Inſel gab, und die gegenwärtig ohne Zweifel ſich ſämmtlich in den Händen der Engländer befinden. Wichtiger war die Factorei zu Palembang für die Holländer, welche hier ein Fort mit 80 Mann Beſatzung hatten. Sie kauften hier an 2 Millionen Pfund Pfeffer, für etwa 6 Thaler den Centner, und an 1½ Millionen Pfund Zinn für ungefähr 16 Thaler den Centner. Das Zinn bezogen ſie von der Inſel Banca.

Die früheren engliſchen Beſitzungen ſind ebenfalls an der Weſtküſte, zu Nattal, Tapponooly und Benkoulen, wo Marlborough, der Sitz der Präſidentſchaft von Sumatra. Chineſen, Malajen und Negerſklaven von Mozambique machen die Bevölkerung.

dieſes Etabliſſements aus. Vierhundert europäiſche Soldaten und Sepoys gehören zur Beſatzung. Nur der Pfefferhandel gehört der Compagnie, welche im Jahr 1773 einen Gewinn von 75,000 Pfund Sterling von dieſem Etabliſſement zog. Der übrige Handel iſt frei und wird von den Kaufleuten mit Vortheil betrieben.

Die Königreiche Indrapura und Mocomoco liegen auf der weſtlichen, Palembang und Jambi auf der öſtlichen Küſte und alle im ſüdlichen Theil der Inſel. Von dem König von Palembang erzählt man, daß er einen unermeßlichen Schatz beſitze, woran Marsden jedoch zweifelt.

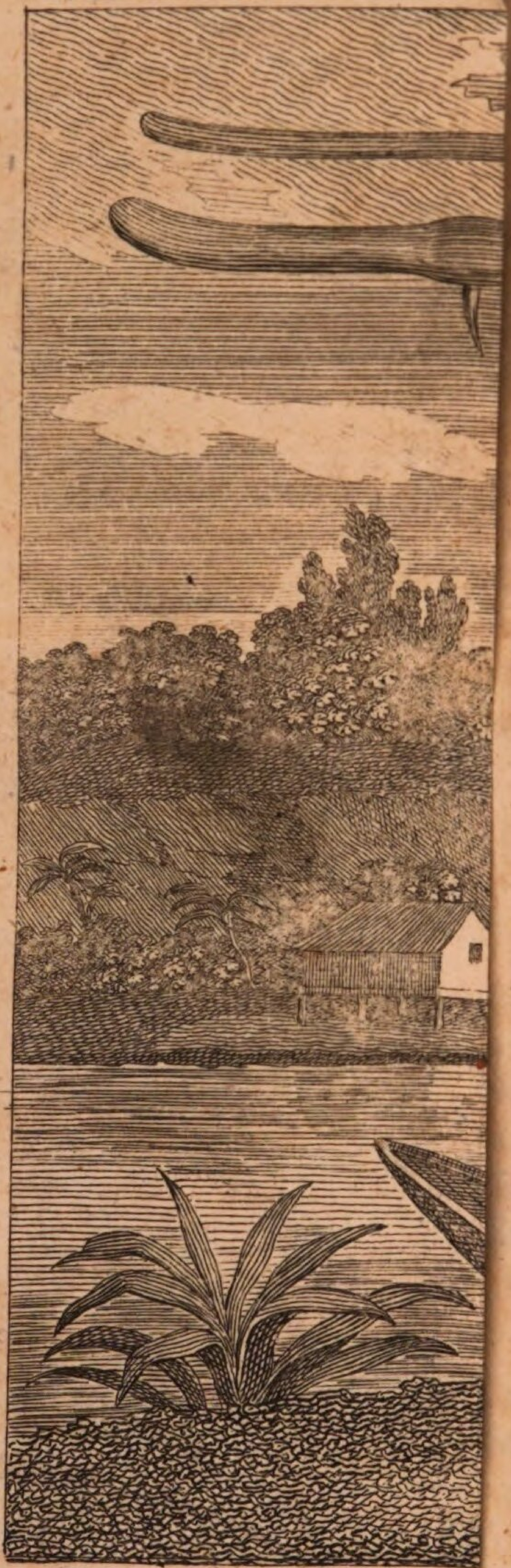
Unter den benachbarten Inſeln iſt Banca die größte, zwiſchen ihr und Sumatra liegt die bekannte Straße Banca, welche alle europäiſchen Chinafahrer paſſiren und welche ihnen oft gefährlich wird. Aus Banca werden jährlich an 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt, und noch immer ſcheinen die Mienen unerſchöpflich.

Die Inſel Billiton im Oſten von Banca und Lingam im Norden ſind wenig bekannt.

Im Oſten von Sumatra liegen mehrere Inſeln, unter dieſen wurden die Küſten von Engauno (ein portugieſiſches Wort, welches die Betrügliche bedeute) lange für unzugänglich, ſo wie die Bewohner für Menſchenfreſſer gehalten. Karl Miller hat ſie beſucht und ein gaſtfreies, gutmüthiges Volk dort gefunden; die Einwohner ſind groß von Geſtalt und kupferfarbig, und leben von Cocosnüſſen, einer Gattung ſüßer Erdäpfel, Zuckerrohr und getrockneten Fiſchen.

Eine andere Inſel in dieſer Gegend wird von den Europäern Naſſau und von den Eingebornen Poggy genannt. Sie iſt mit Felſen und Bergen durchſchnitten, welche hier durch irgend eine Erdrevolution überein-

44.



ander gethürmt zu ſeyn ſcheinen. Die Berge ſind bis an den Gipfel mit Wäldern bedeckt, welche gutes Bauholz liefern. Der Sagobaum wächſt im Ueberfluß und liefert den Einwohnern ihr vorzüglichſtes Nahrungsmittel. Reiß wird nicht gebaut, aber Cocospalmen und Bambus findet man überall. Die übrigen Pflanzen und Früchte ſind wie auf Sumatra. Unter den wilden Thieren bemerkt man rothe Damhirſche, Schweine, Affen und eine geringe Anzahl Tiger, aber weder Büffel noch Ziegen.

Die Einwohner, deren Anzahl auf 1400 geſchätzt wird, ſind groß, ſelten unter 5 Fuß 6 Zoll, und kupferfarbig. Sie gleichen den Tahitern ſowol in ihren Zügen, als in der liebenswürdigen Einfalt ihrer Sitten. Die Polygamie iſt ihnen unbekannt; aber die Verbindung unter unverheiratheten Perſonen beiderlei Geſchlechts ſehen ſie für unſchuldig an. Sie behaupten von der Sonne abzuſtammen.

B. Java. *)

1.

Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima. Geſchichte.

Die Inſel Java liegt zwiſchen 5° 15′ und 8° 30′ S. Br. ſüd-öſtlich von Sumatra; von welcher Inſel

*) C. P. Thunberg's Reiſe durch einen Theil von Europa, Afrika und Aſien in den Jahren 1770—1779. aus dem Schwediſchen überſetzt von Groskurd. Berl. 1792. — *Tombe*, voyage aux Indes orientales pendant les an-

ſie durch die Sundaſtraße getrennt iſt. Ihre Länge erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten vom 122° 20′ bis zu 132° 30′ öſtlicher Länge von Ferro und beträgt etwa 150 teutſche Meilen. Ihre Breite iſt verſchieden; in der Mitte unter 27° O. L. iſt ſie am ſchmalſten und beträgt ungefähr 15 teutſche Meilen; gegen Oſten und Weſten aber, beſonders unter 125° und 130° O. L., 25 bis 30 teutſche Meilen. Der Flächen-Inhalt wird auf 3000 □ Meilen geſchätzt, daher die Inſel noch einmal ſo groß als Ireland ſeyn muß.

Unter den Baien ſind die von Boutan, Batavia, Pamanukan, Cheribon, Joana und Sourabaja (der Inſel Madura gegenüber) auf der Nordſeite, und die von Wyn Koopers, Schilpads, Crous und Kikens auf der Südſeite die bekannteſten und größten. — Durch die ganze Länge der Inſel zieht ſich eine hohe Gebirgskette, nach mancherlei Richtungen in verſchiedene Arme auslaufend; einige derſelben ſtreichen von Norden nach Süden, andere von Weſten nach Oſten. An der nördlichen Küſte iſt der Strand niedrig, und die Häven ſind ſeicht und voll Schlamm. Alle Seefahrer bezeugen, daß hier das Waſſer immer mehr abnimmt, ſo daß jetzt Moraſt iſt, wo ehedem Schiffe vor Anker lagen. Die Nordſeite iſt die fruchtbarſte; die Südſeite hingegen gebirgig und zum Theil unfruchtbar. Ein großer Theil dieſer noch nicht hinlänglich bekannten Küſte iſt mit jähen unerſteiglichen Gebirgen beſetzt und ohne Ankergrund.

nées 1802 — 1806. à Paris 1810. — *Labillardière*: Voyage à la recherche de M. de Lapérouse pendant les années 1791 — 1794 à Paris an VIII.; ins Teutſche überſetzt. Hamburg, bei Campe 1802. — Voyage par le Cap de Bonne - Espérance et Batavia à Samarcang etc. en 1774 — 1778. par *Stavorinus*, traduit du Hollandais à Paris, an VII. — Voyage en Austrasie et Polynésie, par *Roggevin*, à la Haye 1739. 2 voll. in 8vo.

Die höchſten Berge ſollen der Prau, der Panangunau, der Paſſavan, und der Nabiona ſeyn. Der Tagal, der einen Vulkan hat, liegt in der Mitte der Inſel. Die beiden Brüder, welche von ihrer gleichen Geſtalt dieſen Namen haben, an der Südſeite. Der Berg Tjorroton ſteht ganz iſolirt und faſt mittten im Lande. Er enthält mehrere Höhlen, welche durch Verwitterung entſtanden zu ſeyn ſcheinen, und Waſſer enthalten. In dieſen Höhlen niſten die bekannten indiſchen Schwalben (hirundo esculenta). Unter den Vulkanen ſoll der Gété 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ſeyn. Die Gebirge von Tingor im Nordoſten der Inſel, verrathen durch ihr ganzes Anſehen einen vulkaniſchen Urſprung; ſie ſind nicht wie andere Gebirgsketten verbunden, ſondern ſtehen iſolirt, bisweilen neben jähen Abgründen, die eingeſtürzte Thäler zu ſeyn ſcheinen. Man findet dort keinen Granit, ſondern pulveriſirtes Geſtein, deſſen Decke ein fruchtbares Erdreich geworden iſt. Der Berg Brama, ein Vulkan, wird von den Bewohnern verehrt. In der Regenzeit ſtürzen die Gewäſſer mit großer Gewalt von dieſen Höhen und bringen Ueberſchwemmungen in den Ebenen hervor. Die Berge ſind bis zum Gipfel grün, mit Holz bewachſen, und gewähren einen maleriſchen Anblick. Auf den Höhen findet man, nach Thunberg, beinahe nordeuropäiſches Klima, und auch verſchiedene Mooſe und Flechten, die ſonſt in den wärmſten Ländern Indiens ſehr ſelten und faſt gar nicht anzutreffen ſind.

Ein ſo ſchmalees Land kann keine großen Flüſſe haben; ihr ſchneller Fall macht es überdieß gefärlich, ſie zu befahren, doch ſind, beſonders auf der Nordſeite, einige ſchiffbar. Der größte auf dieſer Küſte iſt der Joana. Der Jaſſem, Samangi und Sandapoera ſtehen mit einander in Verbindung. Auf der Südſeite iſt der Calitondo der größte. Auch erleichtern eine Menge Canäle,

wenigſtens in der Nähe von Batavia, die Communication zwiſchen dem Lande und der Stadt.

Das Klima iſt gemäßigter, als man es unter dieſer Breite vermuthen ſollte. In Sourabaya, auf der Nordküſte ſteigt der Thermometer auf 27° in der trockenen Jahrszeit, während der Regenzeit ſelten über 23° Reaumur. Tag und Nacht ſind hier zu allen Zeiten des Jahrs beinahe gleich lang. Die Sonne läuft faſt gerade über dem Kopfe der Bewohner weg, geht um ſechs Uhr auf und um ſechs Uhr unter. Die in den gemäßigten Klimaten ſo angenehme Dämmerung hat man hier nicht. So bald die Sonne unterm Horizont iſt, wird es augenblicklich dunkel und die Luft kühl. Die Regenzeit oder der hieſige Winter, Weſt-Jahrszeit (West-Moesson) genannt, fängt im November an und dauert bis zum März; dann wehen die Weſtwinde. Doch wechſeln Land- und Seewinde täglich regelmäßig mit einander ab. In der trockenen Jahrszeit ſind die Oſt- und Nordwinde herrſchend.

In den Gebirgen iſt es oft ſo kalt, daß man ſogar Eis findet. Die Bewohner ſind daher genöthigt, in ihren Hütten Feuer zu machen, um ſich zu erwärmen. Herr Lachenault de la Tour hat im Moniteur No. 231. vom 19. Aug. 1811. einige intereſſante Nachrichten hierüber mitgetheilt. Er erzählt, daß am 13. Aug. 1803 man in den Gebirgen von Tingar eine Linie dickes Eis über dem Waſſer gefunden habe, welches allerdings als eine ſo ſeltene, als merkwürdige Erſcheinung unter 5° 30′ ſüdlicher Breite angeſehen werden muß.

Erdbeben ſind auf Java eine gewöhnliche Plage.

Das Klima auf Batavia iſt bekanntlich den Europäern in einem furchtbaren Grade nachtheilig; daran aber iſt mehr die Lage der Stadt in einer ſumpfigen, mit Canälen durchſchnittenen Gegend Schuld, als das Klima der Inſel ſelbſt. Cook und Thunberg haben die Urſachen der

großen Sterblichkeit in Batavia nicht bloß im Local, ſondern auch in der üblen Gewohnheit der chineſiſchen Einwohner, allen Unrath in die Canäle zu werfen, gefunden. Die Nordküſte, das iſt, gerade diejenige, welche den Europäern am bekannteſten und von ihnen recht eigentlich in Beſitz genommen worden iſt, ſcheint zwar die fruchtbarſte, aber auch die ungeſundeſte zu ſeyn. In andern Gegenden von Java iſt die Sterblichkeit weit weniger groß, und den Eingebornen durchaus nicht nachtheilig. Olivier van Noort *) fand in Joartam einen indiſchen Prieſter, der hundert und zwanzig Jahre alt war, und andere Reiſende haben mehrere Beiſpiele von alten Leuten angeführt. Herr Lachenault de la Tour fand in den Gebirgen von Tingar mehrere Greiſe von 80 Jahren, und überhaupt einen viel geſunderen, ſtärkeren Menſchenſchlag, als in den moraſtigen Ebenen.

Da die Holländer ihre erſte oſtindiſche Colonie auf dieſer Inſel errichteten, wie ſie denn auch wahrſcheinlich die letzte war, welche die Engländer ihnen nicht entriſſen haben: ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, hier eine Skizze ihrer Geſchichte zu geben.

Als die Hollåder das ſpaniſche Joch abgeworfen hatten, verbot Philipp II., der damals (1594) Portugal mit Spanien verbunden hatte, den Portugieſen alle Gemeinſchaft mit ſeinen Feinden. Dieſer Deſpot, ſagt Raynal **), ſah nicht voraus, daß ein Verbot, wel-

*) Beschryvinge van de Voyage om de gehele weereltcloot door Olivier van Noort. Rotterdam, ohne Jahrszahl, in Fol. Van Noort reiſ'te im Jahr 1598 von Holland ab und kam im Jahr 1601 wieder nach Rotterdam zurück.

**) Historie philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux indes. A la Haye 1774. Tome I. pag. 206.

ches die Holländer ſchwächen ſollte, ſie in der That mächtiger machen mußte. Sie hätten ſich damit begnügt, in den europäiſchen Gewäſſern durch Frachtlohn ſich einen mäßigen Gewinn zu erwerben. Statt deſſen mußten ſie jetzt ſuchen ihre Flagge in entferntere Meere zu führen, um den Verluſt zu erſetzen, den ſie dadurch erlitten, daß ſie ſich von Portugal ausgeſchloſſen ſahen. Die Unmöglichkeit, die oſtindiſchen Producte in der Nähe zu erhalten, leitete ſie auf den Gedanken, ſie an ihrer Quelle aufzuſuchen. Ein Verſuch, den Weg nach China und Japan durch das Nordmeer zu finden, war ihnen, wie früher ſchon den Engländern, mißlungen. Während ſie aber noch mit Aufſuchen dieſes Weges beſchäftigt waren, ward ihnen unerwartet ein anderer Vorſchlag gemacht. Cornelius Houtman, ein holländiſcher Kaufmann von unternehmendem Geiſte, der in Liſſabon wegen Schulden gefangen ſaß, ließ den Amſterdamern ſagen, daß er ihnen ſehr nützliche Entdeckungen mittheilen würde, im Fall ſie ihn aus ſeiner Gefangenſchaft befreiten. Er hatte nämlich ausführliche Nachrichten über dem Weg nach Indien und über den dortigen Handel geſammelt. Seine Vorſchläge wurden angenommen und ſeine Schulden bezahlt. Houtman kam nach Amſterdam und theilte ſeinen Befreiern ſeine Einſichten mit. Dieſe vereinigten ſich in eine Geſellſchaft und rüſteten eine Escadre von vier Schiffen aus, die ſie ihm anvertrauten. Der vorzüglichſte Zweck dieſer Reiſe war, die Küſten, die Völker, die Producte und den Handel in Indien kennen zu lernen und, ſoviel als möglich, die portugieſiſchen Beſitzungen zu vermeiden. Houtman erforſchte die Küſten von Afrika und Braſilen, beſuchte Madagascar, landete auf den Malediven und gieng nach den Sunda-Inſeln. Hier ſah er die Felder mit Pfefferpflanzen bedeckt, kaufte dieſe und noch köſtlichere Gewürze, und brachte durch ſein weiſes Betragen ein Bündniß mit dem mächtigſten Könige in Java zu Stande. Er kehrte

nach Holland zurück, wohin er nur geringe Schätze, aber deſto größere Hofnungen brachte. Auf ſeinen Bericht und den Einſichten gemäß, die man ſeiner Reiſe verdankte, beſchloſſen die Amſterdamer Kaufleute, ein Etabliſſement auf Java zu errichten, wodurch ſie den Pfefferhandel erhalten, ſich den Gewürzinſeln nähern, und den Handel nach China und Japan vorbereiten, überdem vom Mittelpunkt der europäiſchen Macht, die ſie in Indien damals zu fürchten hatten, entfernt ſeyn würden. — Admiral van Neck wurde mit acht Schiffen nach Java geſchickt. Der Haß, den die Portugieſen überall erregt hatten, gereichte den Holländern zum Vortheil, ſo daß dieſe auf Java einen günſtigen Handel ſchloſſen. Der Admiral ſchickte vier reich beladene Schiffe nach Europa und gieng mit dem Reſt der Flotte nach den Molukken, weil er erfahren, daß die Eingebornen die Portugieſen aus einigen Inſeln verjagt hatten. Darauf errichtete er hier einige Comptoirs, ſchloß mit den Königen Bündniſſe und kam mit großen Reichthümern nach Europa zurück. Die Freude über ſeine Rückkunft war außerordentlich. In allen Handelſtädten von Holland vereinigten ſich jetzt Geſellſchaften von Kaufleuten, die Schiffe nach Oſtindien ausrüſteten. Im Jahre 1602 wurde dieſe Geſellſchaft von den Generalſtaaten in Eine, unter dem Namen der Oſtindiſchen Compagnie, vereiniget, welche das erſte Beiſpiel eines, nachher auch in andern europäiſchen Ländern nachgeahmten, mächtigen Staates im Staate wurden. Die Compagnie ſchickte den Admiral Warwik, (den die Holländer für den Stifter ihrer Handlung anſehen) mit vierzehn Schiffen und einigen Jachten nach Oſtindien, wo er unter andern auf Java ein Fort anlegte. Die Händel, in welche die Holländer mit dem Könige von Bantam geriethen, und ein Krieg mit den Engländern, bewogen ſie einige Jahre ſpäter, i. J. 1611, ein Fort bei Jacatra, der Hauptſtadt eines andern Königs anzulegen, das bald der Hauptſitz des

ganzen holländiſch = oſtindiſchen Handels wurde, und den Namen Batavia zur Erinnerung an die alten tapfern Ahnen des holländiſchen Volkes, an die Bataver, die Cäſar bekriegte, erhielt.

Java war damals unter verſchiedene Könige vertheilt, deren mächtigſter, der König von Mataran, auch wohl Kaiſer genannt wurde. Die Holländer haben einige dieſer Königreiche gänzlich erobert und ihren Beſitzungen einverleibt, z. B. das Königreich Jacatra, in deſſen Gebiet Batavia liegt; in andern haben ſie ſich begnügt, Könige ein = und abzuſetzen, die Miniſter dieſer Könige zu ernennen und den Monarchen eine holländiſche Garde zu geben, welche ſie in dem guten Vorſatz beſchützen ſollten, die gehorſamen Vaſallen der Oſtindiſchen Compagnie zu bleiben. Die Geſchichte des Verfahrens der Holländer, wie überhaupt aller ſeefahrenden Nationen, in Indien, enthält eine wichtige Lehre für ſie und für alle Völker. Lange haben Holländer, Spanier, Portugieſen und Engländer in Aſien und Amerika recht gefunden, was ihnen jetzt, da die Vorſehung einen Helden ausgerüſtet hat, alle Unbilden der Vergangenheit zu rächen, unrecht ſcheint.

2.

Naturproducte. Einwohner. Sprachen.

Java iſt von mehreren Naturforſchern beſucht worden, unter denen wir nur die neuern, Thunberg und Labillardière anführen. Ihnen verdankt man eine genauere Bekanntſchaft, vorzüglich mit der Flora von Java, als es bei den andern Sunda-Inſeln der Fall iſt. Indeſſen dürfte noch immer eine reiche Nachleſe für folgende Reiſende zurückgeblieben ſeyn, beſonders, da nur die Nordküſte be-

ſucht wurde, die Südküſte dagegen und das Innere der Inſel wenig bekannt ſind.

Wir können hier nur die vorzüglichſten Producte anführen, und müſſen, des Raumes wegen, auf die Schriften der obengenannten Reiſenden diejenigen Leſer verweiſen, welche ſich über die Naturgeſchichte von Java näher unterrichten wollen.

Aus dem Pflanzenreich liefert Java Reiß, Mais, mehrere europäiſche Gewächſe, die hier trefflich gedeihen und zum Theil ſich veredelt haben, als Kohl, Rüben, Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln ꝛc.; Kokosnüſſe, Piſang, Waſſermelonen, Pompelmuſen, Ananas, die Frucht des Kujavabaumes (Psidium), Jambo (Jambolifera indica), Mango (Mangifera Indica), Brodfrucht (Boa Nauca); Salacie, Annona, Rotang, (Calamus rotang), Rambutan (Nephelium lappaceum), Mangoſtanen (*Garcinia* mangostana), Waſſermelonen, Feigen, Kaffee, Zuckerrohr, Betel, Spaniſchen Pfeffer (Capsicum), Ingwer, ſowol den ächten (Amomum Zingiber) als den gemeinen (A. Zerumbet) und Kardamom (Amomum compaetum). Alle dieſe Gewächſe und Früchte dienen zu Speiſen oder Gewürzen. Unter den Färbepflanzen dient der indiſche Maulbeerbaum (Morinda citrifolia) zum Rothfärben. Der Indigo wächſt überall wild. Der Kajaputbaum (Melaleuca leucodendra) aus dem das bekannte Kajaputöl bereitet wird, iſt hierher verpflanzt worden und gedeiht vortrefflich. Unter den andern mediziniſchen Pflanzen bemerken wir die Kaſſie und zwar ſowol Cassia javanica als Cassia fistula. Auch führt Thunberg ein ſonderbares Kraut an, das den Stein in der Harnblaſe auflöſen ſoll. Er hat die Blüte nie geſehen; einige wollen, ſagt er, es ſey eine Art Steinbrech (Saxifraga). — Unter den Bäumen, welche ſchöne Alleen bilden und den ſo nöthigen Schatten geben, nennt Labillar=

diére: Mimusops elengi, Nauclea orientalis, Calophyllum inophyllum, Guettarda speciosa, Casuarina equisetifolia etc. Auch müſſen unter den Bäumen der Teakbaum, die Bauhinia, Agave vivipara etc. angeführt werden.

Der berühmte Giftbaum Bohan upas hat beſonders hier zu mancherlei Fabeln über ſeine fürchterliche Wirkſamkeit Anlaß gegeben.

Aus dem Thierreich bemerken wir Büffel, Pferde, wilde Schweine, fliegende Eidechſen, Krokodille und eine beſchwerliche Menge von Inſecten, vorzüglich Moskitos, Ameiſen, Kakerlaken (Blattae) und eine große Cicade, die einen ſo gellenden Schall von ſich giebt, daß man eine Trompete zu hören glaubt. Unter den Vögeln giebt die Schwalbe (Hirundo esculenta) einen bedeutenden Handelsartikel, wegen der eßbaren Neſter. — Eine große Anzahl von Fiſchen dient den Einwohnern zur Nahrung.

Die Gebirge in Java liefern Metalle, ſogar Gold; da aber die Ausbeute die Koſten nicht erſetzt, und durch den Handel mehr zu gewinnen iſt, als durch eine mühſame Arbeit in den Minen, ſo iſt dieſer Zweig der Induſtrie gänzlich vernachläſſigt.

Ob die urſprünglichen Einwohner von Java Malajen ſind, iſt noch nicht ausgemacht. Ihre Geſtalt und ihr Charakter ſtimmen ziemlich mit dieſer Nation überein; aber ihre Sprache ſoll verſchieden ſeyn. Die Javaner ſind gelb von Farbe, haben ſchwarze, nicht tief liegende Augen, eine nur wenig zurückgedrückte, doch kurze und ſtumpfe Naſe; langes, ſchwarzes Haar, einen nicht ſehr großen Mund, die Oberlippe mondförmig umgebogen, dick und etwas hervorſtehend; ſie ſind in der Regel von mittlerer Größe, bisweilen ſogar lang; ihre Phyſiognomie iſt nicht unangenehm. Das Klima macht ſie träge; es

fehlt ihnen jedoch nicht an Lebhaftigkeit des Geiſtes, aber ſie mögen ſich im Denken nicht anſtrengen. Das Opium iſt bei ihnen ſehr im Gebrauch und vermehrt die natürliche Leidenſchaftlichkeit, die ſie, beſonders wenn ſie von Rachſucht getrieben werden, zu furchtbaren Raſenden macht. — Die Kleidung der Javaner beſteht in einem Schnupftuch, das ſie um den Kopf wickeln, einer Weſte mit vielen kleinen Knöpfen und einem um den Leib befeſtigten Rock, den ſie Kajin nennen. Bei den Vornehmen iſt die Weſte nicht ſelten prächtig geſchmückt. An den Füßen tragen ſie Pantoffeln, die vorn quer abgeſchnitten ſind und in die Höhe ſtehen; übrigens gehen ſie mit bloßen Beinen ohne Strümpfe. Die Frauen tragen um den Leib zur Bedeckung der untern Theile bis zu den Füßen, ein Tuch, das um den Unterleib zuſammen gewickelt wird, und oberwärts ein halbes Hemde. Das Haar winden ſie oben auf dem Kopfe zuſammen, und befeſtigen es mit einer Nadel. Die vornehmen Damen gebrauchen auch Pantoffeln, die nicht ſelten reich verziert ſind.

Die Javaner haben keine Geſchlechtsnamen; jeder hat ſeinen beſondern Namen, der überdies oft gewechſelt wird. Sonderbar iſt die Gewohnheit, daß nicht die Kinder nach den Vätern, ſondern umgekehrt die Väter nach dem Söhnen genannt werden. Wird der Sohn z. B. Tjoſo genannt, ſo hört der Vater auf, ſeinen bisherigen Namen zu führen und nennt ſich Bappa Tjoso, d. i. Tjoſo's Vater. Kommen mehrere Söhne, ſo nennt er ſich allezeit nach dem jüngſten.

Die Javaner ſind Freunde vom Putz, und lieben Spiel und Muſik. Sie führen die gewöhnlichſten Waffen der Malajen. Ob alle ſich zur Muhammedaniſchen Religion bekennen, oder ob in den Gebirgsgegenden der Südſeite ſich noch Heiden erhalten haben, ſcheint uns unausgemacht zu ſeyn.

Unter den andern eingewanderten Nationen ſind die Chineſen die zahlreichſten und arbeitſamſten. Sie ſind die Vorſteher faſt aller Fabriken in der Stadt, treiben ausgebreitete Handelsgeſchäfte, und haben ſich auch auf dem Lande niedergelaſſen, wo ſie in Dörfern wohnen und den Ackerbau treiben. Sie haben die Sitten und Religion ihres Vaterlandes größten Theils beibehalten und vermiſchen ſich auch ſelten mit den andern Völkerſchaften auf Java. Da ſie jedoch wenig Weiber aus China erhalten, ſo mußten ſie Anfangs Javaniſche Weiber nehmen. Wir werden bei der Beſchreibung von China den Charakter und die Gebräuche dieſes Volkes näher kennen lernen, und begnügen uns hier nur mit einer kurzen Notiz. Die Chineſen auf Java ſind thätig, erfinderiſch, und in allen practiſchen Künſten erfahren. Wenn man ihnen einen Plan zur Conſtruction eines Gebäudes oder einer Maſchine mittheilt, ſo führen ſie ihn aus, er ſey auch noch ſo ſchwierig. Dafür ſind ſie aber auch bis zur Lächerlichkeit eitel, und glauben, daß die Chineſen allein Verſtand und Einſicht beſitzen. Als Soldaten ſind ſie nicht zu brauchen, denn ſie ſind feig und weibiſch, gleichwohl ſehr zu Meuterei geneigt; doch fangen ſie nie eine Empörung an, außer wo ſie ſehen, daß ſie drei- oder viermal ſo ſtark ſind, als die feindliche Partei. — Das häusliche Leben der Chineſen verräth einen achtungswürdigen Fond von Sittlichkeit. — Die Chineſiſchen Mädchen leben in ihren Zimmern verſchloſſen und beſchäftigen ſich mit Nähen und Sticken. Sie erſcheinen nie öffentlich, und daß in einem Hauſe Mädchen ſind, erfährt man nur mittelſt einer großen irdenen Vaſe, die einem gewöhnlichen Blumentopf gleicht, und die man auf das Dach ſetzt, um anzuzeigen, daß hier disponible Mädchen wohnen. Sobald ſie verheurathet ſind, wird der Topf zerbrochen. — Die Ehen werden von den Aeltern geſchloſſen, ohne daß die Verlobten vor dem Hochzeitstage mit einander zuſammen kommen. Einmal verhei-

rathet, leben die Frauen in dem Innern ihres Haushalts zurückgezogen, und dürfen nur ihre Verwandten ſehen. Nur die Armen laſſen ſie arbeiten und in den Laden dienen, wo ſie jedoch mit Strenge bewacht werden. Ungeachtet dieſer Lebensart, dieſer Strenge und Sklaverei, in welcher die Chineſiſchen Weiber leben, giebt es kein Volk, das mehr häusliche Tugenden beſäße. Der Chineſe iſt ein guter Sohn, guter Vater, guter Ehemann und treuer Freund. Er treibt die Dankbarkeit aufs höchſte. Sie iſt ihm angeboren, und man hat oft geſehen, daß er ſein Vermögen oder das Wenige was er beſitzt, den Europäern anbietet oder mit ihnen theilt, die ihm einſt einen Dienſt geleiſtet haben und nun ihrerſeits Hülfe bedürfen. Gleichwohl giebt es auch viel Chineſen, deren Sitten bereits ſehr verdorben ſind, wie dieß unter allen Völkern der Fall iſt. Die Habſucht geht bei Einigen ſo weit, daß ſie ihre Töchter oder ihre Nichten, wenn dieſe von ihnen abhängig ſind, vermiethen. Man hat in Batavia mehrere Beiſpiele, daß die Chineſen, wenn ſie zur Ausbreitung ihres Handels Geld brauchen, ihre Töchter den Europäern zum Unterpfand für die geliehene Summe geben. Die unglücklichen Opfer dieſes niederträchtigen Handels ſind dann ſo lange Sklaven, bis es den Aeltern gefällt, die erborgte Summe zurück zu zahlen und ſie auszulöſen. Es iſt zwar wahr, daß ſie vorzüglich nur die Wittwen auf ſolche Art verſetzen, aber dieſe Gewohnheit iſt darum um nichts weniger barbariſch.

In Batavia und andern Handelsplätzen der Inſel findet man auch Mauren, Araber, Indier, Neger und Japaner. Die Europäer haben hier viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und beſonders auffallend iſt es, daß die emſigen Holländer hier ein wahres Schlaraffenleben führen, und den größten Theil des Tages mit Eſſen und Schlafen vollbringen. Das Klima giebt ihnen allen ein blaſſes kränkliches Anſehen, von dem auch die Wei-

der nicht frei ſind und das ihrer übrigen, nicht unangenehmen Geſtalt allen Reiz benimmt. Das Sterben iſt hier eine ſo alltägliche Erſcheinung, daß man die Nachricht von dem Tode eines Freundes oder Bekannten mit der größten Gleichgültigkeit aufnimmt. Wenn ein Holländer in Batavia hört, daß dieſer oder jener geſtorben ſey, ſo iſt ſeine Antwort gewöhnlich: Gottlob, er war mir nichts ſchuldig! oder: da muß ich meine Forderung von den Erben eincaſſiren.

Die Holländer haben die proteſtantiſche Religion in Batavia eingeführt, zu der ſie viele Malajen und ſchwarze Portugieſen bekehrt haben. Alle Religionen werden in Batavia geduldet; nur die katholiſche nicht. Dieſer Intoleranz wird jetzt wahrſcheinlich ein Ende gemacht werden.

Unter den Europäern wird gewöhnlich Holländiſch geſprochen; die Aſiatiſchen, auf Java wohnenden Völkerſtämme verſtehen ſämmtlich Malajiſch, daher man hier, wie überhaupt in einem großen Theil von Indien mit dieſer Sprache ſich, wie in Europa mit der Franzöſiſchen, leicht verſtändlich machen kann. Thunberg verſichert, das Malajiſche ſey leicht zu erlernen. Daß dieſe Sprache ungemein wohlklingend ſey, iſt von allen Reiſenden, die Gelegenheit hatten, ſie kennen zu lernen, bemerkt worden. Das Malajiſche wird hier mit Arabiſchen Buchſtaben geſchrieben. Die Javaner haben eine eigene Schrift und ſchreiben von der Linken zur Rechten. *)

---

*) Thunberg hat ſeiner Reiſe ein kleines Malajiſches Wörterbuch beigefügt; dem Herr Langles in der franzöſiſchen Ueberſetzung noch ein Wörterbuch der Javaniſchen Sprache angehängt hat. Herr Tombe iſt dem Beiſpiel Thunbergs gefolgt, aber in ſeinem Wörterbuche finden ſich meh-

3.
Induſtrie und Handel.

Der Reißbau, die Zucker- Kokos- und Pfefferplantagen ſind hier der wichtigſte Zweig der Agricultur. Seide wird nicht bereitet, von der Baumwolle aber giebt es zwei verſchiedene Arten. Die eine wächſt auf einem hohen Baume (Bombax pentandrum), der eine groſe, ausgebreitete und ſchöne Krone hat. Die den Saamen in der Hülſe umgebende Baumwolle, Kapok genannt, wird nicht geſponnen, ſondern nur zu Matratzen, Polſtern und Kopfkiſſen gebraucht. Die andere iſt die krautartige Baumwolle, die auf einem Strauch (Gossypium herbaceum) wächſt, der innerhalb ſechs Monaten mehr als Mannshoch wird, und dann vor Ablauf des Jahres wieder verwelkt. In den Saamenbehältern befindet ſich die feine Wolle, die Kapas heißt, geſponnen und zu Kattunen von allen Graden der Feinheit verarbeitet wird. Von dem Saamen wird ſie dadurch geſchieden, daß ſie auf ſtraff ausgebreitete Tücher gelegt, und mit Stöcken ſo lange geſchlagen wird, bis aller Saame ſich abgeſondert hat. —

Auf Java wird der beſte Arrak bereitet.

Die Javaner verſtehen, wie andere Malajen in Eiſen zu arbeiten, ſind Waffenſchmiede, und bauen Schiffe.

rere holländiſche Worte, die er, wie bereits oben bemerkt, für Malajiſch gehalten hat. — In Amſterdam erſchien 1736: Maleische Spraak-Kunst von Georg Heinrich Werndly. Wörterbücher ſind mehrere in Batavia gedruckt, unter andern: Nieuwe Woordenschat in Nederduitsch, Maleidsch en Portugeesch. Batavia, 1780. 8. Gegenwärtig wird in Paris in der kaiſerlichen Druckerei ein Malajiſches Wörterbuch gedruckt.

Die Nähe von Batavia, wo alle Europäiſche Handwerke getrieben werden und mehrete Fabriken errichtet ſind, hätten die Inſulaner mit unſern nützlichen Künſten bekannt machen ſollen. Aber abgerechnet ihre natürliche Trägheit, die ſie ſchneller bereit zum Kriege, als zur Arbeit macht, mögen auch die Europäiſchen Krämer ſich wenig darum bekümmert haben, die Eingeborenen zu unterrichten. Im Gegentheil ſahen ſie gern, wenn die Aſiaten in ihrer Unbehülflichkeit verharrten, und Waaren, die ſie ſelbſt hätten erzeugen können, von den Europäern nahmen.

Der Handel der Eingebornen ſchränkt ſich größten Theils auf den Pfeffer ein, den ſie der Holländiſch = Oſtindiſchen Compagnie zu einem geringen Preiſe überlaſſen müſſen. Jeder König auf Java muß der edlen Compagnie jährlich eine gewiſſe Menge Pfeffer abliefern.

Ueber den Handel auf Batavia hat Herr Tombe die neueſten Nachrichten mitgetheilt. Nach ihm wird dort eigentlich nur ein Tauſchhandel getrieben, indem die Ausführung des baaren Geldes durchaus verboten iſt. Kein Kapitain eines Kauffartheiſchiffes, kein Krämer, der Piaſter hinbringt, darf ſie wieder fortführen; er muß ſie ausgeben und Waaren kaufen. Die Chineſen, welche die Zölle gepachtet haben, ſind ſehr aufmerkſam, die Ladung eines abfahrenden Schiffs auf das genaueſte zu unterſuchen; wenn ſie Gold oder gemünztes Silber fänden, ſo würden ſie es nicht nur confiſciren, ſondern der Eigenthümer würde noch eine Strafe erlegen, oder nach Umſtänden auch wohl ins Gefängniß wandern müſſen.

Wenn ein Schiff bei Batavia landet, ſo überreicht der Capitain dem Schabendar, d. i. dem Havendirector, ein Verzeichniß ſeiner Ladung, und dieſer wählt diejenigen Artikel aus, welche die Compagnie braucht, vorzüglich ſolche, wovon ſie ſich den Alleinhandel vorbehalten hat, als Opium,

Campher, Benzoe, Zinn, Eiſen, Salpeter, Schießpulver, Kanonen ꝛc. Darauf wird beſtimmt, welche Artikel der Capitän dagegen erhält, und zu welchem Werthe Alles in der Abrechnung angeſetzt werden ſoll. Dieſer Vertrag wird bei dem Generaldirector geſchloſſen. Alsdann macht der Capitän einen Etat derjenigen Waaren, die ihm noch übrig bleiben, und überreicht durch Vermittelung des Schabendar's, dem Conſeil von Batavia eine Petition, um Erlaubniß zu erhalten, dieſen Ueberreſt den Meiſtbietenden zu verkaufen. Hat er eine günſtige Entſcheidung erhalten, ſo ſchlägt er ſeinen Etat in dem privilegirten Gaſthaus der Stadt an, und von dieſem Augenblick dürfen die Kaufleute mit ihm handeln.

Selten erhält der Capitän den ganzen Vorrath derjenigen Waare, die er von der Compagnie eintauſchen will; man nöthigt ihn gewöhnlich, ein Viertel oder Drittel nicht gefordertes Gewürz einzunehmen, durch welche Maasregel die Compagnie bewirkt, daß in ihren Magazinen kein Artikel liegen bleibt, und alle in gleichem Verhältniß abgeſetzt werden.

Da die Stadt die Hauptniederlage aller Gewürze von den Molukken und aller Javaniſchen Producte, als Reiß, Kaffe, Zucker, Arrak und Pfeffer iſt, ſo kommen unausgeſetzt Schiffe aus allen Theilen Indiens, aus Amerika, Afrika und ſelbſt aus Europa an, und trotz dem Kriege und der Gefahr des Klima's, iſt die Rhede von Batavia ſtets mit den Flaggen aller Nationen angefüllt, welche durch den ſichern Gewinn, den ſie hier finden, herbei gelockt werden.

Von Bengalen werden Droguerieen, blaue Leinwand, Zeuge verſchiedener Art und Opium eingeführt und dagegen Reiß, Zucker, Kaffee, Thee, Gewürze, Arrak und etwas Chineſiſche Seide und dergleichen Porzellan eingetauſcht.

Die Schiffe der Könige von Achem und Natal (auf Sumatra) bringen Campher, Benzoe, Vogelneſter, Zinn und Elephantenzähne und nehmen Reiß, Opium ꝛc.

Schiffe von Borneo bringen Goldſtaub, Diamanten und Vogelneſter, und hohlen Reiß, Opium, Schießpulver und kleine Kanonen *).

Die Americaner bringen Kaſimir, Tuch, Hüte, Gold- und Silberfaden, Treſſen, Papier, Wein, Bier, Selterwaſſer, Eßwaaren und Piaſter; wogegen ſie Gewürze, Zucker, Arrak, Thee, Kaffee, Reiß, Indianiſches Rohr, Chineſiſche Seidenzeuge und Porzellan einkaufen.

Einen ähnlichen Handel treiben die Arabiſchen Schiffe, die von Ile de France und vom Cap.

Die Chineſen bringen eine unermeßliche Menge ſeidener Zeuge aller Art, Porzellan und Thee, und erhalten dagegen Piaſter, Opium, Ebenholz, Sandel, Campher, Gewürze, und Vogelneſter, auf welche ſie ſehr begierig ſind.

Von Batavia wird auch der Handel mit Japan getrieben. Die Holländer ſind nämlich die einzigen Europäer, welche, obgleich unter demüthigen Bedingnngen, nach Japan kommen dürfen. Jährlich im Julius wird ein Schiff von 1200 bis 1500 Tonnen mit Kaſimir, feinen Tüchern, Uhren und Gewürzen nach Nangaſaki geſchickt, welches faſt ausſchließend nur Kupferbarren und Campher **) dafür einhandelt. Das Kupfer wird von der Com-

*) Die Schiffer ſagen, ſie brauchten dieſe Kanonen, um ſich gegen die Seeräuber zu vertheidigen; die Wahrheit iſt aber, daß ſie ſelbſt Seeräuberei treiben.

**) Wir haben bereits oben angezeigt, daß der ächte Campher von Sumatra nach China und Japan zu theuren Preiſen verkauft und der Chineſiſche und Japaniſche Campher wohlfeil eingekauft wird. In Europa haben wir nur den letzteren.

pagnie ausgeprägt, und mit dieſem Gelde werden die Europäiſchen und Indiſchen Truppen beſoldet. — Wir werden bei Japan mehr von dem Handel der Holländer mit dieſem Reiche ſagen.

Die zu Batavia gebräuchlichen Münzſorten ſind entweder Indiſche oder Europäiſche. Holländiſche Ducaten ſind ziemich ſelten. Am häufigſten ſind Ducatonen (Kronthaler) Piaſter, Schillinge, beſonders die ſogenannten Schiffsſchillinge und die Deute oder Kupfermünzen. Im Handel bedient man ſich gewöhnlich der Rupien, ſowohl goldener als beſonders ſilberner. Eine goldene Rupie gilt 10 Thaler, eine ſilberne ungefähr einen halben Thaler. Auch circulieren hier, ſelbſt unter den Europäern, Chineſiſche Peetchen (Petjes) die aus Meſſing gegoſſen ſind, in der Mitte ein viereckiges Loch und die Größe eines Viergroſchenſtücks haben. Man reihet ihrer eine gewiſſe Anzahl auf Fäden und bezahlt damit, nicht aber durch einzelnes Abzählen derſelben. — Die Eingebornen haben gleichfalls ihre eigenen Münzen, welche aber alt und gegenwärtig ſehr ſelten ſind; ſie ſind von Meſſing, von der Größe eines Speciesthalers, doch viermal dicker.

4.

Verfaſſung und Eintheilung.

Die Holländer ſind die eigentlichen Herren von Java und die inländiſchen Könige ſtehen unter der Suverainetät der Oſtindiſchen Compagie *). Bei jeder Re-

*) Bekanntlich iſt die Oſtindiſche Compagnie durch die Revolution in Europa aufgehoben; in ihre Rechte iſt das Gouvernement getreten, doch mit einigen Modificationen, die

gierungsveränderung, die durch den Tod oder durch Revolution bewirkt wird, ernennt das Generalgouvernement von Batavia, den nachfolgenden Regenten. Während der Anweſenheit des Capitains Tombe war 1804 der König von Bantam *) durch ſeinen Neffen ermordet worden, und der Generalgouverneur ſchickte ein Rathsglied und vier Kaufleute nach Bantam, die einen neuen König inſtalliren ſollten. Bei ſeiner Ankunft verſammelte der Rathsherr die Prinzen, den Adel und das Volk, hielt eine Rede, worin er die Pflichten gegen den Souverain aus einander ſetzte, und verkündigte den Namen des Prinzen, den die hohe Regierung auserwählt hatte, um das Volk zu beherrſchen. Darauf wurde vor dem Pallaſt eine große Waage errichtet, und junge Mädchen brachten in Körben Blumen, Gemüſe und Früchte aller Art, die das Land hervorbringt. Dieſe wurden in die eine Waagſchaale gelegt. Der ernannte Prinz ſetzte ſich in die andere; da er ſchwerer war, als alle Landesproducte und die Waage in die Höhe ſchnellte, ſo ward er ſogleich als König anerkannt und proclamirt. Der edle Rathsherr ſetzte ihm zugleich die Krone auf und umarmte ihn. Alle andere Fürſten, und ſelbſt ſein Vater, warfen ſich vor ihm nieder und huldigten. Darauf verſprach der König ein treuer Bundesgenoſſe der Compagnie zu ſeyn, beſtätigte die übernommenen Verpflichtungen ſeiner Vorgänger, in Abſicht auf das Bundescontingent und die Lieferungen von Pfeffer und andern Producten ſeiner Staaten zu den feſtgeſetzten Preiſen. Während dieſer Ceremonie wurden die Kanonen vom Schloſſe und von dem Holländiſchen Fort, das in der Nähe der Hauptſtadt Bantam liegt, gelöſ't. — Der König von Bantam beſitzt auch einen Theil von Sumatra; vorzüglich die Bewohner der Lam-

nicht bekannt ſind, daher wir mit Tombe hier noch die alte Benennung beibehalten.

*) Er beſitzt den weſtlichen Theil der Inſel.

ponsbey im Süden von Sumatra. Seine dortigen Unterthanen, die größten Theils Seeräuber ſind, verſagen ihm aber nicht ſelten den Gehorſam.

Man ſieht aus dem Geſagten den Zuſtand, in welchem ſich der König von Bantam befinden muß. Das Schickſal der anderen Könige und kleinen Fürſten der Inſel iſt um nichts beſſer. Die mächtigſten dieſer noch beibehaltenen Landesregenten, ſind, nach Thunberg, außer dem Könige von Bantam, der Fürſt von Madura (einer benachbarten Inſel) der Kaiſer von Surikarte oder Mataram und der Sultan von Djokjakarta. Eine ältere vor uns liegende Charte nennt noch die Königreiche Tſchitibon, und Greſſic, das Fürſtenthum Madion und mehrere Provinzen, die wahrſcheinlich von kleinen, unabhängigen Fürſten beherrſcht wurden. Alle ſind endlich unter das Joch der Compagnie gebracht worden. Gleichwohl haben ſie ihre alten ſtolzen Titel noch beibehalten; ſo nennt ſich der Sultan von Djokjakarta einen Regenten der Welt und Statthalter Gottes; der Kaiſer von Mataran aber begnügt ſich der Nagel oder die Stütze der Welt und ein Beſchützer des Glaubens zu ſeyn.

Das Königreich Balambuan, in der ſüdöſtlichen Ecke der Inſel war lange von den Holländern als unbedeutend vernachläſſiget worden. Im Jahre 1766 aber brach der Krieg zwiſchen dieſem kleinen Könige und der Compagnie aus. Ungeachtet ſeines tapfern Widerſtandes, wurde er 1768 beſiegt und gefangen genommen. Er ſtarb in der Citadelle von Batavia und ſeine Familie wurde nach dem Cap auf der Robbeninſel transportirt. Es ſcheint bei alledem, daß auf der Südſeite noch einige kleine Könige oder Fürſten ihre Unabhängigkeit, wahrſcheinlich durch ihre Armuth geſchützt, erhalten haben.

An der Spitze des Holländiſchen Gouvernements ſteht ein Generalgouverneur, der im Beſitz königlicher Macht und

Autorität iſt. Unter ihm ſtehen alle Gouverneurs in den Molukken und andern Holländiſchen = Oſtindiſchen Colonien. Er hat das Recht, mit den inländiſchen Fürſten Bündniſſe, Krieg und Frieden zu ſchließen; er kann auch, wenn das Intereſſe der Compagnie es erfordert, Könige und Fürſten ein = und abſetzen. Er hat ſeine eigene Leibwache, ohne welche er ſich nie öffentlich ſehen läßt. Wann er ausfährt, reitet ſie mit gezogenem Schwerde und zwei Trompetern neben dem Wagen; ein europäiſcher Läufer und vier Mohren dienen zum Staat, und bisweilen reitet noch ein Commando von 50 Mann hinter dem Wagen. Jedermann, die Rathsherrn ausgenommen, muß ihm, wenn er vorbeifährt, ſeine Ehrerbietung beweiſen: wer geht, muß ſtille ſtehen; wer fährt, ausſteigen. Dem Generalgouverneur iſt ein Conſeil, der große indiſche Rath, zur Seite geſetzt, das aus dem Generaldirector der Handlung, fünf wirklichen, ſtimmfähigen und einigen conſultirenden Rathsherren beſteht. In dieſem Conſeil werden die wichtigſten Gegenſtände, das Intereſſe der Compagnie betreffend, verhandelt. Der Gouverneur kann gegen die Meinung des Raths, die ſeinige durchſetzen; hat alsdann aber allein die Verantwortlichkeit des Erfolgs. Gewöhnlich ſtimmen die Rathsherren der Meinung des Generalgouverneurs bei, weil ein Widerſpruch, bei ſeiner großen Macht, ihnen gefährlich werden kann.

Der Juſtiz = Rath, deſſen Mitglieder in Holland ernannt werden, iſt von dem großen Indiſchen Rathe völlig unabhängig. Die Richter ſind aber ſchlecht beſoldet. In Batavia iſt noch ein Magiſtrat und ein Schöppengericht.

Das Militär beſteht theils aus Europäern, theils aus Indiern, die ordentlich exercirt ſind. Dazu kommen noch die Bürgerſchaft und die Chineſen, welche ebenfalls im Kriege Dienſte thun müſſen. Die Anzahl der Soldaten iſt verſchieden, je nachdem verheerende Krankheiten ihre

Reihen vermindern. Tombe giebt die Anzahl aller auf der Inſel vertheilten Truppen, mit Einſchluß der Beſatzung von Batavia, auf 4540 Mann an. Die Behandlung des Militärs ſoll, nach Thunberg's Verſicherung, oft unbillig, ungerecht und hart ſeyn. Diejenigen, welche von Seelenverkäufern angeworben ſind, genießen lange Zeit hindurch keinen Sold, und wenn ſie dazu gelangen, ſo reicht er kaum hin ihre Kleidung zu bezahlen. Dieſe Unglücklichen leiden daher am meiſten von Krankheiten; wenn ſie geneſen, ſehen ſie aus wie übertünchte Pfeiler und ihre Leiber werden faſt durchſichtig.

Solche transparente Helden würden, bei einem Angriff der Engländer, die Colonie wahrſcheinlich nicht ſehr hartnäckig vertheidiget haben. Auch ſind die Sümpfe und das ungeſunde Klima in Batavia die beſten Alliirten der Holländer; dieſe würden eine gelandete Armee aufreiben, ehe das ſtark befeſtigte Fort zur Uebergabe genöthiget wäre.

5.

Topographiſche Beſchreibung.

Die Holänder theilen die Inſel gegenwärtig in vier Diſtricte, in Bantam, Jacatra, Charibon und die Oſtküſte, welche von der Gränze von Charibon, bis an das Cap Sandana, an der Straße Baly, ſich erſtreckt.

Bantam, ein ſogenanntes Königreich, nimmt den weſtlichen Theil der Inſel ein, und wird von etwa 90,000 Menſchen bewohnt. Das Königreich Bantam war ehedem das größte und mächtigſte auf der Inſel, es iſt aber von ſeiner Höhe herabgeſunken, ſeitdem die Holländer ſich des Königreichs Jacatra bemächtiget, und dem König von Bantam dadurch die Verbindung mit den an-

dern Theilen der Inſel abgeſchnitten haben. Dennoch beſitzt er ziemlich volkreiche Länder, welche täglich durch die Maduriſchen Deſerteurs, durch die Sklaven, Chineſiſche Bankeruttirer, und ſelbſt durch Mörder, die ſich hierher flüchten, neue Einwohner erhalten. Denn da die Eingeborenen keine Unterthanen der Compagie ſind, obgleich der König ihr Vaſall iſt, ſo kann die Holländiſche Gerichtsbarkeit die Verbrecher hier nicht verfolgen.

Die Hauptſtadt Bantam iſt ganz von Bambus erbaut, und liegt am Ufer des Meeres, nahe bei der Mündung eines Fluſſes, der ſich in die Bai ergießt. Der König wohnt in einem Pallaſt, der auf Europäiſche Art erbaut iſt, und in dem Umkreis eines alten verfallenen Forts liegt. Die 80 gegoſſenen Kanonen, die man hier findet, haben keine Laffeten und ſind gänzlich unbrauchbar. Auch wird dieſe königliche Feſtung, ſo wie die Stadt, von einem Holländiſchen Fort beherrſcht, worin ſich ein Commandant, einige Officiere und 50 Soldaten befinden.

Der König kleidet ſich an feierlichen Tagen auf Europäiſche Art. Er trägt dann ein ſcharlachrothes, mit Gold geſticktes Kleid, Stiefel, Sporn, einen Hut, einen Säbel und einen Dolch. An andern Tagen ſieht man ihn im Malajiſchen Coſtume, jedoch ſehr reich; dann iſt er mit zwei Dolchen bewaffnet. Sein Serail beſteht aus 3 bis 400 Frauen.

Das Land erzeugt eine große Menge Reiß und Pfeffer, und etwas Zinn. Zu Lande beträgt die Entfernung von Batavia nach Bantam 30 Lieues.

Die Einwohner haben eine Art Theater, das vollkommen unſeren Ombres chinoises gleicht. Sie ſind gaſtfreundlich.

In dem ehemaligen Königreich Jacatra liegt die Holländiſche Hauptſtadt Batavia unter 6° 10′ S. Br.

Ansicht einer Straße in B

69.

und 122° 47′ öſtlicher Länge *), ungefähr ſechs Meilen von der Sundaſtraße. Die Küſte bildet hier eine große Bai, in welche ſich mehrere kleine Flüſſe ergießen, welche von den ſogenannten blauen Bergen (Pangerango) herabkommen. Dieſes Gebirge liegt 40 Meilen von Batavia im Süden. Der Haven wird mit Recht für einen der beſten in Indien gehalten, denn er iſt weit genug die größte Flotte aufzunehmen, und die vielen kleinen Inſeln an ſeinem Eingange brechen die Gewalt der Meereswogen, ſo daß die Schiffe hier in völliger Sicherheit liegen.

Man zählt in Batavia gegen 160,000 Einwohner, und unter dieſen 10,000 Europäer.

Die Stadt iſt vielfach mit Canälen durchſchnitten, und die Quais ſind mit Bäumen beſetzt. Der Stadtwall iſt unbedeutend, das Fort aber gut befeſtigt. Dieſe Citadelle liegt an dem Nordoſtende der Stadt und beherrſcht den ganzen Haven und deſſen ſchmalen Eingang, ſo daß Batavia von der Seeſeite nicht belagert werden kann, und von der Landſeite würde eine Armee in dem Boden und Klima unüberſteigliche Hinderniſſe antreffen **). Das Schloß oder die Wohnung des Gouverneurs befindet ſich in der Citadelle, wo alle Mitglieder des Raths im Fall einer Belagerung ſich hinbegeben müſſen. Hier ſind auch die Hauptmagazine der Compagnie, ſowohl für die Indiſchen, als für die Europäiſchen Waaren; ingleichen die Rentkammer, das Zeughaus und verſchiedene andere öffentliche Gebäude.

Die öffentlichen Gebäude der Stadt ſind zum Theil alt und geſchmacklos, wovon jedoch die neue ſchöne Kirche eine Ausnahme macht ***). Zu Batavia ſind zwei der Compagnie gehörige öffentliche Hoſpitäler. Das eine ſteht

*) Nach Tombe.

**) Im Jahr 7 und 8 der Franzöſiſchen Republik, haben die Engländer Batavia ohne Erfolg blockirt.

***) Man ſehe das beiliegende Kupfer.

in der Stadt und heißt das Binnen = Hoſpital. In dieſem werden alle Kranke aus der Stadt und von den Schiffen aufgenommen. Das Außen-Hoſpital (Buyten Hospital) liegt außerhalb der Stadt, auf der kleinen Inſel Purmerent. Hierher werden die Kranken aus dem Binnen-Hoſpital gebracht, (ſobald ſie anfangen zu geneſen,) um hier eine friſchere Luft zu genießen und mehr Bewegung zu haben. Außerdem findet man noch zwei Krankenhäuſer, wovon das eine den Mohren, das andere den Chineſen gehört. Die Stadt hat ſechs Kirchen, zwei reformirte, eine portugieſiſche,*) eine lutheriſche, eine Hoſpitalkirche und eine in der Citadelle. Außerhalb der Stadt ſteht noch eine portugieſiſche. Jede hat ihren Prediger, die man aus Holland kommen läßt, und welche neben einer großen Achtung auch eine anſehnliche Beſoldung genießen.

In ganz Batavia iſt nur ein Wirthshaus; Weinkeller und Kaffeehäuſer findet man nicht.

Vor der Stadt ſteht ein aſtronomiſches Obſervatorium, das aber, wie Thunberg verſichert, nicht gebraucht wird.

Die Compagnie hat eine Bibliothek, ein Archiv und eine Druckerei.

Die vorzüglichſten Fabriken ſind die Arrakbrennereien, deren es eine große Anzahl in den umliegenden Gegenden der Stadt giebt.

Auf der Landſeite hat Batavia eine große und ſchöne Vorſtadt, die nicht nur von Europäern, ſondern auch von Chineſen und Indiern bewohnt wird. Etwas weiter hinaus trifft man eine Menge Luſthäuſer mit den reizendſten Gärten an. Hier bringen die Reichen und Vornehmen ihre geſchäftfreien Stunden zu, weil die Luft

*) Für die ſchwarzen Portugieſen, welche auf Batavia Proteſtanten ſind.

geſunder als in der Stadt iſt. — Die geſellſchaftliche Unterhaltung, ſo ſehr die Holländer ſie loben, ſcheint eben nicht ſehr belebt zu ſeyn. Jeden Abend von ſechs bis neun Uhr iſt die allgemeine Viſitenzeit. Man raucht in dieſer angenehmen Geſellſchaft Tabak, und trinkt Wein oder Bier. Gewöhnlich kommt man mit Rock, Perücke, Hut, Degen und Stock. Sobald die Complimente abgemacht ſind, giebt man Hut und Stock dem mitgebrachten Sklaven, nimmt die Perücke ab, und ſetzt auf den kahlgeſchornen Kopf eine weiße baumwollene Mütze. Darauf legt man Rock und Degen ab, und läßt Alles durch den Sklaven nach Hauſe tragen. Die Geſellſchaft geht vor die Thür und bringt den Abend auf einer Erhöhung vor dem Hauſe zu. Alle Anweſenden können ſicher ſeyn, daß ihre Geſundheit getrunken wird. Um neun Uhr kommt der Sklave mit Perücke, Rock ꝛc. zurück und Jedermann begiebt ſich bei Fackelſchein nach Hauſe.

Die Holländer ſind ſehr gaſtfrei. Bei einiger Bekanntſchaft findet man in allen Häuſern der Reichen offene Tafel.

Die kleine Inſel Edam, am Eingange des Havens, dient zum Aufenthalt der Verbrecher. Zu einer ewigen Verweiſung und Gefangenſchaft verurtheilen die Holländer nicht leicht einen Miſſethäter, ſondern höchſtens zu einem 99jährigen Aufenthalt auf dieſer Inſel, wo die Verwieſenen als Sklaven Taue machen und andere beſchwerliche Arbeiten verrichten müſſen. — Auf einer andern kleinen Inſel Kniper hält die Compagnie Reißmagazine; und auf Durusk hat ſie den neutralen Schiffen ihren Markt an ſehr bequemen Quais angewieſen.

Charibon (Scharibon) an der Nordküſte, öſtlich von Batavia, iſt der Sitz eines kleinen Sultans, welcher ſich frühzeitig und freiwillig unter den Schutz der Compagnie begab, und ihr jährlich 330,000 Pfund Reiß, den Zent-

ner zu einem Gulden; eine Million Pfund Zucker, den Centner zu 4 Thaler; 1,200,000 Pfund Kaffee, das Pfund zu einem Groſchen; 100 Centner Pfeffer, das Pfund zu 18 Pfennigen liefert. Obgleich dieſer niedrige Preis ſehr drückend für die Schüzlinge der Compagnie ſeyn muß, ſo haben die Einwohner von Cheribon ſich doch nie empört; ſie ſollen die sanfteſten und gebildetſten unter den Javanern ſeyn.

Mataran, ein Kaiſerthum an der Südſeite, iſt den Holländern ſeit 1704 zinsbar. Se. Majeſtät liefern den edlen Herren von Batavia 13 Millionen Pfund Reiß, den Centner zu 10 Groſchen und in ähnlichem Verhältniß eine Menge Holz, Pfeffer und allen Indigo, den das Land erzeugt. Die Holländer haben in den Häven dieſes Kaiſerreiches vortreffliche Werfte.

In allen dieſen Staaten unterhält die Compagnie Forts, mit zum Theil nur kleinen Beſatzungen, die aber hinreichen, um den Nagel der Welt oder den Statthalter Gottes zittern zu machen.

Zu Sourabaya und Balambuan ſind ebenfalls Forts und Comtoirs.

Unter den benachbarten Inſeln bemerken wir zuerſt die Prinzen-Inſel in der Sunaſtraße. Sie iſt ungefähr fünf Meilen lang, ziemlich flach, mit Holz bewachſen, und erzeugt daher wenig Producte, obgleich der Boden fruchtbar iſt. Auf dieſer Inſel regiert ein Raja, der unter der Oberherrſchaft des Königs von Bantam ſteht. Die Einwohner ſind Javaner. Die Hauptſtadt Sambarang enthält ungefähr 400 Häuſer von Banbus.

Die Inſel Madura, nordöſtlich von Java, iſt ungefähr 20 Meilen lang und 7 Meilen breit. Der Fürſt oder Raja ſteht unter dem Schutz oder vielmehr unter dem

Druck der Oſtindiſchen Compagnie, deren Agenten hier Grauſamkeiten aller Art ausgeübt haben.

Die Inſel Baly wird von einigen Geographen zu den ſüdlichen Molukken gerechnet, daher wir weiter unten darauf zurück kommen werden.

C. Borneo.

Neuholland ausgenommen, das die neueren Geographen mit Recht als ein Continent anſehen, iſt Borneo die größte Inſel der Erde. Sie erſtreckt ſich von 7° N. Br. bis 4° S. Br., folglich durch 11 Breitengrade, und von 126° bis 137° O. L. von Ferro. Sie iſt ungefähr 165 teutſche Meilen lang und unter dem Aequator etwa 135 Meilen breit. Die Kenntniſſe der Geographen von dieſer Inſel, die wenigſtens ſo groß iſt, als das heutige Frankreich, ſind höchſt unvollkommen und ſchwankend. Von ihrem Innern wiſſen wir nichts und ſelbſt die Küſten ſind nicht durchgängig erforſcht worden. Es ſcheint, daß die Inſel von einer doppelten Gebirgskette durchſchnitten ſey, deren eine von Norden nach Südoſt, die andere von Norden nach Südweſt ſtreicht. Zwiſchen dieſen Bergen finden ſich weite, zum Theil wüſte Ebenen, und im Norden von Borneo ſoll ein großer See, Kienie=Ballah, liegen, aus welchem alle Flüſſe dieſer Gegend, deren Anzahl auf 100 angegeben wird, entſpringen und dadurch den Verkehr erleichtern. Vulkane und Erdbeben hat Borneo mit den andern Inſeln dieſer Gewäſſer gemein. Die Küſten ſind, ſo viel man ſie kennt, bis auf eine Strecke von 8 bis 10 teutſchen Meilen ſumpfig, daher man ſie nur auf Booten in den Flüſſen bereiſen kann. Der Banjer=Maſſing

(Bendſcher Maſſihn) wird auf den Charten als der größte Fluß angezeigt; er entſpringt im nördlichen Theil von Borneo und hat ſeine Mündung an der Südſeite der Inſel. Das Klima iſt gemäßigt, wie auf Sumatra.

Das Land iſt reich an koſtbaren Producten, denn es erzeugt Gold, Diamanten, Eiſen, Zinn, Pfeffer und andere Gewürze, ächten Campher, Reiß, Ebenholz und treffliche Farbhölzer. Die dichten und undurchdringlichen Wälder enthalten Bäume von ſtaunenswürdiger Höhe. Unter den Thieren ſind beſonders die Affen merkwürdig. Borneo ſcheint das eigentliche Vaterland des Orang-Utangs zu ſeyn. Büffel von ungewöhnlicher Größe, wilde Schweine, Tiger, Leoparden, Panther, Elephanten, der Waſſerhirſch, eine Varietät des Cervus axis, und eine unzählbare Menge Vögel bevölkern die Wälder. Von den Bienen wird viel Wachs gewonnen, welches einen anſehnlichen Handelsartikel ausmacht.

Die Einwohner der Küſten beſtehen aus verſchiedenen Malajiſchen Völkerſchaften, die ſich hier des Handels und der Seeräuberei wegen niedergelaſſen haben. Man findet Malajen von der Halbinſel Malakka, Javaner und Biadjos von Celebes. Alle zeichnen ſich durch einen hohen Grad von Grauſamkeit aus, welche den Europäern, die ſich hier niederlaſſen wollten, häufig höchſt verderblich wurde. Dieſe Malajen haben hier ebenfalls ihre Lehnsverfaſſung eingeführt, und die nothwenige Folge dieſer allerverderblichſten Verfaſſung war auch hier eine Zerſplitterung des Reichs in unzählbare kleine, ohnmächtige, wenn gleich ſich mit der Unabhängigkeit brüſtende, Fürſtenthümer. Einige dieſer kleinen Staaten haben die Muhammedaniſche Religion angenommen.

Die Chineſen haben ſich gleichfalls auf Borneo ausgebreitet, ja man ſagt, das große Reich, das ſich vor Ankunft der Europäer über ganz Borneo und über

viele benachbarte Inſeln erſtreckte, ſey von Chineſen geſtiftet worden. Die alten Einwohner ſind eine Negerraſſe, wie ihre ſchwarze Haut und ihr wolliges Haar beweiſet; ſie ſind von den Malajen größten Theils in das Innere der Inſel zurück gedrängt worden. Die Spanier von den Philippinen haben dieſen Stämmen den Namen Negrillos gegeben. Die ſpäter angekommenen Bewohner ſind weißer als die Malajen, daher man ſie auch für Chineſiſche Coloniſten gehalten hat. Sie haben verſchiedene Namen. In der Gegend von Banjer-Maſſing heißen ſie Biadſchuhs oder Bonſchus; im nördlichen gebirgigen Theil von Borneo aber Marut oder Eidahan, im Lande von Paſſir, an der Oſtküſte, ſind ſie unter dem Namen Darat bekannt, und auf Magindanao, einer Philippiniſchen Inſel, heißen ſie Subanos, ſo wie auf einigen Molukken Alfuhris oder Harafohris *). Vielleicht gehören die Einwohner der Ladronen, der Carolinen der Freundſchafts- und Societäts-, der Markqueſas- und Sandwichs-Inſeln, der Oſterinſel und Neuſeelands insgeſammt zu dieſem Stamme. Denn alle dieſe Völker haben eine große Uebereinſtimmung in der Sprache, Farbe, Bildung und in den Sitten; ihr Haar iſt auch durchgängig lang und ſchlicht, wenigſtens wellenförmig **).

Die Inſel iſt gegenwärtig in verſchiedene Königreiche getheilt, von denen wir die bekannteſten hier anführen wollen.

Das Königreich Tatas, an dem Banjer-Maſſing erſtreckt ſich über den ſüdlichen Theil der Inſel. Die Hauptſtadt heißt Martapana. In Banjer-Maſſing haben die Holländer ein Fort.

*) Nach andern Berichten ſind die Harafohris Neger.

**) S. Nachrichten von Balambangan, den Suluh-Inſeln, wie auch dem nördlichen Theil von Borneo, von J. R. Forſter, im 2ten Theil der Forſter-Sprengel'ſchen Beiträge.

Die Königreiche Landak und Sunadana liegen an der Weſtküſte. Der König von Bantam, auf Java, beſaß ehedem die Oberlehnshoheit über dieſe Königreiche; er hat ſie aber 1778 an die Holländiſch-Oſtindiſche Compagnie abgetreten. Mächtiger iſt auf dieſer Küſte der Sultan von Sambas.

Borneo, an der Nordweſtküſte iſt die Reſidenz eines Sultans, dem ehedem die ganze Inſel unterwürfig war, von deſſen Herrſchaft ſich aber nach und nach, die anderen Rajas und Könige losriſſen und unabhängige Reiche ſtifteten. Die Nordoſtküſte gehört dem Sultan von Suluh, der in dem Philippiniſchen Meer ein eigenes Reich geſtiftet hat.

Paſſir, an der Südoſtküſte iſt der vorzüglichſte Handelsplatz für die Bewohner von Celebes.

Portugieſen, Holländer, Engländer und Franzoſen haben hier Colonieen anzulegen verſucht, die aber alle entweder durch die Schädlichkeit des Klimas oder den Blutdurſt der Einwohner zu Grunde giengen. Der Beharrlichkeit der Holländer ſcheint es jedoch am beſten gelungen zu ſeyn, ſich hier zu erhalten. Die Spanier ſtehen, von den Philippinen aus, in Handelsverkehr mit Borneo. Der wichtigſte Theil des Handels iſt in den Händen der Chineſen, welche hier auch Schiffe bauen, wozu die Waldungen das trefflichſte Holz liefern.

Borneo iſt mit einer unzählbaren Menge kleiner Eilande umgeben, zwiſchen denen dieſe große Inſel wie eine Königin hervorragt. Nach der nördlichen Spitze von Borneo liegt die Inſel Balambangan, welche die Engländer 1760 von dem Könige von Suluh, (im Oſten von Borneo) zum Geſchenk erhielten. Die Colonie wurde in einem Aufſtande von den Eingebornen zuſammen gehauen.

Die Inſelgruppen von Anambe und Natuna,

Woodards Küſte und die Weſtküſten von Celebe

zwiſchen Borneo und der Halbinſel Malakka, ſind wenig bekannt, wegen der Gefahr, welche den Schiffen in dieſen, mit Felſenriffen beſäeten, Gewäſſern droht.

Die wichtigſten Nachrichten von Borneo ſind in der oben, S. 75 in der Note, angezeigten Schrift geſammelt auf welche wir hier, des Raumes wegen, verweiſen müſſen.

D. Celebes.

Die große Inſel Celebes liegt öſtlich von Borneo, zwiſchen 2° N. Br. und 5° 15′ S. Br., und zwiſchen 137° und 143° O. L. von Ferro.

Alle alten Charten von dieſer Inſel ſind unrichtig, und daher auch die, darauf gegründete, Vergleichung der Inſel mit einem Hufeiſen. Selbſt die ſkizzirte Charte des Capitän Woodard*), die wir dem Leſer aus Mangel einer beſſeren mittheilen, giebt keine richtige Idee von der Inſel, die eine ſehr unregelmäßige Geſtalt hat. Die Baien von Bony (untiefe Bai der Charte), von Tolo und von Tominie (die auf Woodard's Charte fehlt) ſchneiden tief ins Land hinein und theilen ſie in vier große Halbinſeln, die in der Mitte der Inſel zuſammenhängen. Auch Celebes iſt im Inneren wenig bekannt, obgleich die Holländer mehrere Forts an den Küſten beſitzen und auf der ganzen Inſel die Herren ſpielen. Aber wenn auch wahrſcheinlich in den Archiven der Oſtindiſchen Compagnie manche ſchätzbare Nachricht von Celebes aufbewahrt liegen mag, ſo waren dieſe Kaufleute nicht gewohnt, ſolche bekannt zu machen, aus Beſorgniß, andern Nationen dadurch die vor-

*) Woodard kannte nur die Weſtküſten von Celebes.

theilhaften Geheimniſſe ihres Handels mitzutheilen. Sie waren hier um ſo vorſichtiger, da Celebes mit Recht als der Schlüſſel der Molukken angeſehen wurde. Die Leichtigkeit des Verkehrs mit den Gewürzinſeln würde hier, um den Ausdruck der Holländer beizubehalten, den Schleichhandel begünſtigt und ihrem uſurpirten Monopol geſchadet haben. Ueberdies gehen die Schiffe, welche nach den Molukken ſegeln, gewöhnlich zwiſchen Celebes und der Salajerinſel, die der Südſpitze von Celebes gegenüber liegt.

Das Klima iſt hier, wie auf den andern Sunda-Inſeln gemäßigt, und ſcheint ziemlich geſund, wenigſtens auf der Weſtküſte. Das Gebirge Bonthain, im Südweſten der Inſel verurſacht (wie das Gebirge zwiſchen Malabar und Coromandel,) hier zwei verſchiedene Jahreszeiten im Oſten und Weſten des Gebirges. Die Inſel iſt hoch und voll Berge, unter denen mehrere Vulkane. Auf den Höhen entſpringen unzählige Flüſſe, von denen ſich einige in maleriſchen Gruppen herabſtürzen. Celebes iſt reich an Naturſchönheiten. — In den Bergen finden ſich Goldminen, die bei einer beſſeren Bearbeitung und wenn die Arbeiter leichter zu finden wären, wahrſcheinlich eine bei weitem reichere Ausbeute geben würden, indem ſie ſchon jetzt nicht unbedeutend ſind *). — Unter den Pflanzen von Celebes giebt es viele koſtbare Holzarten, als Ebenholz, Calenbac, Sandalholz ꝛc. Uebrigens findet man alle herrlichen Früchte Indiens, wie auf den andern Sunda-Inſeln. Reiß und Baumwolle werden in erſtaunlicher Menge gewonnen. Zugleich erzeugt aber Celebes auch den furchtbaren Giftbaum, Boanupas, in deſſen Saft die Einwohner ihre Pfeile und Dolche tau-

*) S. Neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde, von Sprengel und Forſter. Leipzig 1790. I. Theil, Seite 150.

chen. — Tiger und Elephanten ernährt die Inſel nicht, wohl aber viele Hirſche, wilde Schweine, und ſelbſt Elennthiere. Eine unglaubliche Menge Affen hauſ't hier, wie auf Borneo; ſie werden als vorzüglich ſtark und boshaft geſchildert. Die kleinen Rinder haben einen Buckel auf dem Rücken. Außerdem giebt es hier Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unter den Einwohnern der Küſte ſind vorzüglich die Biadjos und Makaſſen bekannt, beide ſind Malajen und Muhammedaner; doch ſind die erſteren noch ein wilder Stamm, dagegen die andern ſchon Cultur angenommen haben und einige nützliche Künſte treiben, wie ſelbſt ihre Arbeiten in den Goldminen, ihre Schiffe und Waffen beweiſen. — Die Makaſſen ſind lebhaft, ſtark und arbeitſam. Sie erziehen ihre Kinder ſelten ſelbſt, um ſie nicht weichlich zu machen; ſondern geben ſie, wie einige Völkerſchaften auf dem Kaukaſus, einem Verwandten, der ſie in den Waffen, und den, einem Makaſſen nöthigen Künſten unterweiſ't, und ſie den Aeltern nicht eher zurück giebt, als bis die Söhne gebildet ſind.

Es iſt ungefähr erſt 200 Jahre her, daß die Bewohner von Celebes den Inslam augenommen haben. Vorher beteten ſie die Sonne und den Mond an, von denen ſie erzählten, daß beide ſich Anfangs in die Herrſchaft der Welt theilten, daß der Ehrgeiz aber eine Uneinigkeit hervorbrachte, daher der Mond genöthigt wurde, von der Sonne zu fliehen. Auf dieſer Flucht verwundete er ſich und erzeugte darauf die Erde. — Chriſten und Muhammedaner, die nach Celebes gekommen waren, beſtritten dieſe Lehre und ſuchten die ihrige dafür einzuführen. Beide hatten dem mächtigſten Könige der Inſel die Schrecken der Hölle mit allen Farben, welche Prieſter nur zu miſchen verſtehen, geſchildert, und ihm damit gedroht, dieſe, wenn er nicht dem Propheten, jene, wenn er nicht dem Sohn der

Jungfrau ſich zu eigen ergäbe. Der arme König, dem die Seele heiß wurde vor Angſt, wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Er berief die Großen zu einer allgemeinen Verſammlung und da dieſe ſo wenig als der König wußten, welche Religion die ächte ſey, ſo wendete er ſich im Gebet zu dem höchſten Weſen, und bat um Aufklärung, welcher Gottesdienſt dem Herrn der Natur am angenehmſten wäre. Er benachrichtigte darauf dem lieben Gott, daß er den erſten Prieſter der einen oder andern Religion, der im Haven ankommen würde, als einen Boten anſehen wolle, der ihm den Willen Gottes kund thue. „Die Winde und Gewäſſer, ſagte er, dienen deiner Macht; ſie werden einen ſolchen Prieſter herführen, der deine Lieblingsreligion bekennt. Sollte ich mich in dieſem Vertrauen täuſchen und würde ein falſcher Prieſter ankommen, der mich verführte, den Irrthum anzunehmen, ſo würde mein Gewiſſen doch ruhig dabei ſeyn, denn du allein trügſt die Schuld davon.“

Und ſiehe! ein Prieſter Muhammeds, langte, der erſte, im Haven an. Der König und ſein Volk ergaben ſich darauf dem Islam und der übrige Theil der Inſel folgte bald dieſem Beiſpiel.

Celebes iſt in unzählige kleine Königreiche getheilt, die jedoch ſämmtlich unter der Hoheit der drei Könige von Bony, Makaſſar oder Mangkaſar und Ternate (eine der molukkiſchen Inſeln) ſtehen. Die Holländiſch-Oſtindiſche Compagnie übt eine gewiſſe Oberherrſchaft über alle inländiſchen Fürſten aus und hat ſie in eine Art von Conföderation vereiniget, über welche ſie ſich das Schutzrecht vorbehalten hat. Die Fürſten ſollen entwaffnet ſeyn, damit ſie ſich unter einander, oder vielmehr der Compagnie, nicht ſchaden können.

Der fruchtbarſte Theil der Inſel iſt Makaſſar oder Südcelebes. Ein ewiger Frühling und ewiger Herbſt prangen in den lieblichſten Thälern mit den ſchönſten Blüten

und köſtlichſten Früchten. Die Bewohner dieſes Reichs werden für die tapferſten Malajen gehalten. Sie laſſen ſich nie ohne ihren Dolch oder Crid ſehen. Sie ſind auch geſchickte und fleißige Arbeiter. Ihre baumwollenen Zeuge ſind ſehr ſchön. Die Hauptſtadt heißt Makaſſar. Die Holländer haben ein Fort in der Nähe, Rotterdam genannt. Die Gegend um Makaſſar iſt ſo ſchön als fruchtbar. Dem Könige ſind mehrere andere Fürſten und kleine Könige unterworfen oder ſtehen mit ihm im gezwungenen Bunde.

Das Königreich Boni liegt an der Weſtſeite des Meerbuſens von Boni. In ſeinem Gebiete findet ſich ein großer See, der den ſchönen Namen Tempe führt. Aus demſelben entſpringt der Fluß Tjeerann, an deſſen Ufer eine Stadt gleiches Namens erbaut iſt, in welcher der König bisweilen ſeinen Sitz hat.

Wadjo oder Toadja gegen Norden von Boni, wird von vierzig Fürſten regiert, aus welchen ein Oberhaupt für den Krieg und ein anderes für die bürgerliche Ordnung und Sicherheit erwählt wird.

An der Weſtſeite in der Nähe des Aequators, an einer großen Bucht liegt das Gebiet von fünf und zwanzig kleinen Königen, unter denen der König von Tabali der vornehmſte iſt.

Unfern der Beſitzungen dieſer 25 Könige, fängt das Gebiet des Königs von Ternate an, und erſtreckt ſich über einen großen Theil der Oſtküſte des Landes: Toboko, Vagiu, Gabe, Batai und Ambolanta ſind die wichtigſten und bekannteſten Ortſchaften an dieſer Küſte.

Die Beſitzungen der Holländiſch = Oſtindiſchen Compagnie liegen zerſtreut auf der Inſel. In dem bereits erwähnten Fort Rotterdam, an der Abendſeite, iſt der Hauptſitz der Holländiſchen Regierung und des Gouver=

neurs. Im Süden von Celebes beſitzen die Holländer die Landſchaften Pulembanking, Galiſſon, Bontheim, Bera und Bulekombo, wo das Fort Carolina. Im Nordoſten gehört ihnen zum Theil die Halbinſel Sodian am Meerbuſen Gorongrello. Amſterdam und Falkenburg heißen ihre Forts in dieſer Gegend. Dieſe Halbinſel iſt die Kornkammer von Celebes.

Der ſüdweſtliche Theil der Inſel wird von den Biadjos, den wildeſten Malajenſtämmen bewohnt.

Die Holländer haben ſich den Alleinhandel mit Gewürznelken und Muscatennüſſen vorbehalten. Sie verkaufen hier Opium, gebrannte Waſſer, Gummilak, feine und grobe Leinwand, und beziehen aus der Inſel etwas Gold, viel Reiß, Wachs und Sklaven *). Die Zölle bringen der Compagnie jährlich über 14,000 Thaler ein. Einen größern Vortheil zieht ſie aus dem Handel und aus dem Ertrag ihrer Ländereien, die ſie mit voller Souverainetät beſitzt. Gleichwohl überſteigen die Koſten der Colonie die Einkünfte, und man würde ſie daher aufgegeben haben, wenn Celebes nicht als der Schlüſſel der Gewürzinſeln angeſehen wäre.

Die Chineſen ſind die einzigen Fremden, welche von den Holländern geduldet werden; ſie bringen Tabak, Goldfaden, Porzellan und rohe Seide.

In neueren Zeiten haben die Engländer hier Comtoire angelegt.

Die Inſel Salayer im Süden von Celebes wird davon durch einen ſchmalen Canal getrennt. Ihre Länge beträgt 11, ihre Breite aber nur 1 bis 2 Meilen. Sie iſt voll Berge und Wälder mit trefflichen Holzarten, und

*) Es herrſcht unter mehreren Stämmen auf Celebes die Gewohnheit, Verbrecher als Sklaven zu verkaufen.

ſoll ſehr bevölkert ſeyn. Die Holländer haben hier alle Gewürzbäume ausgerottet, und zahlen dem Sultan der Inſel dafür jährlich 100 Thaler. Ein ſchlechtes Fort, Defenſic, iſt der Sitz eines Holländiſchen Reſidenten oder Unterkaufmannes.

IV.

Die Molukken.

A. Nördliche Molukken.

In ältern Zeiten wurden nur die Inſeln Ternate, Tidor, Motir, Makian und Bakian oder Batſchian die Molukken genannt; ſpäter dehnte man dieſe Namen auf alle Gewürzinſeln aus, und unterſchied die nördlichen und ſüdlichen Molukken, ſo wie die großen und kleinen Molukken. Dieſe Eintheilungen ſind allerdings willkürlich, daher neuere Geographen andere in Vorſchlag gebracht haben, die indeſſen auch nicht immer der Natur gemäß waren. Wir folgen hier der alten Eintheilung und verſtehen unter den nördlichen Molukken: Martai, Gilolo, Ternate, Ceram, Tidor, Banda, Amboina und Buro, und unter den ſüdlichen Molukken: Bali, Cumbouwa, Sandeböſch, Timor ꝛc.

Das Inſelmeer, das die hier genannten und unzählige andere Inſelgruppen umfaßt, kann unter einem Viereck dargeſtellt werden, das zwiſchen 4° N. Br. und 10° 30′ S. Br. und zwiſchen 137° und 149° O. L. von Ferro liegt.

In dieſem Viereck befindet ſich jedoch die Inſel Celebes, die auch von Einigen zu den Molukken gezählt wird, ſo wie die ſüdlichen Molukken Bali und Lomboc außerhalb der hier gezogenen weſtlichen Linie liegen. Dieſe Begränzung ſoll keine neue Eintheilung begründen, ſondern unſern Leſern nur die Erdgegend auf der Charte kennbar machen, mit deren Merkwürdigkeiten wir ſie hier bekannt machen wollen.

Die Natur hat dieſe Gegend vor Allen ausgezeichnet, ſowohl durch die ſeltſamſten Formen der Inſeln, als durch die ſeltenſten Producte; auch hat ſie, wie es ſcheint, den Zugang zu dieſem wundervollen Sitz ihrer Launen erſchweren wollen, indem Stürme, Klippen, Sandbänke, Untieſen, kurze Wellen, Meeresſtröme und Erdbeben dieſe Gewäſſer gefährlich machen, beſonders für größere Fahrzeuge.

Hat der kühne Schiffer dieſe Gefahr überſtanden, und war er glücklich genug, in der ruhigeren Jahrszeit durch die ſchmalen Fahrwaſſer zu ſegeln, ſo erblickt er, wohin das Auge ſieht, überall Wunder der Natur, welche hier alle Beſtandtheile des Innern und der Oberfläche der Erde regellos über einander geſtürzt und durch einander gerüttelt hat. Hier ſcheint der Grund des Meeres in die Höhe gehoben und im Kampfe mit Feuer und Waſſer ein neues Eiland entſtanden; dort ſcheinen abgeriſſene Trümmer eines fernen Landes von dem empörten Ocean hierhergetragen und auf einer Untieſe geſtrandet zu ſeyn. Ueberall Spuren eines furchtbaren Aufruhrs der Elemente, himmelanſtrebende Berge, grauſenvolle Klüfte, ſchauderhafte Höhlen, über einander gethürmte Felſen, rieſenhafte Splitter, eigenſinnig vom Zufall in einander geſchoben, in ungeheure Maſſen durcheinander gewürfelt, und Klippen, zwiſchen denen und den, Feuer und Steine ausſpeienden, Vulcanen das Meer dumpf und dunkel ſeine Wellen drängt, oder Bergſtröme, die brauſend von Bergen durch Berge auf Berge und Klippen ſtürzen.

Dieſen wundervollen Boden hat die Natur zum Vaterlande der köſtlichen Gewürzbäume und Früchte gemacht. Gewürznelkenbäume, Muscatennußbäume ſind der vorzüglichſte Reichthum der Inſeln, in deren Beſitz und Alleinhandel ſich zu ſetzen, die ſanftmüthigen, pflegmatiſchen Holländer die abſcheulichſten Grauſamkeiten begiengen, und aus Geiz auf vielen dieſer Inſeln nicht nur die größten Schätze der Einwohner, ſondern letztere ſelbſt zu vertilgen keine Niederträchtigkeit und keine Art des Mordes und der Tyrannei unverſucht ließen. Aber die Natur hat den Bemühungen dieſer elenden Krämer getrotzt, und ihre jährlichen Züge durch die Inſeln, wo ſie die Erndte der Gewürze nicht dulden wollten, haben nicht verhindern können, daß nicht eine Gattung Vögel, welche die Nüſſe verſchlucken und ſie unverdaut wieder von ſich geben, die Fortpflanzung des Baumes in Gegenden befördert, wohin die ausrottenden Werkzeuge der Holländer nicht dringen können.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß dieſe Inſeln mit Ueberfluß geſegnet ſind und an dem Nothwendigſten Mangel leiden. In der That wächſt auf den wenigſten Molukken hinlänglich Reiß zur Nahrung der Einwohner; indeſſen hat hieran oft Mangel an fleißigen Arbeitern mehr Schuld, als die Unfruchtbarkeit des Bodens; denn die Leichtigkeit, ſich durch den Sago- und Brodfruchtbaum zu ernähren, macht die Menſchen träge und die Tyrannei der Holländer, die jeden Arbeiter ſo gern zum Sklaven machen, konnte keine Aufmunterung zum Ackerbau ſeyn.

Außer den Gewürzen wachſen hier Mandelbäume, deren Früchte größer als die Europäiſchen ſind, mit ungemein harten Schaalen, welche man, ihrer Fettigkeit, Stärke und Härte wegen, zum Schmiedefeuer gebrauchen kann; Zitronen-, Pomeranzen-, Kokos- und die höchſt nützlichen Sagobäume, aus deren Mark die Molukker Brod backen, und deſſen Saft ein gutes Getränke giebt; ferner Nipa-

bäume, eine Palme, die eine Art Wein giebt, und deren Blätter zu mancherlei Flechtwerk gebraucht werden; Bambus, Aloe, Tabak, Sandelholz, viele Arten Brennholz und eine große Anzahl medizinischer Kräuter *).

Die Anzahl der einheimischen Thiere iſt nicht groß. Büffel, wilde Schweine, Enten, Krammetsvögel, ſchwarze Gänſe, Papagoien, Paradießvögel ſind vorzüglich von den Reiſenden bemerkt worden. Einiges zahmes Schlachtvieh iſt von den Europäern hierher verpflanzt worden. Fiſche, See- und Landkrebſe, ausgezeichnet ſchöne Muſcheln ſind häufig. Man findet hier Schlangen, die wohl 30 Fuß lang, aber nicht giftig ſind, und Krokodille.

Metalle fehlen faſt allen Molukken, ſelbſt Eiſen.

Die Einwohner ſind größten Theils Malajen, auf einigen Molukken findet man Papuas oder Neger. Wenn die Molukker gegenwärtig als feig, träge, wild, blutdürſtig, treulos, grauſam und rachſüchtig geſchildert werden, ſo haben die Holländer dieſe Gemüthsart zu verantworten; denn wie konnten Menſchen, die ſich von ihrem rechtmäßigen Eigenthum verdrängt und genöthiget ſahen, in unzugänglichen Wäldern ein herumſchweifendes einſames Leben zu führen, anders als zu grauſamen und wilden Barbaren ausarten? Aeltere Reiſende loben die Molukker als ſanft und geſellig.

Die Männer gehen faſt ganz nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmblätter, oder ein farbiger Turban ſind ihre ganze Kleidung. Die Amboiner und die Reicheren in den Holländiſchen Colonien tragen auch Weſten und lange Matroſenhoſen. Die Weiber ſind mehr bedeckt; ſie tragen einen ſackähnlichen engen Rock und Hüte, die wohl acht Fuß im Umfange haben, oben flach

*) S. Linnaei Herbarium Amboinense. Upsal. 1754.

und mit Muſchelwerk und Perlmutter geziert ſind; unten iſt ein drei Zoll breiter Ring befeſtiget, worin der Kopf ſteckt. Die Molukkiſchen Frauen leben einſam und in ihrem Haushalt zurückgezogen, welches um ſo auffallender iſt, da die Weiber auf Makaſſar, die doch zu derſelben Nation gehören, den Kleinhandel treiben und ſich faſt häufiger als die Männer in das öffentliche Leben auf den Straßen miſchen.

Die Holländer haben es ſo weit gebracht, daß ein großer Theil der Einwohner ſich zum Chriſtenthum bekennt, das heißt, ſie wiſſen den Glauben auswendig und können das Vaterunſer beten. Auch gehen ſie wohl in die Kirche und zwar häufiger als ihr altchriſtlichen Herren. Sie aber für die chriſtliche Moral zu gewinnen, iſt die geringſte Sorge der Europäiſchen Gebieter geweſen, die ſelbſt nicht viel davon zu wiſſen ſchienen und auf jeden Fall ſich beſſer auf Erpreſſungen, als auf Menſchenliebe verſtanden. Beſonders ſollen die Gouverneure häufig wahre Blutſauger geweſen ſeyn, und doch führten ſie den Titel: Edle Herren. — Die übriggebliebenen Könige und ihre unmittelbaren Unterthanen ſind Muhammedaner.

Die Holländer haben die nördlichen Molukken in vier Gouvernements eingetheilt, von denen die einzelnen Comtoirs auf den Inſeln abhängen. An der Spitze jedes Gouvernements ſteht der Gouverneur, dem, wie in Batavia, ein Rath an die Seite geſetzt iſt, welcher ihm aber nicht widerſprechen darf, weil die Gouverneure gewöhnlich mit dem Generalgouverneur in Batavia in gutem Vernehmen ſtehen, der ſeinen Vortheil dabei findet, ſie zu unterſtützen. — Dieſe vier Gouvernements ſind Banda, Amboina, Ternate und Makaſſar. Die Eingebornen Fürſten ſind zwar der Oberherrſchaft der Holländer unterworfen, doch beſitzen ſie eigene Staaten, und regieren ſie auch nach der alten Malajiſchen Verfaſſung; dieſe ſind: die Königreiche Ter-

nate, Tidor und Batſchian, und die Fürſtenthümer Popo und Salawattei.

Die Statthalterſchaft der Banda-Inſeln hat ihren Namen von der größten derſelben. Dieſe Eilande liegen zwiſchen 4° und 5° S. Br. und unter den nördlichen Molukken am weiteſten gegen Süden; ſie beſtehen aus ſechs bewohnten und vier unbewohnten Inſeln; die erſten heißen Neira, Lanthoir-Banda, Gunung-Apy oder Ganape, Ay, Rhun und Roſingyn; die unbewohnten Mamuk oder Piſang, Kappal, die Fraueninſel und Pulo-Seetang oder Teufelsinſel. — Ehedem belief ſich die Anzahl der Einwohner auf 15,000 Menſchen, gegenwärtig zählt man deren nur 3,000, worunter 2,500 Sklaven. Die Bandainſeln gewährten der Compagnie einen jährlichen Ertrag von 704,000 Pfund Muscatennüſſen und 176,000 Pfund ſogenannten Muscatenblumen *). Auf der Inſel Neira iſt der Sitz des Gouverneurs und des Rathes. Obgleich dieſe Inſel nur zwei Stunden lang und eine Stunde breit iſt, ſo werden doch jährlich 8,000 Pfund Muscatennüſſe und 2000 Pfund Muscatenblumen darauf gewonnen. Wegen der Theuerung des Products, kann nirgend in der Welt ein Acker-Land einen ſo lohnenden Ertrag geben. Die Hauptſtadt Neira beſteht aus 100 Häuſern. — Auf der Inſel Banda haben die Holländer drei Comtoire. Die kleine Inſel Ay oder Porteway, die nur zwei Meilen im Ufange hat, kann allein ganz Europa mit dem koſtbaren Gewürz verſorgen. Auf der Nordſeite der Inſel liegt das Kaſtel Revenge.

Die Statthalterſchaft Amboina beſteht aus den drei großen Inſeln Ceram, Buro und Amboina und aus den acht kleinen Inſeln Oma, Honimoa, Nuſſa-Laut, Ceram-Laut, Bonao, Kelang, Manipo und Am-

*) Die Muscatenblume oder Blüte iſt eigentlich die zweite Schaale des Kerns oder der Nuß.

blau. Die Inſelgruppe liegt im Nordweſten von der vorigen. Der Gouvernenr reſidirt auf Amboina, in der Hauptſtadt Ambon. Die Zahl der Einwohner beträgt 64,000 Menſchen. Amboina wird nach Batavia für die wichtigſte Colonie der Holländer in Oſtindien gehalten, obgleich ſie nur 20 Quadr. Meilen groß iſt. Aber ihr großer Reichthum an Gewürznelken macht ſie zu einer wichtigen Beſitzung. Außer dieſem herrlichen Gewürz erzeugt Amboina, Pomeranzen, Limonien, Bananas, Zuckerrohr, Reiß, Sago, Gartenfrüchte, Kokosnüſſe, und vortreffliches Tiſchler- und Bauholz. Auf der Inſel Ceram-Laut haben die Holländer die Muscat- und Nelkenbäume ausgerottet, und endlich auch die Einwohner verjagt. — Groß-Ceram iſt 50 Meilen lang, und wird im Innern von einem wilden Stamme, den Alfuris, bewohnt. Die Holländer haben ſich vergebens bemüht, ſie und die daſigen Gewürzbäume auszurotten, An den Küſten haben die Europäer mehrere Forts.

Das Gouvernement Ternate iſt unbedeutend, und koſtet mehr als es einträgt; doch wird es unterhalten, um den Holländiſchen Alleinhandel zu beſchützen. Dieſem Gouvernement ſind außer den Forts Malajo, Oranien und Torbecke auf Ternate noch einige andere Forts auf den Inſeln Tidor, Motir, Machian, Bachian, Ubi, Sangir, Siao, Tagulanda und Banka*), ſo wie auch die drei Reſidenzſchaften von Falkenburg auf der Nordſpitze von Celebes unterworfen; endlich auch die Inſeln Teifory, Mejo, Salibabo, Kabruang und Tanna-Labu.

Der König von Ternate war vor Ankunft der Europäer ein mächtiger Monarch in dieſen inſelreichen Ge-

*) Dieſe Inſel Banka iſt nicht mit jener gleiches Namens unweit Sumatra zu verwechſeln.

wäſſern; denn ihm gehörten außer den benachbarten Inſeln, auch Celebes, Amboina, Ceram, Buro und andere Molukken. Er hatte 80 zinsbare Fürſten unter ſich und konnte eine Armee von 90,000 Mann aufſtellen. Gegenwärtig muß der König in Malajo unter dem Schutz der Kanonen von Oranjen wohnen, und erhält dafür, daß die Gewürzbäume in ſeinen Beſitzungen ausgerottet ſind, eine jährliche Entſchädigung von 6,000 Thalern. Ihm gehören noch, ſo viel man weiß, die Inſeln Ternate, (mit Ausſchluß der Holländiſchen Forts) Motir, Machian, Dſcheiaritſcha, Krakita, Palla, Marotey, der nördliche Theil von Gilolo (Schilolo) und die Oſtküſte von Celebes. Wir können hier, des Raumes wegen, nur Einiges von Gilolo anführen. Dieſe Inſel iſt, ihrer Geſtalt nach, ein kleines Celebes, indem ſie, wie die große Inſel, durch drei von Oſten tief ins Land eindringende Baien in mehrere Halbinſeln getheilt wird. Die Inſel iſt beinahe 40 Meilen lang. Die vorzüglichſten Producte ſind Rindvieh, Büffel, Ziegen, einige Schafe, wilde Schweine, Wildpret, Haifiſche, Schildkröten, und Indiſche Vogelneſter. Der Sagobaum iſt hier eigentlich zu Hauſe und liefert den Einwohnern Brod. Auch Brodfrüchte und Reiß ſind nicht ſelten. — Die Einwohner gleichen den molukkiſchen Inſulanern. Der ſüdöſtliche Theil von Gilolo, auch Halemahera genannt, gehört dem Sultan von Tidor.

Der König von Tidor ſteht, wie der vorige, unter der ſtrengen Zucht der Holländer; ihm gehören, außer dem ebengenannten Theil von Gilolo, die Inſeln: Tidor, Meiſol, die Kanary-Inſeln, Piſang, Patenta, Gammen, Wätſchiau, Ravak, Manuáran, die 16 Aeau- oder Jaul-Inſeln, und viele andere kleine Inſeln, von denen wenig mehr als ihre Namen bekannt ſind. Ueberall ſuchen die Holländer die Gewürzpflanzen auszurotten. Die Bewohner dieſer Inſeln ſind Malajen

und Negerſtämme, die aus dem nahen Papua oder Neuguinea hierher gekommen zu ſeyn ſcheinen.

Dem Könige von Batſchian gehören: Batſchian, Mandiolei, Tappa, Lalacatta, Dammer, Gorongo, Ubi, Goram und Sulla, um welche letztere Inſel er jedoch mit den Königen von Ternate und Buton ſtreitet. Bei Ubi werden Perlen gefiſcht.

Der Raja von Popo iſt dem Schutz der Holländer glücklich entgangen, vielleicht nur, weil ſeine Beſitzungen keine ihren Geiz reizende Früchte erzeugen. Dieſer kleine Staat liegt in der Mitte des eigentlichen Molukkiſchen Inſelmeeres zwiſchen Gilolo und Meiſol, iſt ziemlich gut bevölkert und beſteht aus den Inſelgruppen Popo und Bo.

Der Raja von Salawattei iſt reicher und mächtiger als der vorige. Seine Inſel iſt von Neuguinea nur durch einen ſchmalen, vier Meilen breiten Canal, die Galowaſtraße, getrennt. Die Bewohner ſind Papuaner, doch ſollen hier auch langhaarige, kupferfarbige Menſchen gefunden werden. Die Inſel iſt wenig bekannt.

Wahrſcheinlich ſind in neuern Zeiten auf den Molukken politiſche Veränderungen vorgegangen; die Engländer eroberten ſie im Jahre 1796., ſollten ſie aber nach dem Frieden von Amiens den Holländern wieder zurückgeben. Das neueſte Schickſal dieſer Colonieen iſt unbekannt, und wir müſſen uns ſchon um deswillen, aus Mangel an neuern Nachrichten hier kürzer faſſen, auch wenn der Raum dieſer Zeitſchrift eine größere Ausführlichkeit zugelaſſen hätte. Leſer, die ſich über den älteren Zuſtand dieſer Inſeln näher unterrichten wollen, können wir auf Plant's Polyneſien verweiſen, ein Werk, das, bei einigen Fehlern, große Vorzüge

beſitzt und in keiner Bibliothek eines Freundes der Länderkunde fehlen ſollte.

B. Südliche Molukken.

Sehr mit Unrecht ſind die Inſeln Bali, Lambok, Sumbava, Flores, Sandelbos, Luballa, und Timor, nebſt mehreren kleinern nahe liegenden Inſeln zu den Molukken von einigen Geographen gezählt worden. Wir ſehen uns jedoch genöthiget, dieſe Eintheilung beizubehalten, da ſie der im erſten Theile dieſes Werkes, Seite 47 angeführten Ueberſicht der ſüdaſiatiſchen Inſeln gemäß iſt. Plant*) nennt ſie ſchicklicher die kleinen Sundainſeln, welcher Name weit paſſender iſt, als der der ſüdlichen Molukken, indem die vielen Sunde oder Meerengen in dieſem Archipel ſowohl, als die Producte, die mit jenen der größeren Sundainſeln weit mehr übereinſtimmen, dieſen Namen rechtfertigen. Dieſe Inſeln ſind den Geographen noch ziemlich unbekannt, und wahrſcheinlich haben die Holländer, die ſie am beſten kannten, abſichtlich falſche Nachrichten verbreitet. Daher mag es kommen, daß die älteren Geographen, z. B. die Inſel Timor für größten Theils unfruchtbar erklären, während Peron **) behauptet, daß hier alle Gattungen von Früchten, welche dem Klima von Indien angehören, vereiniget ſind.

*) S. deſſen Handbuch einer vollſtändigen Erdbeſchreibung und Geſchichte Polyneſiens. 1 B. S. 188.

**) S. Entdeckungsreiſe nach den Südländern, in den Jahren 1800—1804, überſetzt von Hausleutner. Tübingen, 1808 S. 384

Einwohner von Java

Einwohner der Molukken.

Die Holländer haben auf einigen dieſer Inſeln Comtoire, auf andern herrſchen unabhängige Raja's; auch findet man wohl kleine Negerrepubliken, in denen jedes Dorf ſein eigenes Oberhaupt hat. Die Bewohner ſind theils Malajen, theils Neger. Der Sklavenhandel iſt die vorzüglichſte Urſache, warum die Europäer dieſe Inſeln beſuchen.

Bali oder Klein-Java, von Groß-Java durch einen ſchmalen Canal getrennt, hat etwa 40 Meilen im Umfange, und eine dreieckige Geſtalt. Es iſt an der Nordküſte gebirgig, im Süden aber eben und gut angebaut. Der Boden iſt zum Reißbbau vorzüglich geſchickt, da er von 12 Küſtenflüſſen und einigen Landbächen bewäſſert wird. Hier nehmen die nach den Molukken ſegelnden Schiffe Erfriſchungen, die ſehr wohlfeil ſind und von trefflicher Beſchaffenheit angetroffen werden. Hier herrſchte, wenigſtens noch vor einigen Jahren, die Gewohnheit, daß ſich die Wittwen mit ihren Männern verbrennen ließen. — Die Anzahl der Bewohner dieſer Inſel ſoll ſich ſonſt auf 600,000 Menſchen belaufen haben; der Sklavenhandel aber hat ſie bis auf 150,000 vermindert. Die Balier nähren ſich vom Ackerbau und von der Viehzucht, ſpinnen Baumwolle, und verfertigen gewürfelte Zeuge mit denen ſie, wie mit den Landesproducten einigen Handel treiben. Der Raja von Bali, deſſen Regierung als milde gerühmt wird, hält ſich einen Vezier, hier Quillor genannt, dem er die Mühe des Regierens überläßt.

Die Inſel Lombok bildet von Norden nach Süden ein längliches Viereck, und hält etwa 30 Meilen im Umfange. Sie iſt fruchtbar und hat Reiß, Geflügel, Schlachtvieh und Kokosnüſſe im Ueberfluß. Die Bewohner ſind eine Colonie von Jacatra (in Java) die im Jahre 1693 hieher verpflanzt wurde. Seitdem das Königreich

Jacatra aufgelöſ't wurde, hat Lombok einen eigenen Sultan. Die Holländer haben hier kein Fort. Die Inſel iſt ſelten beſucht worden.

Sumbava iſt an der gekrümmten Weſtküſte 40 Meilen lang und 5 bis 16 Meilen breit. Der nördliche Theil iſt fruchtbar und waſſerreich, mit vielen kleinen Bächen und Buchten durchſchnitten; im Süden aber trocken und unfruchtbar, und wegen der Untiefen im Meere für größere Schiffe nicht zugänglich. Die Einwohner ſind Malajen, die den muhammedaniſchen Glauben angenommen haben.

Auf Sumbava haben ſich einige Chineſen niedergelaſſen. Sechs kleine Sultane theilen ſich im Beſitz der Inſel, und ſind Bundesgenoſſen der Holländiſch-Oſtindiſchen Compagnie.

Zwei kleinere Inſeln Sapi und Nomba liegen ſüdöſtlich von Sumbava und haben einerlei Producte und Bewohner mit dieſer Inſel.

Flores oder Ende iſt gegen 40 Meilen lang, und in der Breite ſehr ungleich. Der öſtliche Theil heißt eigentlich Flores, ſo wie der weſtliche Ende, daher einige Flores und Ende für zwei Inſeln gehalten haben. Die Einwohner ſind theils ſchwarze Portugieſen, die hier einen eigenen kleinen Staat bilden, und ſich zum Chriſtenthum bekennen, theils muhammedaniſche Malajen, welche in vielen kleinen, von einander unabhängigen Gemeinheiten leben. Die vornehmſten Producte ſind Schildkröten, wilder Zimmet, Sandelholz, Bauholz, Vogelneſter, Reiß und Baumwolle. Der Sklavenhandel ſteht hier in der Blüte, und wird vorzüglich von den ſchwarzen Portugieſen getrieben. Die Holländer kaufen die hieſigen Sklaven gern, weil ſie ſtarke, arbeitſame Menſchen ſind. — Gegen Celebes zu liegen die kleinen Fiſcherinſeln: Schiedam, Hoogland, Bato Carimon, das Poſtpferd, Ruſalage und Ruſalagate.

95.

Canda

Mädchen aus Timor vom Malayiſchen Stamme.

Timor iſt in neuern Zeiten bekannter geworden. Die Malajiſchen Einwohner ſind durch die Leichtigkeit, in dieſem fruchtbaren Eilande ihren Unterhalt zu finden, zur Trägheit verführt worden. Einen Theil der Nacht und des Tages, mit dem Hintern auf den Ferſen hockend, in dem Schatten eines Tamarindenbaums, eines Palmbaumes, eines Piſangs, eines Mangobaumes zubringen; unaufhörlich Betel kauen, Kalu trinken, drei bis vier leichte Mahlzeiten halten, eine Art Zither, die aus einem Lavenienblatte und einem Cylinder von Bambus gemacht iſt, ſpielen; bei Tag und bei Nacht verſchiedene Male ſchlafen; einige Matten flechten, oder ſich mit andern eben ſo geringen, eben ſo leichten Arbeiten beſchäftigen; endlich ſich baden, ſich kämmen, ſich mit Kokosöl reiben, — dieß iſt der unveränderliche Kreis der Beſchäftigungen eines freien Malajen auf Timor. Was die Sklaven betrifft, ſo ſind ſie in jedem Hauſe ſo zahlreich, man fordert ſo wenig Arbeit von ihnen, ſie vollbringen ſie ſo langſam, daß ihr Daſeyn nicht viel weniger müſſig iſt, als das Daſeyn ihrer Herren *).

Timor wird in vier Gebiete getheilt. Das Holländiſche Gebiet nimmt den beſten Theil der Inſel ein; in demſelben liegt die von den Portugieſen erbaute Hauptſtadt Kupan und das Fort Concordia mit einer vortrefflichen Rhede. In dem Gebiet der ſchwarzen Portugieſen leben ausgeartete Nachkommen ihrer Europäiſchen Vorfahren, von denen ſie den Namen und die Ceremonieen der katholiſchen Religion beibehalten haben. Sie ſind unabhängig von Portugal, haben ihre eigenen Fürſten und ſtehen unter dem Schutz der Holländer. Der vornehmſte Ort, wo ihr Oberhaupt wohnt, heißt Cukuſſi. — Das Gebiet der Europäiſchen Portugieſen, auf dem nordöſtlichen Theil der Inſel, wird von einer, noch mit dem Mutterlande in Verbindung ſtehenden, Colonie bewohnt. — Das

*) S. Peron a. a. O.

Land Belo endlich, oder der ſüdliche Theil von Timor, wird von vielen kleinen Königen beherrſcht und iſt der Stapelplatz des Sklavenhandels. Die Einwohner ſind Heiden und werden für wild ausgegeben. Man weiß aber, welche Begriffe die kaufmänniſchen Beobachter mit dem Ausdruck wild verbinden. Dieſe Wilden verkaufen den Europäern Wachs, Sandelholz und Sklaven. Den letzten Artikel zu verkaufen, iſt doch nur eben ſo barbariſch, als ihn zu kaufen. Eigentlich aber übertrifft der cultivirte Sklavenhändler, wenn nicht an Wildheit, wenigſtens an Niederträchtigkeit, den Wilden.

Endlich haben wir noch die Inſeln Rottei, Simao, oder Anambao, Savu und Sandelbos anzuführen. Unter ihnen iſt Savu die merkwürdigſte und erſt durch Cooks Reiſen bekannt geworden. Sie wird als ein paradieſiſches Eiland geſchildert, das mit den ſchönſten Früchten der warmen Zone prangt, und von einem ſanften, liebenswürdigen, tugendhaften Volke bewohnt wird.

Naba_Leba

König von Salor auf Timor.

Aſien.

Vierzehnte Abtheilung.

Beſchreibung
der
einzelnen Länder.

D. Indiſcher Archipel. (Fortſetzung.)
E. Oſt=Aſien.

V.

Die Philippinen.

Der von dem erſten Weltumſegler, Ferdinand Magellan, im Jahre 1521 entdeckte Archipel Sanct Lazarus, oder der ſpäter ſogenannten Philippinen, wäre vielleicht unter allen Indiſchen Inſeln am meiſten geeignet geweſen, der Sitz einer blühenden Europäiſchen Colonie, und unter günſtigen Umſtänden, eines mächtigen, ſelbſtſtändigen Staates zu werden. Ein fruchtbarer Boden, in großen volkreichen Inſeln, ein gemäßigtes, wenigſtens weniger ungeſundes Klima, als auf den Sundainſeln angetroffen wird, Völker, die durch eine handvoll elender Soldaten der Europäiſchen Herrſchaft unterworfen werden konnten, und ſich ohne großes Blutvergießen zum Chriſtenthume bekehren ließen, treffliche Häven, und eine Lage, die zum Handel mit Amerika, wie mit China, Japan, den Molukken und Indien einladet, gleichwie ſie eine Verbindung mit Auſtralien und Polyneſien, zum Vortheil der cultivirten Welt begünſtigen würde; alle dieſe Vorzüge hätten ein mit Weisheit regiertes Volk zum herrſchenden in den Indiſchen und Chineſiſchen Meeren erheben können. Aber der Aberglaube bemächtigte ſich der Philippinen, ein Heer unwiſſender, verächtlicher Prieſter wachte aufmerkſam für ſeine Verewigung, und ſo ſind dieſe Inſeln eine Laſt für den Mutterſtaat, und eine der finſterſten Gegenden der Welt geworden. Alles was Leben, irdiſches Glück

und einen ſelbſtſtändigen Geiſt hätte erwecken können, wurde verbannt; ſelbſt der Handel, in deſſen Gefolge Wohlſtand und mit ihm Aufklärung einhergehen, mußte gefeſſelt werden, damit pfäffiſcher Unverſtand und Menſchenfeindligkeit hier eine ungefährdete Herrſchaft ausüben könnten. Die Philippinen ſind eine Spaniſche Colonie und die Spanier tragen an dem unſeligen Zuſtand derſelben eine, vielleicht weniger blutige, aber an der Menſchheit gleich verrätheriſche Schuld, als in Peru und Mexiko. Welche Länder, welche paradieſiſchen Gefilde haben ſie in Barbarei und Unwiſſenheit erhalten! Wie viel Blut und Kräfte verſchwendet, damit wilde, aber unſchuldige Völker von ihnen den Roſenkranz beten, und zugleich neue Laſter und neuen Aberglauben lernen möchten; denn das Chriſtenthum, das die Spanier in Indien und America verbreiteten, beſtehet in leeren Formeln und Ceremonien und in der ſklaviſchen Unterwürfigkeit unter einfältigen, nicht ſelten boshaften Prieſtern. Es iſt unmöglich, ſich mit der Verfaſſung der Spaniſchen Colonieen bekannt zu machen, ohne die Regierung, welche dieſelbe zuließ, begünſtigte und aufrecht erhielt, für etwas anders als für eine Bande blödſinniger Frömmler zu halten, die ſich mit einigen, in der gemeinſten Schlauheit geübten, kaltblütigen Henkern verbanden und verſchworen, die Menſchen zu einem, ihrer Beſtimmung gerade entgegenſetzten Ziele zu führen. Daß dieſe Regierung in neueren Zeiten geſtürzt, und der Uebermacht der Geiſtlichkeit ein Ende gemacht wurde, iſt für das Intereſſe der Welt eine der größten und wichtigſten Begebenheiten. Diejenigen, welche, von einer kleinlichen Anſicht geleitet, nur Jammer und Noth in der Gegenwart ſehen wollen, mögen ihren Geſichtskreis über die Gränzen Europa's hinaus erweitern, wo ſeit Jahrhunderten furchtbare Blutſchulden gehäuft wurden, die endlich getilgt werden müſſen. Seit Jahrhunderten haben ſchuldloſe Völker in fernen Weltgegenden den Druck der

Noth und des Aberglaubens dulden müſſen, damit wie in Europa wohlfeilen Kaufs ſolche Waaren erhalten konnten, die Griechenland und Rom nicht kannten, und gleichwohl eine höhere Stufe der Cultur erreichten, als viele neuere Völker mit allen Colonialproducten nur zu ahnen wagten. Seit Jahrhunderten haben ſich die Europäer als Räuber und Mörder mit den Schätzen Indiens bereichert, es iſt billig, daß ſie gegenwärtig einige Entbehrungen leiden, damit jenen Völkern ein Theil der Wohlthaten zukomme, die einzelne Denker, durch die Kraft ihres Geiſtes, über Europa gebracht haben, und mit deren Erkenntniß weder der Mißbrauch der Gewalt, noch die Herrſchaft des Aberglaubens, noch auch die bisherige Verfaſſung des Welthandels beſtehen können. Wir waren unglücklich genug, daß unſer Leben gerade in eine Periode fiel, wo die rächende Nemeſis, müde der Verbrechen der Regierungen, ſich furchtbar und unwiderſtehlich wieder auf Erden zeigte, und wo jeder Widerſtand nur die Noth verlängern kann, die von einem Uebergang zum Beſſern unzertrennlich iſt. Damit es in Zukunft heller werde, mußte die Gegenwart in Trauer gehüllt werden.

Dieſe Betrachtungen haben uns keine unſchickliche Einleitung zu der Beſchreibung der Philippinen geſchienen. Warum ſucht man ſich mit fernen Ländern bekannt zu machen, wenn es nicht geſchieht, um den Geſichtskreis zu erweitern, und von einem höhern Standpunkt alle Völker der Erde als Glieder der großen Familie der Menſchheit anzuſehen, die in allen Zonen den gemeinſchaftlichen Beruf hat, ihre moraliſchen und geiſtigen Anlagen zu erkennen und auszubilden. Das Verbrechen, das dieſem Berufe entgegen wirkt, als die größte Sünde anzuerkennen, iſt die geringſte Forderung, die man, in einem erleuchteten Zeitalter, an die Beurtheiler der Geſchichte unſerer Tage zu machen berechtigt iſt.

Mit dieſer hier angedeuteten Anſicht werden unſere Leſer in den Philippinen Länder finden, welche die Natur mit ihren ſchönſten Früchten geſegnet hat und zu einem Aufenthalt glücklicher Menſchen beſtimmte, über welche aber die Menſchen den Fluch des Aberglaubens mit ſeinem Gefolge, Trägheit, Despotismus und Armuth, verbreitet haben.

Ein ſolches Land ſucht ſich dem Blick des Beobachters zu entziehen; denn die finſtere Politik, welche das Volk in gedankenloſer Unwiſſenheit zu erhalten ſucht, iſt hellſehend genug, zu beſorgen, daß der Verkehr mit Fremden nicht nur ihren Unverſtand der Welt bekannt machen, ſondern in das Land ſelbſt die furchtbare Contrebande der geiſtigen Aufklärung einſchwärzen möchte. Daher hat auch die Spaniſche Regierung bis zum Jahre 1790 jedem Kauffahrteiſchiffe den Eingang in die Häven der Philippinen unterſagt.

Die Schwierigkeit, die Colonie zu beſuchen, brachte die natürliche Folge hervor, daß dieſe Inſeln in Europa wenig bekannt waren. Gleichwohl haben einige Spanier Nachrichten über den Zuſtand der Colonie herausgegeben, und es hat unter dieſer geiſtreichen, aber durch den Aberglauben in Verkehrtheit ausgearteten Nation, nicht an Männern gefehlt, welche die Wichtigkeit der Philippinen und die Nothwendigkeit einer Reform ihrer Verfaſſung eingeſehen haben. Die Spaniſchen Berichte ſind indeſſen in Teutſchland weniger bekannt, als die Nachrichten, welche einige Franzoſen dem Publicum mitgetheilt haben. Unter dieſen verdankt man den Herren Legentil *) und La Perouſe intereſſante Aufſchlüſſe.

*) Legentil reiſte auf Befehl des Königs von Frankreich nach Indien, um den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1761 und 1769 zu beobachten. Seine

Auch Sonnerat, in ſeiner reichhaltigen Reiſebeſchreibung, giebt eine kurze Ueberſicht des Zuſtandes dieſer Erdgegend. Sprengel im 2ten Theil der Beiträge zur Völker- und Länderkunde (Leipzig 1782) hat eine Geſchichte und Beſchreibung der Philippiniſchen Inſeln geliefert, worinn dieſer gelehrte und fleißige Geograph die zu jener Zeit bekannt gewordene Berichte in ein Ganzes zweckmäßig zuſammen geſtellt hat. Die neueſten Nachrichten verdanken wir dem Herrn Renouard de Sainte Croix der in ſeiner Reiſebeſchreibung *) einen ganzen Band den Philippinen gewidmet hat. Was eigentlich neu in dieſer Beſchreibung iſt, ließ ſich zwar auf wenige Bogen bringen; indeſſen hat ſein Werk das Verdienſt einer leichten, gefälligen Schreibart, und das größere, daß der Verfaſſer, ein Franzöſiſcher Cavalerieofficier, von dem Spaniſchen Gouvernement mit der Organiſation der Truppen beauftragt, ſich über den Zuſtand der Colonie in den verſchiedenen Inſeln ungehindert unterrichten konnte, und alſo als Augenzeuge um ſo mehr Glauben verdient. Wir werden in unſerer ſkizzirten Beſchreibung der Philippinen uns dieſem Reiſenden vorzüglich als Führer anvertrauen.

Der Archipel der Philippinen erſtreckt ſich von 5° bis 19° N. Br. zwiſchen 135° und 145° O. L. von

Reiſe in den Indiſchen Gewäſſern iſt in Paris 1779 und 1781 in 2 Bänden erſchienen und auch ins Teutſche überſetzt worden in 8 Bänden. Hamburg 1781 — 1783. — Legentil, der 1766 in Manilla war, beſchreibt vorzüglich nur dieſe Stadt; ſo wie auch La Perouſe, außer der Bai von Manilla, wenig von den Philippinen geſehen hat.

*) Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux Iles Philippines, à la Chine avec des notions sur la Cochinchine et le Tonquin pendant les années 1803 — 1807; par M. *Felix Renouard de Sainte-Croix* à Paris 1810. III. Tomes.

Ferro und beſteht nach der Berechnung der Spanier aus neun größeren und einer noch unbekannten Anzahl kleiner Inſeln, die Einige auf 1200, Andere auf 1500 angeben. Die größte dieſer Inſeln iſt Luzong oder Luzon, auf welcher die Hauptſtadt der Spaniſchen Colonie, Manilla, liegt. Die andern größeren Inſeln, die den Spaniern unterworfen ſind, heißen Mindora, Penay, Paragua (Palawan), de los Negros Masbate, Zebu, Bohol, Leyte und Samar. Die Spanier rechnen auch die große Inſel Mindanao oder Magindanao zu ihren Beſitzungen, ingleichen die Inſeln Yolo oder Suluh; es gehört ihnen aber nur eine kleine Strecke an der Weſtküſte von Mindanao, welche Inſel von einem Sultan beherrſcht wird, der mit dem Sultan von Yolo in einer den Spaniern nachtheiligen Confoͤderation ſteht. Der Name, Philippinen, der nur der Spaniſchen Colonie zukommt, kann alſo eigentlich nicht auf die beiden letzten Inſeln ausgedehnt werden; indeſſen gehören ſie, in geographiſcher und naturhiſtoriſcher Hinſicht, zu einem Archipel mit den Philippinen; daher wir ſie auch in unſerer Beſchreibung zuſammen faſſen. — Die kleinen Eilande führen gegenwärtig den Namen Biſſayer-Inſeln; ehedem hießen ſie Pintados oder die Inſeln der gemalten Menſchen, weil bei der Ankunft der Spanier das Tatowiren bei den Einwohnern allgemein im Gebrauch war.

Die größeren Inſeln ſind im Innern noch völlig unbekannt, und vielleicht nie von einem Europäer beſucht worden. Gleichwohl findet man auf den Charten den Strich der Gebirge und den Lauf der Flüſſe angegeben. Daran iſt die üble Gewohnheit der Geographen und Chartenmacher Schuld, die ſtets mehr wiſſen wollen, als ſie wiſſen können; wodurch die Unſicherheit unſerer geographiſchen Kenntniſſe mehr befördert, und die Erweiterung der-

ſelben ſchwieriger geworden iſt, als dieſe Herren in ihrem unzeitigen Eifer geglaubt zu haben ſcheinen. Wir müſſen daher, um nicht zur Verwirrung des Gewiſſen mit dem Ungewiſſen neuen Anlaß zu geben, hier ein für allemal bemerken, daß Alles, was wir vom Klima und der Naturbeſchaffenheit der Philippinen anführen, nur von den Küſten gilt.

Da die Sonne zweimal durch den Zenith dieſer Gegend geht, ſo zieht ſie eine große Menge Dünſte an ſich, welche in heftigen Regen wieder herabfallen. Seen und Flüſſe bilden, den Boden bewäſſern, ihm eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben und die Hitze mäßigen. Die Regenzeit dauert vom Mai bis zum September und bisweilen bis in den December; dann aber genießt man bis zu ihrer Rückkehr einer angenehmen Kühle und Friſchheit, wie ſie nur der Frühling in Europa gewähren mag. Die Winde wehen regelmäßig und wechſelsweiſe aus allen Himmelsgegenden: vom November bis December Nordwind; März bis Mai, Südoſt; dann bis November Weſt. Bei dem Wechſel der Muſſons entſtehen häufig wüthende Orcane, hier Baguyo genannt, die zwar den Feldern beträchtlichen Schaden verurſachen, doch zur Reinigung der Luft und Milderung des Klimas im hohen Grade heilſam ſind.

Die große Feuchtigkeit auf den Inſeln mäßiget die Hitze und erzeugt eine faſt beiſpielloſe Fruchtbarkeit; aber ſie wird auch Urſache häufiger Krankheiten. Doch hat die Natur gegen dieſe Uebel unzählbare, warme Heilquellen eröffnet, die faſt auf allen Philippinen angetroffen werden. Nur wie jede ihrer Wohlthaten, iſt auch dieſe durch neue Uebel bedingt worden, denn die mineraliſchen Quellen verdanken ihr Daſeyn nur den Vulkanen, die durch Lavaſtröme und Erderſchütterungen eine fürchterliche Plage der Bewohner werden.

Unter dieſen Umſtänden wirkt das Klima erſchlaffend wenigſtens auf die Conſtitution der Europäer, und ſelten wird ein Spanier in den Philippinen angetroffen, der nicht den Keim einer Krankheit mit ſich umher trüge. Bei alledem werden dieſe kränklichen Europäer hier ſehr alt; Renouard de St. Croix fand in Manilla einen Greis von 117 Jahren, zehn Greiſe von 90 und mehrere von 80 und 70 Jahren.

Ohne dieſe Nachtheile des Klima's, die doch vielleicht *) an den Küſten zerſtörender, als im Innern des Landes wirken, würden die Philippinen der reizendſte Aufenthalt der Welt ſeyn. Immer grünende Bäume, die zugleich Blüten und Früchte tragen, und eine Fruchtbarkeit ohne Gleichen, geben den Inſeln eine unbeſchreibliche Anmuth. Reiß, der hundertfältige Früchte trägt, Waizen, Roggen, mehrere Europäiſche Gemüſearten, Kakao, Kokos, der beſte Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muscatennüſſe, Manga (eine ſüßſäuerliche Frucht, den Pflaumen ähnlich) Sapotilla, Santorfrüchte (den Pfirſichen ähnlich) treffliche Orangen, und unter dieſen eine eigene Art, Teton genannt, Bylimbiäpfel, Jaccas, (eine melonenartige Frucht, die bis 100 Pfund ſchwer wird,) Camicos, (den Bylimbis ähnlich) Lumboyfrüchte (eine olivenförmige Kirſche) Dottogan (eine ähnliche Frucht) Panungianen, Carmonen, Durianen, Maranen, Paxos, Pinos, Jamboas, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas, und eine große Menge anderer wohlſchmeckender Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine hinlängliche und angenehme Nahrung, ohne daß ſie ſich, ſie zu erhalten, große Mühe zu geben genöthiget

*) Wir ſagen vielleicht, weil auch das Gegentheil möglich iſt; ſo werden die Europäer im Innern von Ceylon von einem gefährlichen Fieber befallen, und geneſen, ſobald ſie ſich wieder den Küſten nähern.

wären. Die Pflanzenwelt prangt hier überhaupt mit ihren, dem Menſchen nützlichſten Gewächſen, wild wachſen: Hanfbäume, die trefflichſte Baumwolle, Indigo, Farbhölzer aller Art, Sandelholz, Campeſchenholzbäume, Caſſienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eiſenholz, Zedernholz, das unverweßliche Malavenholz, ein Rohr, Bejuco, welches wie Epheu die höchſten Bäume umwindet und bei einem kleinen Einſchnitt eine ſolche Menge Waſſer giebt, daß ein Menſch den ſtärkſten Durſt damit ſtillen kann, und eine Menge heilſamer Kräuter, die den Europäiſchen Aerzten kaum den Namen nach bekannt ſind *). Welche Schätze der Natur, die der ungebaute Boden verſchwenderiſch dem Menſchen anbietet! Und doch haben wir nur den kleinſten Theil dieſer Schätze namentlich angeführt.

Nicht weniger reich ſind die Philippinen an Thieren. Die Zahl der eßbaren Vögel iſt groß; wir bemerken nur: Haushühner, Camboyiſche Hühner, Waſſer-, Berg- und Repphühner, Auerhähne, Enten, unzählbare Turteltauben, von allen Farben **), Wachteln, Davons (ein wohlſchmeckender Seevogel) Kolin, Poloma, Herrero, Colocolo, Selanganen (von denen die indianiſchen Vogelneſter) u. m. a. Die Papagayen, Kakadu's, Pfauen und dergl. verſchönern durch die Pracht ihrer Federn die Haine und Gebüſche. Von vierfüßigen Thieren findet man: große Rinderheerden, Büffel, wilde und zahme Schweine, Hirſche in großer Anzahl, Kamarons (eine Art Rehe) Lämmer, Ziegen, Pferde und unzählbare Arten Affen. — In den Wäldern erzeu-

*) Zwar findet man viel giftige Pflanzen, aber auch eben ſo viel Gegengifte, und überhaupt wird der Erfahrung zur Arznei, was die Unmäßigkeit zum Gifte macht.

**) Eine Art Turteltaube hat einen blutrothen Fleck auf der Bruſt, daher man ſie den Dolchſtoß nennt.

gen Millionen Schwärme wilder Bienen ſo viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg iſt. — Nicht weniger verſchwenderiſch iſt das Meer gegen dieſe Inſulaner geweſen. Es liefert eine große Menge trefflicher Fiſche, von denen einige den Philippinen eigenthümlich ſind, wie der Tanguingui und der Sabulo. Die Balatams, deren wohlſchmeckendes Fleiſch zur Liebe reizt, werden von den Eingebornen, wie von den Europäern ſehr geſchätzt. Die Chineſen tragen ihren hierher ſegelnden Schiffern auf, ihnen recht viel Balatams mitzubringen. Unter den Schalthieren findet man Auſtern von verſchiedener Art, die größten, Taclobo genannt, haben ſo große Schaalen, daß ſie zu Waſſergefäßen für das Vieh, oder auch zu Weihkeſſeln in den Kirchen gebraucht werden. Schildkröten ſind häufig. Auch erzeugt das Meer Ambra und Perlen. — In den Flüſſen und Landſeen giebt es viele kleine wohlſchmeckende Fiſche.

Ohne Zweifel ſind die Gebirge reich an Metallen. Man findet Gold in den Flüſſen, das gewaſchen wird, und Eiſen zu Tage liegen. Aber die Trägheit der Spanier vernachläſſiget den Bergbau, und überdies leben in dem Innern der Gebirgsgegenden noch unabhängige wilde Völker, die in den nützlichen Künſten unerfahren ſind. Seit einigen Jahren hat man treffliche Marmorbrüche entdeckt.

Sollte man es glauben, daß bei ſo viel natürlichen Reichthümern die Einwohner nur einen unbedeutenden Handel treiben, ja daß ſie oft in Gefahr ſind, Hungers zu ſterben? Und gleichwohl ſind dieſe Thatſachen unläugbar erwieſen. Um ſie begreiflich zu finden, müſſen wir uns mit den hier wohnenden Völkern und mit der Verfaſſung, welche die Spanier eingeführt haben, bekannt machen.

Auf den Philippinen, und vorzüglich auf der großen Inſel Luzon giebt es zwei ſehr verſchiedene Menſchenraſſen. Die eine beſteht aus Malajiſchen, die an-

dere aus Negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen, oder beſſer unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küſte von Guinea in Afrika, nur daß ſie kleiner an Geſtalt ſind. Offenbar ſind ſie Ein Volk mit den Papuas auf Neuguinea und mehreren Inſeln des Indiſchen und großen Oceans. Die geſellſchaftliche Ordnung ſcheint den Aetas ſo fremd als verhaßt zu ſeyn, denn ſie leben, ſo viel man weiß, ohne Oberhaupt einzeln in den Schluchten der Gebirge, wie die Affen auf Bäumen ihr Lager ſuchend, vermeiden den Umgang mit den Malajen, wie unter ſich ſelbſt, und ſuchen nur Weiber auf, wenn der unwiderſtehliche Trieb ſie dazu auffordert. Indeſſen mag es auch Stufen unter ihnen geben, die ſie über dieſe thieriſche Wildheit erheben. In dem Müßiggange beſteht das Glück dieſer Neger, deren ausſchließende Beſchäftigung die Jagd iſt, zu welchem Behuf ſie nichts als Bogen und Pfeile brauchen, in deren Verfertigung ihre einzige Kunſt beſteht. — Vom Tabak ſind ſie große Liebhaber, und verkaufen bisweilen ihre Kinder für einen Haufen von dieſem Kraut, das ſie nicht zu cultiviren verſtehen, und das, beiläufig geſagt, von America aus auf dieſe Inſeln verpflanzt worden iſt. — Da dieſes Volk ſich vor der Gemeinſchaft mit den Europäern fürchtet, und die Einzelnen, die man eingefangen hat, bei der erſten Gelegenheit wieder in die Wälder flohen, ſo weiß man nicht, ob ſich irgend eine Spur von Religion bei ihnen findet. Mehrere unter ihnen verſtehen die Malajiſche Mundart, welche auf den Inſeln herrſchend iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie eine eigene Sprache haben.

Die Neger ſcheinen die Ureinwohner der Philippinen zu ſeyn; wenigſtens haben ſich unter den Malajen noch Sagen erhalten, daß ſie die Beſetzung der

Küſten ſtreitig machten und ſich erſt nach vielen vergeblichen Kämpfen in die Gebirge zurückzogen.

Die Malajiſchen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küſten verbreitet, als ſie die Inſeln entdeckten. Sie hatten eine gewiſſe Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfaſſung, die, wie bei allen Malajiſchen Völkern, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnsweſen der nordiſchen Barbaren hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Ihre Phyſiognomie iſt die Malajiſche mit einigen Nüancen. Die Hautfarbe iſt olivenfarbig oder vielmehr eine helle, ins Schwarze ſpielende Schmutzfarbe. Ihre Glieder ſind proportionirt und ſtark, die Haare glatt, die Augen groß, bei weit geöffneten Augenliedern, die Naſe iſt etwas plattgedrückt.

Dieſe Menſchen haben einen ſehr lebhaften Charakter und zeigen in ihren Manieren ungemein viel Beweglichkeit. Sie lieben Spiel und Weiber, aber was ihnen den Morgen gefällt, macht ihnen am Abend Langeweile. Lug und Trug ſind ihnen zur Gewohnheit geworden. Dabei ſind ſie träge, weil die Fruchtbarkeit des Bodens die Arbeit faſt überflüßig macht. — Das Liebſte auf der Welt iſt ihnen ein Hahn, und Hahnengefechte das unterhaltenſte Schauſpiel, das ſie ſich einbilden können.

Schon die erſten Reiſenden, welche dieſe Völker kennen lernten, fanden, daß alle verſchiedenen Stämme einerlei Gewohnheiten und Sitten unter ſich eingeführt hatten, welches, im Verein mit der Uebereinſtimmung ihrer Sprachen ihren gemeinſchaftlichen Urſprung außer Zweifel ſetzt.

Ueber die Ableitung dieſer Völker herrſchen dieſelben Meinungen oder vielmehr dieſelben Dunkelheiten, die wir in der Einleitung zu der Beſchreibung des Indiſchen Archipels angezeigt haben.

Die Häupter des Volkes waren Despoten, die ſich

aus dem Adel, der noch gegenwärtig den Namen Bagnan führt, durch Tapferkeit und Klugheit emporgeſchwungen hatten. Die Plebejer unter ihnen heißen Calianer. Die Macht der Häupter, die erblich war, wurde mehr oder minder groß, nach der Anzahl der Sklaven, und der Dörfer, welche ihrem Befehl gehorchten; da ſie nun in unaufhörlichen Kriegen mit ihren nächſten Nachbaren lebten, ſo ſuchten ſie durch die Gefangenen die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren. Hieraus entſtanden drei Claſſen von Menſchen, nämlich die Herren der Dörfer (Gutsbeſitzer, Edelleute), die Sklaven und die Freien oder diejenigen, denen die Dorfprinzen die Freiheit geſchenkt hatten, und welche noch gegenwärtig unter dem Namen Timarat, welches in der Landesſprache frei bedeutet, angetroffen werden.

Die Malajen der Philippinen hatten, bei der Ankunft der Spanier, keine geſchriebenen Geſetze, obgleich ſie die Schrift kannten. Das Herkommen, und eine Art Gerichtshof, der aus den Häuptern der Stämme und Aelteſten beſtand, entſchied über bürgerliche Streitigkeiten. Beim Mord entſchieden die Verwandten des Gemordeten als höchſtes und letztes Tribunal; ſie verurtheilen zum Tode, ließen ſich aber oft die Strafe abkaufen. Diebſtahl, Raub und Ehebruch wurden beſtraft; Betrug aber beim Tauſchhandel und in andern Verträgen wurde als erlaubt angeſehen.

Ueber die Religion dieſer Völker dürfen wir keine unparteiiſchen Berichte erwarten; Fanatiſche Mönche, die ihnen ſo ſchnell als möglich das Chriſtenthum einzuimpfen ſuchten, ungefähr wie man jetzt die Kuhpocken zu verbreiten ſucht, ſind unfähig, den Geiſt eines fremden Glaubens zu erforſchen. Wir wiſſen nur, daß dieſe Inſulaner keine Tempel und keine Götzenbilder hatten, daß ſie an einſamen Orten, in Hainen, an Seen den Geiſtern Opfer brach-

ten, von denen ſie irgend ein Uebel fürchteten. Die Seelen ihrer Vorfahren bewohnten einſame Bäume, die von den Nachkommen beſucht wurden. Opfer und Tanz feierten ihr Andenken. Die Prieſter übten das Geſchäft der Propheten.

In dieſem Zuſtand fanden die Spanier bei ihrer Eroberung die Malajiſchen Stämme, und noch gegenwärtig verharren in demſelben diejenigen unter ihnen, die ſich dem Spaniſchen Joch nicht unterworfen haben.

Die Spanier waren vor allen Dingen bemüht, das Chriſtenthum, oder vielmehr die Herrſchaft der Geiſtlichkeit hier einzuführen. Aber das fromme Heer der Mönche, die auszogen dem Reiche Jeſu Chriſti neue Eroberungen zu erwerben, waren unter ſich nicht einig, und Auguſtiner, Franciskaner und Dominikaner ſprachen wechſelſeitig das Verdammungsurtheil gegen einander, weil jeder Orden den wahren Glauben ganz deutlich und beſtimmt, (wie man ein Stück Münze in Händen hält,) im Beſitz zu haben vorgab, und daher auch allein den Meiſter in dem neuen Lande ſpielen wollte. Bei dieſen heiligen Zwiſtigkeiten kamen ſie jedoch in dem Einen Punkte überein, daß ihr Intereſſe erforderte, das Anſehen der Weltgeiſtlichen auf den Inſeln nicht aufkommen zu laſſen. Alle Mönche wollten nur ihren Provinzialen unterworfen ſeyn, und die Autorität des Erzbiſchofs durchaus nicht anerkennen. Die Erzbiſchöfe excommunicirten daher die Mönche, welche ihrerſeits Repreſſalien ausübten, und die Ritter der Erzbiſchöfe, die Gouverneure, gleichfalls excommunicirten. Skandale füllen die Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums auf den Philippinen. Erſt im Jahre 1790 wurde dieſen Unruhen durch eine Bulle des Pabſtes Pius VI. ein Ende gemacht. Die Biſchöfe erhielten die Herrſchaft über diejenigen Mönche, welche zugleich das Amt der Pfarrer ausübten, in Angelegenheiten der Pfarreien;

in perſönlicher Rückſicht aber und in Betreff ihres religiöſen Betragens wurden die Mönche ihrem Provinzial allein verantwortlich erklärt.

Jeder Orden der Mönche hat ſich in den Philippinen eine Provinz zugeeignet, und kein anderer darf ſeine Anhänger in dieſelbe ſenden, um das Evangelium predigen zu laſſen. Dieſe Mönche ſind mächtig genug, um ſich den Befehlen der Alcaden, welche die Gouverneure der Provinzen ſind, zu widerſetzen; ja ſie dictiren Strafen und geben denen Zufluchtsorte, welche von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit verfolgt werden.

Wie eine ſolche, unter ſich uneinige, Macht als die Spaniſche auf den Philippinen, wo Mönche, Weltgeiſtliche und Gouverneure ſich wechſelſeitig einzuſchränken bemüht waren, dennoch ſo leichte Eroberungen machen konnte, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß ein Land, wo eine Menge kleiner Raja's, die unter ſich in ſtetem Kriege lebten, und als unabhängige Souveraine kein Nationalintereſſe anerkannten, den Spaniern, die wenigſtens darin einig waren, ſie zu unterdrücken, nicht widerſtehen konnte. Und ſo haben ſich die letztern ohne großes Blutvergießen zu Herren der Philippinen gemacht. — Wo ein mächtiger Sultan herrſchte, wie auf Mindanao und Suluh, da iſt ihnen aus eben dem Grunde auch die Eroberung nicht gelungen; ja ſie leben ſogar in ſteter Furcht vor den Seeräubereien und Landungen der Malajen von Mindanao, Borneo ꝛc., denen ſie außerhalb den Forts keine hinlängliche Macht entgegenſtellen können.

Die Spanier waren ſtark genug, ſich der Philippinen zu bemächtigen, aber nicht weiſe genug, dieſe ſchönen fruchtbaren Länder auf eine Art zu benützen, die dem Mutterſtaate Vortheil bringen, und die Bewohner zu Glück und Wohlſtand erheben konnte. Um dies wahr zu

finden, dürfen wir nur einen Blick auf die Verfaſſung und Regierung der Colonie werfen.

An der Spitze der Regierung ſteht ein vom Spaniſchen Hofe ernannter Gouverneur oder General-Capitain. Er reſidirt in Manilla, wo auch der Sitz aller höheren Behörden iſt. Der Gouverneur iſt Präſident des oberſten Gerichtshofs oder der Audienza, Verwalter der königlichen Fonds und Chef der Militärgewalt. Es iſt ihm ein Conſeil beigegeben worden, das aus einem Regenten und vier Oydors oder Räthen beſteht. Der Gouverneur kann der Meinung des Conſeils entgegenhandeln und übernimmt dann die Verantwortlichkeit. Die zweite Perſon nach ihm iſt der Lieutenant des Königs, dem die Inſpection der Truppen obliegt, ſo wie das militäriſche Detaile. In Abweſenheit des Gouverneurs vertritt er deſſen Stelle. Dann folgen im Range der Regent, die Oydors ꝛc. — Da der Gouverneur als Militär angeſehen wird, ſo ſind ihm ein Aſſeſſor und ein königlicher Fiscal für die Rechtsſachen zugetheilt worden. In Juſtizangelegenheiten iſt das Conſeil die höchſte Inſtanz. Der Rechtsgang iſt im höchſten Grade langſam, die Chicane an der Tagesordnung, und die Advocaten haben bei den vielen ſich widerſprechenden Edicten die beſte Gelegenheit, alle Prozeſſe in die Länge zu ziehen, und die Parteien arm zu machen. Gleichwohl ſollen nirgends in der Welt die Menſchen, die Europäer, wie die Eingebornen, ſo prozeßſüchtig ſeyn, als hier. — Zur Verwaltung der Caſſen und Berechnung der königlichen Einkünfte iſt eine Contadorie ernannt, welche aus dem Contador major und drei königlichen Beamten beſteht.

In gewiſſen Fällen kann der Gouverneur eine königliche Junta berufen, welche alsdann aus den öffentlichen Autoritäten, den Militärchefs, der Contadorie und dem Erzbiſchof zuſammengeſetzt wird.

Der Gouverneur ſoll, nach dem Geſetze, nur ſechs Jahre regieren; aber das Geſetz wird nicht beobachtet. Bei Niederlegung ſeiner Stelle ſoll er ſich noch ſechs Monate auf der Inſel aufhalten, und Jedermann ſoll das Recht haben, ihn, der etwa begangenen Ungerechtigkeiten wegen, bei dem nachfolgenden Gouverneur zu belangen. Obgleich es nun an Ungerechtigkeiten nicht gefehlt hat, ſo iſt doch kein Beiſpiel einer Benutzung der Wohlthat des Geſetzes vorhanden; ſo furchtbar wiſſen ſich die Gouverneure zu machen. Nur die Geiſtlichkeit weiß es zu benutzen, und man hat geſehen, daß der Erzbiſchof einen Gouverneur excommunicirt, abgeſetzt und ſich an die Spitze der Regierung geſtellt hat. Daher die klugen Gouverneure ſtets folgſame Champions der furchtbaren Prieſter waren. Der Einfluß, den ſich die Prieſterſchaft auf die Regierung durch Waffen des Himmels und der Hölle zu verſchaffen wußte, war der eigentliche Krebsſchaden der Colonie; denn des Königs Intereſſe, das den Wohlſtand des Volks erheiſcht hätte, mußte zurückgeſetzt werden, um den Willen der Prieſter zu erfüllen, welche ein in Unwiſſenheit erhaltenes Volk leichter handhaben und zum Aufſtand reizen können, ſelbſt in Fällen, wo die Regierung Neuerungen zu ſeinem Vortheil durchſetzen will. — Für das arme unglückliche Volk war alſo keine Rettung und die Provinzialverwaltung ſchien recht eigentlich zu ſeinem Verderben erſonnen zu ſeyn.

In den Provinzen ſind die Alcaden beſtellt, um die Befehle der Regierung zu vollziehen. Sie werden vom Gouverneur ernannt und vom Könige beſtättiget. Ihre Beſoldung iſt ſo ſchlecht, daß ſie andere Mittel zur Vermehrung ihrer Einkünfte ergreifen mußten, und hierzu gab die Unterdrückung des Volks die beſte Gelegenheit. Die Alcaden waren die Vorſitzer der Provinzialgerichte und fanden bald, daß ſie mit ihrem Urtheilſpruch einen vortheilhaften Handel treiben konnten. Ueberdies ſtanden

die Einnehmer der Abgaben unter ihnen, uud mit deren Hülfe ließ ſich noch mehr gewinnen. Wir haben oben angeführt, daß die Spanier unter den Malajen einen Adel, die Bagnan's, fanden. Die Bagnan's waren die Freien, die Herren, und das Volk, die Caljane's, beſtand aus Sklaven, — gerade wie dies ehedem in Polen, und noch gegenwärtig in mehreren ruſſiſchen Provinzen der Fall iſt. Die Spanier, um ihr Joch ſanft zu machen, forderten von den Bagnan's keine Abgaben, ſondern ließen die ganze Laſt derſelben auf die Caljane's fallen. Aus den Bagnan's wählten ſie die Vorſteher der Gemeinden, capitanes del poeblo, ſo wie die cabessas de varangaye oder Einnehmer der königlichen Einkünfte in dem Canton. Der Capitan del poeblo hat die untere Gerichtsbarkeit, ungefähr wie in einigen teutſchen Ländern der Amtmann, und zugleich die Aufſicht über die Einnehmer. Alle dieſe Malajiſchen Beamten plündern ungeſcheut das Volk, denn ein Sklave, der ſich gegen ſie auflehnen wollte, würde in dieſem Lande, wo die Prozeſſe ſo koſtſpielig und ſo langwierig ſind, nie etwas ausrichten und ſich vielmehr der Gefahr einer harten Beſtrafung ausſetzen. Die Regierung bekümmert ſich wenig um die Art, wie die Abgaben eingetrieben werden, ſobald die beſtimmte Summe, für welche die Einnehmer, die Capitanes del poeblo und die Alcaden gut ſtehen müſſen, nur regelmäßig eingeliefert werden. Da nun außer den königlichen Abgaben, noch für eine Caſſe, aus welcher die Pfarrer beſoldet und die Unkoſten bei den Reiſen königlicher Beamten beſtritten werden müſſen, geſammelt wird: ſo haben die Malajiſchen Herren von Adel den gültigſten Vorwand, zum Beſten dieſer Caſſe, die Caljane's zu berauben. Um das Unglück voll zu machen, ſtehen dieſe Blutſauger oft unter den Befehlen der Mönche, welche in dem Dorfe oder Diſtrict die Herrſchaft ausüben, und ihren Vortheil dabei haben, wenn ſie geſchickte Vermehrer der Einkünfte finden.

Alle dieſe drückenden Einrichtuungen würden in einem ſo fruchtbaren Lande die allgemeine Armuth nicht haben erzwingen können, ſobald der Verkehr mit fremden Kaufleuten unbeſchränkt geblieben wäre. Der Handel hätte allen Fehlern der Regierung kräftig entgegengewirkt, und durch ſeine Vortheile endlich auch den Blödſinnigen die Augen über das wahre Intereſſe des Staates geöffnet. Daher mußte der Handel beſchränkt werden, und — ſollte man es glauben? — ein einziges Schiff ward den Coloniſten zugeſtanden, um ihre Bedürfniſſe aus dem Auslande zu beziehen, und ihre Producte auszuführen. Ja dieſes Schiff, der Acapulco-Galion, war eigentlich beſtimmt, um das Königreich Mexico mit Oſtindiſchen und Chineſiſchen Waaren zu verſehen; nur weil von den Philippinen aus am bequemſten nach Acapulco im Spaniſchen America dieſe Waaren verſchickt werden konnten, kam den Inſeln beiläufig der Vortheil zu gute, auch ihre Producte verſenden zu können. Der Galion ſoll von Manilla jährlich nur für 500,000 Piaſter Waaren ausführen, welche in tauſend Ballen, Bolitas, verpackt werden. Jeder Kaufmann von Manilla, der in Spanien geboren iſt und fünf Jahre in der Colonie gelebt hat, hat das Recht, einen ſolchen Ballen, deſſen Länge auf fünf Fuß, die Breite auf 2 ½ und die Dicke auf 1 ½ Fuß beſtimmt iſt, zu verſchicken. Außerdem ſind den königlichen Beamten, und ſelbſt ihren Wittwen, nach Maßgabe ihres Gehalts, auch eine gewiſſe Anzahl Ballen zugeſtanden. Das Recht der Beamten, wenn ſie ſich nicht mit dem Handel abgeben wollten, wurde von den Kaufleuten erkauft, und für einen Ballen 450 Piaſter bezahlt. Das Geld zu dieſem Handel wurde häufig von den frommen Stiftungen geborgt, und wohl mit 50 Procent verzinſet.

So wie dieſes Schiff mit Oſtindiſchen und Chineſiſchen Waaren nach Acapulco gieng, ſo kam ein anderer

Galion von daher, der Americaniſche Waaren, vorzüglich aber Piaſter nach den Philippinen brachte. Dieſe Silbermünze aber verlor ſich bald wieder, indem die meiſten Chineſiſchen Waaren mit Piaſter bezahlt wurden, und die Geiſtlichen konnten ihre Gelder ſtets zu hohen Zinſen ausleihen.

Auf dieſe Schiffe war nun der Handel von Manilla beſchränkt. Der Nachtheil eines ſolchen unterdrückten Handels wurde endlich der Regierung ſelbſt fühlbar, da ihr die Colonie in den Philippinen jährlich größere Koſten verurſachte, als die Einnahme betrug; daher in neuern Zeiten außer dem Verkehr mit Acapulco, auch ein unmittelbarer Handel mit dem Mutterlande, und überhaupt mehr Freiheit des Handels zugeſtanden wurde. Der Krieg verſtattet jedoch nicht, von dieſer Begünſtigung große Vortheile zu ziehen. Ueberhaupt aber könnte der Handel der Colonie erſt dann bedeutend werden, wenn Ackerbau und Fabriken durch fleißige Arbeiter belebt würden; denn der bisherige Handel, der ſich auf fremde, aus Indien und China bezogene Waaren beſchränkt, bringt um ſo mehr ungewiſſen Gewinn, da Engländer und Americaner dieſe Waaren ſelbſt verführen und den Kaufleuten von Manilla den Markt verſchließen können, wie dies wirklich der Fall bereits geweſen iſt.

Aus Allem, was wir bisher geſagt haben, wird es nun begreiflich, daß das Leben in Manilla theurer iſt*), daß die Colonie ſich im Zuſtand der Armuth befindet, und daß ein ſchweres Joch auf den unglücklichen Inſulanern ruht. So viel Gewalt haben Unverſtand und fromme Thorheit: ſie können die Wohlthaten der Natur ſelbſt zu Schanden machen, während ſogenannte Menſchen-

*) Renouard de St. Croix berechnet, daß ein unverheiratheter Europäer in Manilla monatlich 149 Piaſter braucht, um anſtändig leben zu können.

kenner behaupten, daß die Weisheit zu ohnmächtig ſey, um die Menſchen zu einem der Vernunft und der Natur gemäßen Zuſtand empor zu heben.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, eine topographiſche Ueberſicht der Philippinen zu geben.

Die Inſel Luzon, die größte unter den Philippinen, liegt zwiſchen 12° 30′ und 19° 18′ N. Br. Ihre größte Länge, von der ſüdlichſten Spitze im Lande der Camarines an der Meerenge St. Bernardino, bis zum Cap Bojador, der nördlichſten Spitze in der Provinz der Ylocos beträgt 187 Franzöſiſche Lieues; ihre größte Breite von Oſten nach Weſten wird auf 55 bis 60 Lieues geſchätzt. Dieſe Inſel wird von zahlloſen Völkerſtämmen bewohnt, die entweder zu den Malajen oder zu den Negern gehören. Die erſten ſind die zahlreichſten und unter ihnen die Tagalen die bedeutendſten; ſie bewohnen den ſüdlichſten Theil der Inſel, der aus ſieben Provinzen beſteht, nämlich Tondo oder Manilla, Cavite, Boulacan, Batangas, die Lagune oder Lac de Bay, Tayabas und Batangas. In allen dieſen Provinzen wird die Tagaliſche Sprache geſprochen, eine Malajiſche Mundart, und zwar, die cultivirteſte unter allen, die auf den Philippinen geredet werden *). Unter vielen übeln Eigenſchaften, welche die Spanier an den Tagalen bemerken, können ſie ihnen eine große Hoſpitalität nicht abſprechen. An ihrer Tafel kann jeder ihrer Nation ungebeten Platz nehmen, ohne daß man ihn fragt, wer er ſey, noch woher er komme.

Die Hauptſtadt Manilla (14° 45′ N. Br. und 138° 55′ O. L. von Ferro) liegt am Fluſſe Paſſig, an einer großen Bai, in der Provinz Tongo, und begreift das Gebiet von drei ehemaligen Königen; ſie hat

*) In Madrid ſind mehrere Tagaliſche Wörterbücher gedruckt worden.

unregelmäßige, wenig bedeutende Feſtungswerke, ein Arſenal, ſchnurgerade Straßen, einige ſchöne und viele unanſehnliche Gebäude *), und in der innern Stadt, vier Kirchen, fünf Männer- und drei Frauenklöſter, zwei geiſtliche Collegien und zwei Hoſpitäler. In der Stadt wohnen etwa 2000 Spanier, theils Europäer, theils ihre weißen Nachkommen, und 3000 Meſtizer. Einen großen Theil der Stadt nehmen die Klöſter ein, die einen Umfang haben, daß mehrere Tauſend Mann darin einquartiert werden könnten, und doch werden ſie bisweilen nur von vier oder fünf Mönchen bewohnt.

Die Vorſtädte, welche durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt in Verbindung ſtehen, ſind vorzüglich für die Eingebornen beſtimmt, die in der Stadt nicht wohnen dürfen; man rechnet hier 60,000 Tagalen, 8000 Chineſen **), 3000 Meſtizen und 300 Spanier, und überhaupt eine Bevölkerung von beiläufig 88,000 Seelen.

Die Lebensart der Spanier iſt im höchſten Grade einförmig und langweilig; ihr größtes Vergnügen beſteht in Spazierenfahren. Sie beſuchen einander faſt nie, weil ſie alle in Proceſſen und Feindſchaft leben. — Die Erziehung kann unter der Aufſicht der Mönche nicht gut ſeyn. Seitdem die Jeſuiten aufgehoben ſind, iſt hier faſt keine Spur von Liebe zu den Wiſſenſchaften übrig geblieben. In neuern Zeiten haben jedoch einige Kaufleute ihre Söhne

*) Die Häuſer ſind größten Theils von Holz, weil, der häufigen Erdbeben wegen, eine maſſive Bauart gefährlich ſeyn würde.

**) Die Chineſen, die ſich hier aufhalten wollen, müſſen ſich taufen laſſen; dies hat einen großen Theil dieſer induſtriöſen Nation von den Philippinen entfernt. Durch ein weiſes Betragen der Regierung hätten ſie hier gefeſſelt werden können, und wir en den ſo ſehr vernachläſſigten Ackerbau emporgebracht haben.

nach Bengalen geſchickt, damit ſie dort einen beſſern Unterricht erhalten möchten.

Die Natur hat in der Nähe der Stadt die ſchönſten Gegenden gebildet, aber an den Gärten und Landhäuſern der Spanier bemerkt man nicht, daß ſie dieſelbe durch Kunſt zu verſchönern bedacht geweſen. Drei Stunden von der Stadt findet man die Grotte von Saint-Matheo; ſie iſt von einer zahlloſen Menge Fledermäuſen bewohnt und zieht ſich 1700 Schritte weit an einem unterirdiſchen Fluß ins Gebirge hinein. An dieſem Berge hört ſchon das Spaniſche Gebiet von dieſer Seite auf. Die unabhängigen Wilden, die weiter hinauf wohnen, Ygorotes genannt, gehen ganz nackt, ſind gute Jäger, und verkaufen den Tagalen ihr Wildpret gegen Reiß. Sie ſprechen Tagaliſch.

In Cavite, der Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz, iſt ein Schiffsarſenal. Die Stadt war ehedem bedeutender, hat aber durch Erdbeben gelitten. Die Garniſon beſtand 1806 aus 3000 Mann; es wurde ungefähr eine gleiche Anzahl Bewohner gezählt, unter denen 1000 Chineſen.

Die Provinz Balangas iſt vorzüglich deswegen merkwürdig, daß an dem Fluße eines Berges die Bewohner ſo frühzeitig ſind, daß die Mädchen ſchon im zehnten Jahre Mütter werden, dafür aber bereits im achtzehnten das Anſehen alter Weiber haben. Die Männer halten ſich einige Jahre länger. Dieſe Erſcheinung ſoll in der ſchnellen Abwechſelung der Temperatur und in der eigenen Beſchaffenheit des Waſſers ihren Grund haben. In dem Gebirge ſelbſt leben die Negerſtämme, Aetas.

Oeſtlich von Manilla liegt rund um den See von Bay die Provinz Lagune. Der See hat 45 franzöſiſche Lieues im Umkreiſe, bei einem Durchmeſſer von 15 Lieues, und wird durch 50 bis 60 Flüſſe und Bäche ge-

bildet, die ſich in ihm ergießen; er hat ſüſſes Waſſer, ſteht mit dem Meere durch den Fluß Paſſig, der ſich in den Buſen von Manilla ergießt, in Verbindung und kann das ganze Jahr durch von großen Kähnen beſchifft werden, doch müſſen die Schiffer, die weſtlich ſegeln wollen, die Nacht erwarten, weil der unaufhörlich wehende Oſtwind am Tage ihnen entgegen bläſ't. — Mitten in dem See findet man die Inſel Talin, die ſieben bis acht Lieues im Umfange hält und unbewohnt iſt, obgleich der Boden fruchtbar iſt. — Es ſcheint, daß der See mit den Vulkanen der umliegenden Berge in Verbindung ſteht, denn man ſah im Jahre 1800 während der heißen Jahrszeit eine Menge todter Fiſche auf ſeiner Oberfläche ſchwimmen, das Waſſer hörte auf trinkbar zu ſeyn, und war mit Schwefel imprägnirt. Auffallend war die Erſcheinung, daß viele von den Fiſchen noch Leben zeigten, obgleich ihr Kopf bereits in Fäulniß übergegangen war. Die Provinz Lagune zählt viele Tagaliſche Dörfer und iſt ziemlich bevölkert; doch findet man, beſonders in einiger Entfernung von dem See, große unbebaute Ebenen, wo das Gras bis zu zwanzig Fuß hoch wird, obgleich die Einwohner es wenigſtens zweimal im Jahre verbrennen. Dieſer ſo fruchtbare Boden iſt der Aufenthalt der wilden Büffel, der Hirſche, einer kleinen Gattung wilder Schweine und einiger großen Waſſervögel, weil die Menſchen ihn nicht zu benutzen verſtehen. Einige Spanier haben die Begünſtigung der Natur anerkannt, und ſich hier anbauen wollen: aber die Mönche, welche ihre Herrſchaft über die Tagalen zu verlieren, und die Alcaden, welche eine Concurrenz bei dem Einkauf der Lebensmittel befürchteten, wußten es dahin zu bringen, daß die Audienza die Erlaubniß verweigerte, ſich in der Lagune niederzulaſſen. Fabriken, die hier angelegt wurden, ließen die Mönche in der Nacht niederbrennen, und die Alcaden verwickelten die Eigenthümer in Prozeſſe, wodurch ſie bald von allen nützlichen Unternehmun-

gen abgeſchreckt wurden. — Bei aller Vernachläſſigung erzeugt die Provinz ſehr viel Reiß, vortrefflichen Indigo, Pfeffer, Arekanüſſe, Campeſchenholz und Bauholz, das leicht auf dem Paſſig nach Manilla geſchafft werden kann. Die Provinz hat mineraliſche Geſundbrunnen; vorzüglich bei Los Bannos.

Die Provinz Bulacan, nördlich von Manilla, hat einen geringen Umfang, ſo daß man ſie in einem Tage durchreiſen kann; ſie zählt aber 50,000 Einwohner und iſt außerordentlich fruchtbar. Man findet hier die ſchönſten Weiber der Inſel.

Südlich der Lagune liegt die gebirgige Provinz Batangas. Von dem Gipfel des Mahaye, eines der höchſten Berge der Inſel, ſieht man das Chineſiſche- und das Süd-Meer. Die Oſtſeite des Berges iſt rauh und unfruchtbar, wegen der Monſuns, die Weſtſeite aber prangt mit allen Früchten der Inſel. Das Dorf Saint Paul del Monte erzeugt allein ſo viel Produkte, daß es jährlich 80,000 Piaſter dafür löſ't. Man findet in der Nähe des Dorfs eingeſtürzte Crater und in ihrer Tiefe unergründliche Seen. Auch in Batangas giebt es viele unbebaute fruchtbare Ebenen.

Die Provinz Tagabas liegt an der Gränze der Halbinſel Camarin, iſt an den Küſten ſehr bevölkert, im Innern aber mit undurchdringlichen Wäldern bewachſen. Hier wird viel Tauwerk erzeugt. An den Küſten von Tagabas erhalten die Galionen Signale, wenn Manilla oder die Biſayerinſeln von feindlichen Kreuzern bedroht werden.

Alle bisher genannten Provinzen gehören zum Tagaliſchen Lande; im Norden deſſelben findet man das Land der Pampangue, das von einem Volke bewohnt wird, welches in Sitten und Gebräuchen mit den Tagalen übereinſtimmt, aber eine eigene Sprache redet. Die Gebirge und Flüſſe dieſer Provinz liefern Gold; ihr größter

Reichthum beſteht aber in Zucker und Tabak. Die Bevölkerung beträgt 125,000 Seelen.

Die Zambalen, Bewohner einer andern Provinz, der ſie den Namen gegeben, ſprechen eine mit der Tagaliſchen verwandte Sprache. Der Haven von Subec in ihrem Lande iſt einer der ſicherſten auf der Inſel.

Die Provinz Pangaſinan, im Norden der vorigen, gränzt an die Beſitzungen unabhängiger, wenig bekannter Völkerſtämme. Die Pangaſinaner gehören zu den ſtärkſten und tapferſten Bewohnern von Luzon; ihre Sprache hat viel Eigenthümliches, ſo wie der Ausdruck ihrer Geſichter. Sie ſind klein, eigenſinnig und lebhaft und unterſcheiden ſich dadurch von ihren Nachbaren, den Ylocos, die eine nördlich liegende Provinz bewohnen, groß, ſtark und ſehr ſanft ſind. Das Land der Ylocos ſoll das ſchönſte, fruchtbarſte und volkreichſte auf Luzon ſeyn; man findet hier auch einige Seiden- und Baumwollen-Manufacturen, die von den Eingebornen betrieben werden. Die Bevölkerung wird auf 320,000 Seelen berechnet.

Die nördlichſte Provinz, Cagayan, eine Inſel, erzeugt die ſchönſten, und zugleich arbeitſamſten Männer unter allen Spaniſchen Unterthanen auf den Philippinen. Die Gebirge im Innern des Landes ſind mit dichten Wäldern bewachſen und werden von wilden, blutdürſtigen, übrigens wenig bekannten Stämmen bewohnt. Die Provinz liefert Goldſtaub. Die Babuyaninſeln, welche mit dieſer Provinz vereinigt ſind, leiden Mangel an Holz und Lebensmitteln. Die Landung auf denſelben iſt wegen der häufigen Stürme beſchwerlich. Ein Spaniſcher Sergent commandirt hier und einige Mönche lehren den Roſenkranz beten.

Alle unabhängigen Einwohner im Innern und an den

Gränzen dieſer Provinzen ſind noch wenig bekannt. Indeſſen unterſcheidet Renouard de Saint-Croix verſchiedene Völkerſchaften, nämlich Indianer, Malajen, Chineſen und Japaner, die durch zum Theil unbekannte Schickſale aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, ſich hier fortpflanzten und mehr oder weniger bürgerliche Geſellſchaften und kleine Staaten bildeten. Die Spaniſchen Schriftſteller ſagen dieſen nicht chriſtlichen Völkerſchaften viel Böſes nach und behaupten, daß ſie in unzugänglichen, unfruchtbaren Gebirgsſchluchten wohnen; einzelne Reiſende aber, die ſich hinein gewagt haben, fanden gut angebaute Gegenden, und zum Theil arbeitſame, geſchickte Menſchen.

Auf der Halbinſel Camarin, mit den beiden Provinzen Camarin und Albey, verurſachen die vielen Vulcane häufige Erdbeben. Man findet, beſonders in Albey, Goldminen, die aber nicht benutzt werden. Die Einwohner ſind ein, mit den benachbarten Biſſayern nahe verwandtes, Volk.

Die Oſtküſte von Luzon iſt unfruchtbar, weil ſie den, von der Südſee her wehenden, Monſuns ausgeſetzt iſt, und wenig bekannt.

Wir verlaſſen nunmehr die große Inſel Luzon und wollen von den andern Inſeln hier noch in der Kürze das Wichtigſte anführen.

Die Biſſayerinſeln bilden einen Archipel im Süden von Luzon, zwiſchen Borneo und Mindanao, der aus mehr als zehn tauſend Eilanden beſteht, unter denen einige jedoch kaum eine Viertelſtunde im Umfange haben. Sie werden größten Theils von Malajiſchen Stämmen bewohnt, von denen einige ſich den Spaniern unterworfen, andere aber unabhängig erhalten haben, und zum Nachtheil der Europäiſchen Unterthanen Seeräube-

rei treiben; zum Theil erkennen ſie die Hoheit des Sultans von Mindanao an. Auf einigen Inſeln und vorzüglich auf der Inſel de los Negros ſind die Einwohner Neger mit wolligem Haar und werden Aetas genannt. Die meiſten Biſſayerinſeln ſind ſehr fruchtbar, außer den Früchten auch an Pferden und Wildpret; aber das Spaniſche Gouvernement zieht nur geringen Vortheil von ihnen, den größten Gewinn davon haben die Alcaden, die dem Volke nehmen, was ihnen die Seeräuber laſſen. Die größeren Inſeln ſind:

Samar, durch die Straße San Bernardo, von der Halbinſel Camarin geſchieden, hält 135 Lieues im Umfange; die Hauptſtadt Caba-Lunga iſt der Sitz des Alcaden. Man zählt 30,000 Spaniſche Unterthanen.

Leyte hat in der größten Länge 40 Lieues, und 15 in der Breite. 22,500 Bewohner gehorchen den Spaniern.

Zebu, die erſte Inſel, die von den Spaniern in Beſitz genommen, und in deren Nähe, auf dem kleinen Eilande Mactan, Magellan erſchlagen wurde. Zebu iſt 28 Lieues lang und 6 breit. Die Flüſſe enthalten Goldſtaub. Man zählt 58,000 Spaniſche Unterthanen.

Die Inſel de Los Negros iſt 45 Lieues lang und 10 Lieues breit, liefert Perlen, die an der Küſte gefiſcht werden, vorzüglich bei den beiden kleinen Inſeln Cagayans Chicos. Die Alcaden von Zebu und de los Negros haben allein das Recht hier fiſchen zu laſſen; ihre Fiſcher werden aber häufig von den Malajiſchen Seeräubern und auch von Spaniſchen Unterthanen, die ſich dafür ausgeben, geplündert. Der Alcade hat ſeinen Sitz im Norden der Inſel und 22,500 Seelen unter ſeiner Aufſicht.

Panay iſt volkreich und kann ſich daher gegen die Seeräuber mit größerem Erfolg vertheidigen, als die an-

dern Bewohner der Biſſayerinſeln, die zur Schande ihrer Schutzherrn täglichen Plünderungen ausgeſetzt ſind. Panay iſt in drei Alcadien eingetheilt.

Paragua. Die Spanier beſitzen nur einen kleinen Theil der Inſel im Norden derſelben. Eben- und Campeſchenholz, Wachs, Kakao, eine große Anzahl Pferde und viel Wildpret machen den Reichthum der Bewohner aus.

Mindoro, eine ſchöne, fruchtbare Inſel, mit trefflichen Häven, iſt gleichfalls den Spaniern nicht ganz unterworfen, ſo ſehr ſie auch geeignet wäre, der Hauptſitz eines glänzenden Etabliſſements zu werden. Der Franzöſiſche Hof wünſchte daher, unter dem Miniſterium des Herzogs von Choiſeul, hier eine Franzöſiſche Niederlaſſung anzulegen, und erſuchte den Spaniſchen Hof um ſeine Einwilligung; welche dieſer verweigerte. Obgleich Mindoro für ihn von keinem Nutzen iſt, ſo würde es doch in Franzöſiſchen Händen ſich bald zu einer blühenden Colonie erhoben und dem Handel von Manilla den Todesſtoß gegeben haben. — Der Alcade wohnt zu Calapan und hat 35,000 Eingeborne unter ſeiner Aufſicht. Das Innere der Inſel gehört unabhängigen Stämmen.

Auf der großen Inſel Mindarao haben die Spanier nur drei Alcadien, nämlich Sanbuanga an der ſüdlichen, Miſamis an der nördlichen, und Caraga an der öſtlichen Küſte. Die erſten beiden ſind nur militäriſche Poſten. — Die ganze Inſel, welche unter verſchiedenen Herrſchern getheilt iſt, liegt zwiſchen 5° und 10° N. Br. und 139° und 144° O. L. von Ferro; ihre größte Länge von Oſten nach Weſten, beträgt 135 Lieues und ihre mittlere Breite von Norden nach Süden ungefähr 75 Lieues. Mehrere Baien, die ſich tief ins Land hinein erſtrecken, und unter denen die Iljanobai die größte iſt, geben ihr eine unregelmäßige Geſtalt; die Größe wird

auf 2,260 Quadratmeilen geſchätzt. Man zählt gegen 20 größere ſchiffbare Flüſſe und über 100 kleinere. Der Pelandſchyfluß, ſo groß wie die Themſe bei London, kommt tief aus dem Innern, und theilt ſich bei ſeinem Einfluß in den Iljanobuſen im Südweſten der Inſel in zwei Arme, davon der ſüdliche den Namen Tamantaka führt; vor der Mündung des nördlichen Arms liegt die kleine Inſel Banwut, auf welcher die Engländer eine Niederlaſſung errichtet haben, und zwiſchen beiden Armen die Hauptſtadt Magindanao, die Reſidenz des mächtigſten Sultans auf der Inſel. — Im Innern des Landes findet man auch viele Seen, unter denen der Lanoſee oder Malano, im weſtlichen Theile der Inſel, der größte iſt. Das Klima iſt, wegen der häufigen Nebel, und beſonders in den niedrigen moraſtigen Gegenden, für die Europäer gefährlich, die Eingebornen aber vertragen es gut und ſind ſtarke nervigte Menſchen, die ein hohes Alter erreichen. Gutes Ackerland iſt hier in vielen Gegenden eine Seltenheit. Moräſte, lockere Sandſteppen, Vulcane, die große Strecken mit Aſche bedecken, nebſt Wäldern und Gebirgen wechſeln mit einander ab. Die Vulcane, ſo ſchrecklich ihre Wirkung auch iſt, geben doch bisweilen auch Reichthum; ſo erhält der Sultan von Selangan durch die Schwefelgruben eine reiche Ausbeute, und der Vulcan häuft bei jedem Ausbruche die unerſchöpflichen Schwefellagen. — Im Jahre 1640 ereignete ſich hier ein merkwürdiges Phänomen, indem ein Vulcan, im Gebiete des Raja von Boyan, ſich ſelbſt zerſtörte. Mit furchtbarem Getöſe und Krachen ſprengte er ſeine Decke und ſchleuderte die Trümmer ſeines Gipfels nach allen Richtungen Meilen weit umher. Dampf und Aſche ſtiegen aus dem Schlunde zu einer unglaublichen Höhe, und wurden von den Winden bis nach Borneo, Ternate und Manilla getragen. Die Luft verdunkelte ſich, ſo daß man in einer Entfernung von 30 Meilen, am Mittage völlige Nacht

hatte; über 100 Meilen umher ward Alles in Furcht und Schrecken geſetzt. Man glaubte die Zerſtörung der Welt nahe. Ein Theil des Bodens in der Nähe des Vulcans verſank, und Waſſer drang aus den Schlünden der Erde hervor. Jetzt ſieht man an dem Fuße des zerſtörten Berges einen See.

Die Inſel hat auch ſehr fruchtbare Gegenden, die ſelbſt Ueberfluß erzeugen, und eine anſehnliche Ausfuhr der Producte möglich machen. Reiß, Indiſches Korn, Gemüſe, Betel, Zimmt, Indigo, Zuckerrohr, Sago und Kaſſiabäume, und faſt alle den Philippinen eigenen Früchte werden hier in Menge und von vorzüglicher Güte gefunden. Ein Gleiches gilt von den Thieren. Von Mineralien, die ſicher nicht fehlen, kennt man nur Salz und Goldſtaub.

Die Bewohner der Inſel ſcheinen von verſchiedenen Völkerſchaften abzuſtammen, die ſich der Seeräuberei wegen auf Mindanao niederließen, wo dieſe Art der Bereicherung allgemein beliebt und durch die Lage, in der Nähe der Biſſayerinſeln, ungemein begünſtigt iſt. Die Haraforas ſcheinen die älteſten Einwohner der Inſel zu ſeyn; ſie ſind ſchwarzbraun, wild, tapfer, gehören zu der Malajiſchen Raſſe, gehen nackt und führen zum Theil ein nomadiſches Leben. Diejenigen, welche von den Magindanaern beſiegt worden ſind, bauen jedoch Reiß und beſitzen auch einige Geſchicklichkeit in der Weberei. Sie gehören zu einem Volke mit den Alfuris auf Ceram.

Die Magindanaer ſind die zahlreichſte Nation, gleichfalls Malajen, aber weit cultivirter als die Haraforas; ſie ſtehen unter einem Sultan, treiben mancherlei Künſte, vorzüglich aber die Seeräuberei, zu deren Behuf ſie ſehr zweckmäßige Schiffe bauen. Sie ſind von aufgewecktem Geiſte, freundlich gegen Fremde, rachſüchtig und grauſam gegen ihre Feinde. Man findet hier das gewöhnliche Malajiſche Lehensſyſtem eingeführt; die Vorneh-

men heißen Dottos, ſie ſind die Gutsbeſitzer, deren Reichthum und Anſehn nach der Zahl der Sklaven abgemeſſen wird. Um dieſe zu erhalten, machen ſie Streifzüge zur See, überfallen die unbewachten Küſten und nehmen Menſchen und Früchte mit ſich fort. Sie werden dadurch den Spaniern ſehr gefährlich; dieſe haben aber noch keine Anſtalten gegen ihre Beſuche gemacht.

Die Ilјanos ſind eine andere Nation, die den mittlern Theil der Inſel bewohnt, und wenig von der vorigen verſchieden zu ſeyn ſcheint. Sie leben in einer ariſtokratiſchen Verfaſſung, und werden von 16 Sultanen und 17 Raja's beherrſcht.

Die Caraganer und Dapitars ſind wenig bekannt; die Bantſchilen gleichen den Haraforas.

Dieſe Völker haben faſt alle eigene Sprachen, die von den Reiſenden für Malajiſche Mundarten ausgegeben werden; noch hat aber keiner, ſo viel uns bekannt iſt, ſich als Sprachforſcher beurkundet, um ein gründliches Urtheil fällen zu können. Gewiß iſt, daß die meiſten Völker das Malajiſche verſtehen, wodurch der Handel erleichtert wird und was vielleicht auch nur in ihm ſeinen Grund hat.

Die Religion dieſer Völker iſt ein wunderliches Gemiſch, woran der Islam und das Heidenthum ungefähr gleichen Antheil haben.

Die merkwürdigſten Orte ſind:

Magindanao, die alte Hauptſtadt, die ſich durch nichts von andern Malajiſchen Städten unterſcheidet. Die neue Hauptſtadt heißt Selangan, von welcher Reſidenz der Beherrſcher auch Sultan von Selangan genannt wird. Der Pallaſt des Sultans iſt mit Mauern umgeben, etwa 120 Fuß lang, 50 breit und ruht auf 32, mit Scharlach umwundenen Säulen. Der Sultan hat eine Garde und beſitzt auch Kanonen. Ein ziemlich regelmäßi-

ges Fort, das von Spaniſchen Ueberläufern erbaut iſt, beſchützt die Stadt.

Boyan, der Sitz eines dem Sultan unterworfenen Raja's, der ungefähr 40,000 Unterthanen hat.

Kamaladon, ein großer Hafen auf der Südküſte, die Reſidenz eines ebenfalls abhängigen Raja's.

Sebugey, ein trefflicher Haven in einer holzreichen und fruchtbaren Gegend, dem Raja von Mudu gehörig.

In dem Gebiete der Ilianos liegen mehrere Städte oder vielmehr Dörfer, von denen wenig mehr als der Name bekannt iſt.

Wir beſchließen die Beſchreibung der Philippinen mit einer kurzen Nachricht von den Suluhinſeln. Die Europäer ſprechen den Namen dieſer Inſeln verſchieden aus, jenachdem ſie zu dieſer oder jener Nation gehören: die Spanier nennen ſie Cholo und ſchreiben Yolo, die Portugieſen Scholo (*Xolo*), die Engländer Suluh (Sooloo). Der Suluharchipel beſteht aus 50 bis 60 Eilanden, die ſich in der Richtung von Südweſt nach Nordoſt, von Borneo nach Mindanao, gleich einer Kette erſtrecken und die Gipfel eines Gebirges ſind, das beide größere Inſeln mit einander verbindet. Der geringe Umfang der Inſeln wird als die Urſache ihres milden Klima's angeſehen, indem weder hohe Gebirge, noch Wälder die Wolken aufhalten. Die Regenzeit dauert daher nicht lange und fällt gewöhnlich zur Zeit unſers Frühlings und Herbſtes; ein immer grünender Sommer ſchmückt dieſe fruchtbaren, geſegneten Eilande. Unter ihren Producten bemerken wir nur Pfeffer, Zimmet, den Teakbaum, treffliches Wild und Perlen, als den größten Reichthum, indem ſie übrigens in dieſer Rückſicht mit den Philippinen übereinkommen. Man hat Goldadern entdeckt. Ambra

iſt in großer Menge vorhanden. Die Einwohner, deren Anzahl man auf 60,000 ſchätzt, ſind ſchwarz, ſprechen Malajiſch, zeichnen ſich durch Tapferkeit, Liſt und Treuloſigkeit aus, kleiden ſich geſchmackvoll, ſind in den mechaniſchen Künſten geübt, bauen gute Schiffe, die bis 10 Tonnen Laſt tragen können und treiben mit den Chineſen und Europäern einen ziemlich einträglichen Handel; erſtere kaufen Seeſchnecken, Wachs, Vogelneſter, Schildpatt, Nelkenrinde und Perlen, wofür ſie viele Meſſingwaaren, Thee, Nanking, Tapeten ꝛc. abſetzen. Die Europäer, und unter ihnen ehedem vorzüglich die Holländer, kaufen Perlen. Die Suluher ſind Muhammedaner und führen die Thore von Mekka in ihrer Flagge. — Es haben ſich unter ihnen Chineſen angeſiedelt, denen ſie mancherlei Geſchicklichkeiten, und vielleicht ſelbſt ihren Fleiß im Ackerbau zu danken haben. Sie werden von einem Sultan beherrſcht, dem auch die Südſpitze von Borneo unterworfen iſt.

Die reizende Inſel Suluh iſt nur 8 Meilen lang und 2 Meilen breit. Die Hauptſtadt Bauan hat viele Moſcheen und iſt der Sitz des Sultans.

Unter den andern Suluhinſeln ſind Tawih-Tawih, Baſſilahe, Siaſſih, Labak und Tappul die größten.

E. Oſt-Aſien.

Einleitung.

Wir verlaſſen jetzt die Inſelwelt und kehren nach dem feſten Lande von Aſien zurück, wo große, cultivirte Reiche unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Wie Indien das Land der Wunder genannt wird, ſo könnte man China, Tibet und Japan, oder den öſtlichen Theil von Aſien, den wir jetzt zu beſchreiben haben, die Länder der Räthſel und Widerſprüche nennen, welche Benennung wenigſtens den Zuſtand unſerer Kenntniſſe derſelben bezeichnet. Wir finden hier Länder, deren Klimate andern Geſetzen folgen, als in den Abendländern, wo die Breitengrade und die Höhe über der Meeresfläche die Wärme und deren Einfluß auf die organiſche Natur beſtimmen, während hier die Längengrade, je weiter ſie nach Oſten vorrücken, eine gröſſere Kälte bewirken; wir finden in Tibet ewige Schneegebirge, obgleich es dem heißen Erdgürtel näher liegt, als das ſüdliche Italien; wir finden Völker, die den Künſten und Wiſſenſcheften einen hohen Grad der Ausbildung gegeben haben, und gleichwohl das erſte Geſetz aller wiſſenſchaftlichen Cultur, — das ewige Fortſchreiten zu einem unendlichen Ziele — nicht kennen, ſondern — man weiß nicht, ſoll man ſagen: eigenſinnig oder blödſinnig, ſeit Jahrtauſenden auf derſelben Stufe der Cultur ſtehen blieben; wir finden endlich Regierungen, die den Europäern gaſtfreundlich die Häven und die Schranken der Gränzen öffneten, und ihren Wiſſenſchaften und ſelbſt ihrer Religion eine ſchützende Aufnahme gewährten; es aber nachher ihrem Intereſſe angemeſſener fanden, nicht

nur die Chriſten zu verjagen, ſondern ſelbſt den Europäiſchen Kaufleuten ihre Häven und Handelsſtädte zu verſchließen, — ſo daß es gegenwärtig kaum einem Europäer glücken kann, in das Innere dieſer unermeßlichen Reiche vorzudringen, indem ſelbſt Geſandtſchaften der erſten Europäiſchen Mächte auf der Reiſe gleich Gefangenen bewacht, oder ſchnöde an den Gränzen abgewieſen werden. So durfte ſich Lord Macartney von dem ihm angewieſenen Wege nicht entfernen, und die Ruſſiſche Ambaſſade, die der Kaiſer Alexander nach China ſchickte, mußte, nachdem ſie die Chineſiſche Gränze erreicht hatte, wieder umkehren. Wir finden aber auch ein großes merkwürdiges Land, Tibet, das die Fremden noch gegenwärtig freundlich aufnimmt, und das uns, obgleich es häufig von Miſſionaren beſucht wurde, und obgleich die Regenten, die ſich Götter zu ſeyn dünken, vor mehreren Jahren einer Engliſchen Geſandtſchaft ihre Bereitwilligkeit zeigten, eine Verbindung mit dem Europäiſchen Indien zu ſchließen, — wir finden ein Land, ſage ich, das deſſen ungeachtet den Europäern noch ſo gut wie völlig unbekannt iſt; denn würden wir wohl glauben, das heutige Frankreich zu kennen, wenn wir nichts mehr als den Bericht eines Reiſenden beſäßen, der den Weg von Amſterdam nach Paris gemacht hätte, und ſich etwa drei Monate auf dieſer Reiſe aufhielt? Dieß Gleichniß aber bezeichnet ungefähr den Umfang unſerer Kenntniſſe von Tibet. — Japan iſt den Europäern völlig verſchloſſen, und die ganze Verbindung mit unſerm Welttheil beſchränkt ſich gegenwärtig darauf, daß einige Holländiſche Schiffer in einer abgelegenen Vorſtadt von Nangaſaki unter demüthigen Bedingungen einigen Handel treiben dürfen. Wahrlich iſt irgend eine Weltgegend dazu geeignet, den Geographen die Beſchränktheit ihrer Kenntniß der Erde zu beweiſen, ſo iſt es Oſt-Aſien, das gleichwohl mit Einſchluß der ſogenann-

ten Chineſiſchen Tatarei einen Flächenraum von beiläufig 200,000 Quadratmeilen einnimmt.

Die Länder, mit deren Beſchreibung wir unſere Kunde von Aſien beſchließen und die wir unter dem gemeinſchaftlichen Namen von Oſt-Aſien*) zuſammen faſſen, liegen zwiſchen dem Wendekreis des Krebſes und 55° N. Br. und erſtrecken ſich von 90° bis 165° O. L. von Ferro. Große Gebirgsketten mit ihren Abdachungen ſondern dieſe unermeßliche Länderſtrecke von dem übrigen Aſien ab und geben ihr einen eigenen Charakter, der ſich hier um ſo vollkommener entwickeln kann, da auch die Politik, die ſich ſelten in natürliche Gränzen eingeſchloſſen findet, hier ein einziges Reich geſtiftet hat. Der Kaiſer von China nämlich iſt der Herr, der als höchſtes Oberhaupt in den einzelnen Staaten, in welche Oſt-Aſien zerfällt, anerkannt wird. Nur die Japaniſchen Inſeln ſind frei von ſeiner Lehnsherrlichkeit; ſie gehören aber nur uneigentlich zu Aſien, und würden füglicher, wenn die Geographen ſich an natürliche Gränzen gewöhnen könnten, zu der Inſelwelt des großen Oceans gezählt werden müſſen. Der Theil von Aſien, in welchem der Kaiſer von China als Lehns- und Schutzherr anerkannt wird, und den man daher das Chineſiſche Reich nennen kann, gränzt gegen Norden an Rußland, gegen Weſten an die Länder der Tataren, gegen Süden an beide Indiſche Halbinſeln und wird im Oſten von den Chineſiſchen und Japaniſchen Meeren um-

*) Wir folgen hier der Eintheilung, die der verſtorbene Profeſſor Ehrmann, im erſten Bande dieſes Werks, S. 47, angegeben hat, die wir nachzuleſen und damit zu vergleichen bitten, was in eben dieſem Bande Seite 13 und 18 über die Gebirgsketten geſagt iſt. Wir würden vielleicht von dieſer Eintheilung abgewichen ſeyn, wenn wir es uns nicht zum Geſetz gemacht hätten, dem Werke die Einheit zu erhalten und in der Anlage ſo wenig als möglich zu ändern. L.

floſſen. Die Gebirge, welche dieſe unermeßliche Strecke nach allen Richtungen durchſtreichen, ſind den Europäern nur ſehr unvollſtändig bekannt uud was ſich davon auf den Charten verzeichnet findet, iſt mehr oder weniger willkührlich, nach ungefährer Schätzung der Reiſenden, und oft ſehr unkritiſch und widerſprechend angedeutet worden. Im Allgemeinen kann man indeſſen, ſo viel ſich bis jetzt aus den vorhandenen Materialien der Länderkunde ſchließen läßt, annehmen, daß drei hohe Gebirgsketten, von Weſten nach Oſten fortlaufen, die unter ſich mannichfaltig durch Seitenzweige der Hauptſtämme verbunden ſind. Dieſe drei größeren Ketten entſpringen ſelbſt aus dem Hauptſtamm der Tatariſchen Gebirge, welche der Knoten der labyrinthiſchen Verflechtung ſind und den höchſten Erdrücken bilden. Die ſüdlichſte dieſer Ketten finden wir in Tibet, von wo aus Zweige von Norden nach Süden ſich in beide indiſche Halbinſeln hinein erſtrecken, und wovon vielleicht die Maldiven, Zeylan, ſo wie die Sundainſeln, Molukken und Philippinen nur Fortſetzungen ſind; öſtlich hängen Chineſiſche Gebirge mit dieſer Kette zuſammen. Die zweite Kette nennen wir das Mongoliſche Gebirge oder Kangai; es hängt im Weſten durch den Moſſart, mit dem Tibetaniſchen Gebirge zuſammen, ſo wie durch den Alak, mit dem Uralgebirge, und läuft öſtlich, indem ſie die Mongolei durchſtreicht, bis an das Japaniſche Meer. Die nördlichſte große Kette endlich iſt das Altaigebirge und der Sagansk, die durch die Dauriſchen Gebirge im Oſten des Baykalſees mit dem Sibiriſchen Gebirge zuſammenhängen *).

Zwiſchen dieſen Gebirgen liegt eine große, unermeßliche Sandwüſte, die Wüſte Cobi genannt, welche viel-

*) Die mannichfaltigen Verflechtungen des Aſiatiſchen Hochgebirges laſſen keine deutliche, der Natur gemäße Beſchreibung zu; die hier gegebene iſt ein bloßer Verſuch, die Leſer eini-

leicht die höchſte Ebene aber auch das unfruchtbarſte Land der Welt und eigentlich nichts mehr als ein todtes Sandmeer iſt.

Die Flüſſe, deren Quellen in dieſen Gebirgen entſpringen, werden wir bei den einzelnen Ländern anzeigen. Hier liegt es uns nur noch ob, zum Schluß der Einleitung, die Eintheilung von Oſt-Aſien anzuführen, welche unſerer Beſchreibung zum Grunde liegt.

Das Chineſiſche Reich beſteht aus unmittelbaren Provinzen und aus Lehnſtaaten. Zu den erſten gehören das eigentliche China, und die nördlichen Provinzen oder die kleine Bucharei, die Kalmukkei, die Mongolei und das Land der Mantſchou; zu den Lehnſtaaten rechnen wir Tibet, die Halbinſel Corea und die Inſeln Lieu-Kieu.

Endlich wird das Japaniſche Reich noch zu Oſt-Aſien gerechnet, deſſen Beſchreibung den Beſchluß der Kunde von Aſien machen wird.

germaßen in dem Labyrinthe zu orientiren. Sie weicht in einigen Stücken von den bisher in den Geographien gegebenen ab; den Grund anzugeben, der uns zu dieſer Abweichung beſtimmte, fehlt es hier an Raum. L.

I.

Chineſiſches Reich.

A. Unmittelbare Provinzen.

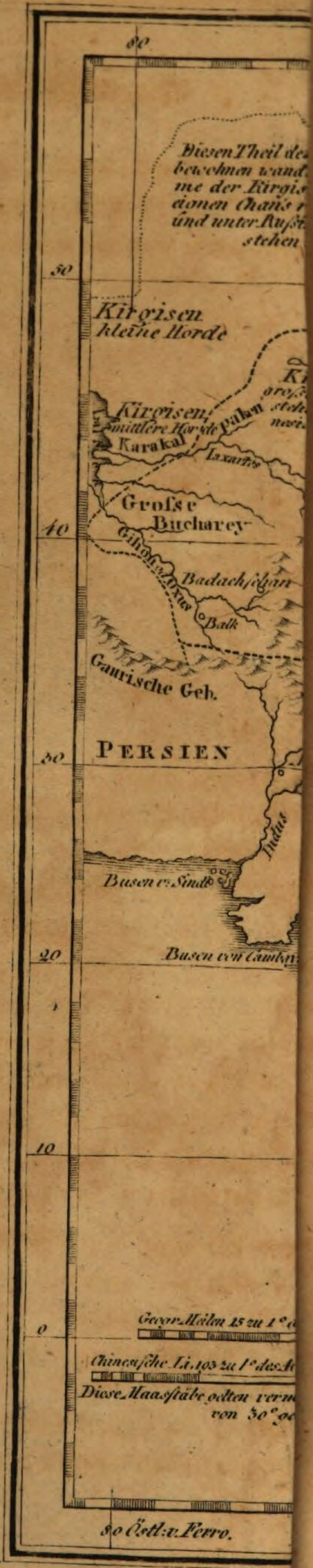
a. Eigentliches China.

1.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Entdeckungsgeſchichte.

Die Einwohner von China nennen dieſes Land Tſchon-Kue, welches Mittelpunkt der Erde bedeutet; denn ihr Stolz läßt ihnen in den andern Ländern nichts als bloße Anhängſel an dieß große Hauptreich erkennen. Als die Nachkommen des großen Eroberers Gengis = Kan den nördlichen Theil von China eroberten, wurde dieſer Theil Kathay oder Kithay genannt, welcher Name noch bei den Ruſſen üblich iſt. Der mittägliche Theil hieß Manſchi. Der Urſprung des Namens Schina oder Tſina iſt ungewiß. Schon im 12ten Jahrhundert kannten die Araber das Land unter dem Namen Sin oder Tſchin. Die teutſche Schreibart: China iſt von den Franzoſen entlehnt, die aber bekanntlich das Ch anders ausſprechen als wir.

Das Volk, das die Alten unter dem Namen Sinae kannten, hatte, ſo viel man mehr errathen als wiſſen kann, weſtlichere Wohnſitze, daher die neueren Sineſen nicht für Nachkommen derſelben gehalten werden. Indeſſen muß man geſtehen, daß die Gelehrten, welche die Verſchiedenheit beider Völker durch einen Aufwand von mühſamen und gelehrten Nachforſchungen zu beweiſen ſuchten, nicht viel mehr


80
Diesen Theil
bewohnen
me der Kirgi
und unter
stehen
50
Kirgisen
kleine Horde
Kirgisen
mittlere Horde
Karakal
Laxartes
Grofse
Bucharey
40
Gihon
Oxus
Badachschan
Balk
Gaurische Geb.
PERSIEN
30
Indus
Busen v. Sindi
Busen von
20
10
0
Geogr. Meilen 15 zu 1°
Chinesische Li 193 zu 1° des
Diese Maasstäbe gelten
von 30°
80 Östl. v. Ferro.

von der Sache wiſſen, als die unwiſſenden Geographen, denen die Aehnlichkeit des Namens ein hinlänglicher Grund war, die Sinae für die Stammväter der Sineſen zu halten.

Das Land, das wir, als das eigentliche China oder Sina, beſchreiben wollen, liegt zwiſchen 20° und 41° N. Br. und zwiſchen 115° und 140° O. L. von Ferro. Die Länge von Weſten nach Oſten beträgt 370 teutſche Meilen, und die Breite von Norden nach Süden 300 teutſche Meilen. Der ganze Flächeninhalt kann, nach einer Annäherungsberechnung auf 70,000 Quadratmeilen angenommen werden. Dieſes ungeheure Land iſt alſo mehr als fünfmal ſo groß, als das heutige Frankreich, das man unter den Europäiſchen Staaten mit Recht einen Rieſenſtaat nennt.

China gränzt gegen Norden an das Land der Mantſchou und an die Mongolei, von welchen Provinzen es eine, wie man ſagt, 2,000 Jahr alte Mauer trennt, die ſich über Gebirge, Ebenen und tiefe Thäler ununterbrochen über dreihundert geographiſche Meilen weit erſtreckt. Im Oſten begränzt es der Theil des Chineſiſchen Meeres, der das gelbe Meer genannt wird, und es von der Waſſerſeite von Corea trennt, im Süden das Chineſiſche Meer und der Canal von Formoſa; im Weſten von China liegen das Kaiſerthum Anam, (vor dieſem das Königreich Tunkin,) die nördlichen Provinzen des Birmaniſchen Reiches und Tibet.

Ehe wir die natürliche Beſchaffenheit des Landes beſchreiben, wollen wir eine kurze Ueberſicht der Entdeckungsgeſchichte und den Anfang, gleich wie den Umfang der Europäiſchen Kenntniß von China anzudeuten ſuchen.

Die Araber haben frühzeitig das Chineſiſche Reich gekannt und trieben bereits im neunten Jahrhundert

n. C. einen ausgebreiteten Handel mit demſelben. In den Reiſen zweier Araber *) dieſes Jahrhunderts, die wir bereits mehrere Male in unſerer Kunde von Aſien angeführt haben, werden ungemein intereſſante Nachrichten von China mitgetheilt, und es erhellet daraus, daß ſchon damals die Chineſer eine mächtige, cultivirte, in vielen Künſten erfahrene Nation waren **). Die Europäer wußten indeſſen wenig oder nichts von dieſer Arabiſchen Reiſebeſchreibung, die erſt im Jahre 1718 durch die Ueberſetzung des Franzöſiſchen Abbé Renaudot bekannt, deren Aechtheit aber Anfangs beſtritten und erſt durch Herrn de Guignes außer Zweifel geſetzt wurde. Die erſten Nachrichten erhielten die Europäer von China durch Miſſionare des 12ten und 13ten Jahrhunderts, die nach Aſien giengen, um den Tatarchan zum Chriſtenthum zu bekehren. Die Reiſen des Venetianers Marco Polo, die am Ende des 13ten Jahrhunderts bekannt gemacht wurden, verbreiteten zuerſt einiges Licht über jene Gegenden, das aber, bei der damaligen Unvollkommenheit der geographiſchen Kenntniſſe, nur ſehr ſchwach

*) S. d. 31ſten Band der Sprengel=Ehrmanniſchen Bibliothek.

**) Der Verfaſſer des Artikels Empire Chinois in Malte-Brun's Geographie hat ſehr unrecht, wenn er behauptet, daß die Arabiſchen Verf. der angeführten Reiſe die Chineſen als Barbaren und Canibalen ſchildern; es heißt zwar in der Rreiſebeſchreibung, daß die Religion ihnen geſtatte, Menſchenfleiſch zu eſſen, aber für rohe Barbaren hielt der Araber ſie deswegen nicht. Er führt auffallende Beweiſe an von ihrer Kunſt in Seide zu weben; wir finden auch, daß ſie bereits damals das Porzellan fabrizirten, und das Geſpräch mit dem Kaiſer von China, das er anführt, zeigt wohl am deutlichſten, daß die Chineſen jener Zeit cultivirter waren, als wir, in unſerer jungen Ausbildung und Wiſſenſchaft von geſtern, es glauben wollen.

ſeyn konnte. Eigentlich ſind uns erſt jetzt durch ſpätere Reiſende Marco-Polo's Nachrichten verſtändlicher geworden. Ob nun gleich in den Schriften der ältern Reiſenden ſich manche Mittheilung über China noch verſteckt finden mag, ſo datirt unſere nähere Bekanntſchaft mit Oſtaſien erſt von der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und den Eroberungen der Portugieſen in Oſtindien. Sobald dadurch der Orient aufgeſchloſſen wurde, beeiferte ſich, nach dem damaligen Geiſte der Zeit, die chriſtliche Prieſterſchaft das Chriſtenthum in den neuentdeckten Ländern zu verbreiten. Es war, als wollten die Europäer, aus Dankbarkeit für die vielen irdiſchen Reichthümer, die ſie aus dem Morgenlande zogen, und zum Erſatz des Raubes, den Orientalen geiſtige Schätze zuwenden. Die unterrichtetſten unter den katholiſchen Ordensgeiſtlichen, die Jeſuiten, bemerkten bald, daß ſie in keinem Lande ſich eine günſtigere Aufnahme verſprechen konnten, als in dem großen, reichen, cultivirten Sina, wo die Bewohner bereits mit den Vortheilen der Wiſſenſchaften bekannt waren und empfänglich ſchienen, den Unterricht der im Wiſſen weiter fortgeſchrittenen Europäer anzunehmen. Sie ſchicken daher eine große Anzahl Miſſionare nach Sina, und die Berichte derſelben wurden die vorzüglichſte Quelle, aus welcher die Europäiſchen Geographen ihre Kenntniſſe des großen Reichs ſchöpften. Am vollſtändigſten hat der Pater Du Halde dieſe Quellen benutzt, deſſen großes Werk *), auch ſelbſt nach den

*) Description géographique, historique, chronologique, politique et physique, de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, enrichie de cartes générales et particulières de ce pays, de la carte générale et particulière du Thibet et de la Corée, et ornée d'un grand nombre de figures et de vignettes gravées en taille-douce, par le P. Du Halde, Paris, Lemereier, 1735. 4 vol. gr. in Fol. ins Teutſche überſetzt Roſtock. 1747. 4 Theile in 4.

neueren Reiſebeſchreibungen, noch immer ſeinen Werth behält, wiewohl die Leichtgläubigkeit wovon er nicht frei iſt, und der Mangel an ſtrenger Kritik, bei dem Gebrauch derſelben eine große Vorſicht rathſam machen. Alle Jeſuiten verfielen mehr oder minder in den Fehler: die Cultur und ſelbſt die ſittlichen Tugenden der Sineſen mehr oder weniger zu übertreiben. Andere Reiſende, die Sina beſuchten, und unter denen es auch mehrere Teutſche *) gab, ſahen aus einem andern Geſichtspunkt, als die Jeſuiten; aber theils fehlte es ihnen an Kenntniſſen, vorzüglich der Sprachen, theils hatten ſie nicht Anſehen und Gelegenheit genug, ſich genau über den Zuſtand des Reiches zu unterrichten. Die wichtigſte Bereicherung der Kunde von Sina erhielt Europa durch die Geſandtſchaftsreiſe des Grafen Macartney, der auf Befehl des Königs von England in den Jahren 1792 bis 1794 als Geſandter an den Kaiſer von China ſich in dem Reiche aufhielt. — Faſt zu gleicher Zeit, d. i. in den Jahren 1794 und 1795 gieng eine Holländiſche Geſandtſchaft nach Peking, deren Reiſe auch durch den gelehrten Van Braam Houckgeeſt, der als zweiter Geſandter die Reiſe mitmachte, beſchrieben worden iſt; aber obgleich Van Braam allerdings zur näheren Kenntniß von China mitgewirkt hat, ſo genoß er doch nicht das Anſehen, das dem Grafen Macartney ſo nützlich wurde; denn die Holländiſche Geſandtſchaft beſtand aus Kaufleuten, für welche die Chineſen weniger Achtung hegten. — Früher, in den Jahren 1774 bis 1781 hatte Sonnerat, auf Befehl des Königs von Frankreich, Ludwig XVI. eine Reiſe nach China unternommen und die Beſchreibung derſelben in Paris 1782 in 2 Theilen in 4. herausgegeben. So ſchätzbar auch viele von

*) Meiſter, Adam Brand, Unverzagt, Leimbeckoven, und Peter Reichardt, deren Schriften wir bei der Literatur, am Ende des Werks, anzeigen werden.

Herrn Sonnerat mitgetheilte Nachrichten ſind, ſo hat man ihm dennoch, nicht mit Unrecht, Mangel an Genauigkeit vorgeworfen. Die Hauptwerke bleiben alſo diejenigen, welche die Reiſe des Lord Macartney beſchreiben, wobei Anderſon, Staunton und Barrow *) mit einander verglichen werden müſſen. Auch enthält die Reiſe des Herrn Charpentier de Cossigny Berichtigungen einiger Irrthümer, die ſich in den Reiſen des Lord Macartney und des Herrn Van Braam befinden, welche daher zur vollſtändigen Beurtheilung zu Rathe gezogen werden müſſen.

Unſere Kenntniſſe von China haben unſtreitig durch die Engliſche Geſandtſchaft an Sicherheit gewonnen; indeſ-

*) Der Lieutenant Aeneas Anderſon gab zuerſt eine Beſchreibung der Reiſe des Lord Macartney unter dem Titel heraus: A Narrative of the British Ambassy in China etc. London, 1795. Von dieſem Werke erſchienen zwei teutſche Ueberſetzungen, eine zu Erlangen bei Walther 1795, und die andere zu Hamburg bei Hoffmann 1795. Der Secretär des Lord Macartney, Herr G. L. Staunton gab darauf heraus: Authentic Account of the Ambassy etc. to the Emperor of China etc. Lond. 1797. Dieſe ungleich ſchätzbarere Beſchreibung enthält gleichwohl einige Details weniger als Anderſon's Ausgabe. Eine teutſche Ueberſetzung erſchien in Berlin bei Haude und Spener im hiſtoriſch-genealogiſchen Kalender für 1798 — 1800. In dieſer Ueberſetzung iſt dasjenige weggelaſſen, welches durchaus nur den Seemann intereſſiren kann. Eine andere Ueberſetzung von Hüttner. Zürich. — Barrow, der gleichfalls Secretair des Lords auf dieſer Reiſe war, hat ein eigenes Werk: Travels in China etc. London, 1804. herausgegeben. Ins Teutſche überſetzt, Hamburg 1805. — Endlich verdient auch Holmes Travels in China zu Rathe gezogen zu werden; auch er befand ſich bei der Geſandtſchaft und obgleich ſein Werk größten Theils nur nautiſche Beobachtungen enthält, ſo findet man doch hier und da einige Nachrichten über das Land ſelbſt.

ſen muß man ſich es nicht verhehlen, daß ein Reich von ſo großem Umfang unmöglich bei einem Aufenthalt von ein Paar Jahren vollſtändig erforſcht werden kann. Hierzu kommt noch, daß den Europäern abſichtlich falſche Nachrichten mitgetheilt wurden, uud daß ihre Unbekanntſchaft mit der ſo ſchwierigen Sprache eine Menge Irrthümer und Mißverſtändniſſe unvermeidlich machte.

Wenn wir aber über die Beſchränkheit der Europäiſchen Kenntniß von China klagen, ſo kann dieß nur in Bezug auf die große Ausdehnung des Landes und der Reichhaltigkeit der Gegenſtände, die hier zu beobachten ſind, gemeint ſeyn. Denn die Europäiſche Literatur iſt reich an Werken über China, und wer glücklich genug iſt, eine große Bibliothek benutzen zu können, dem ſollte es nicht ſchwer werden, ein Buch von 10 Quartbänden zu Stande zu bringen, worinn die Nachrichten von China geſammelt wären, und worinn jede Wiederholung vermieden werden könnte. Würde ein ſolches Werk mit kritiſchem Geiſte abgefaßt, ſo würde es eine ſehr empfindliche Lücke in unſerer Literatur ausfüllen. Aber wenn auch die Kräfte eines Menſchen zur Vollendung deſſelben hinreichten, ſo müßte es doch die Arbeit eines ganzen Lebens ſeyn, wollte es anders auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen.

Uns ſind, in unſerer Länder = und Völkerkunde, nur wenige Bogen zur Beſchreibung von China gegeben. Vollſtändigkeit kann daher nicht unſer Ziel ſeyn. Wir werden zufrieden ſeyn, wenn es uns gelingen ſollte, die Leſer aufmerkſam auf dieſen ſchönen Theil der Erde zu machen, und ſie anzureizen, die Hülfsmittel, welche die Bibliotheken gewähren, zu benutzen, um ſich näher mit China bekannt zu machen. Denn obgleich eine belehrende Unterhaltung der Zweck dieſes geographiſchen Leſebuchs iſt, ſo wünſchen wir doch nicht, daß unſere Leſer ſich die Unterhaltung zum Zweck machen, ſondern ſie nur für ein Mittel anſehen, welches

ſie reizen ſoll, die Welt, in der ſie leben, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, den Reichthum der Schöpfung, und die vielſeitige Geſtalt des menſchlichen Geiſtes nicht unbeachtet zu laſſen. Viele träumen von der Unſterblichkeit, und ſehnen ſich, in eine andere Welt überzugehen; aber ſie verlaſſen dieſe, ohne ſich Mühe gegeben zu haben, ſie kennen zu lernen. Wahrlich, ſo erhaben das Schauſpiel des beſtirnten Himmels iſt, die kleine Erde, die wir bewohnen, iſt nicht weniger reich an Wundern, und der Geiſt kann nicht leicht eine edlere Beſchäftigung finden, als indem er die Natur und den Menſchen — nicht in dem engen Kreiſe ſeiner Umgebung, ſondern jene in ihrem allgemeinen Wohnſitz und dieſen in ſeiner unergründlichen Vielſeitigkeit ſtudiert.

2.

Naturbeſchaffenheit. Klima. Gebirge. Gewäſſer. Meere.

Ein Land, das ſich über ein und zwanzig Breiten-Grade erſtreckt, das weit ausgedehnte Seeküſten und tief im Innern des feſten Landes liegende, von Gebirgen umſchloſſene Provinzen, tiefe Thäler und hohe Ebenen, große Seen, dichte Wälder und in unermeßliche Gärten umgeſchaffene Fluren enthält; ein ſolches Land muß, wie ſich vorausſehen läßt, in ſeinen verſchiedenen Gegenden eine ſo auffallende Verſchiedenheit des Klima's, der Fruchtbarkeit und der ganzen natürlichen Beſchaffenheit des Bodens darbieten, daß es faſt unmöglich iſt, alle dieſe Verſchiedenheiten unter einem gemeinſchaftlichen Begriff zu vereinen. Indeſſen giebt es gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte, aus welchen wir nicht bloß die politiſche Einheit von China

bemerken konnten, ſondern wo die Natur ſelbſt hier ſchon Gränzen gezogen zu haben ſcheint, ehe die Politik Abſonderungen auf der, allen Völkern angebotenen, Erde vornahm. Und ſo finden wir, daß der gemäßigte Himmelsſtrich, die Höhe des Bodens und der Strich der Gebirge China vor allen Ländern Aſiens auszeichnen und ihm einen eigenen Charakter geben mußten, der hier die Menſchen zu einem eigenthümlichen Volke vereinigte, und der Grund ihrer politiſchen Geſchichte wurde.

Von der Landſeite von hohen Gebirgen und im Oſten und Weſten vom Ocean eingefaßt, hat China natürliche Gränzen und iſt dadurch vom übrigen Aſien ausgeſchieden. Das Gebiet, das zwiſchen dieſen Gränzen liegt, iſt nach allen Richtungen von Bergketten durchſchnitten, die keine ausgezeichnete Höhe, aber deſto wunderlichere Formen haben. Zwiſchen ihnen ſtrömen unzählige Flüſſe, welche die Verbindung der entfernteſten Provinzen erleichtern. Eine milde Luft weht über dieſen waſſerreichen Boden, der, weniger üppig als in dem heißen Erdgürtel, den Fleiß einladet, ihn zu bearbeiten. Hier nicht durch die immerwährende Glut der Sonnenhitze zur Trägheit verführt, fühlt ſich der Menſch auch aufgelegt zur Arbeit, die lohnend genug iſt, um mit Freudigkeit vollbracht zu werden. Dieſes mildere Klima ſcheint vorzüglich den mittleren Provinzen eigen zu ſeyn, die dem Einfluß der hohen Gränzgebirge im Norden und Weſten weniger ausgeſetzt und von dem Wendekreiſe um einige Grade entfernter ſind, als die ſüdlichen Provinzen, welche zum Theil noch in der heißen Zone liegen. Hier, z. B. in Canton iſt die Hitze ſtärker als in Bengalen, das doch ſüdlicher liegt; die mittlere Temperatur von Canton beträgt nämlich 19 Grad Reaumur, in Bengalen 24°. An den Küſten wird die Luft durch die Seewinde abgekühlt; wie weit aber dieſe ihre Wirkung erſtrecken, iſt noch nicht hinlänglich beobach-

tet worden; ſelbſt die bisherigen Nachrichten von den herrſchenden Monſuns enthalten Widerſprüche, die erſt durch ſorgfältige und anhaltende Beobachtungen berichtiget werden können. — Die nördlichen und öſtlichen Gegenden haben ein bei weitem kälteres Klima, als die Europäiſchen Länder, welche unter gleicher Breite mit ihnen liegen. Die Nähe der Mongoliſchen und Tibetaniſchen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee, und die Höhe und Natur des Bodens, der ſalpeterhaltig ſeyn ſoll, werden für die Urſachen dieſer großen Verſchiedenheit des Nord-Chineſiſchen und Europäiſchen Klima's angegeben. Indeſſen liegen auch in Europa in gleicher Entfernung von Schneegebirgen wärmere Länder; daher die gegebene Erklärung unvollſtändig zu ſeyn ſcheint. Ueberhaupt ſollte man weniger freigebig mit Erklärungen ſeyn, in Fällen, wo die Phänomene ſelbſt noch unvollkommen beſchrieben ſind. Nur von Peking haben wir einige zuverläſſige Beobachtungen und hier iſt es allerdings auffallend, daß in einer Stadt, die ungefähr mit Madrid *) unter gleicher Breite liegt, doch ein viel höherer Grad der Kälte wie der Hitze bemerkt wird. Im December, Januar und Februar friert es täglich und häufig auch im November und März. Der Kälte folgt ſchnell eine außerordentliche Hitze, und ſonach giebt es in Peking eigentlich nur Winter und Sommer. Nach den Beobachtungen des Pater Amyot iſt die mittlere Temperatur im Sommer + 31° Reaumur, und die mittlere Temperatur des Winters — 10° Reaumur; die Differenz alſo 41°. Heftige Winde ſind in Peking häufig; im Frühjahr und Herbſt erheben ſie ſich gewöhnlich mit Sonnenaufgang, und legen ſich bei ihrem Untergang. Im Winter regnet es ſelten, es ſchneiet

*) Peking liegt unter 39° 54′ 30″ und Madrid unter 40° 25′; der Unterſchied beträgt alſo nur einen halben Grad und 30 Secunden.

aber deſto öfter, doch immer nur wenig auf einmal. Die Monate Juni, Juli und Auguſt ſind die eigentliche Regenzeit; im November herrſcht gewöhnlich die größte Trockenheit. Im December und Januar bemerkt man häufige Nebel. Nordlichter ſieht man ſehr oft in Peking.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Contraſte, die man in dem Charakter und in den Sitten der Chineſen bemerkt, ſich auch in dem Klima offenbaren. Der ſchnelle Wechſel von Hitze und Kälte, und wiederum die Regelmäßigkeit der Jahrszeiten, müſſen den Körper ſtärken und an eine gewiſſe feſtgeſetzte Ordnung gewöhnen, wodurch er materielle Eigenſchaften erhält, die mit der geiſtigen Thätigkeit und Pedanterei der Chineſen übereinſtimmen.

Die Gebirge, welche im Verein mit der Entfernung vom Aequator und vom Ocean die Temperatur beſtimmen, müſſen in China einen großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit und Salubrität der verſchiedenen Provinzen ausüben, aber es fehlt viel, daß die Verkettung, der Strich und die Beſchaffenheit derſelben hinlänglich bekannt wären. Alles was die Miſſionare und ſelbſt die Mitglieder der Geſandtſchaften darüber mitgetheilt haben, iſt ſchwankend und unbedeutend, und die Danville'ſche Generalcharte, welche nach den beſten, zur Zeit ihrer Erſcheinung bekannten, Hülfsmitteln entworfen wurde, läßt uns ebenfalls ſo ſehr im Dunkeln, daß es unmöglich iſt, ſich einigermaßen in dieſem Labyrinth von Bergen, das ſie darſtellt, zu orientiren. Um jedoch keine Lücke zu laſſen, wollen wir hier anführen, was Malte-Brün in ſeiner Géographie mathématique etc. darüber ſagt. Er hält dafür, daß China von fünf oder ſechs Gebirgsketten durchſchnitten ſey, welche insgeſammt Verlängerungen des hohen Rückens von Aſien und der Tibetaniſchen und Mongoliſchen Alpen ſind.

1. Die ſüdlichſte dieſer Ketten erhebt ſich zwiſchen Tunkin und den Provinzen Quanſi und Quanton,

und ſcheint keine Verbindung mit den Bergen der Inſel Hainan zu haben.

2. Die große ſüdliche Kette zeigt ſich zwiſchen den Provinzen Jun-nan und Koi-ſcheou, und iſt wahrſcheinlich abgeſondert von den Tibetaniſchen Alpen, mit denen ſie in keiner Verbindung zu ſtehen ſcheint. Sie läuft ſüdlich zwiſchen den Provinzen Quan-ſi, Quanton und Fo-kien, und nördlich zwiſchen Hou-quan und Kiang-ſi; Anfangs ſtreicht ſie von Weſten nach Oſten, ſobald ſie aber die Gränzen von Fo-kien erreicht hat, wendet ſie ſich nach Nordoſt; dadurch ſcheidet ſie das Fluß-Thal des Yang-tſe-kiang zuerſt von dem Keſſel des Hon-kiang im Süden und ſodann vom Meer im Oſten. Zwei Gebirgsarme dieſer Kette durchſchneiden quer das Baſſin des Yang-tſe-kiang, dergeſtalt, daß die drei Provinzen Se-tſchouen, Hou-quan und Kiang-ſi gleichſam drei Terraſſen bilden, indem eine immer höher als die andere liegt. Das Hauptgebirge muß einen ſehr beſchwerlichen Zugang haben, beſonders zwiſchen den Provinzen Koi-ſcheou und Quan-ſi, weil hier wilde Stämme angetroffen werden, welche die Sineſen noch nicht haben beſiegen können. Der Gipfel des Berges Miling, zwiſchen Kiang-ſi und Quanton ſoll über den See Poyang 3000 Fuß erhaben ſeyn. Den Miling umgeben andere, weniger hohe Berge, zwiſchen denen viele Abgründe liegen, die mit Bäumen und hohem Graſe bewachſen ſind und einen wilden romantiſchen Anblick gewähren.

3. Im Weſten der Provinz Se-tſchouen läuft eine Kette parallel mit dem Fluſſe Yalong von Süden nach Norden, dringt dann nach Sifan vor, wo ſie die Namen Kentac-la Rhat-ci-co und andere erhält. Von dieſer Gegend, die reich an Quellen iſt, wendet ſie ſich nach Oſten und geht durch die Provinz Schen-ſi, parallel mit dem Fluſſe Hoei-ho, und ſodann mit dem

Hoan=ho, bis ſie ſich in der Provinz Honan verliert. Ein abgeſonderter Zweig erreicht faſt die Ufer des Yang=tſe=kiang, indem er an der nordöſtlichen Gränze von der Provinz Se=tſchuen fortläuft.

4. Im Norden der Provinz Schenſi und in dem Lande der Ortus=Mongolen bemerkt man die Ausbeugung des Fluſſes Hoan=ho, der hier einen Umweg von beinahe 200 Meilen nimmt. Der Raum, welchen dieſer große Fluß von drei Seiten einſchließt, und der im Süden von dem Fluſſe Hoei=ho begränzt wird, enthält eine Gebirgskette, oder vielmehr einen abgeplatteten Gebirgsrücken, der völlig iſolirt iſt.

5. Die Provinz Schen=ſi iſt mit Gebirgen bedeckt, die eine lange Kette zu ſeyn ſcheinen, welche von den Ufern des Fluſſes Amur quer durch die Mongolei geht. Wahrſcheinlich ſind es dem Meere nahe liegende Nebenzweige dieſes Gebirges, von denen der Dr. Gillan*) folgende Bemerkungen mittheilt. „Die nördlichen Gebirge in China, ſagt er, haben faſt alle ſpitze Gipfel, die aus nacktem Felſen beſtehen. Die Gebirgslagen ſcheinen ſich in nachſtehender Ordnung zu folgen; die erſte Lage iſt Sand und verglasbares Geſtein; die zweite iſt grobkörniger Kalk mit blauen Streifen; die dritte, ſehr dicht und ſehr unregelmäßig, beſteht aus verhärteter Thonerde von blauer, bisweilen auch von rothbrauner Farbe vom beigemiſchten Eiſenkalk. An einigen Stellen iſt dieſer Kalk ſo häufig, daß der Thon das Anſehen von Ocker erhält. — Auf den Gipfeln der höchſten Berge ſieht man große Maſſen Granit. — Weder die Form noch die Beſtandtheile der Berge deuten auf eine urſprüngliche Einwirkung des Feuers; wohl aber bemerkt man Spuren, welche beweiſen, daß das Waſſer, das ſie lange bedeckt haben muß, die Oberfläche dieſer Erdgegend gebildet habe. Es ſcheint, daß ehedem Wäl=

*) Er befand ſich im Gefolge des Lord Macartney.

der ſie bedeckten, gegenwärtig haben die Gipfel und die offenen Gegenden nur Knieholz."

6. Die Provinz Schan-ton beſteht zum Theil aus einer gebirgigen Halbinſel. Die Berge, welche Steinkohlengruben enthalten, bilden eine von den andern Chineſiſchen Bergen gänzlich abgeſönderte Kette. Die Chineſen nennen die fünf höchſten Spitzen des Gebirges die Pferdeköpfe.

Die Berichte von den Vulcanen ſind zu oberflächlich, als daß die natürliche Geographie daraus einige Reſultate ziehen könnte. Man weiß noch nicht, ob es in China dergleichen, ſo wenig als ob es Urgebirge giebt.

Die größten Ebenen liegen in der Provinz Kian-nan zwiſchen den beiden großen Flüſſen Hoan-ho und Yang-tſe-kiang. Dieſe beiden Flüſſe ſo wie der Hou-kiang im Süden bilden drei große Thäler, in denen man die fruchtbarſten Gegenden von China findet.

Die Menge der Flüſſe in dieſem großen Reiche macht es unmöglich ſie alle zu nennen, und müßte auch den Leſer ermüden, da wir wenig mehr als Namen angeben könnten, die ſich ſchwer einem teutſchen Gedächtniß einprägen würden. Wir begnügen uns, die größten Ströme zu nennen und ihren Lauf in der Kürze zu beſchreiben. Die beiden Hauptſtröme ſind der Hoan-ho oder der gelbe Fluß, und der Yang-tſe-kiang oder blaue Fluß.

Der gelbe Fluß iſt der nördlichſte. Seinen Urſprung, den man, die Wahrheit zu ſagen, nicht kennt, ſetzen die Chartenmacher und mehrere Geographen nach ihnen, bald in der Nähe des See's Hoho-Nor in der Kalmukei, bald in der Nähe der Tibetaniſchen Gebirge. Wir wollen es einem kühnen Reiſenden überlaſſen, die Quellen dieſes mächtigen Stromes aufzuſuchen, und begnügen

uns, ſeinen Lauf von ſeinem Eintritt in die Provinz Schenſi zu beſchreiben. Von hieraus läuft er gerade von Süden nach Norden bis in die Mongolei, wo er ſich oſtwärts wendet, und ſodann nach einem Lauf von mehr als achtzig teutſchen Meilen wieder ſüdlich nach China zurückkehrt, über 90 teutſche Meilen weit dieſe Richtung behält und ſich zuletzt faſt im rechten Winkel gegen Weſten wendet, und, nachdem er die Provinz Honan durchſtrömt hat, ſich etwas gegen Südoſten wendet, wo er ſich endlich ins Meer ergießt. Sein ganzer Lauf kann leicht gegen 400 teutſche Meilen betragen. Auf dieſem Laufe nimmt er mehrere Flüſſe auf; nämlich im Norden den Olan-Moren, deſſen Lauf man auf 80 teutſche Meilen angiebt, und den Fuen-ho, der 70 teutſche Meilen durchſtrömt: — ſüdlich ergießen ſich in den Hoan-ho mehrere Flüſſe, unter denen der Coco-urſo (70 teutſche Meilen lang), der Lo-ho (55 teutſche Meilen lang), der Hoei-ho (80 teutſche Meilen lang) und der Hoay-ho (100 teutſche Meilen lang) die größten ſind.

Der zweite Hauptſtrom, der den gelben Fluß noch übertrifft, iſt der Yang-tſe-kiang, auch nur der Fluß, Kiang, oder der große Fluß, Ta-Kiang, genannt. Die erſtere Benennung ſoll Sohn des Meeres bedeuten. Sein Urſprung iſt ungewiß, und die Berichte der Reiſenden, von denen keiner ſeine Quellen geſehen hat, widerſprechen einander. D'Anville und Arrowſmith haben verſucht, dieſe Widerſprüche in ihrem Zimmer zu vereinigen, ohne an Ort und Stelle Unterſuchungen angeſtellt zu haben. Solche Verſuche, die nur Vermuthungen zu Stande bringen, können, wenn ſie in der Folge beſtätiget werden, für Beweiſe des menſchlichen Scharfſinns gelten; ſie haben aber häufig die Geographen verleitet, ſich mit Kenntniſſen zu brüſten, wo ſie in der That unwiſſend waren, und dadurch der Geographie ein buntſcheckiges Anſehen gegeben, ſo daß man kaum mehr unter-

ſcheiden kann, ob Wahrheit oder Dichtung einen größeren Antheil daran haben.

Im Norden der Tibetaniſchen Gebirge, unfern der Wüſte Cobi, unter 34° N. Br. und 107 O. L. von Ferro ſollen die Quellen des großen Fluſſes liegen. Auf der D'Anville'ſchen Charte läuft er erſt in südöſtlicher, dann in ſüdlicher Richtung durch Tibet und Sifan, und tritt, nachdem er alſo eine Strecke von mehr als 100 teutſchen Meilen zurück gelegt hat, an die Provinz Yunan, deren Gränze er zu bilden ſcheint, und nimmt hier einen andern großen Fluß, den Yolong-Kiang, auf; ſodann durchſtrömt er die Provinz Setſchuen in nordöſtlicher Richtung, beugt ſich darauf ſüdöſtlich gegen die Provinz Hou-Quang, in welcher er den großen See Tong-ting-hu berührt; hierauf bildet er einen Bogen gegen Norden, berührt einen zweiten großen See, Po-gang-hu, durchwäſſert die Provinz Kiang-nan, läuft bei der Stadt Nanking vorbei und ergießt ſich mit einer faſt 15 Meilen breiten Mündung ins Chineſiſche Meer, wo die Inſel Tſongmin an ſeinem Ausfluſſe liegt.

Auf der 400 teutſche Meilen langen Reiſe nimmt er im Norden außer dem, 150 t. Meilen langen, Yalong noch den Mits-ho (70 teutſche Meilen lang) den Yan (90 t. M. l.) den La (80 t. M. l.) und den Han (80 t. M. l.) auf; und im Süden den Koi-tſcheou (70 t. M. l.) den Yuen (86 t. M. l.) den Yon (80 t. M. l.) und den Kan (85 t. M. l.)

Der Yuen und der Yon ergießen ſich in den See Tong-ting-hu, ſo wie der Kan durch den See Po-gang-hu fließt.

Alle dieſe Flüſſe der zweiten Ordnung laſſen ſich in Anſehung ihrer Größe mit dem Rhein und der Elbe vergleichen.

Außer dem großen Netz von Flüſſen, wenn man ſo ſagen darf, die ſämmtlich mit dem gelben und dem großen Fluſſe, der auch wohl der blaue Fluß genannt wird, in Verbindung ſtehen, müſſen wir noch zwei andere Flüſſe anführen, die ſelbſtſtändig ſind und ſich unmittelbar ins Meer ergießen: im Süden nämlich den Hong und im Norden den Pay-ho. Der erſtere, der Hong*) kommt von den Gebirgen der Provinz Yun-nan herab, durchſtrömt die Provinzen Quang-ſi und Quang-ton (Kanton) und ergießt ſich in den Meerbuſen von Kanton, wo er ſich in mehrere Arme theilt und dadurch einige Inſeln bildet. Vor der Mündung des Hong und in dem Meerbuſen liegen eine Menge Inſeln, auf einer der größeren derſelben liegt das Portugieſiſche Etabliſſement Macao, wovon in der Folge ein Mehreres.

Der Pay-ho, der in Rückſicht ſeiner Größe nur ein Fluß der zweiten Ordnung iſt, nimmt den Yan-ho auf und ergießt ſich in den Meerbuſen von Peking.

Auch in den Provinzen Fou-tkien und Tſche-tkiang giebt es einige Flüſſe, die ſich unmittelbar ins Meer ergießen.

Die große Zahl der Ströme und Flüſſe gewährt dem Ackerbau und der innern Schiffahrt unzählbare Vortheile, wozu noch die vielen Seen kommen, die von gleichem Nutzen ſind. Wir haben oben bereits den Tong-ting-hu und den Po-gang-hu angeführt. Der erſte in der Provinz Hou-quang ſoll nach Dü Halde der größte Landſee in China ſeyn; und einen Umfang von beiläufig 55 teutſchen Meilen haben. Es ergießen ſich mehrere

*) Der Hong hat verſchiedene Namen; an ſeinem Urſprung heißt er Ou, und bei ſeinem Ausfluß Si. Auf einer Charte von Aſien von William Faden wird er der Tigris genannt, vermuthlich, weil die Seefahrer den Meerbuſen von Kanton Bocca Tigris nennen.

Flüſſe in denſelben und erhalten dadurch eine Verbindung mit dem großen Strome; auch hängen viele kleine Seen mit ihm zuſammen. Die Provinz erhält von dieſer Beſchaffenheit den Namen, denn Hou-quang bedeudet das Land der Seen. Dieſe waſſerreiche Provinz wird mit Recht für die Kornkammer des Reiches gehalten. Bei ihrer großen Fruchtbarkeit iſt die Leichtigkeit der Verſendung ihrer Producte von unſchätzbarem Werthe.

Der See Pogang-hu liegt in der Provinz Kiang-ſi und nimmt ebenfalls mehrere Flüſſe in ſich auf. Ueber ſeinen Umfang iſt man nicht einig. Staunton, der Secretair der engl. Geſandſchaft, erklärt ihn für den größten Landſee in China und hält ihn für das allgemeine Waſſerreſervoir des ganzen Landes. Nach Dü Halde aber beträgt ſein Umkreis nur 20 teutſche Meilen. Barrow fand ſeine Umgebungen öde und mit kalten Nebeln bedeckt. Die Schiffahrt auf dem See iſt gefährlich wegen häufiger Stürme.

Im Oſten des Reiches bemerken wir drei andere große Seen, unter denen Tai-hu (oder Tai, denn Hu bedeutet See) eine anmuthige Lage zwiſchen romantiſchen Hügeln hat. Die beiden andern Seen, nördlich von Nanking, der Hong-tſe und der Kao-yeu ſind groß, fiſchreich und in der ſchönen Jahreszeit der Sammelplatz einer zahlloſen Menſchenmenge, die den Fiſchen und dem Vergnügen nachjagen. — Die kleineren Seen Loma, Tang-hian, Deichan, Tatſie, Touchan, Chochan und Pat, die ſämmtlich im nordöſtlichen Theil von China, oder in den Provinzen Chantong und Petſcheli befindlich ſind, ſtehen durch Canäle und Flüſſe unter ſich und mit dem gelben Fluſſe in Verbindung.

Die Chineſen haben die großen Vortheile der Waſſerwege eingeſehen, und die Begünſtigung der Natur in ihrem waſſerreichen Lande noch durch künſtliche Canäle ver-

mehrt. Einige dieſer Canäle ſind durch eine 200 Meilen lange Strecke geführt und breit genug, um zu jeder Jahreszeit anſehnliche Schiffe zu tragen. Dieſe künſtlichen Waſſerſtraßen ſind in der That geeignet, Achtung für die Chineſiſche Regierung und die Induſtrie derſelben einzuflößen. Wie weit ſind wir aufgeklärten, raiſonnirenden Europäer in dieſer Rückſicht gegen jene ſogenannten Halb-Barbaren zurück? Wir haben in verderblichen Kriegen tauſend Millionen ausgegeben und einige Gulden auf Spannenlange Canäle verwendet. Was hätte z. B. Oeſterreich werden können, wenn es, ſtatt ſich in fruchtloſen Kämpfen zu erſchöpfen, den zwanzigſten Theil ſeiner Unkoſten des Krieges zur Beförderung der inneren Schiffahrt auf hohe Intereſſen angelegt hätte? — Wahrlich wir ſollten nicht ſo ſtolz auf unſere Cultur ſeyn, und ernſthaft in Ueberlegung nehmen, daß wir von fernen Völkern viel lernen können. Oder ſtudiert man nur aus Neugierde die Länderkunde, und glaubt ſchon weit genug in der Beförderung der geiſtigen und phyſiſchen Cultur, — ja vielleicht ſchon zu weit gegangen zu ſeyn? — Das iſt der wahre Weg, der wieder zur Barbarei zurückführt. — Die großen Canäle, die gegenwärtig in Frankreich gegraben werden, verdienen in dieſer Rückſicht unſere ganze Aufmerkſamkeit; ſie ſind gleichſam das Fundament, über welchem ein vergrößerter Wohlſtand, und mit ihm eine größere Kraft der Nation emporblühen werden.

Wir haben die vorzüglichſten inneren Gewäſſer angezeigt, und müſſen nun auch auf das Meer aufmerkſam machen, das China im Oſten und Süden umgiebt. Die Leſer werden bei Anſicht der Charte zuerſt zwei große Meerbuſen, den einen im Südweſten und den andern im Nordoſten von China bemerken; jener iſt der Golf von Tunkin, dieſer das ſogenannte gelbe Meer. An dem erſtern liegt die Inſel Hainan; dieſes, das gelbe Meer, wird

im Oſten durch die Halbinſel Korea begränzt. Andere große Baien findet man bei dem Ausfluß der großen Ströme. Unter den Meerengen ſind die Straße von Hainan und die von Formoſa die bemerkenswertheſten. An den Küſten findet man eine Menge kleiner Inſeln, von denen ein Theil unbewohnt iſt und nur den Seeräubern zum Schlupfwinkel dient, andere ſind fruchtbar und volkreich.

Die Küſten von China waren zwar von Europäern umſchifft worden, gleichwohl fehlte es bis zur Reiſe des Lord Macartney an nautiſchen Nachrichten über dieſe Gegenden. Es ſcheint, daß vorzüglich die Oſtküſten viele Untiefen und Sandbänke haben, daher hier auch wenig Haven ſind, die tief genug wären, große Europäiſche Schiffe aufzunehmen. Die Chineſiſchen Junken ſind aus eben dieſem Grunde flach gebaut, und daher zur Küſtenfahrt ſehr bequem. Die Monſuns, welche hier faſt immerwährend von Oſten nach Weſten wehen, ſetzen von dem, aus dem Grunde des Merres aufgewühlten, Sande immer mehr Land an. In entgegengeſetzter Richtung wird von den Bergwaſſern gleichfalls Land herabgeführt, aus welcher vereinten Wirkung ſich dann die großen Ebenen im nordöſtlichen China erklären laſſen.

Die ſüdlichen Küſten ſcheinen eine andere Entſtehungsart erhalten zu haben, wie man aus der Bildung der Inſeln ſchließen muß. Die Inſeln z. B., die zuſammen genommen die Ladronen genannt werden, liegen ſo nahe bei einander und ſo nahe am feſten Lande, daß ſie ehemals mit demſelben nur Eins geweſen zu ſeyn ſcheinen, und aus ihrer zerriſſenen, eckigen Geſtalt läßt ſich abnehmen, daß jene Trennung, ſie ſey nun durch unterirdiſches Feuer oder durch eine Waſſerflut bewirkt worden, ſehr gewaltſam müſſe geweſen ſeyn. Es ſind nackte, ſchwarzbraune Felſen, die aus eiſenhaltigem Thon, Kieſelerde, und Glim-

mer beſtehen. Am Ufer hat das ſtete Anſchlagen der Wellen die Felſen ſo durchlöchert, daß ſie wie ein Schwamm ausſehen. Die größte dieſer Inſeln liegt unter 21° 52′ N. Br. und in 131° 16′ O. L. von Ferro. Alle oſtwärts von derſelben gelegene, zu dieſer Gruppe gehörende, kleinere Inſeln haben hohes unebenes Land, und die See um ſie her iſt gegen zwanzig Klafter tief; die weſtwärts gelegenen hingegen ſind weniger bergig, und ſehen mehr als ein unter ſich zuſammenhängendes Land aus; die See iſt dort ſeichter und das Waſſer, ſo wie der Grund ſchlammig, von ſchmutzig-gelber Farbe. *)

Der Canal zwiſchen China und Formoſa iſt gewöhnlich ſtürmiſch. „Wenn je, ſagt Staunton, hier gutes gemäßigtes Wetter vorhanden iſt, ſo muß es im Sommer und um die Mitte der Periode eines jeden Paſſatwindes zu erwarten ſeyn; aber es ſcheint, als ob die Lage des Canals dieß zu keiner Zeit zuließe, denn die Mündungen liegen gerade nach Nord-Oſt und nach Süd-Weſten. Dies ſind aber eben die Richtungen, welche die Paſſatwinde nehmen, ſie wehen alſo in jeder Jahreszeit allemal gerade in den Canal hinein; und da das Land zu beiden Seiten hohe Berge hat, ſo drängt ſich die Gewalt des Windes in dem Canale um ſo mehr zuſammen, und die Strömung folgt der Richtung des Windes. Schwerlich kann ein Schiff beiden entgegen ſegeln."

Bei der gelben See, die vor dem Lord Macartney vielleicht von keinem Europäiſchen Schiffe befahren worden war, müſſen wir eines eigenen Phänomens erwähnen. In der Nähe der Bai von Ten-tſchu-fu liegen die Inſeln Mi-a-tau. Die Straße von Mi-a-tau wird oſtwärts von dieſen Inſeln, weſtwärts von der Rhede von Ten-

*) S. die Reiſe des Lord Macartney in der Berliner Ueberſetzung. I. Theil. S. 280.

tſchu-fu gebildet. In dieſer Straße ſtrömt, dem allgemeinen Naturgeſetze zuwider, die Flut vom Lande her nach der See, und die Ebbe von der See nach dem Lande zu. Dieſe Abweichung von der Regel rührt hier von der beſondern Lage der Küſte her. Indem ſich nämlich das Meer durch die ſchmale Gegend der gelben See, zwiſchen Ten-tſchu und der nördlich gegen über liegenden Erdzunge, wie durch einen Paß, hindurchdrängt, prallt es mit verſtärkter Gewalt gegen das nicht weit davon entfernte nördlichſte Ufer, und wird nun, vermöge des Widerſtandes, den es dort findet, mit Heftigkeit gegen die flache ſandige Küſte des Meerbuſens von Peckin zurückgeworfen, an deſſen äußerſter Krümmung es zuletzt, wie aus einem Keſſel ausſtrömend, der Fluth, die ſich an der Landſpitze Schantung bricht, entgegenſtürzt und ſie zurückweiſet. *)

Aus Mangel an Raum müſſen wir uns hier mit dieſen kurzen Nachrichten von dem Chineſiſchen Meere begnügen, und die Leſer, die ſich näher unterrichten wollen, auf die oben angeführten Schriften verweiſen.

3.

Producte.

Wir haben oben die Beförderungsmittel des innern Verkehrs in den Flüſſen und Canälen kennen gelernt, und wollen nun die Producte ſelbſt beſchreiben, die auf denſelben verführt werden. Es läßt ſich hier ein großer Reichthum erwarten, denn ſicher wurden jene koſtbaren Waſſerſtraßen nicht gebaut, um einige unbedeutende Erzeugniſſe

*) Macartney a. a. O. S. 333.

zu verſenden. Die Größe des Reichs, und die Verſchiedenheit des Bodens in den Gebirgen und in den Ebenen laſſen ebenfalls vermuthen, daß nicht jede Provinz gleich günſtig von der Natur verſorgt worden ſey; aber bei der Leichtigkeit, aus einer Gegend in die andere zu ſchiffen, iſt eine künſtliche Gleichheit erſchaffen worden, die allen Reichen zu wünſchen wäre. Die Früchte des Südens werden dadurch dem nördlichen Bewohner zugeführt, und der Chineſe in den Gebirgen kann leicht mit allen Genüſſen verſehen werden, welche den niedrigen Thälern eigen ſind.

Der Ackerbau, dieſes erſte Element alles Lebens in China, und gleichſam die Feder der großen Staatsmaſchine, verdient vor allen Dingen unſere Aufmerkſamkeit, und diejenigen Producte, die er erzeugt und vervielfältiget, ſtehen mit Recht in der Reihe derſelben oben an.

Was bei uns das Korn, das iſt in China, wie in vielen Aſiatiſchen Ländern, der Reiß. Es vertritt bei ihnen mehr als die Stelle des Brodes, denn ſie ſcheinen keine Speiſe ohne Zuthat von Reiß zu kennen. Wie man daher bei uns Abendbrod, Mittagsbrod u. ſ. w. ſagt, ſo heißt es in der Chineſiſchen Sprache Morgenreiß, Abendreiß und Reißeſſen (Mahlzeit). Der dritte Theil der Bevölkerung, (d. i. nach Angabe der Chineſiſchen Mandarine 100 Millionen Menſchen) nährt ſich faſt ausſchließend von Reiß. Es giebt mehrere Arten deſſelben, die noch nicht botaniſch beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. In den niedrigen und vorzüglich in den ſüdlichen Provinzen wird der Reißbau am ſtärkſten getrieben. In den nördlichen und hohen Gegenden baut man die meiſten Europäiſchen Getraidearten; auch werden die Felder mit dem Holcus Sorghum, oder der Mohrenhirſe beſtellt, die zehn bis zwölf Fuß hoch wächſt und wohl hundertfältige Frucht trägt.

Eine Pflanze, die dem Chineſen ſo nothwendig geworden iſt als das Getraide, iſt der Thee. China und

Japan ſind das Vaterland dieſes Staudengewächſes, und obgleich man hier und da, ſelbſt in Europa, nicht unglückliche Verſuche gemacht hat, es anzupflanzen, ſo ſind die in unſerm Welttheil geſammelten Blätter (wenn es auch wahr iſt, daß in Corſika die Theeſtaude fortkommt) doch nur ſo einzeln vorhanden, daß man den Thee nur in Oſtaſien ſucht. In China trinkt der gemeinſte Bettler ſeinen Thee, und im Norden von Europa, an allen Küſten der Oſt- und Nordſee iſt dieß ſo koſtbare, als gewiß unnütze Getränk für einen großen Theil der Bewohner ein künſtliches, nun unentbehrliches Bedürfniß geworden. Vorzüglich hat ſich England dadurch in eine wahre Abhängigkeit von China geſetzt und die Engländer würden glauben, einer Hungersnoth ausgeſetzt zu ſeyn, wenn ihnen der Thee entzogen werden ſollte. Staunton berechnet, daß die Oſtindiſche Compagnie jährlich gegen zwanzig Millionen Pfund verkauft, und daß bei dieſer Conſumtion auf jeden Brittiſchen Unterthan in und außerhalb Europa, ohne Unterſchied des Alters, des Geſchlechts und des Standes, jährlich mehr als ein Pfund kommt. Nimmt man an, daß in den übrigen Europäiſchen Staaten ungefähr eben ſo viel verbraucht wird, und daß im Durchſchnitt das Pfund nur zwei Gulden koſtet, ſo werden jährlich in unſerm Welttheil für 80 Millionen Gulden Thee vertrunken. Es wäre ein herrliches Königreich, das dieſe Summe als Ertrag abwürfe. Welch ein ungeheurer Tribut wird alſo von uns an China gezahlt? Und wofür? Für eine Gewohnheit, von der es in der That ſehr leicht iſt, ſich zu entwöhnen *), und bei der unſere Nerven leiden, indem ſie eine widernatürliche Reizbarkeit bewirkt.

*) Ich ſpreche aus eigener Erfahrung. Als ein Nordländer von Jugend auf an den Thee gewöhnt, hielt ich ihn für unentbehrlich, bis ich nach Oeſterreich kam, wo man im Allgemeinen dieſes Getränk mehr als eine Arzenei, denn

Obgleich der Thee ein ziemlich bekanntes Gewächs iſt, ſo dürfte es doch für viele unſerer Leſer intereſſant ſeyn, hier eine kurze naturhiſtoriſche Beſchreibung deſſelben zu finden.

Man glaubt, daß es zwei Gattungen von Theegewächſen gäbe. Thea bohea und Thea viridis; es ſcheint aber noch nicht ausgemacht, ob die Verſchiedenheiten, die man in Europa an den Theeſtauden wahrgenommen hat, auf bloße Spielarten von einer Gattung hindeuten, oder ob es vielleicht mehr als zwei Gattungen gäbe. Der braune Thee, Thea bohea wird von den Naturforſchern als ein mehrjähriger fünf bis ſechs Fuß hoher Strauch beſchrieben, der, ſo viel man weiß, bloß in China und Japan wild angetroffen wird. Er iſt von unten auf mit Aeſten beſetzt, die ſich in viele größere und kleinere Zweige verbreiten. Die Blätter ſitzen auf kurzen Stielen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind elliptiſch, glatt, vorn etwas abgeſtumpft, ſtumpf gezähnt, und ohne Blattanſätze. Aus den Blattwinkeln treiben im Frühlinge die röthlich weißen Blüten hervor, welche dem äußern Anſehen nach einer einfachen wilden Roſe gleichen. Sie haben ſechs Blumenkronblätter, und dies ſoll das Gattungskennzeichen ſeyn, wodurch man den braunen Thee am ſicherſten von dem grünen unterſcheidet. Nach der Blüte folgt eine runde Saamenkapſel, wovon nicht allemal drei, ſondern öfters nur zwei beiſammen ſitzen, weil die dritte nicht immer ausgebildet wird. Zur Zeit der Reife gleichen ſie an Größe und Geſtalt unſern Schle-

als eine Annehmlichkeit nimmt. Es iſt mir ſehr leicht geworden, dem guten Beiſpiel zu folgen, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir ernſtlich wollten, wir mehrere Colonialwaaren eben ſo leicht entbehren könnten. Auch im Innern Frankreichs wird verhältnißmäßig wenig Thee getrunken. L.

hen, und haben ein dünnes, ſchwarzes Fleiſch, das faſt nur in Haut beſteht und unangenehm ſchmeckt. Jede Kapſel enthält drei Fächer, in deren jedem eine harte runde Nuß mit ihrem Kern liegt. Wenn ſie überreif iſt, ſpringt die Kapſel von ſelbſt auf, und die Saamen fallen heraus. Letztere dienen nicht allein zur Fortpflanzung des Strauchs, ſondern liefern auch ein Oel.

Der grüne Thee, Thea viridis kommt dem braunen im Wuchſe gleich, nur ſind ſeine Blätter länger und die Blüten haben nicht ſechs, ſondern neun Kronenblätter. Ueber dieſe Linne'iſche Unterſcheidung beider Gattungen ſind die Naturforſcher indeſſen nicht einig; ja einige behaupten, der grüne Thee ſey von dem braunen bloß darin verſchieden, daß jener im Schatten getrocknet, und dieſer geröſtet werde. Es iſt zu bedauern, daß Lord Macartney keinen eigentlichen Botaniker mit nach China nahm, der am beſten hierüber hätte entſcheiden können. Obgleich der Thee in China wild wächſt, ſo begnügt man ſich doch nicht damit, ſondern pflanzt und pflegt ihn mit großer Sorgfalt, wie wir weiter unten bei dem Kapitel der Induſtrie beſchreiben werden. Nach den Berichten der Engliſchen Geſandtſchaft findet man den Thee ſelten in den Ebenen und Niederungen, welche zum Reißbau angewendet werden, ſondern mehr in bergigten Gegenden, und zwar den grünen vornämlich in der Provinz Kiang-non, den braunen aber in Fokien.

Wir haben bereits oben die Getraidearten angezeigt. An Gartengewächſen iſt China ebenfalls reich, doch beſchuldigt man die Einwohner, daß ſie wenig Sorgfalt auf die Veredlung der Früchte verwenden, auch ſollen ſie das Pfropfen der Bäume nicht kennen. Gemeine Gemüſe ſind: Lactuke, Erbſen, Ochra (eine Art grüner Erbſen, hibiscus esculentus) Erdäpfel ꝛc. Gurken, Kürbiſſe, Melonen, Waſſermelonen, Biſam-Melonen ſind häufig. Faſt

alle Europäiſche Obſt= und Fruchtbäume werden in China angetroffen, als Pfirſiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Oliven, Mandeln, Citronen, Orangen, Kaſtanien ꝛc. Viele Fruchtbäume aber ſind dem Lande eigenthümlich, und wahrſcheinlich iſt den Europäern nur ein kleiner Theil bekannt. Wir bemerken hier nur eine Orangenart, Kammat genannt, die eine Frucht trägt, welche nicht größer als eine Kirſche iſt; ferner den Litſchibaum, (Euphorbia Chinensis, nach Juſſieu) mit einer Pflaumen ähnlichen Frucht; den Kujavabaum (Psidium guajava), von dem es mehrere Arten giebt, unter denen der birntragende Guavabaum (Ps. pyriferum) und der äpfeltragende (Ps. pomiferum) die bekannteſten ſind; die Frucht des erſten, eine Beere, hat die Größe einer mittelmäßigen Birne, iſt Anfangs grün, reif aber gelb, riecht ſtark und hat einen ſüßen gewürzhaften, von einigen Reiſenden gerühmten, von andern getadelten Geſchmack; die Frucht des zweiten, die einem Apfel ähnlich ſieht, iſt weniger ſchmackhaft. Unter den andern Schätzen des Pflanzenreiches, mit welchen China geſegnet iſt, nennen wir noch: den Maulbeerbaum, der den ausgebreiteten Seidenbau befördert; den Baumwollenſtrauch, unter deſſen verſchiedenen Spielarten beſonders die farbige Baumwolle *), aus welcher der Nanking gemacht wird, bemerkenswerth iſt; mehrere Firnißbäu=

*) Herr von Zimmermann in ſeinem beliebten Taſchenbuche der Reiſen, neunter Jahrgang, erſte Abtheilung für das Jahr 1810 bemerkt S. 177, daß Barrow die farbige Baumwolle auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzt und gefunden habe, daß nach drei Jahren die Ballen eben ſo viele und eben ſo dunkelgefärbte Wolle lieferten, als im erſten Jahre, wodurch alſo das Vorurtheil widerlegt ſey, als ob dieſe Varietät des Baumvollenbaums, in ſüdlichere Provinzen verpflanzt, ihre Farbe nach ein Paar Jahren verliere. „Wir Europäer, ſagt Herr von Zimmermann, dürften nicht ſo weit nach dieſer gefärbten Baumvolle ſuchen. Ich habe ſie im Königreich Nea=

me, als: den Tſchi-tſchu, der ein Gummi liefert, das zur Bereitung des berühmten Chineſiſchen Lack's gebraucht wird, und wahrſcheinlich der Firniß-Sumach (Rhus vernix L.) iſt, der auch in Amerika gedeiht, doch dort mehr ſeiner giftigen, als nutzbaren Eigenſchaft wegen bekannt iſt; die Chineſen verwahren bei dem Einſammeln des Harzes ſorgfältig das Geſicht, reiben ſich Hände und Stirn mit Oel, waſchen ſich mit einem Abguß von Kräutern und Salpeter und hüllen den ganzen Körper in Leder, um ſich gegen die ſchädlichen Ausdünſtungen des Baumes zu ſchützen; andere glauben, der Firniß werde vorzüglich von dem Chineſiſchen Glanzbaum, Augia Sinensis, gewonnen, aus deſſen Rinde ein harziger Saft dringt, welcher der Sonne ausgeſetzt, den ſchönen ſchwarzen Lack giebt, während der Rhus vernix L. nicht ſowohl in China, als in Japan zur Bereitung des Japaniſchen Lack's gebraucht wird; da beide Bäume in den Chineſiſchen Wäldern wild wachſen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie beide benutzt werden. Auch die Vernicia montana liefert einen Firniß, der aus dem Oel der Kerne bereitet wird, ungleich wohlfeiler iſt und daher auch zum Verfälſchen des ächten Firniſſes gebraucht wird. — Ein anderer Baum Kon-ſchu genannt, enthält in ſeinen Zweigen eine Milch, deren man ſich beim Vergolden als eines Leimes bedient.

Nicht weniger nützlich, als die Firnißbäume, ſind die Talgbäume. Der Croton sebiferum, deſſen Vaterland China iſt, hat Aehnlichkeit mit der Zitterpappel; aus ſeinen erbſengroßen Saamenkörnern, die in einer fettreichen Haut liegen, wird ein vegetabiliſcher Talg ausgekocht, den man zu Lichtern gebraucht, welche, wenn Wachs und Leinöl

pel angetroffen, und ſelbſt die von dieſer natürlich gefärbten Baumwolle eingewickelten Kerne mitgebracht. Es käme nur darauf an, große Verſuche in Calabrien und Sicilien damit zu machen."

hinzu geſetzt werden, feſt und weiß ſind. Der Talgbeerenbaum (Sebifera glutinosa) dient zu ähnlichem Behuf; das aus der Beere oder Frucht ausgekochte weiße Oel giebt gleichfalls Lichter, die aber unangenehm riechen. Der Seifenbaum (Sapindus saponaria) deſſen Nüſſe als Seifenkugeln gebraucht werden, ſo wie ein Baum, aus deſſen Aeſten man ein grünliches Wachs bereitet, gehören gleichfalls zu den merkwürdigen Erzeugniſſen des Landes.

An medizinischen Gewächſen iſt China beſonders reich, doch wahrſcheinlich kennen wir nur die wenigſten derſelben. Unter den bekannten bemerken wir: den Campherbaum, die Rhabarber, die Saſſaparille, und die Galangawurzel. Das Aloe- oder Adlerholz, das die Chineſen für das vortrefflichſte Stärkungsmittel halten, und wie man ſagt, mit Gold aufwiegen, iſt wohl mehr als wohlriechendes Tiſchlerholz zu benutzen. Unter ſeiner Rinde findet man drei Holzſchichten; die erſte iſt ſchwarz, dicht und ſchwer, und wird eigentlich Adlerholz genannt; die zweite, Calambouc genannt, iſt leicht, wie verfaultes Holz; die dritte, oder der Kern, heißt Calambaholz, es iſt ſehr theuer und hat einen herrlichen Geruch, man braucht es in Indien als ein herzſtärkendes Mittel. Mit den Blättern des Baumes bedeckt man die Häuſer, macht auch wohl Teller daraus, ſo wie die Fäden derſelben ſtatt des Hanfes gebraucht werden; die Stacheln an den Blättern dienen als Nägel, Pfeile und Pfriemen. Aus dem Baume zapft man einen weinigten Saft, der vortrefflichen Eſſig giebt. Die Zweige werden gegeſſen und ſollen wie eingemachte Citronen ſchmecken, ſo daß dieſer Baum einer der nützlichſten in der Welt iſt.

Endlich dürfen wir unter den Pflanzen den Morus papyrifera, aus dem man Papier bereitet, wie auch den Indigo, den Tabak, die Weintrauben, und das Zuckerrohr nicht vergeſſen.

In den ſüdlichen und öſtlichen Gegenden giebt es wenig Wälder, deſto mehr aber in den weſtlichen gebirgigten Provinzen; die Bäume, die hier am häufigſten angetroffen werden, ſind Fichten, Lerchenbäume, thuia orientalis, Indianiſche Feigenbäume, Thränenweiden, Quercus cornua und concentricatus, Eiſenholz (Dracaena ferrea L.) etc.

Auch an Blumen iſt China reich und Männer und Frauen ſchmücken ſich gern mit denſelben. De Guignes ſahe in der Nähe von Canton, in freier Luft wild wachſende Päonien, Nelken, Roſen, Tuberoſen, Mongaris oder doppelten Jasmin, Baſilicum, Amaranthen und den Kiohoa oder Lan-hoa, deſſen Blume, der des Mutterkrautes ähnlich iſt.

China beſitzt faſt alle unſere Hausthiere, als Pferde, Eſel, Ochſen, Hunde, Katzen, und vorzüglich Schweine; indeſſen iſt es noch nicht ausgemacht, ob nicht mehrere derſelben hier erſt eingeführt worden, und ſonach nicht eigentlich einheimiſch ſind. In einem ſo cultivirten Lande, wie China, dürfte dieß ſo ſchwer zu beweiſen, als im Ganzen ziemlich gleichgültig ſeyn. Daß die Pferderaſſen klein und unanſehnlich ſind, kann dem Klima, wie auch dem Mangel an guter Zucht zugeſchrieben werden. Wollenvieh iſt ſelten, und einem Lande, wo Kälte und Wärme ſchnell auf einander folgen, der Menſch alſo entweder in Pelzwerk oder in Seide und Baumwolle ſich kleidet, vielleicht entbehrlich.

Daß bei der hochgerühmten Cultur der Chineſen eine Menge wilder Thiere in einigen Provinzen angetroffen werden, iſt merkwürdig. Bis zum 30ſten Breitengrade findet man Elephanten. Auch der Tiger, wenigſtens eine Art deſſelben, iſt hier einheimiſch, imgleichen der Luchs. In den Gebirgen ſieht man Moſchusthiere, deren Vaterland das hohe Aſien iſt, und die, dem Strich der Berge

folgend, ſich bis hierher verirren. Der Tibetaniſche Ochſe, mit dem ſeidenhaarigen Schweife, wird auch in der Provinz Yunam, die an Tibet gränzt, gefunden. Das Einhorn bewohnt die Ufer der Sümpfe in den Provinzen Hou-nan und Quan-ſi. Der Dromedar iſt das vorzüglichſte Laſtthier der Chineſen. — Wilde Schweine, Hirſche, Füchſe, Kaninchen, und mehrere Affenarten hauſen in den Wäldern; unter den letztern nennt man, in den ſüdlichen Provinzen, den langarmigen Affen, den Simia inuus, und Simia silvanus.

Geflügel iſt in großer Menge vorhanden; vorzüglich gedeihen die Enten in dieſem waſſerreichen Lande und ſind, nebſt den Schweinen, die beliebteſten Hausthiere der Chineſen; ganze Heerden ſchwimmen am Tage auf den Canälen, und am Abend kehren ſie auf den Pfiff ihres Herren in die Wohnung deſſelben zurück. Es giebt auch viele wilde Enten; von der Art dieſe zu fangen, von der Zucht der zahmen Enten und von der Nutzbarkeit des Chineſiſchen Pelica'ns (Pelecanus Chinensis) werden wir weiter unten ein Mehreres anzuführen Gelegenheit haben. — Die Chineſiſchen Vögel zeichnen ſich durch Schönheit der Bildung und Pracht der Farben aus. Der Gold- und der Silberfaſan (Phasianus pictus und Ph. nycthemus) ſind gleichſam das Wahrzeichen der Chineſen geworden, indem man ſie überall auf ihren Bildern angebracht ſieht. Der Phasianus superbus, mit grün, roth und blau ſchattirtem Körper, grünem Halſe, blauem Kamm und blau und rothen Flügeln hat hier ſeine Heimath. Nicht minder ſchön iſt der Spornpfau (Pavo Chinensis); ſein glänzend braunner Körper erhält durch violet goldene Flecken ein prachtvolles Anſehen. Auch unter den Raubvögeln giebt es einen ausgezeichnet ſchönen Vogel, den die Chineſen Hay-tſing nennen; er iſt ſelten und wird nur in der Nähe der Stadt Hong-chang, in der Provinz Chin-ſi und in einigen

Gegenden der Tatarei gefunden. Aeltere Reiſende vergleichen ihn mit unſern ſchönſten Falken; er ſoll aber ſtärker und größer ſeyn.

Mit gleicher Farbenpracht, wie die Vögel, ſind die Chineſiſchen Schmetterlinge geſchmückt. Das nutzbarſte Inſect iſt aber der Seidenwurm, der hier urſprünglich zu Hauſe ſeyn ſoll.

Die vielen Gewäſſer in China enthalten eine unglaubliche Menge Fiſche, die ein allgemeines Nahrungsmittel der Bewohner ausmachen. Durch genaue, in China verfertigte Zeichnungen haben ſich unſere Naturforſcher überzeugt, daß die meiſten Europäiſchen Fiſche auch dort vorhanden ſind. Der teutſche große Fiſchkenner Bloch und der Franzöſiſche Naturforſcher Lacepede haben in jenen Zeichnungen mehrere, dieſen Gewäſſern eigene, Arten erkannt. Die Chineſiſchen Goldfiſchgen ſind gewiß allen unſern Leſern bekannt *); ſie werden auch in ihrem Vaterlande nur zum Schmuck aufbewahrt. Im Jahre 1611 wurden ſie zuerſt nach England gebracht, und haben ſich wahrſcheinlich von dort aus über Europa verbreitet.

Die Producte des Mineralreiches in China ſind noch von keinem Reiſenden im Zuſammenhange beſchrieben worden, und kaum findet man einzelne zerſtreute Bemerkungen, die mehr geeignet ſind, die Neugierde zu reizen, als ſie zu befriedigen. Wie alle Theile der Naturwiſſenſchaft, ſo erwarten vorzüglich die Geogneſie und Mineralogie einen erfahrnen Beobachter, um uns dieſes merkwürdige Land, das in ſeinem Klima, und in dem daraus hervorgehenden Charakter der vegetabiliſchen und animali-

*) In Wien giebt es wenig Häuſer, wo dieſe Goldfiſche nicht zur Zierde in den Häuſern aufbewahrt werden und in Schönbrunn ſieht man ſie in großer Anzahl in den Teichen; in Nordteutſchland habe ich ſie nur ſelten geſehen. B.

ſchen Geſchöpfe, ſo viele räthſelhafte Eigenheiten hat, nä- her aufzuſchließen. Die Gebirge, was ſie in ihrem Inneren bewahren, ihre Schichten und Richtungen wirken ganz vorzüglich auf das Klima und ſind dadurch die älteſten Documente der Geſchichte eines Landes; denn ſicher ſtehen ſie im Zuſammenhange mit der organiſchen Schöpfung: anders geſtaltet ſich dieſe in vulkaniſchen Gegenden, anders über und neben dem Granit, und anders dort, wo der Baſalt ſich bilden konnte. Wenn wir wünſchen, daß China von Reiſenden in dieſer Hinſicht unterſucht werden möchte, ſo vergeſſen wir dabei nicht, daß ſelbſt unſer eigenes Vaterland, aus einem ſolchen Geſichtspunkt angeſehen, den Naturforſchern noch ein unbekanntes Land iſt; aber es iſt auch gewiß, daß es leichter wäre, dort die Natur in der Formation des Fundamentes ihrer Bildungen zu belauſchen, als in Europa, wo die Völker-, Thier- und Pflanzenwanderungen eine ganz andere Natur erkünſtelt haben, die von jener, welche dem Boden urſprünglich beiwohnte, kaum mehr zu unterſcheiden iſt. In China dagegen finden wir ein Land, das ſeit Jahrtauſenden ſich gleich blieb, das von demſelben Volke bewohnt wurde, und das alles Fremde verſchmähte, während es ſeine eigenen vaterländiſchen Schätze mit einem beiſpielloſen Fleiße benutzte. Dieſes eigenſinnige Beharren in einem einmal erlangten Zuſtande, kann nicht bloß zufällig ſeyn; die Geſchichte des Menſchen entwickelt ſich nach Naturgeſetzen, und wie Europa noch nicht aufgehört hat, das Schauſpiel einer Völkervermiſchung und Völkerwanderung zu geben, und wie dieſer ununterbrochene Wechſel ſicher ſeinen Grund im Boden und Klima hat; ſo iſt gewiß auch die Stetigkeit, die wir in Aſien und ganz vorzüglich in China bemerken, in der Natur gegründet, nur daß wir dieſe noch zu wenig kennen und jede Theorie daher zu voreilig wäre. Wenn es wahr wäre, daß China ſehr wenig oder gar keine Vulkane und vulkaniſche Pro-

ducte erzeugte, während beide ſo häufig unter gleicher Breite in den benachbarten Staaten angetroffen werden; ſo ließe ſich ſchon aus dieſem Umſtande auf eine ganz eigene Natur des Bodens ſchließen, die, näher beobachtet, vielleicht wichtige Aufſchlüſſe über ſeine organiſchen Bewohner geben würde.

De Guignes *) hat die Natur des Bodens auf dem Wege von Canton nach Peking ziemlich oberflächlich geſchildert. Nach ihm iſt „das Küſtenland bei Macao ſandig und auf den Höhen findet man keine Fruchterde. Die Gebirge beſtehen hier aus Granit, mit Adern von Spath und Quarz untermiſcht. Der Boden um Canton iſt fett, graulich und endigt ſich auf einem Thonlager. In einem Raume von 104 Meilen von Canton bis nach Nan-hiong-fu iſt der Boden trocken, thonig, ſandig, gelblich und oft roth auf einem Thonlager. Die Steine in den Gebirgen liegen in horizontal geneigten Schichten, ſind bisweilen von gelblicher Farbe, bisweilen auch ſchwarzgrau mit weißen Adern, und unter einander durch eine zerreibliche Erde verbunden **). Das Gebirge Meylin, welches die beiden Provinzen Quang-tong und Kiang-ſi trennt, beſteht aus großen Maſſen thonartigen Geſteins von grauer Farbe, mit weißen Adern, welche ſich blätterweiſe ablöſen. Die Berge in Kiang-ſi

*) De Guignes, Franzöſiſcher Reſident in Canton, machte die Reiſe mit Van Braam; ſeine Bemerkungen über China ſind aber nicht bloß auf dieſer Reiſe geſammelt, denn er hat ſich mehrere Jahre in Canton aufgehalten und lebt noch gegenwärtig daſelbſt. Seine Reiſebeſchreibung, die eines der neueren Hauptwerke über China iſt, iſt auch ins Teutſche überſetzt unter dem Titel: Reiſe nach Peking ꝛc. von de Guignes; aus dem Franz. überſetzt von K. L. Müller. Leipzig 1810, bei Hinrichs.

**) Das Schwankende dieſer Beſchreibung iſt nicht zu verkennen.

beſtehen aus ähnlichem Geſtein; in Kiang=nan aus Sandſtein. In Chan=tong und Petchely iſt der Boden im Ganzen trocken, ſandig und wie Aſche. Die Steine ſind rauh anzufühlen und liegen in horizontalen Schichten. In Kiang=ſi findet man Kalkſtein."

Aus ſolchen Angaben läßt ſich in der That die Natur des Bodens nicht kennen lernen. Wir wollen nun die Steinarten und Metalle angeben, welche von den Reiſenden in China bemerkt wurden. Unter den erſten werden vorzüglich Lapis Lazuli, Jaspis, Bergkryſtall, Nierenſtein, Magnet, Granit, Porphyr, und verſchiedene Marmorarten genannt. Ob die Rubine in China einheimiſch ſind, oder aus dem Birmaniſchen Reiche kommen, ſcheint noch unentſchieden zu ſeyn. — Die Erdarten, welche zur Bereitung des Porzellans gebraucht werden, heißen: Kaolin, aus $^{3}/_{4}$ Kieſelerde und $^{1}/_{4}$ Thonerde beſtehend, Petuntſe, ein weißlich blättriger Feldſpath, und Che=kao, ein ſchwefelhaltiger Baryt. Steinkohlen und Salz beſitzt China in großem Ueberfluß.

Die Chineſen erklären ſelbſt ihre Gebirge für reichhaltig an Metallen, beſonders an Gold und Silber; doch werden ſie nur wenig bearbeitet, und Gold nur aus den Flüſſen gewaſchen, — aus dem wunderlichen Grunde, weil beim Ueberfluß der koſtbaren Metalle das Volk zum Müſſiggange verführt und vom Ackerbau, auf welchem die ganze Staatskraft beruht, abgeleitet werden könnte. Dieſe Politik mag in dem Kopfe eines Chineſen als tiefgegründet erſcheinen, ſie iſt deswegen nicht weniger abgeſchmackt. Jede Arbeit, und alſo auch der Ackerbau, muß durch die Leichtigkeit, die Erzeugniſſe umzutauſchen, befördert werden; der einfache Tauſchhandel koſtet Zeit, dieſe wird durch den Repräſentanten aller Waare, durch das Geld, erſpart, und daher können Gold und Silber den Müſſiggang einer Nation nur dann befördern, wenn ſie,

wie in Spanien, das Metall durch Sklaven in den Bergwerken entfernter Länder ſuchen läßt, und wenn es ihr geſtattet wird, alle ihre Bedürfniſſe aus dem Auslande zu erkaufen. — Der Ueberfluß verborgener Schätze in der Erde, deſſen ſich die Chineſen rühmen, iſt ihnen alſo unnütz. Es ſcheint jedoch, daß ihre Politik nur die Gold- und Silberminen zu vernachläſſigen anräth; denn aus der Wohlfeilheit des Eiſens, Zinn und Kupfers zu ſchließen, müſſen die Bergwerke an dieſen Metallen entweder außerordentlich ergiebig ſeyn, oder fleißig benutzt werden. Ein eigenes Metall iſt das weiße Kupfer oder Tſetong. Herr von Zimmermann, in dem oben angeführten Taſchenbuch der Reiſen, ſagt Seite 124 von dieſem Metalle: „Vielleicht iſt es mit Galmey und etwas Silber verſetzt. Vielleicht iſt es das Mineral, welches uns, unter dem Namen Tutanego, ſonſt von dort zugeführt ward; es iſt nur ein reinerer Zink als der unſrige.“ Ohne hierüber entſcheiden zu wollen, führen wir an, was de Guignes von dem Toutenague oder Tintenack ſagt. „Den Tintenack, heißt es in ſeiner Reiſe *), findet man in der Provinz Honan; das Erz deſſelben hat eine blaugraue Farbe, und glänzt wie das Eiſenerz; es iſt ſchwer und weich, wenn es ſich im Innern der Erde befindet, und wird härter an der Luft. Man findet oft Streifen dieſes Metalles, welche ſich von der Oberfläche der Erde an bis in eine Tiefe von 60 bis 80 Toiſen erſtrecken. Der Boden, worin man ihn findet, iſt gelblich, ins Grüne fallend. Der Tintenack iſt ſelten rein; das Erz ſchmilzt leicht, und verbreitet alsdann einen dicken und ſtinkenden Rauch. Mehrere Schriftſteller behaupten, der Tintenack ſey der aus einem reinen Galmey gezogene Zink; allein dieß iſt ein Irrthum. Man kennt bis jetzt nur 1) den mit Schwefel mineraliſirten Zink, welcher Eiſen und Blei enthält,

*) S. 255 im 2ten Theil der teutſchen Ueberſetzung.

2) den mit Schwefel und Arſenik mineraliſirten Zink, oder die ſchwarze und rothe Blende, und 3) den Kalamintſtein. Die Farbe des Galmey iſt röthlich und gelblich, bisweilen grau, welches anzeigt, daß er mit dem Zink Aehnlichkeit hat; allein dieſe Farben findet man gar nicht bei dem Erze des Tintenack. Man bedarf nur eines langſamen Feuers, um den Tintenack zu ſchmelzen und ihn in Rauch verdunſten zu laſſen; er unterſcheidet ſich alſo von dem Galmey, weil man hier ein heftiges Feuer braucht, um den Zink aus dem Galmey zu ziehen und unter der Geſtalt eines weißen Rauches zu ſublimiren. Das einzige bekannte Mittel, den Zink mit den Metallen zu vereinigen, iſt, ihn mit dieſen zu ſchmelzen, welches der, von dem Dr. Gillan angegebenen Procedur ganz entgegengeſetzt iſt, welcher ſagt, daß die Chineſen das Kupfer, um ihm eine weiße Farbe zu geben, bloß dem Dampfe des, in der Schmelzung begriffenen, Tintenack ausſetzen. Eine der Eigenſchaften des, mit dem Kupfer verbundenen, Zinks iſt die, daß das erſtere dadurch dem Anſetzen des Grünſpans weniger unterworfen iſt, und es iſt bekannt, daß das Chineſiſche Kupfer leicht Grünſpan anſetzt. Man vermiſcht endlich den Zink mit dem Kupfer, um ihm eine Goldfarbe zu geben, die Chineſen aber brauchen den Tintenack, um ihm eine weiße Farbe zu geben, welches gerade das Gegentheil iſt. Man muß indeſſen wohl merken, daß die dem Kupfer von den Chineſen mitgetheilte weiße Farbe nicht immer bleibt, ſondern ſich mit der Zeit verliert. Noch mehr, die Weiße befindet ſich auch nur auswendig, denn zerbricht man ein, an ſich ſchon ſehr zerbrechliches, Stück weißen Kupfers, ſo ſieht man, daß es inwendig gelb iſt. — Hieraus ergiebt ſich, daß der Zink nicht die Baſis des Tintenack iſt; er enthält, wie es ſcheint, Eiſen, Blei und, wie einige Schriftſteller gemeint haben, Bismuth, deſſen Eigenſchaft, das Kupfer weiß zu

färben, bekannt iſt, und deſſen Exiſtenz in dem Tintenack durch die blaue Farbe des Erzes hinlänglich bewieſen iſt."

Queckſilber wird in der Provinz Yunnau gewonnen. Der beſte Zinnober kommt aus der Provinz Fo-kien.

4.

Einwohner.

Die Chineſen ſind die zahlreichſte Nation der Welt; war gleich das Römiſche Reich größer als China, ſo wie es Rußland noch gegenwärtig iſt, ſo findet doch der merkwürdige Unterſchied ſtatt, daß die Unterthanen aus verſchiedenen Nationen beſtanden, dagegen die eigentlichen Chineſen ſchon ſeit Jahrtauſenden ein einziges Stammvolk ausmachen. Zwar findet man auch in China einige andere Nationen, aber ihre Zahl iſt, im Vergleich gegen die Chineſen, ſo unbedeutend, daß der obige Satz dadurch nicht umgeſtoßen wird.

Um zu keiner Verwirrung Anlaß zu geben, unterſcheiden wir zuvörderſt die Bewohner in 1) eigentliche Chineſen, 2) Mongolen, 3) Mantſchu, 4) Tataren, 5) Indier.

1. Die Chineſer, im engern Sinn, ſcheinen ein uraltes Volk zu ſeyn, das ſich in Sprache und Sitte von allen andern Völkern der Erde, die Japaner ausgenommen, unterſcheidet. Zwar findet man in ihrer Phyſiognomie Aehnlichkeit mit den Mongolen; aber man hat auch zwiſchen ihnen und den Hottentotten eine auffallende Aehnlichkeit gefunden, die doch ſicher nicht mit ihnen ver-

wandt ſind. Nichts iſt trüglicher als die ſogenannten Nationalphyſiognomien, beſonders wenn man ſie aus Portraiten beurtheilt, die einzelne Reiſende mitgetheilt haben. Sehr viele Ruſſen haben durchaus Italieniſche Geſichtsbildung, und Italiener giebt es, die von den Polniſchen Juden nicht zu unterſcheiden ſind. Die Eſten in Livland gleichen den alten Teutſchen, wie ſie die Römer beſchreiben, nur daß ſie gewöhnlich kleiner ſind, und wiederum ſehen viele Hannacken in Mähren, ein ſlaviſcher Stamm, den Eſten, die Finnen ſind, ähnlich. In jeder großen Stadt findet man Geſichter aller Art, die für Muſter der Barabinzen, Soongaren, Tſchippewäer, Tagalen oder jedes andern beliebigen Volkes angeſehen werden können. Zwar giebt es einen Ausdruck der Phiſiognomie, der den Nationen eigen iſt und es einem geübten Auge möglich macht, mit mehr oder minder Wahrſcheinlichkeit, den Teutſchen vom Franzoſen, und unter dieſen wieder den Provenzalen von dem Lothringer oder Normann zu unterſcheiden; aber die Unterſcheidungskennzeichen liegen ſicher nicht in einzelnen Zügen, nicht einmal in dem Verhältniß derſelben, ſondern in einer gewiſſen Beweglichkeit und in einem Etwas, das ſich beſſer fühlen, als beſchreiben läßt. Nicht einmal die Hautfarbe kann als ſicheres Zeichen angeſeben werden, ausgenommen bei den Extremen, wo ſie erblich iſt. Wer hat nicht mitten in Europa kupferfarbige Menſchen geſehen, in deren Adern gleichwohl kein Tropfen Amerikaniſches Blut anzutreffen ſeyn möchte?

Wenn aber gleich die Phiſiognomie eines Volkes nicht hinreicht, ſeine Eigenthümlichkeit kenntlich zu machen, ſo gehört ſie doch zur Charakteriſtik deſſelben und kann, im Verein mit ſeiner Lebensart, ſeiner Sprache und ſeiner Geſchichte, Vermuthungen über den Urſprung des Volkes begründen helfen, ohne welche wir eine Nation nicht zu

kennen glauben, und daher immer zuerſt die Frage aufwerfen: Woher ſtammt das Volk? Wir werden daher nach dieſem vierfachen Geſichtspunkte, der Phyſiognomie, Lebensart, Sprache und Geſchichte, (jedoch nur in Bezug auf unſern Zweck) die Chineſen, ſo viel, als es bei der Beſchränkheit des Raumes möglich iſt zu charakteriſiren verſuchen und ſodann das Wichtigſte über die andern in China wohnenden Völkerſchaften anführen.

„Die Schönheit der Chineſen", ſagt de Guignes *), „iſt ſehr von der der Europäer verſchieden. Ein Chineſe hat ein breites viereckigtes Geſicht, eine offene Stirn; ſeine Augen ſind länglich und ſtehen dergeſtalt hervor, daß man ſie beide ſehen kann, wenn man ein Geſicht im Profil betrachtet; ſeine Naſe iſt klein und zwiſchen den Augen ohne Erhöhung, der Mund mittelmäßig, allein die Ohren ſind breit und meiſtens durchſtochen. Der Laſtträger ſteckt ſeine Cigare oder Chiroutte hinein, und der Gelehrte befeſtigt durch Fäden ſeine Brillen darin. Die Chineſen laſſen den Bart im dreißigſten Jahre erſt wachſen; ſie haben nicht viel, vorzüglich in den ſüdlichen Provinzen; ihre Haare ſind ſchwarz, ſtark und dick; rothe Haare werden verachtet. — Der Wuchs darf hier zu Lande, um für ſchön zu gelten, nicht ſchlank und proportionirt, ſondern er muß dick ſeyn, um einen breiten Armſtuhl füllen zu können. — Die Hautfarbe der Chineſen iſt lichtbraun; allein von verſchiedenen Nüancen bei den einzelnen, je nachdem ſie der Sonnenhitze ſich mehr oder weniger ausſetzen müſſen. — Der Frauen Wuchs iſt von mittlerer Größe und ſehr fein. Ihre Naſen kurz, die Augen geſpalten, der Mund klein, die Lippen glänzend roth. Faſt alle ſchminken ſich. Die Parfümeurs verkaufen weiße und roſenrothe Schminke, die nach Belieben vermiſcht

*) Er ſtimmt hierin faſt wörtlich mit du Halde überein.

wird. Einige Frauen haben daher ein ganz roſenrothes Geſicht; ihre Hände aber ſind, ſeltſam genug, ganz braun. Indeſſen ſind viele Chineſinnen hübſch und angehm. Junge Mädchen von ſieben bis acht Jahren fangen ſchon an, ſich zu malen; daher iſt auch nichts häßlicher als ein altes Chineſiſches Weib."

Die Kleinheit der Füße wird bei den Chineſiſchen Damen, wie bekannt, von ihren Landsleuten für die gröſte Schönheit gehalten. Dieſe Subtilität des Untergeſtelles iſt aber nicht das Werk der Natur, ſondern der Kunſt; denn die Füße werden den Mädchen in früher Kindheit ſchon ſo feſt gebunden und eingezwängt, daß der Wuchs gewaltſam verhindert wird.

Die Chineſen beſitzen viel körperliche Kraft und üben ſich von Jugend auf große Laſten zu heben, welches mit ihrer Neigung zum Fettwerden und ihrer Vorliebe für fette Schönheit ſonderbar contraſtirt. Sonnerat erzählt*), daß ſie ſchon als Kinder verſuchen, Gewichte von 100 bis 150 Pfund zu heben, bis ſie es ſo weit bringen, daß ſie ſolche mit geſtrecktem Arm über den Kopf halten können. Sie ſind auch vielleicht die geſchickteſten Laſtträger in der Welt, und bei jeder Arbeit unermüdlich. Gleichwohl werden ſie als feig und was immer damit

*) Sonnerat a. a. Ort. Tome II. pag. 320. Er führt noch ein anderes Beiſpiel von ihren gymnaſtiſchen Uebungen an, das wir zur Unterhaltung der Leſer nicht verſchweigen wollen. Sie hängen nämlich 7 bis 8, mit Erde gefüllte Säcke an die Decke, und ſtellen ſich zwiſchen denſelben; einer giebt ihnen einen Schwung und der andere ſucht den Stoß abzuhalten; ſie wiſſen dabei ihre Muskeln auf eine Art zu ſpannen, oder wie ſie es nennen, ſich hart zu machen, daß der Theil des Körpers, welcher den Stoß empfängt, nur wenig dabei leidet, und weniger als der Gegner, der ſich anſtrengt ihm den Stoß zu verſetzen.

verbunden iſt, als ſchlau und hinterliſtig geſchildert. Der Umgang mit ihnen iſt jedoch leicht, denn ſie ſind ſanft, höflich, wiſſen ihren Zorn auf der Stelle zu mäßigen, und halten es ſo für unanſtändig, als ungeſchickt, ihn ausbrechen zu laſſen. Durch dieſes Betragen ſind ſie deutlich von den Mantſchu zu unterſcheiden, deren größere Rohheit ſich in ihrem ſtärkeren Gliederbau, in ihren ungeſchliffeneren Manieren, oder auch in ihrer größeren Offenheit offenbart.

Die geiſtigen Eigenſchaften des Chineſen ſtimmen mit dieſem äußern Betragen genau überein. Das Nützliche, das gleichſam den Geiſt fett macht, geht ihm über Alles, und in nützlichen Künſten ſind ſie erfahren und geſchickt, aber letzteres nur in ſo fern, als es Nutzen bringt, denn für die ſchöne Form ſcheinen ſie wenig Sinn zu haben. Mühſame Anſtrengungen ſchrecken ſie nicht ab, aber zur Freiheit des Geiſtes können ſie ſich nicht erheben. Sie ehren das Alte bis zu einem Grade, daß ſie ſich, demüthig, wie ſie ſind, nicht einbilden können, es gäbe etwas beſſeres. Das Studium ihrer Schriftſprache beſchäftigt ſie ein ganzes Leben hindurch, und wirklich beſteht in ihr die einzige unergründliche Gelehrſamkeit der Chineſen, während ſie mit andern Wiſſenſchaften längſt fertig geworden ſind, d. i. ſie beſitzen gewiſſe Formeln, die ſie mechaniſch anwenden, ohne über den Grund derſelben nachzudenken. Es wäre daher möglich Maſchienen zu erfinden, die eben ſo große Gelehrte wären, als z. B. die Chineſiſchen Mathematiker. Daher auch ihre Vorliebe für das Mechaniſche. Nichts kann einem Chineſen mehr Freude machen als eine Maſchiene, wo Figuren von Menſchen und Thieren durch einen künſtlich verborgenen Mechanismus ſich von ſelbſt zu bewegen ſcheinen. Die erſten Kunſtwerke dieſer Art, die aus Europa nach China kamen, ſtaunte man als Wunder an, und bezahlte ſie,

dieſer Vorſtellung gemäß, unglaublich theuer; auch während der Abweſenheit des Lord Macartney hielten die vornehmen Chineſen, die den Geſandten in dem kaiſerlichen Pallaſt umherführten, dieſe Spielereien für das koſtbarſte von Allem, was dort zu ſehen war. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß der Chineſe Verſtand beſitzt und alles, was mit demſelben in Verbindung ſtehet, zu würdigen wiſſe, daß er aber die Einbildungskraft, die das Sinnliche veredelt und die Seele in ein Land, das ſchöner als China iſt, erhebt, nicht zu kennen ſcheint. Wir werden in der Folge, wo wir von der geiſtigen Ausbildung des Volkes zu reden Gelegenheit nehmen werden, noch deutlicher dieſe Richtung ihres Geiſtes aus Allem hervorgehen ſehen, was ſie in Künſten und Wiſſenſchaften geleiſtet haben.

Bei dem Zuſtand der Cultur, den die Chineſen erreicht haben, bei den verwickelten Verhältniſſen eines großen Staates, iſt es nicht leicht, von der Lebensart der Chineſen zu reden. Beſchäftigung, Stand und Rang machen dort einen ſo großen Unterſchied, als in Europa. Es iſt uns aber hier vorzüglich nur um diejenige Lebensart zu thun, die ſich aus den älteſten Zeiten bei den Chineſen erhalten haben dürfte, und dieſe kann nur bei dem gemeinen Volke aufgeſucht werden, wo ſich ſtets einige Eigenheiten, wenigſtens die Spuren derſelben erhalten, auch wenn der Staat mannichfaltige Umgeſtaltungen erlitt. Wir werden in der Folge in der Charakteriſtik der Sitten der Chineſen ſie in ihren häuslichen Verhältniſſen und in ihrer Staatseinrichtung näher kennen lernen, und wollen hier nur darauf aufmerkſam machen, daß das ganze Leben des gemeinen Chineſen ſich um den Ackerbau, wie um ſeinen Mittelpunkt, drehet und daß die Viehzucht von demſelben vernachläſſiget wird. Dieſer Umſtand ſcheint uns in Rückſicht der Ableitung der Chine-

ſen wichtig. Gewöhnlich glaubt man nämlich, daß die Chineſen von den Mongolen, oder den mit ihnen verwandten eleuthiſchen Kalmukken abſtammen; aber dieſe Völkerſchaften ſind Nomaden, und folglich von den Vortheilen der Viehzucht überzeugt. Scheint nun auch die Phyſiognomie für eine Verwandtſchaft mit den Mongolen zu ſprechen: ſo berechtigt dieſe gänzlich verſchiedene Lebensart ſchon, in die Annahme der Geographen Zweifel zu ſetzen, welche die Stammväter der Chineſen von den Mongoliſchen Gebirgen herabkommen laſſen. Die großen waſſerreichen Ebenen, und die Spuren, die man überall im Lande findet, daß vorzüglich das öſtliche China ehedem vom Meere bedeckt geweſen ſeyn müſſe, hat man für Beweiſe gehalten, daß das niedrige Land ſpäter als die höher liegende Mongolei bevölkert geweſen ſeyn müſſe. Aber ſeit Jahrtauſenden genießt China die Vortheile der Cultur und die Mongolei befindet ſich dem Zuſtande der rohen Natur ungleich näher. Wer will aber den Zeitpunkt der Erdrevolution beſtimmen, die China dem Meer entriß? Wer weiß es, ob der hohe Rücken von Aſien damals ſchon bevölkert war?

Das wichtigſte Document der Ur-Geſchichte der Völker aber, die Sprache, kann allein über ihren wahrſcheinlichen Urſprung entſcheiden. Und gerade die Sprache ſcheint die Vermuthung zu begründen, daß die Chineſen ein Urvolk ſind, und vielleicht das älteſte unter allen noch vorhandenen Völkern. Von dem Mongoliſchen iſt wenigſtens die einſylbige Sprache der Chineſen verſchieden; jene hat alle harten Buchſtaben, die dieſer gänzlich fehlen; jene gehört zu der Familie der Nord-Aſiatiſchen Sprachen, dieſe ſcheint iſolirt zu ſeyn und außer der Koreaniſchen, Anamitiſchen (in Tunking und Cochinchina) und Japaniſchen keine nahe Verwandten zu haben. Herr

Langles*) hat in den Malajiſchen Wurzelwörtern Spuren der einſylbigen Sprache der Chineſen gefunden und in der That wäre es nicht unmöglich, daß die Chineſen und Malajen einen gemeinſchaftlichen Urſprung hätten**).

Die Chineſiſche Sprache, die ſchwerſte vielleicht in der Welt, hat in ihrem Bau, in ihrer Ausſprache und in ihrer Ausbildung ſo viel Eigenthümliches, daß ſie uns berechtiget, die früheſte Geſchichte dieſes Volkes von jener, aller ihm benachbarten Völker zu trennen. Wie wollte man auch Völker, deren Daſeyn als Barbaren uns erſt ſeit einigen Jahrhunderten bekannt iſt, und die in Gegenden leben, wo durch große innere Revolutionen der erſte Anſtoß zu der Völkerwanderung gegeben wurde***) zu den Stammvätern eines Volkes machen, deſſen gewiſſe Geſchichte weit über 2000 Jahre vor Chr. Geb. hinaufreicht, und das ſchon 300 Jahr vor Chr. Geb. ein hochcultivirtes Volk

*) Man ſehe den Moniteur vom 23. 24. 25. und 28. Juli 1811, wo der intereſſante Bericht abgedruckt iſt, den Herr Ginguené dem Inſtitut, über die Bemühungen des Herrn Langles zur Beſtimmung des Urſprungs und der Verwandtſchaft der Sprachen, abſtattete.

**) Es iſt hier der Ort nicht, gelehrte Unterſuchungen über den Urſprung der Völker und Sprachen anzuſtellen; wir begnügen uns, nur auf die Gegenſtände aufmerkſam zu machen, welche von Sprachkundigen unterſucht zu werden verdienen. Die Malajen, deren Urſitz wir nicht bloß auf die Halbinſel Malakka einſchränken, könnten wohl der Ueberreſt eines großen Volks ſeyn, deſſen früher Wohnſitz vielleicht in einem großen, untergegangnen Südlande zu ſuchen iſt, und deſſen Spuren, wie es uns ſcheint, leichter aufzufinden wären, als die weſtliche Atlantis. Wäre es unmöglich, daß die Chineſen ſelbſt aus dieſer verſunkenen Oceanitis abſtammen? Und ſind daraus vielleicht die Andeutungen Chineſiſcher Abkunft zu erklären, welche neuere Reiſende in Südamerica gefunden haben wollen?

***) Die Hiongnu oder Hunnen z. B. bewohnten die Gegenden des Gebirges zwiſchen Kaſchgar und dem Altai-

war? Unſere Leſer brauchen nicht mühſam in wenig bekannten, ſchwer zu verſtehenden Schriften nachzuſuchen, um die Beweiſe für dieſe Behauptungen zu finden. Eine teutſche Zeitſchrift, die in den Händen jedes Freundes der Länder- und Völkerkunde ſeyn ſollte, und unter einer, weniger für eine wahrhaft geiſtreiche Unterhaltung gleichgültigen Nation Epoche gemacht hätte, das Aſiatiſche Magazin (herausgegeben von Julius Klaproth, Weimar, 1802. 2 Bände) enthält, unter andern für die Kenntniß des Geiſtes der Aſiaten höchſt ſchätzbaren Aufſätzen, eine Ueberſetzung des Yu Chou, oder des erſten Theils des Chou-king, einer alten heiligen, hiſtoriſchen Schrift, deren Ueberreſte Confuzius 484 Jahre v. C. G. ſammelte. Hier findet man, daß der Kaiſer Yao, der vom Jahre 2357 bis 2256 vor Chriſti Geburt lebte, den Aſtronomen Hi und Ho, die zugleich ſeine Miniſter waren, befahl: „die Regeln für die Berechnung „aller Bewegungen der Geſtirne, der Sonne „und des Mondes auf das ſorgfältigſte und „mit Aufmerkſamkeit zu befolgen; den höchſten Himmel zu verehren und dem Volke die „Zeiten und Jahreszeiten bekannt zu machen.“ — Die Regeln für die Berechnung der Geſtirne waren alſo ſchon früher bekannt, und das Verdienſt des Yao beſtand darin, daß er die Entdeckungen der Gelehrten ins Leben einführte und die Reſultate dem Volke bekannt machen ließ. — Der Kaiſer Chun, der v. J. 2255 bis 2206 v. C. G. lebte, theilte das Reich in zwölf Provinzen, ſchickte Merkmale und Zeichen auf die zwölf Gebirge, und ließ Kanäle graben zum Abfließen der Gewäſſer. — Der Kaiſer ſagte zu einem ſeiner Miniſter: „Ki, ihr ſehet das Elend „und den Hunger, welchen die Völker ausſtehen; in der Eigenſchaft eines Haou-tſi*); laſ-

*) Der Haou-tſi ſcheint eine Art von Polizeiminiſter geweſen zu ſeyn.

„ſet der Jahreszeit gemäß, alle Arten Körner „ſäen.“ — „Kouei, ſagte der Kaiſer, ich ernenne „euch zum Oberaufſeher der Muſik; ich will, „daß ihr die Kinder der Prinzen und Großen „darin unterrichtet, ſo daß ſie aufrichtig „und freundlich, ſanft, höflich und ernſthaft „werden; lehrt ſie feſt zu ſeyn, ohne Härte „und Grauſamkeit; gebt ihnen die Kraft „zu unterſcheiden; eröffnet ihnen eure „Grundſätze in Verſen und ſetzt ſie in Ge„ſängen zuſammen, untermiſcht aus ver„ſchiedenen Tönen und Klängen, und ſingt „ſie zu muſikaliſchen Inſtrumenten. Sind „die acht Modulationen oder Verände„rungen der Töne geſichert, und hat keine „Unordnung in den verſchiedenen Accor„den ſtatt, dann ſind die Geiſter und die „Menſchen vereinigt.“

Die Chineſen kannten alſo bereits 2000 Jahre vor Chriſti Geburt den Ackerbau, die Aſtronomie, die Muſik; das Reich war völlig organiſirt, und die Fürſten erhielten eine ihrem Berufe angemeſſene Erziehung.

Wir glauben ſonach, ſo weit als es die Einrichtung dieſer Zeitſchrift zuließ, es glaubwürdig gemacht zu haben, daß die Chineſen ein uraltes, ganz originelles Volk ſind, das von keinem der bekannten andern nomadiſchen Stämme des hohen Aſiens abgeleitet werden kann. Näher werden wir ſie noch in der Folge kennen lernen, da ihre vollſtändige Charakteriſtik nur aus ihrem Thun und Laſſen, aus ihrer Induſtrie, ihrem Handel, ihren Sitten, ihren Kenntniſſen und ihrer Verfaſſung hervorgehen kann.

Wir wollen nun die andern, nicht Chineſiſchen Völkerſtämme, die im eigentlichen China ſeit früheren

unbeſtimmbaren Zeiten wohnhaft ſind, in der Kürze zu beſchreiben verſuchen.

Wir haben oben die Mongolen und Mantſchu unter den Bewohnern China's angeführt; von dieſen ſind aber die letzteren erſt in ſpäteren Zeiten eingewandert, ſeitdem ihre Fürſten China eroberten und hier eine neue Dynaſtie gründeten. Der größte Theil der Nation bewohnt noch ihr altes Vaterland, das unter der Herrſchaft des Kaiſers von China ſtehet. Daſſelbe gilt auch von den Mongolen, welche die fälſchlich ſogenannte Chineſiſche Tatarei bewohnen. Da wir es hier nur mit dem eigentlichen China zu thun haben, und bei der Beſchreibung der mittelbaren Staaten auf dieſe Völker zurückkommen werden, ſo wollen wir hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur von den Tataren und Indiern reden, die wir im eigentlichen China zum Theil noch als freie Völker antreffen.

Zwiſchen den Flüſſen Yalong und Yang-tſe-kiang wohnen die Sifan, ein Volk, das nach Dü Halde ſowohl von den Chineſen, als von den Tataren verſchieden ſeyn ſoll. Aber dieſer Schriftſteller ſcheint mit dem Namen: Tatar, keinen beſtimmten Begriff zu verbinden, wie er denn bei den meiſten Reiſenden willkürlich angewendet wird. Da nun nach ſeiner eigenen Angabe die Sprache der Sifan mit der Tibetaniſchen übereinſtimmt, ſie ſich auch zu der Religion der Lama's bekennen: ſo dürfen wir ſie wohl mit Recht zu den Tataren rechnen. Die Chineſen machen einen Unterſchied zwiſchen He-Sifan, d. i. ſchwarze Sifan, und Haong-Sifan, d. i. gelbe Sifan, welche Benennung von der Farbe ihrer Zelte herrührt. Die ſchwarzen Sifan ſcheinen noch größten Theils Nomaden zu ſeyn; doch wohnen ſie nicht bloß unter Zelten, ſondern haben auch einige, wiewohl ſchlechte Häuſer. Die Weiber haben ihre Haare in Zöpfe geflochten, die ihnen

von der Schulter herabhängen; vor der Bruſt tragen ſie Spiegel von geſchliffenem Metall. Die ſchwarzen Sifan werden von Familienhäuptern regiert, von denen einige einen mehr oder weniger mächtigen Fürſten anerkennen, mit dem ſie in einem gewiſſen Lehnsverhältniß ſtehen.

Die gelben Sifan ſind etwas weiter in der Civiliſation vorgerückt. Die Oberhäupter derſelben ſind Lama's oder Tatariſche Prieſter, die jedesmal aus einer gewiſſen Familie gewählt werden. Dieſe Lama's ſind die Richter der Nation. Die gelben Sifans wohnen in kleinen zerſtreuten Dörfern unter Zelten, oder niedrigen, von Erde, oder auch von Backſteinen aufgebauten Häuſern, und beſchäftigten ſich vorzüglich mit der Viehzucht. Sie zahlen den Lama's eine geringe Abgabe, und können, wenn ſie dieſe entrichtet haben, nicht viel von ihnen beunruhiget werden. Einige von ihnen müſſen ſich bei der Aufforderung der Chineſiſchen Mandarins ins Feld ſtellen, doch kann der Ungehorſam gegen die Chineſen nicht leicht beſtraft werden, da ſie ſich in ihre unwegſamen Schneegebirge zurückziehen und ſchwer verfolgt werden können.

Die Sifan waren ehedem ein mächtiges Volk, das ſeinen eigenen König hatte, ein anſehnliches Land beſaß und mit den Chineſen in hartnäckiger Fehde lebte. Seit dem Jahre 1227 leben ſie in ihren Thälern und Gebirgsſchluchten ohne Macht und faſt ohne Namen, und doch zufrieden, daß ſie den Fo, den Gott ihrer Väter, nach hergebrachter Weiſe verehren können.

Die Nation der Lo-los wohnt in der Provinz Yun-nan; ſie ward ehedem von mehreren kleinen Fürſten beherrſcht. Die Chineſen haben ſie aber gezwungen die Oberherrſchaft des Kaiſers anzuerkennen, und dafür ihrem Oberhaupte den Titel eines Mandarins oder Tchi-fou ertheilt. Die Lo-los ſind ſtarke arbeitſame

Menſchen, die in Kenntniſſen und Geſchicklichkeit den Chineſen wenig nachſtehen. Sie ſcheinen Indiſchen Urſprungs zu ſeyn, wenigſtens findet man bei ihnen die Schriftſprache der Birmanen und auch denſelben Gottesdienſt. Die Fürſten, obgleich Vaſallen des Kaiſers, haben Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen; halten auch eigene Truppen.

Mitten in China, in den Provinzen Setſchuen, Koeit-cheou, Hou-quang, Quangſi und an den Gränzen von Quang-tong leben mehrere Völkerſtämme zerſtreut, die von den Chineſen mit dem gemeinſchaftlichen Namen: Miao-ſe bezeichnet werden. Sie unterſcheiden ſich aber von einander durch Sitte und Sprache. Sie bewohnen die Gebirge, wohin ſie ſich gewöhnlich zurückziehen, wenn ſie von den Chineſen verfolgt werden. Sie rühmen ſich ſelbſt treffliche Reiter zu ſeyn. Ihre Fürſten halten ein eigenes Militär; auch haben ſie ihre Lehnsleute, die ſich erforderlichen Falls ins Feld ſtellen müſſen, übrigens in ihrem Canton kleine Souverains ſind, ſo gut wie die alten Ritter in Teutſchland.

Diejenigen Miao-ſe, die in der Mitte und an der ſüdlichen Gränze der Provinz Koeit-cheou wohnen, werden in abhängige und freie Miao-ſe getheilt. Die erſten ſind theils ganz mit den Chineſen vereinigt, theils werden ſie von erblichen Mandarinen beherrſcht, welche von den Kaiſern, zur Belohnung ihrer Kriegsdienſte, dieſe Stellen erhielten, — ungefähr wie die teutſchen Kaiſer erbliche Markgrafen den beſiegten Nationen vorſetzten.

Die freien Mia-oſe leben in patriarchaliſcher Einigkeit unter dem Regiment ihrer Dorfälteſten. Sie bauen das Feld, ſind Weber und verkaufen den Chineſen Holz aus ihren großen Wäldern. Sie tragen Cüraſſe aus Büffelleder, die ſie mit eiſernem Blech oder Kupfer überziehen.

Die Chineſen ſagen den Miao=ſe viel Böſes nach, die Miſſionare aber haben ſie als ehrliche Leute kennen gelernt.

Es iſt zu bedauern, daß das merkwürdige cultivirte Chineſiſche Reich in neueren Zeiten, wo man angefangen hat, die fremden Völker mit einem philoſophiſchen Auge anzuſehen, den Europäern ſo gut wie verſchloſſen iſt. Gewiß würde eine nähere Kenntniß und Beurtheilung der verſchiedenen Völkerſchaften in China, und ſelbſt der Bewohner verſchiedener Provinzen mancherlei Aufſchluß über die Nation, ihrer Geſchichte und Verfaſſung gegeben haben. Bei dem gegenwärtigen Mißtrauen der Regierung aber, wozu das Betragen der Europäer in Aſien allerdings hinlänglich Anlaß gegeben hat, iſt nicht abzuſehen, wie es den Reiſenden glücken ſoll ferner in das Innere, ziemlich unbekannte China zu dringen und uns dieß räthſelhafte Land in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

So ſchwankend und unbeſtimmt im Ganzen die Nachrichten von dem Charakter und den Sitten der obengenanten Stämme ſind, ſo unzuverläſſig iſt auch Alles, was bisher über die Bevölkerung von den Schriftſtellern angeführt worden iſt. Einige ſchätzen ſie auf 300 Millionen, andere wollen höchſtens die Hälfte davon anerkennen. Gewiß iſt, daß alle Angaben nach ungefährer Schätzung berechnet ſind, oder von den Chineſiſchen Mandarinen abſichtlich verfälſcht wurden, um die Fremden über den Zuſtand des Landes irre zu führen. „Während wir, ſagt Malte Brun, über die Bevölkerung von Tibet, der Mongolei, dem Lande der Mantſchu und Korea uns völlig im Dunkeln befinden, ſcheint bei China alles hell und klar zu ſeyn wie der Tag; denn wir haben, wie man uns verſichert, officielle Zählungen, die von vornehmen und ſehr einſichtsvollen Mandarinen den heiligen Miſſionaren oder ſehr edlen Bothſchaftern mitgetheilt worden ſind. Unglück=

licherweiſe aber ſtehen dieſe verſchiedenen Angaben, die für gleich authentiſch erklärt werden, in offenbarem Widerſpruch; und jede für ſich betrachtet, enthält ſo ſichtbare Unwahrſcheinlichkeiten, daß ſie dem geringſten Nachdenken nicht verborgen bleiben können." In der That die runden, auf Millionen auslaufenden Zahlen, welche der vornehme Mandarin Tſchu-ta-tſie dem Lord Macartney mittheilte, klingen etwas abenteuerlich und haben um ſo mehr Zweifel erregt, als älteren Angaben zu Folge die Population nicht mehr, als um 133 oder 135 Millionen zu hoch angeſetzt iſt; denn der Pater Amyot macht eine Zählung vom Jahre 1743 bekannt, der zufolge unter der Regierung des Kaiſers Kang-hi 28,516,428 Familien gezählt wurden. Nun rechnet der Pater nur 5 Köpfe, oder — wie man in China ſagt — Mäuler auf die Familie, obgleich die Chineſen 6 Mäuler rechnen, ſo giebt dieſes für

Die ſteuerbare Klaſſe . .	142,000,000	Mäuler
Die Mandarinen, die Gelehrten und ihre Familien ſchätzt er auf	2,963,175	—
Das Militär betrug 823,287 Mann, Officier und Soldaten, dieß giebt mit ihren Familien . . .	4,114,325	—
Die Einwohner von Pekin, welche 2 Millionen betragen, die Mantſchu, die in China leben, die Künſtler, Seidenweber, Krämer, herumziehende Handwerker, die Flußleute und die Armen, welche ſämmtlich ſteuerfrei ſind .	50,922,500	—
In Summa	200,000,000	Mäuler.

Dagegen hat die Angabe der Engländer den Vorzug, daß hier die Zahl der Einwohner jeder Provinz angezeigt iſt. Wir wollen unſern Leſern dieß Tableau mittheilen, wie es ſich in den Schriften der Geſandtſchaftsmitglieder findet. Dem zufolge enthält:

		Einwohner.
Die Provinz	Pe-tſche-li . . .	38,000,000
—	Kiang-nan	32,000,000
—	Kiang-ſi . . .	19,000,000
—	Tſche-kiang . . .	21,000,000
—	Fou-kien . . .	15,000,000
—	Hou-quang . . .	27,000,000
—	Schan-ton . . .	24,000,000
—	Ho-nan	25,000,000
—	Chan-ſi . . .	27,000,000
—	Signan) Chen-ſi . .	18,000,000
—	Kan-ſu) . .	12,000,000
—	Se-tſchuen . . .	27,000,000
—	Quang-tong . .	21,000,000
—	Kuang-ſi	10,100,000
—	Yun-nan . . .	8,000,000
—	Koeit-tſcheu . . .	9,000,000
	In Summa	333,000,000

Der Pater Allerſtein, ehedem Vorſteher des mathematiſchen Inſtituts in Pekin, hat eine andere officielle Berechnung vom Jahre 1743 bekannt gemacht, welche die Bevölkerung nur auf 198,213,718 Seelen angiebt.

De Guignes hat in einer eigenen Abhandlung *) Bemerkungen über Barrow's Reiſe nach China herausgegeben, wo er ſich auch über den Punkt der Bevölkerung erklärt. „Es iſt ſchwer, ſagt er, die Bevölkerung von China mit Beſtimmtheit angeben zu können, weil die Chineſen ſelbſt in ihren Berichten hierüber abweichen; allein, wenn Herr Barrow, der ſolche auf 333 Millionen angiebt, nur einen Blick auf die Berechnungen geworfen hätte, die vor ihm davon gegeben worden ſind, ſo hätte er leicht einſehen können, daß die ſeinigen gegen alle feſtgeſetzten Proportionen ſind. Die Bevölkerung der Provinz Pe-tſcheli iſt, dem Verfaſſer zufolge, viel größer als die der Provinz Kiang-nan, ob man gleich aus den Berechnungen, die in den Jahren 1743 und 1761 gemacht wurden, ſieht, daß die Anzahl der Einwohner be-

*) Sie findet ſich überſetzt im Juniſtück 1807 der Allgem. Geograph. Ephemeriden.

trächtlicher in der letzteren war. Das muß auch ſeyn, da Pe-tſcheli um die Hälfte kleiner und ſein Erdreich ſchlecht iſt; Kiangnan hingegen iſt fruchtbar und treibt einen großen Handel. — Allein wenn der Pater Allerſtein ein richtigeres Verhältniß angenommen hat, ſo iſt es nicht weniger einleuchtend, daß ſeine Rechnung unmöglich ſeyn muß. Kann man wohl glauben, daß eine ſo kleine Provinz, wie Kiang-nan, deren mittäglicher Theil voller Berge iſt, 45 Millionen Einwohner haben könne? — Was die Miſſionäre ſo oft irre geführt hat, iſt dieß, daß ſie immer die Anzahl der Familien mit fünf multipliciren wollen."

„Ein im Jahre 1122 herausgegebener Etat giebt 28,882,558 Familien oder 45,734,784 Perſonen an, welches alſo nicht einmal zwei Perſonen auf eine Familie ausmacht."

„Ein anderes Edict vom Jahre 1290 ſetzt die Bevölkerung auf 13,196,206 Familien, die 58,834,711 Perſonen ausmachen, ſo daß nicht ganz vier Perſonen auf eine Familie kommen. Man ſieht alſo, daß man nicht immer mit fünf multipliciren muß, und daß gerade dieß den Irthum bewirkt hat.

„Nieuhoff ſetzt nach der Eroberung die Anzahl der Einwohner auf 105,871,434 und die Bevölkerung unter der Regierung des Kaiſers Kang-hy belief ſich auf 115,052,724 Perſonen."

„Wenn man nun das Mittel von ſieben Abzählungen annimmt, ſo bringt man 118 Millionen heraus; fügt man dieſen noch 5 Millionen Gelehrte, Mandarins und Soldaten bei, ſo hat man 123 Millionen. Endlich, wenn man China mit Frankreich, ſowohl in Rückſicht des Ackerbaues, als der Bevölkerung vergleicht, ſo findet man, daß ſich die proportionelle Anzahl der Einwohner auf 136 Millionen und 250 Tauſend beläuft. Man ſieht, daß, wenn man auch China für volkreicher hält, als Frankreich, man bloß 140 bis 150 Millionen herausbringen

würde, welches die höchſte Summe iſt, die man annehmen kann. Man muß nicht von der Bevölkerung einiger Provinzen auf das ganze Reich ſchließen. ꝛc.

Unſere Leſer erſehen hieraus, worauf die Angaben der Bevölkerung in China beruhen. Es iſt ſehr möglich, daß alle falſch ſind, und daß die wahre Bevölkerung entweder die höchſte Angabe noch überſteigt, oder weit unter der geringſten zurückbleibt. Wenn es erſt in neuern Zeiten den Europäiſchen Staaten geglückt iſt, ſich zuverläſſige Tabellen zu entwerfen, um wie viel ſchwieriger muß dieß in Aſien ſeyn, wo die politiſchen Künſte noch unbekannt ſind, und wo mitten in einem großen Reiche noch unabhängige Völkerſchaften wohnen, die keinem Cenſus unterworfen ſind. Die Chineſen ſind zwar unter allen Aſiaten in der Staatsorganiſation am weiteſten gekommen, doch aber würden ihre Statiſtiker auf die hundertſte Frage eines Europäers nicht zu antworten wiſſen. Wunderten ſich doch die Bewohner eines teutſchen Landes über die Fragen der Franzoſen im Betreff mehrerer ſtatiſtiſcher Gegenſtände, welchen nachzuforſchen den ehrlichen teutſchen Leuten nie eingefallen war.

Die Wahrheit zu geſtehen, iſt es eine Art von Pedanterei, wenn die Geographen die Bevölkerung von China auf ein Haar zu berechnen verſuchen. In Europa laſſen ſich daraus wichtige Reſultate auf die Kraft des Staats herleiten. In Aſien würde man aus gleichen Prämiſſen ganz falſche Schlüſſe ziehen. Ein Aſiatiſcher Regent z. B. der 100,000 Mann ins Feld ſtellen kann, iſt ohnmächtiger als ein Europäiſcher König, deſſen Armee kaum 30,000 ſtreitbare Männer zählt, und oft hat jener auch weniger Unterthanen als dieſer, weil in Aſien in einigen Ländern jeder erwachſene Menſch Soldat iſt. Was uns bei China vorzüglich bemerkenswerth ſcheint, iſt, daß es dort Provinzen giebt, die ungleich bevölkert ſind, als ein gleich großes Europäiſches Land in den cultivirteſten Gegenden. Wie dieſe Menge ſich dort erhält und im Frieden lebt, wie ſie ohne ausgebreiteten auswärtigen Handel doch genug für die Bedürfniſſe des Lebens erzeugt,— dieß ſcheint uns ein bemerkenswerthes Phänomen, das ſich nur aus dem Geiſte der Nation, aus ihrer Verfaſſung — aus ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erklären läßt.

Aſien.

Fünfzehnte Abtheilung.

Beſchreibung der einzelnen Länder.

E. Oſt-Aſien.

Chineſiſches Reich.

5.

Lebensweiſe. Nahrung. Kleidung. Wohnung. Hausgeräthe.

Die Chineſen ſind von einigen Schriftſtellern als die weiſeſte, ſinnreichſte und gelehrteſte Nation des Erdbodens, und von andern als unmenſchlich in ihren Sitten, albern im Betragen, kleinlich in ihren Erfindungen, und unwiſſend in den wichtigſten Theilen des menſchlichen Wiſſens geſchildert worden. Der gelehrte Iſaak Voſſius, von den lobpreiſenden Schilderungen der Miſſionare verleitet, hielt ſich zu der Behauptung berechtiget, daß, wenn man die Erfindungen aller ehemaligen und jetzigen Völker ſammelte, ſie alle weder an Zahl noch an Beſchaffenheit den Erfindungen und Erzeugniſſen der Chineſen gleichkommen würden. Lieſ't man dagegen z. B. die Reiſen des Herrn Sonnerat, ſo ſollte man glauben, daß die Berichte der frommen Glaubensprediger entweder durchaus lügenhaft, oder daß ihre Verfaſſer unwiſſende Beobachter ſeyn müßten, die in China die roheſten Arbeiten ungeſchickter Handwerker für herrliche Kunſtwerke, die platteſten Ausſpüche eines beſchränkten Verſtandes für Moral und Weisheit, die ſeichteſten Kenntniſſe für tiefe Wiſſenſchaft hielten. Es iſt in der That merkwürdig, wie ſehr die Urtheile der Gelehrten über die Chineſen einan-

der widerſprechen. Der Abbé Raynal ſtellt ſie mit der ihm eigenen energiſchen Beredtſamkeit den Europäern als ein Muſter gegenüber, als ob der gemeinſte Laſtträger dort mehr Sitte und Lebensart beſäße, als bei uns ein ſogenannter wohlerzogener Cavalier. „Bei dieſem Volk von Philoſophen, ſagt er, iſt alles, was die Menſchen bindet und bildet, Religion, und die Religion ſelbſt nur die Ausübung geſelliger Tugenden. Es iſt ein reifes, vernünftiges Volk, welches keinen andern Zaum, als die bürgerlichen Geſetze nöthig hat, um gerecht zu ſeyn. Sein innerer Cultus iſt die Liebe, die es ſeinen Vätern, den lebenden wie den todten, erweiſ't ſein äußerer Cultus, die liebe zur Arbeit, und die am heiligſten geachtete Arbeit iſt der Ackerbau.“ — Auch Herder entwirſt ein reizendes Bild von China. „Sanftmuth, ſagt er, und Biegſamkeit, gefällige Höflichkeit und anſtändige Geberden ſind das Alphabet, das der Sineſe von Kindheit auf lernt, und durch ſein Leben hin unabläſſig übet. Ihre Polizei und Geſetzgebung iſt Regelmäßigkeit und genau beſtimmte Ordnung, das ganze Staatsgebäude, in allen Verhältniſſen und Pflichten der Stände gegen einander, iſt auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn dem Vater, und alle Unterthanen dem Vater des Landes ſchuldig ſind, der ſie durch jede ihrer Obrigkeiten, wie Kinder, ſchützt und regieret; könnte es einen ſchönern Grundſatz der Menſchenregierung geben? *) —— Das ganze Reich

*) Wir ſind überzeugt, daß es keinen verderblicheren Grundſatz der Menſchenregierung giebt, als denjenigen, welcher die Menſchen wie Kinder zu behandeln anräth. In einem Zuſtand der Barbarei, wenn zufällig der Regent nicht auch ein Barbar iſt, mag er ſein Gutes haben; in einem gebildeten Zeitalter aber ſind die Kinder oft klüger als die Aeltern, und die ſogenannte väterliche Vorſorge iſt ſelten mehr als die Bemühung, die Menſchen ewig in der Unmündigkeit zu erhalten.

wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogener, fleißiger, ſittſamer, glücklicher Kinder und Brüder."

Meiſter ſieht die Chineſen auch für Kinder an, aber in einem andern, und wie es ſcheint, richtigeren Sinn. Er hat, obgleich er ſo wenig, als die eben angeführten Schriftſteller in China war, ein nüchternes und geſundes Urtheil über dieſe ſeltſamen Aſiaten gefällt. „Das prachtvolleſte und merkwürdigſte Denkmal von der langen Dauer des Despotismus der Gewohnheit, ſagt er *), von den Vortheilen und Nachtheilen ihrer großen Macht, von ihrem wundernswürdigen Einfluß auf Regierung, Wiſſenſchaften und Sitten, — iſt das unermeßliche Chineſiſche Reich. Wie weit auch die Epoche der Civiliſation der Chineſen zurückgehen mag, wie ſtürmiſch auch die Revolutionen geweſen ſeyn mögen, welche die Dynaſtien und Regenten erfuhren, die Chineſen des acht und ſechzigſten Cyklus **) gleichen noch vollkommen jenen der erſten beiden Cyklen, von denen ihre Geſchichte meldet. Sie haben nur die Praxis der Wiſſenſchaften und Künſte, üben dieſe mit kleinlichem Eifer und Beſtändigkeit und kennen keine Theorie. Sie ſind die älteſten Kinder der Erde, und wiſſen nichts, als was Zeit und Noth ſie gelehrt haben. Mit mehr Wiſſenſchaft hätten ſie vielleicht auch mehr Ungewißheit erlangt, ihre Fortſchritte wären ſchneller, aber die Reſultate derſelben unbeſtändiger, der Gewinn weniger feſt und dauerhaft geweſen. Betrachtet man das Schickſal mehrerer aufgeklärten Europäiſchen Völker, ſo wird man verſucht dieß zu glauben, und bis-

*) V. Etudes de l'homme dans le monde et dans la société. Chap. XXV. à Paris 1804.

**) Die Chineſen nehmen in ihrer Zeitrechnung einen Cyklus von 60 Jahren an, wie wir weiter unten ausführlicher anzeigen werden.

weilen ſelbſt das ruhige Glück dieſer alten und ehrwürdigen Kindheit zu beneiden."

Vergleicht man mit den Lobpreiſungen der Schriftſteller, die Berichte der Reiſenden, ſelbſt die enthuſiaſtiſchen Miſſionare nicht ausgenommen, die uns erzählen, daß in dieſem fruchtbaren, mit beiſpielloſem Fleiße angebauten Lande gleichwohl nicht ſelten eine allgemeine Hungersnoth die fürchterlichſten Verheerungen anrichtet, daß die ſanften geſitteten Chineſen die furchtbarſten Arten von Tortur eingeführt haben, daß ſie die abſcheulichſte Art von Verſtümmelung anwenden, um ſich verſchnittene Keuſchheitswächter ihrer Frauen zu verſchaffen, daß ſie dieſe in langweilige Kerker einſchließen, ſie wie Sklaven behandeln und als ſolche verkaufen oder vermiethen, daß ſie, denen Aelternliebe ein heiliges Geſetz iſt, ſo gleichgültig gegen ihre Kinder ſind, daß ſie dieſelben in den Flüſſen dem Ertrinken ausſetzen, ſobald ſie deren zu viel erhalten oder glauben, daß ſie ſie nicht ernähren können; daß ſie im Umgange die eitelſten Egoiſten, von Mißtrauen, Feigheit und ſklaviſcher Niederträchtigkeit zuſammengeſetzt ſind, daß ſie im Handel die ſchlaueſten Betrüger und gewiſſenloſeſten Diebe ſind und dergleichen: vergleicht man dieſe Thatſachen, ſage ich, mit jenen verführeriſchen Schilderungen, ſo muß man allerdings einige Zweifel in die Richtigkeit derjenigen Urtheile ſetzen, wodurch die Chineſen als das muſterhafteſte Volk dargeſtellt werden. Der geiſtreiche Verfaſſer der recherches philosophiques sur les Epyptiens et les Chinois, Herr von Paw, hat bereits vor mehr als dreißig Jahren, die Chineſen von der Höhe herabgezogen, auf welche ſie die Phantaſie der Schriftſteller erhoben hatte.

Die Widerſprüche der Urtheile ſind nicht ſchwer zu erklären und ſelbſt zu vereinigen. Die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechts lehrt uns, daß ein vollkommener Zuſtand von Glückſeligkeit, Tugend und Weisheit nicht das

Erbtheil der Sterblichen auf Erden ſeyn könne. Mit jeder Stufe der Cultur, die ein Volk erreicht, erhält es neue Laſter und Thorheiten; denn einige derſelben ſind nur unter gebildeten und aufgeklärten Menſchen möglich. Ueberdies machte die Cultur oft erſt Fehler und Unvollkommenheiten bemerklich, die in einem rohen Zuſtande wohl gar für Vorzüge gelten. Die Chineſen, als ein ſeit Jahrtauſenden civiliſirtes Volk, müſſen nothwendig in ihren Sitten, in ihrem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande das ſeltſame Gemiſch von Tugend und Laſter, Verſtand und Unverſtand, Kraft und Ohnmacht darſtellen, wodurch die Menſchheit ſich von jeher charakteriſirt hat. Wir zweifeln daher nicht, daß in China, wie überall Despotismus und Recht, Menſchlichkeit und Brutalität, Geiſt und Buchſtabe, ſich am Ende vertragen gelernt haben, und daß jeder dieſer Genien und Dämonen dort ſeine Anhänger und ſeine Wirkſamkeit zu erhalten gewußt hat. Daß die Chineſen weniger unbeſtändig in der Folgſamkeit gegen einen und den andern derſelben geweſen ſind, und ſeit Jahrtauſenden in gleicher Art von Verträglichkeit mit ihnen ihr Heil geſucht haben, haben ſie zum Theil mit allen Aſiaten gemein, zum Theil hat ihre ganz eigenthümliche Sprache und die Richtung, die ihre Gelehrſamkeit nahm, dieſe Stätigkeit noch mehr unterſtützt.

Um die Uebertreibung im Lob, wie im Tadel zu vermeiden, und die Chineſen ſo viel als möglich im wahren Lichte zu ſehen, wollen wir ſie unpartheiiſch, nach den glaubwürdigſten Berichten der Reiſenden, aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten, und ſie in ihrer Lebensart, in ihren Sitten, in ihrer Thätigkeit, wie in den Genüſſen, in den Künſten und Wiſſenſchaften, in ihrer Religion und Staatsverfaſſung zu beobachten verſuchen, woraus ſich denn am ſicherſten die Stufe, welche ſie unter den ſittlich cultivirten Völkern einnehmen, wird erkennen laſſen. Wir

fangen bei dem einfachſten Begriffe an, der ſich auf ihre Lebensart bezieht, und werfen zuerſt einen Blick auf die Nahrung der zahlreichſten Klaſſe der Bewohner, — des gemeinen Volkes. Mit Recht muß die Nahrung der Menſchen als der erſte Grund ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes angeſehen werden, ſie iſt die Urſache, wie, in dem Fortgange der Zeit, die Folge deſſelben. Völker, die ſich von Milch oder Fleiſch nähren, ſind gewöhnlich Nomaden; Pflanzenſpeiſen leiten auf den Ackerbau, ſo wie die Ichthiophagen an den Meeresküſten die erſte Veranlaſſung haben, Seefahrer zu werden.

Die gemeinen Chineſen ſind Reißeſſer; um ſich dieſes erſte, unentbehrliche Nahrungsmittel zu verſchaffen, mußten ſie Ackerbauer werden. Dadurch wurden ſie an den Boden gefeſſelt, und mußten, um ihr erſtes nothwendiges Geſchäft zu ſichern, Einrichtungen treffen, die ihnen bald die Vorzüge der geſellſchaflichen Ordnung, vor dem unruhigen, herumſchweifenden Nomadenleben, dem wahren Naturſtande, fühlbar machten. Aber nicht überall war der Boden gleich günſtig zur Erzeugung des Reißes; einige Gegenden litten Mangel daran, während er in andern im Ueberfluſſe gewonnen wurde. Da leiteten die vielen Ströme des Landes ſie darauf, den Ueberfluß zu verführen, und mit dieſem erſten Verſuch eines inneren Handels, zur Vertheilung des wichtigſten Nahrungsmittels, gewannen ſie neue Kenntniſſe, neue Begriffe und Vortheile. Mit dem Landbau verbanden ſie bald den Waſſerbau, und die Schiffer, die große Reiſen auf ihren Fahrzeugen unternehmen mußten, gewöhnten ſich endlich an das feuchte Element, ſuchten ſich auf demſelben gegen den Einfluß der Witterung zu ſichern, und bauten ſonach ſich bewegliche Wohnungen. Das Leben auf dem Waſſer machte ſie mit den Thieren bekannt, die daſſelbe bewohnen, ſo wurden ſie Fiſcher und legten ſich zugleich auf

die Zucht der Waſſervögel. Gleich wie die Schiffer nun mit dieſer nenen Nahrung vertraut wurden, ſo geſellte ſich bald zu den Ackerbauern dasjenige Hausthier, welches die wenigſte Pflege erfordert, und deſſen Fleiſch zu eſſen ihnen kein Religionsgeſetz unterſagte. Aus dem früheſten Zuſtand des Chineſiſchen Volkes hat ſich dieſe Lebensart noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und Reiß, Schweinefleiſch, Fiſche und Enten machen gegenwärtig, wie vor Jahrtanſenden, die vorzüglichſten Nahrungsmittel der Chineſen aus.

Eine in dieſem Lande wildwachſende Pflanze, deren Aufguß bald in einem feuchten Klima, und wo trinkbares Waſſer eine Seltenheit iſt, für ein angenehmes Getränk erkannt wurde, der Thee, wurde wahrſcheinlich ſehr früh der Sorgfalt der Ackerbauer anvertraut, und iſt gleichfalls ein allgemeines Nahrungsmittel geworden.

Mit der ſteigenden Cultur, die durch den Ackerbau nothwendig wurde, und ſie auch bis auf einen gewiſſen Punkt begünſtigte: mit den vielfältigen Einrichtungen, die ſeine und der inneren Schiffahrt Sicherheit nothwendig machte, konnte es jedoch nicht fehlen, daß in einem von der Natur geſegneten Lande, unter einem milden Klima bei den vielen Producten des Bodens, zu der einfachen Nahrung neue Leckerbiſſen hinzugefügt wurden. Die Menſchen, die ſich in Stände abſonderten, wollten auch in den Genüſſen eine Auszeichnung haben, und der Landmann fand es bald vortheilhaft auch Früchte anzubauen, die er zwar ſelbſt entbehren, aber mit Vortheil an die Bewohner der Städte abſetzen konnte. Und daher finden wir in China, wie in allen cultivirten Staaten, gegenwärtig die große Vervielfältigung der Nahrungsmittel, die mehr von der Unmäßigkeit, als von der Noth begünſtigt wurde. Aber wie eine die andere hervorbringt, ſo iſt es auch in China, wo die Unmäßigkeit erſt aus dem Ueberfluſſe entſtand, und

wo dieſer gedeihend für alles Lebendige wurde; wo aber die große, dichte Bevölkerung, die das Reſultat des Ackerbaues und des lebhaften Verkehrs der Bewohner verſchiedener Provinzen war, ſich in Zeiten, wann die Erndte mißrieth, dem Mangel und der Nothwendigkeit ausgeſetzt ſah, die eckelhafteſten Speiſen zur Nahrung zu wählen. Auf ſolche Art mögen die Chineſen mit todten Ratzen und Mäuſen und mit verfaulten Fiſchen vertraut geworden ſeyn, die gegenwärtig, ohne Widerwillen von ihnen gegeſſen werden. „Das Volk, ſagt de Guignes, iſt nicht eigenſinnig in der Wahl der Nahrungsmittel: Hunde, Katzen, Würmer, Alles verzehrt es. Die Chineſen mäſten auch junge Hunde, ſie tödten ſie durch's erſticken, dann ſengen ſie ſie am Feuer, ſchneiden ſie in Viertel, und waſchen ſie ſorgfältig ab. Indeſſen laſſen ſie ſich nicht gern bei dieſem Geſchäft überraſchen;" — vielleicht weil es bekannt iſt, daß dieß Fleiſch zu Heldenthaten in der Liebe ermuntern ſoll.

Die ausgeſuchteſten Gerichte der Reichen ſind Vogelneſter, eine ausländiſche Speiſe, die von den Sundainſeln in unzählbarer Menge eingeführt werden und denen man eine gleiche Wirkung zuſchreibt; ferner Hirſchnerven oder Sehnen, die Floßfedern des Hayfiſches, die Meerpriapen und Bärenklauen.

Die Chineſiſche Kochkunſt weicht, nach Staunton's Bericht, ſchon im Aeußern von der Europäiſchen gänzlich ab. Alles Fleiſchwerk wird nämlich würflig, in kleine Stücke *), zerſchnitten, mit Gartengewächs zuſammengedämpft, und ſo mit Brühen von der verſchiedenſten Art verſehen, aufgetragen. Unter den Gerichten, die den Engliſchen Geſandten vorgeſetzt wurden, waren Rindfleiſch und

*) Die Chineſen haben aus dieſem Grunde auch keine Brat- oder Backöfen, denn auch ihre Brode werden nur gedämpft, wie wir ſogleich weiter unten ſehen werden.

Schweinefleiſch *) die gangbarſten Arten von Fleiſchwerk, ingleichen die in Europa bekannten Arten von Federvieh. Nach Deguignes wird Rindfleiſch ſelten gegeſſen. Das Schöpſenfleiſch erklärt letzterer für beſonders gut; in den nördlichen Provinzen iſt es am häufigſten. Das Obſt, das die Engländer täglich erhielten, beſtand aus Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Weintrauben, Abrikoſen und Pfirſichen.

Man ißt in Peking Störe, Haſen und Hirſche; der geſchätzteſte Theil des letzteren Thieres iſt der Zämel oder Schweif, welcher deshalb für die kaiſerliche Tafel aufgehoben wird. Unter den vielen Gemüſen, welche in die Chineſiſche Küche kommen, iſt eine Pflanze ganz vorzüglich gewöhnlich, welche Pe-tſchay heißt, und eine Art von Mangold iſt; man verbraucht eine große Menge davon, friſch und marinirt. Ueberhaupt lieben die Chineſen alles in Weineſſig Eingelegte und bereiten auf dieſe Art die jungen Bambusſtängel, den Jngwer, die Pilze und eine Menge anderer ähnlichen Producte. Sie legen auch Früchte mit Zucker ein, und dieſe Chineſiſchen Confitüren werden häufig nach den Oſtindiſchen Jnſeln, nach Ava, Cochinchina, Siam ꝛc. verführt. Deguignes giebt noch ein ganz eigenes, dort beliebtes, übrigens ziemlich fades Gericht an, welches zu Canton Ta-fu und Ta-fu-fa genannt wird. Beides wird aus Bohnenmehl gemacht. Der Ta-fu, der in Butter gebacken wird, iſt feſter und compacter; der Ta-fu-fa iſt flüſſig und kühlend; man genießt ihn friſch mit Zuckerſyrup. — Aus Weizenmehl bereiten die Chineſen kleine runde und weiße Brode, welche bloß an heißen Dämpfen gebacken werden. Dieſe Brode ſind leicht und weiß, aber nie hinlänglich gebacken; die Europäer mußten ſie zu Peking noch einige Zeit auf Kohlen legen, um ſie ihrem Gaumen ſchmackhafter zu machen.

*) Die Chineſiſchen Schinken werden ſehr geſchätzt.

Arme an den Küſten würzen ihre Speiſen mit eingeſalzenen Meerkrebſen. Dieſes Gericht ſoll abſcheulich ſchmecken, zumal wenn die Brühe warm iſt. In den meiſten Gegenden ißt der Arme nichts als Reiß; kann er ihn mit etwas Grünem, das allenfalls in ranzig gewordenem Oel gebacken iſt, würzen, oder demſelben durch allerhand Abgang von Fleiſch, das er oft auf den Straßen zuſammenſucht, irgends einen Beigeſchmack geben, ſo glaubt er eine köſtliche Mahlzeit gethan zu haben.

Außer dem gewöhnlichen Getränke, dem Thee, der bei allen Mahlzeiten herumgereicht wird, haben die Chineſen auch eine Art Wein, welcher mit Waſſer zubereitet wird, worin man Hirſe oder Reiß hat gähren laſſen; — auch darin ſind die Chineſen einzig, daß ſie ihn warm trinken. Er fand bei den Europäern keinen Beifall. Die Trauben zu keltern, ſcheint den Chineſen gänzlich unbekannt zu ſeyn *). Der Branntwein, aus Hirſe oder grobem Reiß, nach einer, durch Sauerteig bewirkten, Gährung abgezogen, wird gleichfalls warm getrunken, und ſoll um nichts beſſer ſchmecken als der elende Wein, außer wenn er zweimal abgezogen wird, wodurch er eine große Stärke erhält.

Die Chineſen, die in allen ihren Manieren von

*) Die Jeſuiten haben ſich viele Mühe gegeben, aus ihren Weingärten Wein zu ziehen, aber der ſogenannte Mandarinenwein fand wenig Beifall und die Chineſiſchen Kaiſer, die den Wein der Europäer kennen gelernt hatten, ließen ihn ſich aus Spanien kommen. Die Kaufleute gewannen Anfangs 100 Procent daran; im Jahre 1754 ereignete ſich aber der ſonderbare Fall, daß der Wein von Xeres in Canton wohlſeiler als in Cadix war, weil die Schiffe mehr hingebracht hatten, als die wenigen Weintrinker kaufen wollten. S. Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par Mr. de P. *** (Paw) à Berlin 1773. Tom. I. pag. 182.

andern Völkern abweichen, haben auch ihre eigene Art zu eſſen. Sie wollen von dem Gebrauch der Gabeln, Meſſer und Löffel nichts wiſſen, ſondern nehmen die Speiſen aus der Schüſſel mittelſt zweier kleinen Stäbchen, zwiſchen welchen ſie den Reiß und alle andern Gerichte auffaſſen. Dabei müſſen ſie aber die Schüſſel ſo nahe als möglich an den Mund halten, um das, was zwiſchen den Stäbchen unvermeidlich durchfällt, nicht einzubüßen.

Die Chineſen kauen auch Betel und Arak, wie die Indiſchen Völker, doch mehr in den ſüdlichen als nördlichen Gegenden. Der Tabak iſt ein allgemeines Bedürfniß bei ihnen geworden, ſelbſt die Damen finden ihn ſchmackhaft *).

Unter den vielen Tugenden, die man den Chineſen nachgerühmt hat, befand ſich auch die Mäßigkeit; obgleich nun der gemeine Mann dort, wie überall aus Armuth mäßig ſeyn muß, weil, wenn er an einem Tage viel eſſen wollte, er in den folgenden verhungern müßte: ſo weiß man doch, daß die vornehmen oder reichen Leute in China nicht weniger als in andern Länder ſich betrinken, und den Magen überladen. „Die Chineſen, ſagt Staunton, verachten geiſtige Getränke, zumal in den nördlichen Provinzen, keinesweges. Wenn die Trinker anfangen guter Dinge zu werden und einer oder der andere ſich davon ſchleichen will, ſo ſoll man dergleichen ehrbare Gäſte, gerade ſo wie bei uns, (d. i. in England) mit Liſt und mit Gewalt am Weggehen zu verhindern, oder, wenn ſie entwiſcht ſind, zur Rückkehr zu

*) Man hat aus dem allgemeinen Gebrauch des Tabaks in China ſchließen wollen, daß die Chineſen Amerika vor der Entdeckung des Columbus gekannt, und dieſes Kraut von dort her geholt hätten. Dieſer Schluß ſcheint ziemlich aus der Luft gegriffen zu ſeyn. Der Tabak iſt wahrſcheinlich in China, ſo gut wie in Amerika einheimiſch.

nöthigen wiſſen. — In Abſicht der Tafel kann man die Mandarinen, ohne ihnen Unrecht zu thun, Schlemmer nennen. Sie pflegen des Tages mehrere Mahlzeiten zu halten, bei deren jeder verſchiedene Gänge und namentlich ſtark gewürzte Fleiſchſpeiſen, aufgeſetzt werden. — In ihren Mußeſtunden rauchen ſie Tabak, der mit wohlriechenden Subſtanzen, auch wohl mit Opium vermiſcht iſt, oder ſie kauen Areka-Nuß.“ Man ſieht, daß das Volk, das Raynal le peuple des sages nennt, auch die Freuden der Unmäßigkeit und des Nichtsthuns, ſo gut als wir andern armen thörigten Völker, zu genießen verſteht.

Wie die Nahrung auf die Beſchäftigung des Menſchen Einfluß hat, und ſie errathen läßt: ſo wird die Kleidung als das Symbol der Sitten und Gewohnheiten des Volkes angeſehen werden können. Bei Nationen, unter denen, wie bei den Chineſen, die Moden nicht wechſeln, liegt in der Kleidung oft mehr Phyſiognomie als in den Geſichtszügen. Die Chineſen kleiden ſich immer auf dieſelbe Art. Unbekümmert um neue Moden, trägt der Enkel die Kleider ſeiner Großältern, ohne dadurch Aufſehen zu erregen *). Gleichwohl hat bei dieſem Volke, das ſo eigenſinnig treu den alten Gewohnheiten ergeben iſt, die Kleidung ſeit der Eroberung der Mantſchu einige Veränderung erleiden müſſen. Die Kleider der alten Chineſen waren weit und lang, ungeheure Ermel fielen bis auf die Erde herab, und eine anſehnliche Friſur erhob ſich unter Mützen, deren Form nach den Ständen und Graden verſchieden war. Gezwungen, dieſe alte Kleidung **) zur Zeit der Eroberung aufzugeben, nahmen die Chineſen die Kleidung und den Kopfputz ihrer Sieger an; allein

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 69.

**) Dieſes Coſtüm ſieht man nur noch auf dem Chineſiſchen Theater, wenn Stücke aus der älteren Geſchichte aufgeführt werden.

207.

Fig. 2. Fig. 3

Mandarinen.

Fig. 6.

Tartarische Frau

mehrere verließen zu jener Zeit lieber ihr Vaterland, ja wählten lieber den Tod, als daß ſie den Gebräuchen ihrer Vorfahren entſagten.

Unter einem heutigen Chineſen ſtelle man ſich eine dickleibige ſchwammigte Figur vor, und einen kahl geſchornen Kopf, dem nur oben ein Büſchel Haare gelaſſen iſt, woraus eine lange herabhängende Flechte gebildet wird. Die Bekleidung ſelbſt beſteht aus mehreren Gewändern; das oberſte geht bis unter die Wade, und hat mäßig weite Ermel; das Unterkleid iſt länger und ſchließt dicht an den Körper an, die Ermel deſſelben ſind oben weit, werden nach der Fauſt zu enger, endigen dann in ein Hufeiſen und bedecken faſt die ganze Hand, ſo daß nur die äußerſten Spitzen der Finger ſichtbar ſind. Unter dieſem Kleide tragen ſie noch ein Drittes, aber ohne Ermel, und außerdem noch eine Weſte und ein Hemde von Seide. Ueber das zweite Gewand wird ein langer ſeidener Gürtel gebunden, deſſen Ende bis an die Knie herabhänget; an demſelben befeſtigen ſie Futterale für ein Meſſer, für ihre Eßſtäbchen und dergleichen; auch hängt daran bisweilen eine Uhr, ein Schnupftuch und ein Beutel, worin ein Fläſchchen mit Schnupftabak ſteckt. Unter dem Kleide trägt man im Sommer leinene Unterhoſen, und darüber ein Paar andere von weißem Taft. Im Winter ſind die Hoſen von Atlas und mit Pelz gefüttert. Das Hemde iſt weit und kurz und entweder von Seide oder von Nanking; unter demſelben haben einige im Sommer, um der Reinlichkeit willen, wie ſie ſagen, ein ſeidenes Netz; da ſie aber mit demſelben ſelten wechſeln, ſo iſt es ſchwer, dieſe Chineſiſche Reinlichkeit zu begreifen.

Im Sommer iſt der Hals ganz bloß, im Winter aber bedecken ſie ihn mit einem Halskragen von Atlas, Zobel oder Fuchspelz.

Das Haupt wird im Sommer mit einer Mütze oder mit einem Hute bedeckt, der wie ein Trichter geſtaltet iſt, oder auch einer umgekehrten weiten Tonne gleicht. Er beſteht aus Rohrſtäbchen; das Inwendige deſſelben iſt mit Atlas gefüttert, auswendig aber iſt er mit einem feinen rothen Zeuche überzogen; oben an der Spitze des Hutes findet man einen Büſchel rothgefärbter Kuhhaare, die bis auf das Gebräme deſſelben herabhängen. Die Wintermütze iſt mit einem Pelzgebräme und oben mit einer rothen ſeidenen Quaſte verſehen. Beide Arten laſſen die Ohren unbedeckt. Leute von Stande und die Mandarinen haben das Vorrecht, andere Mützen zu tragen; die Geſtalt derſelben kommt mit der vorigen überein, das Materiale aber iſt verſchieden. Der Grund dieſer vornehmen Mütze beſteht nämlich aus Chartenblättern oder Pappe, und iſt in- und auswendig mit Atlas überzogen. Da dieſe Mütze vorn und hinten in eine Spitze ausläuft, ſo ſchützt ſie ſowohl gegen den Regen, als gegen die Sonne. Sind die Chineſen zu Hauſe oder nicht im Staate, ſo tragen ſie ſtatt der Mütze eine kleine Calotte von geſticktem ſeidnem Zeuche, bisweilen vorn mit einer Perle verziert.

Die Beinkleider ſind von Leinwand oder Seide, und wie unſere gemacht, doch giebt es auch welche, die keinen Boden haben und in zwei Theile zerſchnitten ſind. Die Strümpfe ſind von Seide oder Nanking, gehen weiter herauf, als die Stiefeln, und haben am Rande eine Verzierung von einem ſeidenen oder ſammtenen Bande.

Die Chineſen, beſonders diejenigen, die etwas bedeuten wollen, glauben niemals ohne Stiefeln erſcheinen zu dürfen. Dieſe ſind gleichfalls von Seide oder Atlas, oder auch von geblümtem Kattun und liegen genau am Fuße an. Sporen werden nie getragen. Auf Reiſen trägt man Stiefeln von Rind- oder Pferdeleder, die inwendig mit Kattun oder Seide gefüttert ſind, und zwar ſo, daß

das Futter oben heraus ſteht und mit Sammet oder Tuch eingefaßt iſt. Nach de Guignes iſt das Schuhwerk der Chineſen gut gearbeitet, und manches überaus künſtlich. Die Sohle iſt dick und beſteht aus feſtem Pappendeckel, der unten mit Leder belegt iſt. Die Schuhe, wie auch die Stiefel ſind vorn aufgebogen, daher ſie für uns unbequem zu tragen wären, weil ſie die Zehe aus einander und in die Höhe halten. Die Chineſen ziehen die Schuhe nie aus, wie andere Orientalen zu thun gewohnt ſind, wenn ſie vor achtungswürdigen Perſonen erſcheinen.

Ein nothwendiges Stück bei dem Anzuge eines Chineſen iſt noch der Fächer, der allgemein, ſelbſt von Militärperſonen, getragen wird.

Die eben beſchriebene Kleidung iſt diejenige, die man bei den Elegants und bei den vornehmen Leuten antrifft. „Sie iſt, wie dü Halde richtig bemerkt, derjenigen Ernſthaftigkeit angemeſſen, deren ſich ein gebildeter Chineſe in allen Stücken befleißiget,“ die aber gleichwohl einem Europäer lächerlich ſcheinen muß. Der lange Zopf, der von dem Scheitel herabhängt, die trichterförmige ſpitze Mütze, die vielen Schlafröcke, wodurch ſie einem vierfachen Signore Pantalon nicht unähnlich ſehn, die bunt kattunenen Schnauzſtiefel und was dergleichen Putzſtücke mehr ſind, erfordern in der That ein Chineſiſches Auge, um ſie ehrbar zu finden.

Bei wenigen Anſprüchen auf Staat, trägt der Mittelſtand eine ſammetne Mütze in der beliebten Form, und ein kurzes Camiſol, das enge um dem Hals zugeknöpft, und auf der Bruſt über einander gelegt wird; die Ermel ſehr weit. Das Camiſol iſt von baumwollenem Zeuge, bisweilen auch von ſchwarzer, blauer oder brauner Seide; — gelb darf nur die kaiſerliche Familie und die Prieſterſchaft tragen. Um dieſen kurzen Leibrock hängt man noch ein weites Kleid, das wie ein geſteppter Weiberrock aus-

ſieht. Schwarzatlaſſene Stiefeln geben dieſer bürgerlichen Kleidung ein ſtattliches Anſehen.

Die gemeinen Leute tragen große Strohhüte, blaue oder braune Fuhrmannshemde aus baumwollenem Zeuge, weite baumwollene Schifferhoſen und dicke plumpe Schuhe, die auch wohl aus Stroh gemacht werden. Einige haben grobe Strümpfe aus baumwollenem Zeuge; bei andern ſind die Beine nackt. Sehr viele Leute aus dem Pöbel haben auch weiter gar keine Kleidung, als ein Paar Unterziehhoſen *).

Eine merkwürdige Eigenheit der Chineſiſchen Eleganz beſteht darin, daß dieſe cultivirten Leute wenig von Wäſche wiſſen, und daher auch den Gebrauch der Seife nicht kennen. Bei der Engliſchen Geſandtſchaft mußte daher der Doctor Scott ſich ſelbſt aufs Seifekochen legen, um dem Bedürfniß der Europäer zu Hülfe zu kommen. „Die Chineſen, ſagt Staunton, können der Seife, bei ihrer Art zu leben, füglich entbehren, und wiſſen auch nichts davon. Ihre Kleidungsſtücke ſind zum Theil von Zeugen, die das Waſchen nicht vertragen, und Alles, ſowohl was unmittelbar auf dem Leibe, als was oben darüber getragen wird, iſt faſt ohne Ausnahme von dunkler Farbe, ſo daß es des Waſchens nicht bedarf. Die Trauerkleider ſind von weißer Farbe, es kommt aber nicht darauf an, wenn ſie auch noch ſo ſchmutzig ſind; denn allzugeſuchte Reinlichkeit könnte für Eitelkeit gehalten, und dieſe würde den Leidtragenden als ein unſchicklicher Mangel an Betrübniß angerechnet werden.“ Eine wunderliche Delicateſſe im Schmutz! Wir waſchen uns in der Trauer, ja unſere Damen ſchminken ſich ſogar ohne Anſtand, wenn

*) S. Barrow's Reiſe nach China, in der Sprengel-Ehrmanniſchen Bibliothek, 14ter Band. S. 87.

ſie um den Gatten trauern, weil der Kummer und die ſchwarze Kleidung blaß machen.

De Guignes beſtätiget die Abneigung der Chineſen gegen friſche Wäſche. „Sie ſind äußerlich ſehr reinlich, ſagt er, allein ihre Reinlichkeit erſtreckt ſich nicht auf Alles. Das Hemde iſt nicht ſelten ganz zerriſſen, ehe man es ablegt.“ Aus der üblen Gewohnheit, Tag und Nacht daſſelbe Hemde zu tragen und es nie durch Seife zu reinigen, läßt ſich's erklären, daß alle Claſſen der Geſellſchaft, ſelbſt die Großen des Reichs nicht ausgenommen, von gewiſſen Thierchen heimgeſucht werden, die man bei uns, ohne für unartig zu gelten, kaum nennen darf. Barrow, der ſich nicht geniert, wenn es darauf ankommt, die Chineſen lächerlich zu machen, erzählt, er hätte wohl geſehen, daß die vornehmen Herren öffentlich von ihren Dienſtboten ſich die kleinen Gäſte vom Halſe nehmen ließen, welche dieſe dann, nach der Fangung, ſehr gefaßt mit den Zähnen zerknickten. Ein anderer Beweis, daß die Reinlichkeit hier nicht zu Hauſe iſt, iſt der Mangel an Schnupftüchern. Einige reinigen ſich jedoch die Naſen mit kleinen viereckigen Stücken Papier, welche deshalb von den Bedienten in Bereitſchaft gehalten werden. Auch ſollen ſie ſich nie baden.

Noch haben die Chineſen ein eigenes Kleidungsſtück, deſſen ſie ſich beim Regen bedienen; es iſt ein halber Mantel mit einer Kappe, und wird aus Baumrinde gemacht. Unſere modiſchen Herren, welche die großen Kragen einem ordentlichen Mantel vorziehen, ſcheinen dieſe Mode von China verſchrieben zu haben.

Die Kleidung der Frauen hat mit der männlichen viel Aehnlichkeit, ſo daß es bisweilen ſchwer zu entſcheiden iſt, ob man einen Mann oder eine Schöne vor ſich hat. Beſonders iſt dieß in den nördlichen Provinzen der Fall, wo beide Geſchlechter weite, bis auf die Knöchel reichende Bein-

kleider tragen. Nur am Kopfputze ſind ſie zu unterſcheiden.

Da die Chineſiſchen Damen nichts von einem Wechſel der Mode wiſſen, ſo iſt es möglich von ihrer Toilette eine Beſchreibung zu geben.

Zuerſt ein Paar Worte über die Naturgaben, die bei einer Chineſiſchen Schönheit geſucht werden.

Wir haben oben angeführt, daß bei den Männern die Corpulenz ein Haupterforderniß der Schönheit ſey; bei dem Frauenzimmer hingegen iſt es anders: bei dieſem beſteht die Schönheit in einem möglichſt feinen und ſchmächtigen Körperbau; auch müſſen die Damen lange Nägel, beſonders am kleinen Finger, ſchwarzes Haar und recht gezirkelt runde Augenbraunen haben *). Das Hauptſtück aber, ohne welches die ſchönſte Geſtalt mißfallen würde, iſt ein kleiner oder vielmehr verkrüppelter Fuß **). Die Eitelkeit, dieſen zu beſitzen, hat ſich bis unter die niedrigſten Volksclaſſen verbreitet, und die gewaltſame Operation, die angewendet wird, ihn zu erhalten, iſt allgemein im Gebrauch. Von der früheſten Jugend an wird der Fuß vom Knöchel an eingezwängt und deſſen Wachsthum gehemmt. Den großen Zehen allein läßt man ungeſtört und gerade auswachſen; die vier andern aber werden unter die Fußſohle gebogen und dort ſo feſt gebunden, daß ſie gleichſam mit derſelben zuſammenwachſen und nicht mehr zu bewegen ſind ***). Durch dieſe Methode bringt man es endlich ſo weit, daß die erwachſenen Mädchen weder auf ihren Füßen ſtehen, noch ordentlich gehen können. Der Fuß iſt faſt ſo klein wie bei Kindern, und

*) Wo die Natur ihnen dieſe verſagt, da erſetzt die Schminke den Mangel.

**) Staunton a. a. O. Th. III. S. 362.

***) Staunton a. a. O. Th. I. S. 303.

dennoch ungeſtaltet, denn über dem Knöchel und der Fußbiegung ſchwillt er auf, wodurch er um ſo häßlicher wird, da er unten ſo verkümmert iſt, daß er in einen Schuh paßt, der vier Zoll Länge und einen und einen halben Zoll Breite hat *).

Iſt ein armes Geſchöpf ſo unglücklich, daß die Natur ihr troß dem Zwange etwas größere Füße giebt, ſo wird ſie von der Familie nicht anerkannt, ſondern verſtoßen und ſieht ſich zur härteſten Dienſtbarkeit gezwungen. Dieſe unnatürliche Sitte ſoll daher entſtanden ſeyn, daß in uralten Zeiten eine Kaiſerinn einmal ſehr kleine Füße hatte. Die erobernden Mantſchu-Tataren haben die Mode nicht angenommen, daher auch eine Frau von Tatariſcher Abkunft ſogleich an den großen Füßen und an einem lebhafteren Gange zu erkennen iſt. In den nördlichen Provinzen ſoll man endlich die Thorheit der kleinen Füße nach und nach einſehen.

Der Kopfpuß der Frauen iſt nach dem Alter verſchieden. Am fliegenden Haar erkennt man ein ſehr junges Mädchen; an einer herabhängenden oder auch auf dem Hinterkopf in einen runden Wulſt gewundene Flechte, daß ſie mannbar ſey; verheirathete Frauen tragen das Haar ganz aufgebunden, und bilden einen Knoten daraus, den ſie mit zwei langen Nadeln aus Silber, Meſſing oder Eiſen, wie ein Andreaskreuz geſteckt, befeſtigen, gerade wie es unter den Malaien gewöhnlich iſt. Dieſe Sitte entblößt die Stirn und macht ſie kahl, deshalb verſtecken auch alte Frauen dieſen Uebelſtand durch ein Stück ſchwarzer Leinwand, welches Pao-teou (Kopf-Enveloppe) heißt. Einige durchflechten die Haare mit ſilbernen oder goldenen Blumen. Bei Andern ſieht man einen Vogel von Kupfer oder Gold auf dem Haupte; bisweilen auch mehrere Vö-

*) De Guignes. a. a. O. Th. II. S. 74.

gel, in einer Krone. Die Frauen in Sau-tſchu-fu, welche die berühmteſten Schönheiten in China ſind, winden um den Kopf eine Binde von Pelzwerk, von deren Mitte ſie eine kleine Binde oder Flebbe von ſchwarzem Zeuge auf die Stirn und zwiſchen den Augenbraunen herabhängen laſſen; unten daran hängt eine Perle, bisweilen iſt die Spitze auch mit Edelſteinen beſetzt. Dieſer Kopfputz ſoll ſehr vortheilhaft ſeyn; indem er die Weiße der Haut erhebt. Bei der Trauer iſt er, wie überhaupt die ganze Kleidung weiß. Die Frauen in Peking haben künſtliche Blumen und mit Brillanten beſetzte Nadeln in den Haaren; in den ſüdlicheren Gegenden tragen ſie Hüte, die ihnen artig zu Geſichte ſtehen; ſie ſind platt und rings-um mit einer blauen Franze, fünf bis ſechs Zoll breit, beſetzt. Der Kopf iſt leer, um die gewundenen Haare frei hindurch zu laſſen.

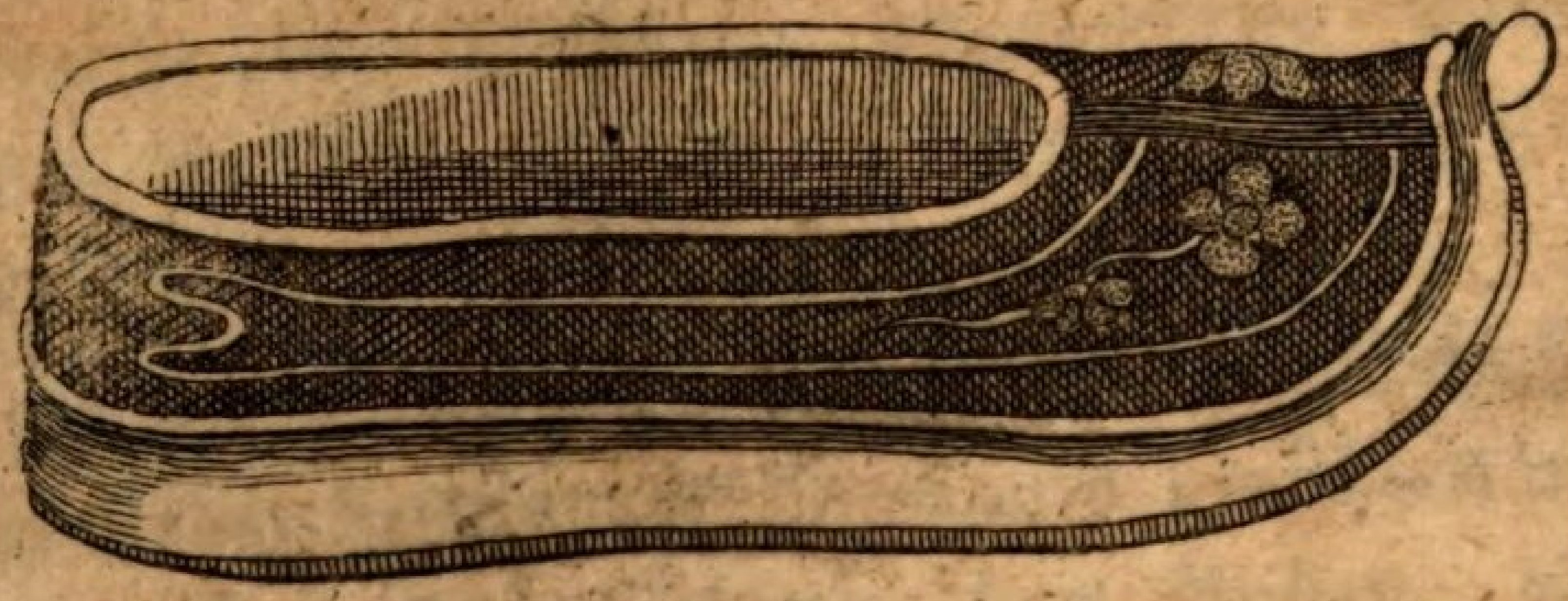
Die Frauen kleiden ſich übrigens nach dem Stande und Range der Männer; ſie können alle Arten von Farben tragen, nur nicht citrongelb, welches der kaiſerlichen Familie vorbehalten iſt. Die Alten wählen immer ſchwarz oder violet. Das Kleid iſt eine lange Robe mit weiten Ermeln, darüber wird eine Art Weſte getragen, und darunter Hoſen, die bis über die Waden gehen, wo ſie eng zuſammen gezogen ſind; über den Hoſen und unter der Robe ſieht man noch einen faltigen Rock.

Hals und Bruſt müſſen ſtets ſorgfältig mit einer Binde bedeckt ſeyn, und wenn unſere Schönen oft mehr ſehen laſſen, als ſie haben, ſo muß eine Chineſiſche Dame ſorgfältig alle ſchönen Formen zu verbergen ſuchen; ſelbſt die Hände werden durch die langen weiten Ermel bedeckt, ſo daß außer dem Geſicht und den Füßen nichts an ihnen zu ſehen iſt.

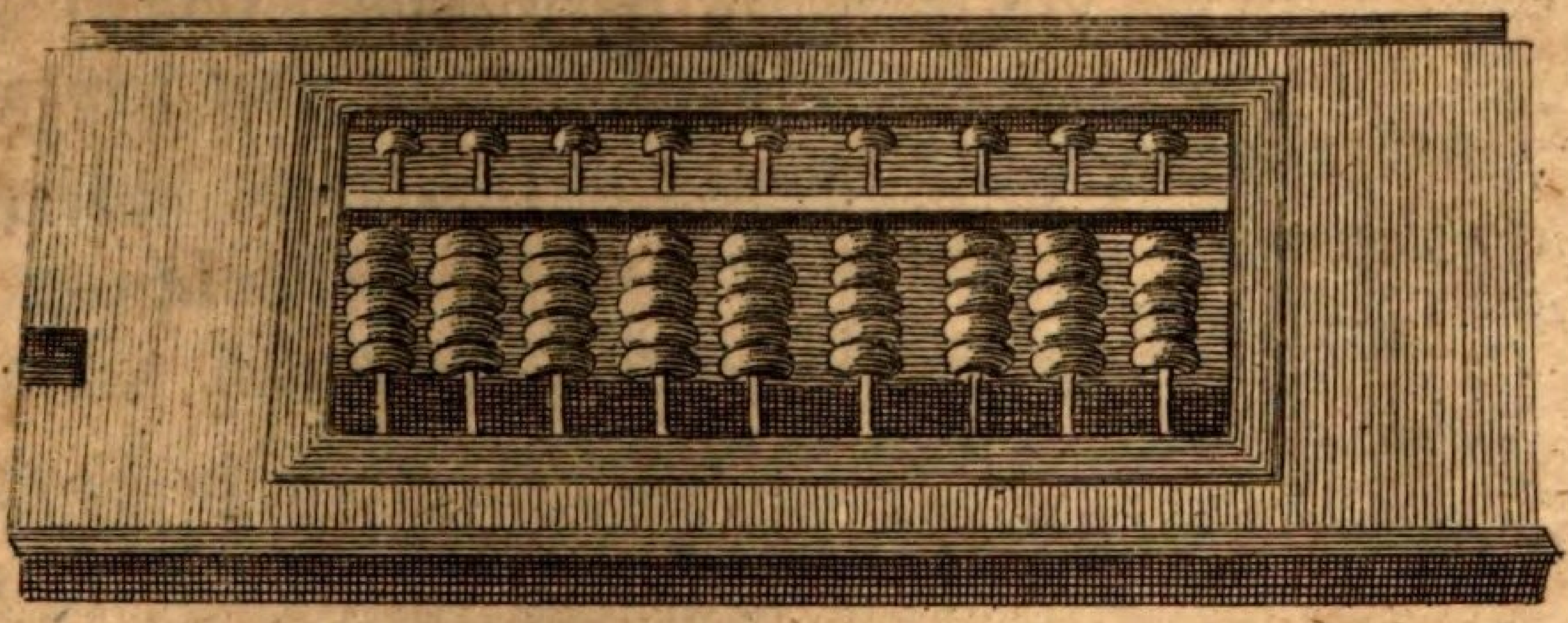
Reiche und vornehme Frauen bringen viel Zeit an ihrer Toilette zu. Sie malen ſich die Augenbraunen ſchwarz,

Chinesische Merkwürdigkeiten.

Chinesischer Frauenfuſs



Chinesischer Mannsschuh



Chinesische Rechenmaschine

und zwar in einem ſehr geſchweiften Bogen; ſie ſchminken ſich das Geſicht und den Hals weiß und legen Roth auf die Lippen, vorzüglich auf die untere, ſo daß in der Mitte ein rother Punkt in die Augen fällt, ein gleich ſtarker Carminfleck, von der Größe einer Oblate, ziert die Spitze des Kinns; eine ihrer vornehmſten Bemühungen iſt die, ſich die einzelnen Haare auszureißen, welche hier und da im Geſicht wachſen; ſie drehen ſie deshalb mit ſeidenen Fäden zuſammen.

Die Strümpfe gehen nur bis zum Knöchel, den übrigen Theil des Fußes umwinden ſie mit Bändern. Die Schuhe ſind ſo ſchön, als Rauſchgold und Flittern ſie nur machen können. Der hinterſte Theil des Schuhes iſt offen, und die Ferſe, welche ein wenig hervorſtehet, wird durch eine der Größe der Oeffnung angemeſſene Binde feſtgehalten. Der Knöchel iſt mit buntem Zeuge umwickelt, und mit Franzen und Quaſten verziert.

Wenn die Frauen ausgehen, ſo tragen ſie Schuhe, mit hölzeren mit Leder beſetzten Abſätzen und berühren mit der vorderen Spitze des Fußes ſelten den Boden, aus Furcht ſich zu ſtoßen. Da ſie ohnehin ſchwach auf den Füßen ſind, ſo giebt ihnen dieſe Art zu gehen eine ſchwankende Bewegung und übelen Anſtand.

Wir werden im folgenden Kapitel die Damen in den häuslichen Verhältniſſen näher kennen lernen. Hier müſſen wir uns mit der Angabe ihrer Kleidung begnügen.

Zum Beſchluß dieſes Abſchnittes haben wir noch, wenigſtens in der Kürze, die Wohnungen der Chineſen zu beſchreiben

Die Bauern auf dem Lande wohnen in elenden, aus Holz oder Lehm erbauten und mit Reißſtroh gedeckten Hütten. Die Eckpfoſten dieſer Hütten beſtehen häufig nur aus unbehauenen Baumſtämmen. Die Zimmer haben keine Decken, ſondern reichen der Höhe nach bis unter das Dach,

welches daher dicht zuſammen gefügt wird. Der Fußboden beſteht aus geſtampfter Erde und die Scheidewände der verſchiedenen Zimmer ſind bloß Matten, die vom Dache bis auf den Fußboden hinunterhängen.

Die Häuſer der Bürger in den Städten ſind zwar beſſer, würden aber in Europa eine ſchlechte Figur ſpielen. Sie haben eine ganz eigene Einrichtung, und ſind, weil ſie von den bekannten Formen völlig abweichen, in einer Europäiſchen Sprache ſchwer zu beſchreiben. Die Bauart iſt jedoch einfach und alle Häuſer ſehen ſich äußerlich ſehr gleich, ſo daß wenn man ein Haus geſehen hat, es ſo gut iſt, als hätte man ſie alle geſehen. Von der Straße aus erblickt man nichts als eine kahle Mauer, denn die Fenſter gehen ſämmtlich innerhalb nach dem Hofe hinaus. Die Façade muß man alſo vom Hofe aus anſehen. Faſt alle Häuſer haben nur ein Stockwerk, oder vielmehr nur ein Erdgeſchoß, denn der Aufſatz, den einige Kaufleute über demſelben erbauen, iſt nur zu Magazinen beſtimmt. Das Dach ruht auf Säulen *), die ſich von der Erde bis zu einer gewiſſen Höhe erheben, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder kleinere Balken ſtehen, welche immer kleiner werden, je näher ſie dem Giebel oder Forſt des Daches kommen. Die Säulen ſind gewöhnlich von Fichtenholz oder Lerchenbaum, nur bei Reichen von beſſerem Holz. Die Säulen und das Dach ſind das erſte, was aufgerichtet wird. Das Dach hat eine eigene Form und iſt der am reichlichſten verzierte Theil des Gebäudes. Anſtatt daß unſer Dach in gerader Linie

*) „Die Chineſiſche Säule, ſagt de Guignes wird am beſten durch Pfeiler ausgedrückt, weil ihr Durchmeſſer in der ganzen Länge immer der nämliche iſt.“ Der Maler Pickey, der ſich im Gefolge des Lord Macartney befand, ſah jedoch Säulen, die nach den Capitälern hin verjüngt waren.

216.

Chinesisches Dorf und Bauern.

herabgehet, und durch die Schornſteine verunſtaltet wird, iſt das Chineſiſche nach einwärts gebogen und geribbt, ingleichen mit allerhand Figuren, (welche unförmliche Thiere vorſtellen, oder auch bloße Schnörkel ſind), verziert. Das Dach wird nicht mit glatten, ſondern mit Hohlziegeln gedeckt, die rinnenförmig und zwar in Schlangenlinien neben einander gelegt ſind.

Das innere Haus, hinter den oben erwähnten Säulen, beſteht aus Holz oder Backſteinen, die hohl ſind, — ob aus Sparſamkeit, oder einer andern Urſache willen, wiſſen wir nicht. Die Backſteine haben nicht immer dieſelbe Farbe; einige ſind bleifarbig, andere roth, und die an den ſchlechteſten Häuſern hellblau. Dieſe Verſchiedenheit ſoll von der Art der Zubereitung herrühren, indem die hellblauen bloß an der Sonne getrocknet und nur die rothen ordentlich gebrannt ſind. Wohlhabende Leute laſſen über die Steine einen feinen Ueberzug legen, der aus verfaulten Hadern oder Papier, mit Kalk vermiſcht, beſteht. Dieſer Ueberzeug wird ſehr glatt und giebt den Häuſern ein reinliches Anſehen.

Die Häuſer ſind in mehrere Wohnungen, man könnte ſagen, in mehrere kleine Häuſer getheilt, die hinter einander liegen und durch Höfe getrennt ſind. Stehen dergleichen Wohnungen auf den Seiten, ſo ſind ſie durch offene Gallerieen oder Säulengänge, wenn man ſie ſo nennen will, verbunden *). In den meiſten Chineſiſchen Häuſern findet man nach dem erſten Vorhofe einen gegen Mittag gelegenen Saal; hinter demſelben liegen gegen Morgen und gegen Abend drei bis fünf Kammern **). Die Zwiſchenwände ſind ſelten maſſiv, ſondern beſtehen aus ge-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 18.

**) Dü Halde in der Sammlung der neneſten Reiſebeſchreibungen. Berlin 1769. 7ter Bd. S. 49.

flochtenen Binſen, die mit Erde und Kalk überzogen werden. Die Thüren, welche aus einem Zimmer in das andere führen, dürfen einander nicht gegenüber ſtehen, weil, nach einem allgemeinen Vorurtheil, ſonſt die böſen Geiſter leicht den Durchgang durch die Zimmer nehmen würden *). Da das Glas in China nicht allgemein im Gebrauch iſt, ſo ſind die Fenſter gewöhnlich nur aus durchſichtigem Papier, das in Korea bereitet wird, oder auch von durchſichtigen Muſcheln. Außerdem haben ſie Jalouſien.

In die einzelnen Zimmer und in die Häuschen der Häuſer vertheilen ſich die drei Generationen der Familie; denn in jedem Hauſe wohnen gewöhnlich Großvater, Vater und Sohn oder Enkel beiſammen. Den Frauenzimmern iſt ein eigenes Quartier, gewöhnlich in dem hinteren Hofe angewieſen.

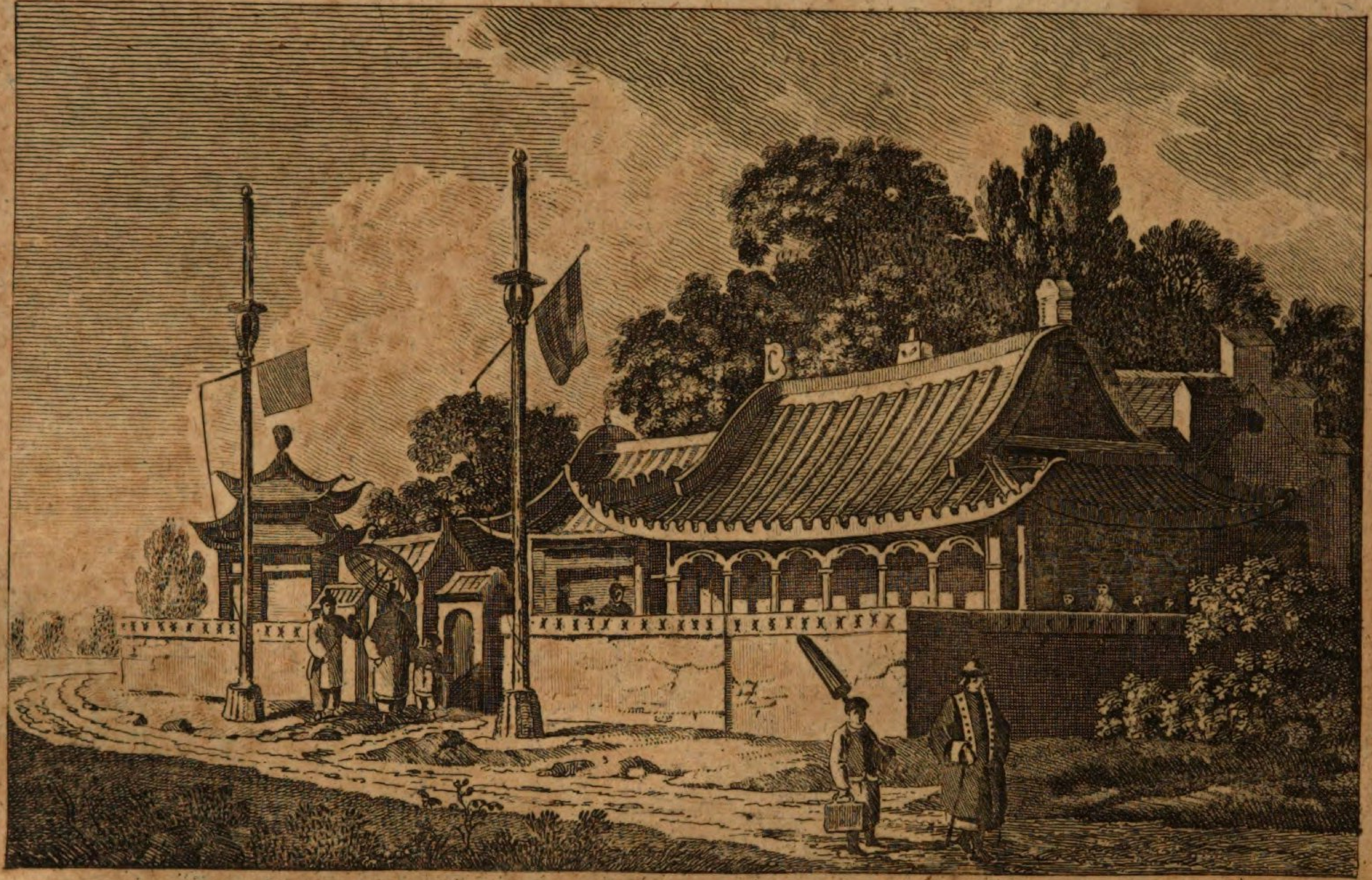
Nach einem großen Vorrath von Möbeln muß man hier nicht ſuchen. Sie haben nicht einmal ordentliche Oefen, obgleich es im Winter in den nördlichen Gegenden ſehr kalt iſt. Oft bringen ſie nur Kohlpfannen in die Zimmer, oder heizen auch ihre Kamine mit Stroh und Steinkohlen, welches Rauch und Geſtank verbreitet, da die Schornſteine ſehr enge ſind **).

Die Häuſer der vornehmen und reichen Leute ſind von den beſchriebenen nur in der größeren Zierlichkeit des Daches, in der Menge und Größe der Höfe und in dem Anſtrich der Säulen verſchieden. Die rothgefirnißten, glatt polirten Säulen, die lackirten Wände, und das Schnitz-

*) Die Chineſen ſcheinen nicht zu wiſſen, daß die böſen Geiſter ſelten den geraden Weg gehen; daher die Winkelzüge, die ihre Thüren nehmen, recht einladend für ſie ſeyn müſſen.

**) Dü Halde a. a. O. S. 50.

219. Wohnung eines chinesischen Mandarinen.



werk an der Hausthür, worauf ſie eine groſe Sorgfalt verwenden, müſſen keinen unangenehmen Anblick gewähren.

Die Wohnung eines Reichen hat vorn einen groſen Hof, wo die Portiers wohnen, und dieſer Hof iſt von Gallerien und Säulengängen umgeben. Drei groſe hölzerne Thüren verſchließen ihn; die mittelſte wird nur für ganz Vornehme geöffnet, auch der Hausherr geht nur bei groſen Feierlichkeiten durch dieſelbe. Nach dieſen drei Thüren findet man einen andern Hof, und hinter demſelben einen dritten, der mit den Gärten und mit dem Gemach der Frauen durch Gallerien in Verbindung ſteht. Bei den Mandarinen ſind die Höfe geräumig und von offenen Sälen umgeben, beſtimmt für diejenigen, welche mit dem Herrn Geſchäfte haben und warten müſſen.

In dem Inneren findet man weder Tapeten noch Spiegel; die Hauptzierrathen ſind Schnitzwerk, ſchlecht gearbeitete marmorne Statuen, und lackirte Möbeln. Mit Ausnahme des Saales, wo die männliche Familie gemeinſchaftlich ſpeiſt, ſind die Zimmer ſämmtlich klein. Van Braam *) fand den erſten Miniſter in einer Kammer, wo kaum für ſechs Perſonen Platz war.

Bei alledem ſind die Zimmer nett nnd gefällig. Man ſieht Tiſche, Schränke, Schirme, Stühle, die mit einem ſchönen rothen oder ſchwarzen Firniß ſo künſtlich überzogen ſind, daß man die Adern des Holzes durchſehen kann; und Alles iſt glatt wie ein Spiegel. Figuren von Gold oder Silber, und andere mit Firniß überzogene Chineſiſche Gemälde erfreuen das Auge. Die Speiſe- und Schenktiſche, wie auch die Schränke, ſind mit Porzellan beſetzt. Ueberdieß bemerkt man groſe Stücke von weißem Atlas aufgehängt, auf welchen Blumen, Vögel, Berge, Landſchaften und dergleichen gemalt ſind. Auf andern lieſ't man Sitten-

*) Van Braam a. a. O. T. I. p. 208.

ſprüche mit großen Buchſtaben geſchrieben. Die Wände ſind gewöhnlich mit weißem, auch wohl lackirtem Papier überzogen, auf welchem ebenfalls Sittenſprüche geſchrieben, oder Vögel und dergleichen gemalt ſind. Eine eigene Ausſchmückung der Zimmer beſteht in den Laternen, die mit gemalter Seide überzogen und oben an der Decke aufgehängt ſind. Die einfachſten beſtehen aus einem Netze von Bambusfaden mit Papier überzogen, die ſchönſten ſind von Elfenbein und Horn.

Selten kann man in die Schlafzimmer der Chineſen kommen. Ihre Betten ſind feſt, glatt, bisweilen auch mit Schnitzwerk geziert. Ein Mückenſchirm von Gaze, oder ſeidene Vorhänge, bei den Reichen, ein Fächer, wohlriechende Kräuterſäckchen, und zwei Haken von Kupfer, um den Mückenſchirm zu halten, ſind Alles was man darin findet. Die Matratzen ſind von Baumwolle oder dick ausgeſtopftem Kattun. In einigen Provinzen ſchläft man auf einer, von Backſteinen errichteten breiten Erhöhung; zur Seite derſelben befindet ſich ein kleiner Ofen, worein man Kohlen legt, deren Hitze ſich durch kleine Canäle unter den Steinen ausbreitet. Des Morgens, wenn man aufgeſtanden iſt, wird eine Decke über die Erhöhung gelegt, und die Familie arbeitet auf oder neben derſelben ſitzend.

Da die Chineſen in ihren Häuſern ſelten Geſellſchaft ſehen, ſo ſorgen ſie mehr für Bequemlichkeit als Pracht, deren Koſten ſie vielmehr für die öffentlichen Aufzüge verwenden.

Die öffentlichen Gebäude, die hohen Schulen, Tempel, Thürme und Triumphbogen, vornämlich aber die kaiſerlichen Palläſte, zeichnen ſich durch Pracht, Größe und Bauart vor denen der Privatleute aus. Wir werden bei der Erwähnung der Baukunſt und in der topographiſchen Beſchreibung Gelegenheit haben, mehr darüber zu ſagen. Hier

war es uns vorzüglich nur um die Lebensart der größeren Anzahl der Bewohner zu thun.

Ein nothwendiger Theil der Wohnung der Großen ſind die Gärten, welche bei ihren Häuſern angebracht ſind. Es iſt merkwürdig, daß ein Volk, welches in Allem, was wir Natur nennen, von derſelben abweicht, hierin durchaus der Natur treu zu bleiben ſucht. Ihre Gärten gleichen den ſchönſten Engliſchen Parks und übertreffen ſie zum Theil, weil ſie ausnehmend ſchöne und große Waſſerpartieen beſitzen. Haine, Grotten, Felſen, Raſenplätze, Seen, Inſeln, Tempel und Pavillons wechſeln darin mannichfaltig mit einander ab. Aller Zwang iſt darin abſichtlich vermieden; ja ſie gehen darin ſo weit, daß ſie eine gar zu ebene Partie wohl ungleich machen, um nur alle gerade Linien zu vermeiden. An den Häuſern, wo der Raum nicht hinreicht zur Anlegung eines Parks, wird wenigſtens ein kleiner Teich gegraben, den einige Felſenſtücke begränzen; oder man begnügt ſich auch mit einem Baſſin, worin Goldfiſchchen ſchwimmen und den einige Bäume beſchatten. Die Vorliebe für Gartenpartieen hat die Chineſen ſogar auf die Erfindung geleitet, kleine Miniaturgärtchen in ihren Zimmern anzulegen, wo Kieſelſteine die Felſen vorſtellen und Bäumchen, durch eine eigene Pflege, in Zwerggeſtalt erhalten werden.

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne noch zu erwähnen, was den meiſten unſerer Leſer jedoch bereits bekannt ſeyn wird; daß nämlich eine große Anzahl Chineſen keine andere Wohnung als auf den Schiffen und Barken, in den Flüſſen und Canälen, haben. Die Junken, mit denen die Canäle der Hauptſtadt bedeckt ſind, beherbergen allein mehrere Tauſend Perſonen, und zwar nicht bloß die zur Regierung der Fahrzeuge nöthigen Steuer- und Bootsleute, ſondern zugleich deren geſammte Familie von Weib und Kindern. Dieſe leben und weben mit ihren

Männern auf dem Waſſer, dort erblicken ihre Kinder das Licht der Welt; das Waſſer iſt ihr Element, und der feſte Boden bleibt ihnen, wenn ſie ihn auch dann und wann betreten, im Ganzen doch Zeitlebens fremd *).

6.

Sitten und Gewohnheiten.

Wir finden bei den Chineſen, wie faſt unter allen Aſiaten, die Vielweiberei, wenigſten bei den Vornehmen, und was damit gewöhnlich verbunden iſt, die Sklaverei des andern Geſchlechts. Bei den Bauern müſſen die Weiber die härteſte Arbeit verrichten, und werden bisweilen mit vor den Pflug geſpannt. Das Loos der Frauen aus den höheren Ständen iſt kaum beneidenswerther; denn ſie werden in das Innere der Häuſer eingeſchloſſen, und dürfen weder mit dem Manne eſſen noch in Einem Zimmer mit ihm ſitzen **). Sie ſind zu einer, wie es uns ſcheinen muß, unerträglichen Langenweile verurtheilt, da ſie mit Niemanden zu ſprechen Gelegenheit haben, als mit den Mägden, die ſie bedienen ***). Iſt es ihnen zu verdenken, wenn ſie ſich die Zeit mit dem Putz zu vertreiben ſuchen und mehrere Stunden des Tages an der Toilette zubringen? Ja wir werden es kaum lächerlich finden, daß dieſe armen Geſchöpfe, ſchon von früher Jugend an ſich mit der Tabakspfeife unterhalten, und daher einen kleinen ſeidenen Beutel, in welchem ſich Pfeife und Tabak be-

*) Staunton a. a. O. Th. II. S. 34.

**) Barrow a. a. O. Th. 14. S. 173.

***) Dü Halde a. a. O. Th. 7. S. 44.

findet, als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres Anzugs, mit ſich führen. Einige Frauen, aber ſchwerlich die vornehmen Damen beſchäftigen ſich mit der Seidenſtickerei, oder ſie malen Vögel, Inſecten und Blumen auf dünnem Gaſe. Auf das Hausweſen ſcheinen ſie wenig Einfluß zu haben *), und wie ſie dadurch von den achtungswürdigſten Geſchäften ihres Geſchlechts ausgeſchloſſen werden, ſo muß dieß, verbunden mit der Zurückgezogenheit, in welcher ſie von ihren Brüdern leben **), alle Familienanhänglichkeit bei ihnen erſticken. Auch wiſſen ſie, daß ihre Männer, oder vielmehr deren Väter ſie gekauft haben, daß keine Neigung ſie verband, indem der Bräutigam ſeine Braut erſt auf der Hochzeit kennen lernt, und endlich, daß ſie von ihren Männern wieder verkauft werden können. Wie mag es unter ſolchen Umſtänden um die häusliche Glückſeligkeit ausſehen? Gleichwohl haben die frommen Männer, die uns das meiſte von China erzählen, und die am längſten dort gelebt haben, die Chineſen als eine große, in patriarchaliſcher Eintracht lebende, Familie geſchildert. Die ſo unwürdig behandelten Weiber mögen alſo nicht zur Familie gehören. In der That beſchränkt ſich der Begriff der Chineſen, den ſie ſich von Familienpflichten gebildet haben, einzig auf den unbedingten Gehorſam, den der Sohn ſeinem Vater ſchuldig iſt, und der den erſten recht eigentlich zum Eigenthum oder Sklaven des letztern macht; denn der Vater kann den Sohn verkaufen. Eine ſolche Sitte iſt ganz dazu geeignet, alles ſelbſtſtändige Gefühl zu erſticken, das in der Jugend am ſtärk-

*) De Guignes behauptet zwar, daß die Frauen ſich viel um die Wirthſchaft bekümmern; wenn er aber dieß nicht bloß von dem gemeinen Volke verſteht, ſo iſt nicht abzuſehen, wie die eingeſperrten Damen, die mit Niemanden reden dürfen, ſich des Hausweſens annehmen können.

**) Der Bruder, ſagt Le Gentil, iſt nie mit ſeiner Schweſter.

ſten iſt, und dann die kräftigſten Charaktere bildet. Dieſer unbedingt gerühmte Gehorſam mag die Chineſen auch ſtets in dem Kindesalter erhalten haben, das kindiſchen Philoſophen ſo preißwürdig erſchien. Der Gehorſam der Söhne kann nur durch die Vernunft bedingt werden, und weil in der Regel dieſe reifer im Vater als im Sohne iſt, ſo iſt daraus die Sitte entſtanden; aber ſie verliert ihren Sinn, ſobald die Bedingung aufhört. Und wie iſt in China dieſe Sitte ausgeartet? Kein Reiſender hat es geläugnet, daß die Chineſen häufig ihre Kinder ins Waſſer werfen, wenn ſie glauben, deren zu viel zu haben oder ſie nicht ernähren zu können *). Wenn wir auch glauben wollen, daß die Geſetze dieſe Unmenſchlichkeit nicht gerade zu gut heißen: ſo beſtrafen ſie dieſelbe doch nicht. Solche — man möchte ſagen niederträchtige Achtung haben ſie für die Rechte des Vaters! — Mehrere Schriftſteller wollen aus der allgemeinen Verehrung der Chineſen gegen ihre Väter und Voraltern den langen Beſtand ihres Reiches erklären. Das mag in ſo fern wahr ſeyn, als die abgöttiſche Verehrung der Vorfahren, ſie ſeit Jahrtauſenden auf derſelben Stufe der ſittlichen und intellectuellen Cultur erhalten hat.

*) Staunton, der dieſe abſcheuliche Sitte nicht läugnen kann, aber als ein ächter Diplomatiker ſtets in gemäßigten Ausdrücken ſpricht und einem großen Staate nichts Böſes nachrufen will, ſagt: „Wenn alle Ausſichten zum Unterhalt fehlen, ſo dürfen, bei fernerer Vermehrung der Familie, Aeltern ſich der neugebornen Kinder entledigen. Wie viel „Kampf das auch im Anfange den Müttern gekoſtet haben „mag, ſo iſt doch jetzt die Schrecklichkeit der Sache durch „die angenommene Vorſtellung gemildert, daß ein ſolches „Kind nicht eigentlich erſäuft, ſondern dem Flußgotte zum „Opfer dargebracht werde." Wie viel Freude auch Herr Staunton über dieſe Phraſe empfunden haben mag, ſo iſt dieſe doch nichts weiter, als der unglückliche Verſuch, eine Unmenſchlichkeit durch eine Gotteslaͤſterung entſchuldigen zu wollen.

Aber ſicher gereicht es ihnen nicht zum Ruhme, daß ſie das heiligſte Vorrecht der Menſchheit: das Fortſchreiten zum Beſſeren nicht kannten, und alle Tugenden zum Reſultat einer mechaniſchen Gewohnheit machten.

Gewiß die Familienſitten der Chineſen ſind der unrühmlichſte Theil ihrer Charakteriſtik, und wenn ihre Verfaſſung darauf beruht, ſo würde die Menſchheit nichts dabei verlieren, wenn das Land erobert, alle einheimiſche Sitten, und ſelbſt die Sprache vertilgt, und die Nation aus der Reihe der unabhängigen Völker ausgeſtrichen würde. Die ſo gerühmte Mäßigung der Mantſchu-Tataren, die als Eroberer die Sitten und Verfaſſung der Chineſen unangetaſtet ließen, wäre daher weniger ein Beweis der Moral dieſer Barbaren, als vielmehr ihrer Rohheit, die den Chineſen nichts beſſeres zu geben wußten.

Der Leſer wird ſelbſt beurtheilen, ob es Schade geweſen, wenn die Sitten der Chineſen verändert worden wären.

Die Chineſen heirathen ſehr frühzeitig, aber nicht aus freier Wahl, ſondern auf Befehl des Vaters *). Dieſer kauft für den Sohn eine Braut, welche der künftige Gatte ſo wenig, als ſie ihn geſehen hat. Oft hat ſie der Vater ſelbſt nicht geſehen, ſondern durch alte Weiber, deren Geſchäft das Eheſtiften iſt, die Bekanntſchaft angeknüpft. Dieſe Unterhändlerinnen ſind von der Familie der Braut gewonnen, einen vortheilhaften Bericht, von ihrer Schönheit ꝛc. abzulegen. Die beiderſeitigen Aeltern kommen ſodann über den Preis überein, welcher eigentlich zur

*) Wenn die Frauen zweier Freunde zu gleicher Zeit ſchwanger ſind, ſo kommen dieſe unter ſich überein, die Kinder zu verheurathen, im Fall ein Knabe und Mädchen geboren werden. Sie nennen dieſe alſo geſchloſſenen Ehen Tſchi-fu, d. i. Anzeichen des Bauches, weil dieſer die Beſtimmung der Kinder für einander anzeigt.

Anſchaffung für Kleider und Möbeln der Braut beſtimmt iſt. Außerdem beſchenken ſich die Aeltern der Verlobten gegenſeitig mit ſeidenen Stoffen, Kattun, Fleiſch, Wein und Früchten. Der Braut ſchickt man Ringe, Ohrengehänge und andere Kleinodien zu, und ihre Aeltern ſuchen im Kalender einen glücklichen Tag, an welchem die feierliche Uebergabe ſtatt haben ſoll.

Sind die Aeltern vornehme oder reiche Leute, ſo wird am Hochzeittage die Braut in einer verſchloſſenen Sänfte dem Bräutigam zugeſchickt. Eine Menge gemietheter Leute, welche die Möbeln tragen, folgen ihr, andere gehen voraus mit Fackeln und Lichtern in der Hand, ſelbſt wenn es hoch Mittag iſt. Pfeifer, Pauker und andere Muſikanten dürfen auch nicht fehlen. Den Beſchluß des Zuges machen ihre Aeltern und Verwandten. Ein vertrauter Diener des Hauſes hat den Schlüſſel zur verſchloſſenen Sänfte, den er dem Bräutigam in die Hände giebt, welcher prächtig gekleidet iſt, und die ihm ausgeſuchte Braut an der Pforte ſeines Hauſes erwartet. Voll Unruhe und Neugierde öffnet er die Sänfte und kann nun zum erſtenmal von ſeinem guten oder böſen Glück urtheilen. Da geſchieht es denn zuweilen, das der junge Mann, wenn er mit ſeinem Looſe nicht zufrieden iſt, den Kaſten augenblicklich wieder zuſchließt, die Braut mit ihrem ganzen Gefolge wieder heimſchickt und lieber die bereits bezahlte Summe verliert, als den Vertrag vollzieht.

Iſt er aber mit der Schönen zufrieden, ſo ſteigt ſie aus und geht an ſeiner Seite in den Verſammlungsſaal, wo ſie ſich zuerſt viermal vor dem Himmel beugt; ſodann macht ſie ihren Schwiegerältern vier andere Bücklinge, und wird darauf den Frauen, die dem Feſte beiwohnen, übergeben, welche ſie in die weibliche Wohnung führen, und mit ihr den Reſt des Tages vollbringen. Der Bräutigam

bewirthet indeß die männlichen Gäſte in einem andern Zimmer *).

Die religiöſen Ceremonien ſind der Uebergabe vorausgegangen und beſtehen bloß darin, daß in dem Theil des Hauſes, welcher der Verehrung der Hausgötter gewidmet iſt, die Vorfahren um ihren Segen angerufen werden **).

Dieſe Feierlichkeiten finden nur bei der Vermählung mit der erſten oder rechmäßigen Frau ſtatt. Die zweiten oder Nebenfrauen, werden ohne beſondere Förmlichkeiten ins Haus gebracht. Der Mann unterzeichnet bloß, zur Beruhigung der Aeltern des Mädchens, ein ſchriftliches Verſprechen, daß er ſie gut behandeln will. Vor allen Dingen aber muß er die feſtgeſetzte Kaufſumme erlegen ***).

Die Vielweiberei der Chineſen hat das Eigene, daß ſie durch das Geſetz nur dem Kaiſer, den Großen und Mandarinen verſtattet iſt; gemeinen Leuten iſt ſie verboten, ausgenommen, wenn die Frau unfruchtbar und vierzig Jahr alt iſt. Doch wird dieß Geſetz nicht ſo genau befolgt und in Canton hat jeder reiche Kaufmann ſeinen Harem.

Die Chineſen, denen Staunton eine große Keuſchheit nachrühmt, begnügen ſich gleichwohl nicht mit mehreren Weibern; ſie kennen auch jene Ausartung des Geſchlechtstriebes, zu welcher die zartfühlenden Griechen ſich ohne Scheu bekannten ****).

*) Dü Halde a. a. O. Th. 7. S. 76.

**) Le Geutil l. c. p. 101.

***) Histoire générale des Voyages. Tom. VIII. p. 26. à la Haye 1749.

****) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 84. und Barrow a. a. O. Th. 14. S. 183.

Die Eheſcheidung ſoll in China ſelten ſeyn. Die Geſetze erlauben ſie im Fall des Ehebruchs, der natürlichen Antipathie, der Unfruchtbarkeit, oder wenn die Frau allzu viel ſchwatzt, wenn ſie unmäßig, diebiſch, ungehorſam, eiferſüchtig oder mit einer widerlichen Krankheit behaftet iſt *). Entläuft die Frau dem Manne, welches bei der Kleinheit der Füße etwas ſchwer zu bewerkſtelligen iſt, ſo erhält ſie hundert Stockſtreiche und der Mann kann ſie ſodann als Sklavin verkaufen. Für ungültig werden die Ehen erklärt, wenn die Braut ſchon früher verſprochen war und Geſchenke angenommen hat, wenn der Mann betrogen worden und eine häßliche, ſtatt einer verſprochenen ſchönen Braut erhielt, wenn ein gelehrter Mandarin ſich mit einer Tochter aus der Provinz, wo er Gouverneur iſt, vermählen wollte; wenn die Kinder noch in Trauer über ihre verſtorbenen Aeltern gehen, wenn ſie zu einer Familie und Verwandtſchaft gehören, ja wenn ſie auch nur einerlei Namen führen, und gleichwohl nicht verwandt ſind **). Dieß letztere muß um ſo beſchwerlicher ſeyn, da in ganz China es nur etwa huntert Familiennamen giebt, daher auch die Chineſiſchen Schriftſteller den Ausdruck: die hundert Namen zur Bezeichnung der Nation gebrauchen ***). — Kinder zweier Schweſtern, die verſchiedene Namen führen, dürfen ſich heirathen.

Vornehme Frauen dürfen nach dem Tode des Mannes Wittwen bleiben, und man errichtet ihnen Triumphbogen für dieſen Beweis der Anhänglichkeit an den Ver-

*) Le Gentil. l. c. p. 101.

**) Dü Halde l. c. S. 78.

***) Staunton l. c. Th. III. S. 357. — Bei der geringen Anzahl von Namen muß jeder nothwendigerweiſe noch einen Beinamen führen.

ſtorbenen. Die Wittwen der gemeinen Leute aber müſſen einen zweiten Mann nehmen. Ein Mann hält ſich für entehrt, wenn er unverheirathet iſt; ein Frauenzimmer aber, welches ſich nicht verheirathet, genießt ſogar beſonderer geſetzlicher Vorrechte *).

Es giebt auch in China öffentliche Dirnen, und dieſe treiben das Handwerk oft mit Bewilligung der Aeltern; denn dieſe ſehen nur in ſo fern auf ein ehrbares Betragen ihrer Töchter, als ſie Ausſicht haben, ſie vortheilhaft zu verheirathen; iſt dieß nicht der Fall, ſo ſtimmt es ganz mit der Chineſiſchen Moral überein, daß die gehorſamen Kinder thun, was ihren Aeltern vortheilhaft iſt. In den Handelſtädten verrichten dieſe gefälligen Schönen das Geſchäft des Kahnführens und Ruderns, weil ihnen dieß Gelegenheit giebt, von Fremden geſehen zu werden. Nach Verſicherung des Pater Dü Halde, dürfen ſie nicht in den Städten wohnen, ſondern es vereinigen ſich mehrere, die ſich in den Vorſtädten, unter die Aufſicht eines Mannes begeben, der für ihre Aufführung gut ſteht. Einige Mandarinen ſollen ſie in ihrem Gebiete nicht dulden.

Bei der Abſonderung, in welcher die Geſchlechter von einander leben, kann es in den Häuſern der Chineſen nicht beſonders luſtig hergehen. Hierzu kommt, daß ſie keinen Sonntag haben, ſondern, das Neujahrsfeſt oder ihren Faſching ausgenommen, das ganze Jahr arbeiten. Sie verſammeln ſich weder in ihren Häuſern zu freundſchaftlichen Geſellſchaften, noch in öffentlichen Orten zur Unterhaltung. Es giebt in China keine Kaffeehäuſer, keine Reſourcen, Caſino's und dergleichen. Nur für die niedrigſte Volksklaſſe beſtehet eine Art von Wirthshäuſer, wo Thee und eine Art Brannteweín geſchenkt wird. Wenn ein Chi-

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 80.

neſe ſein tägliches Geſchäft vollendet hat, ſo zieht er ſich in ſein einſames Gemach zurück *).

Das Neujahrsfeſt iſt das einzige, welches der arbeitende Theil des Volkes feyert, und wo er von der Arbeit ruht. Auch der ärmſte Bauer verfehlt nicht, ſich und die Seinigen für dieſe Tage mit neuen Kleidern zu verſehen; man beſucht in dieſer Zeit, die beinahe einen Monat dauert, ſeine Freunde und Verwandte, erwiedert Höflichkeiten und giebt und empfängt Geſchenke. Männer, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, und die reicheren Leute, geben Feſte und Gaſtmäler. Aber ſelbſt bei dieſen ſieht man nichts, das der geſelligen Fröhlichkeit gleicht, die an den Tafeln in Europa herrſcht. Jeder Gaſt ſitzt gewöhnlich an einem beſondern Tiſche, zuweilen ſitzen zwei, aber nie mehr als vier beiſammen; und ihre Augen müſſen beſtändig auf den Gaſtgeber gerichtet ſeyn, um alle ſeine Bewegungen in Acht zu nehmen. Ueberdieß müſſen ſie auf ſich ſelbſt ſehr aufmerkſam ſeyn, denn ein wohlerzogener Chineſe kann ohne eine beſondere vorgeſchriebene Ceremonie weder eſſen noch trinken. — Wenn Jemand, der eingeladen iſt, wegen Krankheit oder einer andern Urſache halber, nicht kommen kann, ſo wird ihm das, was er von dem Gaſtmal bekommen ſollte, feierlich in das Haus geſchickt; eine Gewohnheit, welche klärlich zeigt, wie wenig Werth ſie auf die geſellſchaftlichen Freuden der Tafel legen. Man pflegt ſogar jedem Gaſte das, was von ſeinem Eſſen übrig bleibt, nach Hauſe zu ſchicken **).

Das einzige geſellige Vergnügen der Chineſen beſteht im Haſardſpiel. Sie gehen auch nie ohne Karten und Würfel aus. Sie haben mehr Karten als wir; auch ſind die Spiele viel verwickelter. Fehlen Karten und

*) Barrow l. c. Th. 14. S. 185.

**) Barrow l. c. S. 189. f.

Würfeln, ſo ſpielen ſie das Fingerſpiel, Tſoi-moi genannt, wobei ſie zu errathen ſuchen, wie viel Finger der Gegner ausſtreckt. Das Spiel war auch bei den Römern bekannt, und iſt noch jetzt unter den Italienern unter dem Namen Mora allgemein beliebt. — Die Leidenſchaft zu ſpielen, verleitet die Chineſen oft ihr Hab und Gut, ja ſelbſt ihre Freiheit zu verſpielen. — Sie kennen auch das Schachſpiel, das aber von dem unſrigen abweicht. Daß Bret beſteht aus 72 Feldern, gebildet durch neun Reihen von Parallellinien und acht andern, welche quer durchgehen. Die Chineſen ſtellen die Steine nicht auf die leeren Felder, ſondern auf die Punkte, wo ſich die Linien durchſchneiden. Es giebt keine Königin, und nur fünf Bauern. Der König heißt der General *) ꝛc.

Zu den Spielen und Vergnügungen **) der Chineſen gehören endlich noch die Hahnen- und Wachtelkämpfe und die beliebte Hetze mit Heuſchrecken, die ſie bis zur Wuth anzueifern verſtehen.

Wie konnten Leute, die ſo einſam in ihren Häuſern leben, und die — das Schachſpiel ausgenommen — an ſolchen abgeſchmackten oder grauſamen Spielen Vergnügen finden, gleichwohl in den Ruf kommen, im Beſitz der feinſten Lebensart zu ſeyn? Gleichwohl ſind, wie wir geſehen haben, die Chineſen von den berühmten Schriftſtellern den Europäern in dieſer Rückſicht als Muſter angerühmt worden. Worin beſteht aber ihre feine Lebensart? — Wir wollen einen Mann antworten laſſen, der nicht zu ihren Feinden gehört. „Iſt der geſellige Umgang, ſagt Staun-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 98. f. wo das Chineſiſche Schachſpiel ausführlicher beſchrieben iſt.

**) Von den Chineſiſchen Schauſpielen werden wir in der Folge reden; wir haben es hier nur vorzüglich mit den häuslichen Vergnügungen, nicht mit den öffentlichen Spectakeln zu thun.

ton *), nicht aus beiden Geſchlechtern gemiſcht, ſo wird es auch an gegenſeitiger Verfeinerung, an Zartgefühl und an Geſchmack, an gefälligen Manieren und an gutem Ton in der Unterhaltung fehlen, und eine Geſellſchaft von lauter Männern wird die Abweſenheit des andern Geſchlechts bald zu Zoten und zu anderem groben Scherz mißbrauchen. Was man von dem ceremoniöſen Benehmen der Chineſen in Geſellſchaft ſagt, iſt bloß körperlich. Sich ſo oder anders verneigen; den Kopf bald in dieſe bald in jene Stellung bringen; das Knie beugen, oder es wieder ausſtrecken; die Hände jetzt zuſammen ſchlagen, dann wieder von einander breiten: das iſt es, worin das Aeußere ihrer Höflichkeit und guten Lebensart beſteht, und wer das nicht nach ihrer Weiſe zu machen weiß, der gilt für ungeſittet.“

In dem abgemeſſenen, für alle Fälle vorgeſchriebenen Betragen, in dem glänzenden Gefolge, ohne welches ſich die vornehmen Mandarinen nie ſehen laſſen, in den verſchiedenen Bücklingen, die jeder Stand ihnen ſchuldig iſt, mit einem Wort in dem Ceremoniel, für deſſen Aufrechthaltung ein eigenes Reichsgericht wacht, beſtehet die ganze feine Lebensart der Chineſen, um welche wir ſie nicht beneiden wollen.

Die oben beſchriebenen Feierlichkeiten bei den Hochzeiten, gehören zu dieſem Ceremoniel nicht weniger, als die Umgänge bei den Leichenbegängniſſen. Das Geſetz ſchreibt dem Chineſen vor, wie er ſich bei einer Hochzeit freuen ſoll; ſo verordnet es auch, wie er bei dem Tode der Seinigen klagen und trauern ſoll. Es ſcheint faſt, als ob die Chineſen es nicht dem Gefühl überlaſſen haben, Freude und Leid zu äußern; alles iſt feſt beſtimmt, wie ein mechaniſches Geſetz.

*) Th. III. S. 423. f.

Die Trauer dauert ordentlicher Weiſe drei Jahre, oder wenigſtens 27 Monate. Während dieſer Zeit kann man kein öffentliches Amt verwalten, ſondern muß in Stille und Einſamkeit ſeinen Verluſt beweinen. Die Trauerfarbe iſt weiß und der Stoff der Kleidung muß um ſo gröber ſeyn, je friſcher der Schmerz iſt. In den erſten tiefen Trauermonaten beſteht das Kleid nur aus einem Sack von Hanf. Auch Mütze und Stiefel müſſen weiß ſeyn. Man darf auf keinem ordentlichen Stuhl, ſondern nur auf einem ſchlechten niedrigen Schemmel ſitzen; man muß auf bloßen Matten ſchlafen, ſich des Fleiſches und Weins enthalten, und keinem Gaſtmal oder einer öffentlichen Verſammlung beiwohnen ꝛc. Erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit iſt es erlaubt auszugehen, und auch dann muß man ſich in einer weiß behangenen Sänfte tragen laſſen.

Die Trauerceremonien oder Ehrenbezeugungen, die man den Todten ſelbſt erweiſ't, dauern gewöhnlich ſieben Tage. So lange der Verſtorbene noch unbedeckt liegt, verſammeln ſich täglich die Verwandten und Freunde vor ſeinem Sarge, in einem weiß behangenen Saale. Vor dem Sarge ſteht ein Tiſch mit dem Bildniſſe des Verſtorbenen, oder mit einem Bret, worauf ſein Name eingegraben iſt. Auf beiden Seiten ſind Blumen, Räucherpfannen und angezündete Wachskerzen. Man begrüßt den Todten, indem man zur Erde niederfällt und ſie einigemal mit der Stirn berührt. Dann legt man mitgebrachte Wachskerzen und Räucherwerk auf den Tiſch. Die beſonders guten Freunde verbinden dieſe Ceremonien mit Seufzen und Heulen, das man oft ſehr weit hören kann. Indem ſie dieſe Pflicht ausüben, tritt der älteſte Sohn mit ſeinen Brüdern hinter einem Vorhange hervor, der zur Seite des Sarges befindlich iſt, wirft ſich mit dem Geſicht, worauf lauter Traurigkeit zu leſen ſeyn muß, auf die Erde, und vergießt unter tiefem Stillſchweigen häufige Thränen. Hinter dem

Vorhange ſtehen auch die Weiber, nicht ſtill, ſondern mit kläglichem Geſchrei klagen. Wenn dieß Alles vorbei iſt, ſtehet man auf, und ein nicht allzu naher Verwandter oder ein Freund des Hauſes nimmt die Condolenz an, und bedient die Freunde. Wie er ſie vorher an der Pforte empfangen hat, ſo führt er ſie jetzt, nachdem genug geweint iſt, in ein anderes Zimmer, wo ſie mit Thee, trockenen Früchten und andern Erfriſchungen erquickt werden.

Die Chineſen beſtatten die Leiche oft erſt nach Monaten zur Erde, und bewahren ſie in verſchloſſenen Särgen, bisweilen wohl Jahre lang, in ihren Häuſern. Zu dieſem Behuf ſind die Särge mit Pech und Harz inwendig ſtark überzogen, und äußerlich gefirnißt oder lackirt, ſo daß nicht der geringſte Geruch durchdringen kann. Auch wird überdieß noch Kalk unter den Körper gelegt, und der leere Raum mit Kattun ausgeſtopft, ſo daß der Leib unbeweglich und faſt im luftleeren Raume liegt.

Am Tage der Leichenbeſtattung finden ſich alle dazu eingeladenen Freunde ein, und man ſorgt dafür, daß der Leichenzug möglichſt zahlreich ſey. Der Zug wird von Leuten eröffnet, welche aus Papier ausgeſchnittene Sklaven, Soldaten, Verſchnittene, Löwen, Pferde, Cameele, Schnecken und dergleichen tragen. Darauf folgen Leute mit Standarten, Fahnen, Räuchergefäßen. Andere machen eine ganz klägliche Trauermuſik. — In einigen Gegenden iſt es gebräuchlich, das Bild des Verſtorbenen vor allen andern Dingen voraus zu tragen. Sein Name und ſeine Würde ſind mit großen Buchſtaben darauf geſchrieben. — Dann folget der Sarg, der mit einem violet ſeidenen Tuch bedeckt iſt, und an deſſen vier Ecken weiße ſeidene, mit Goldfäden durchwirkte Quaſten hängen. Die Bahre, auf welcher der Sarg ſtehet, iſt eine ſo ungeheure Maſchine, daß 64 Mann erfordert werden, um ſie zu tragen. — Der älteſte Sohn, der gleich hinter dem Sarge vor den

übrigen Kindern hergehet, hat einen hanfenen Sack an und muß aus Ehrfurcht für den Vater durchaus ganz krumm gebückt einher ſchleichen. Darauf folgen die Anverwandten und Freunde in Trauerkleidern, und eine große Anzahl mit weißen Tüchern behangener Sänften, worin die Weiber, Töchter und Sklavinnen des Verſtorbenen getragen werden; der Anſtand fordert, daß ſie insgeſammt laut jammern und weinen *).

An dem Begräbnißort werfen ſich die Verwandten und Freunde von neuem auf die Erde, weinen und klagen und machen dazwiſchen Pauſen **).

Iſt der Sarg mit Erde bedeckt, dann werden Libationen gemacht; die Trauernden ſtecken um und auf das Grab parfümirte Kerzen und Papierfähnchen, und zünden vergoldetes Papier an; ſo verbrennen ſie auch Pferde, Kleider und Menſchen, aber Alles nur von Papier ***). Nach dieſen Ceremonien begeben ſich die Leidtragenden unter Zelte oder Pavillons, die zu dieſem Behuf in der Nähe aufgeſchlagen worden ſind, und ruhen hier etwas von den Schmerzceremonien aus; zugleich preiſen ſie den Todten und verzehren die Lebensmittel, welche ihm dargebracht worden waren. Nach geendigter Mahlzeit werfen ſich die Betrübten von neuem vor dem Grabe nieder, der Sohn antwortet durch Begrüßungen und alle beobachten ein tiefes Stillſchweigen.

Wird ein vornehmer Herr begraben, ſo ſind neben dem Grabe verſchiedene Zimmer erbaut, in welchen ſich

*) Du Halde a. a. O. S. 78 ff.

**) De Guignes a. a. O. S. 89 ff.

***) Wahrſcheinlich wurden in ältern Zeiten wirkliche Menſchen und Thiere verbrannt; wenigſtens fand man dieſen Gebrauch bei den Mantſchu noch im 17. Jahrhundert n. C.

die nächſten Verwandten und Freunde einen Monat oder auch länger aufhalten und ihren Schmerz täglich erneuern.

Mit dieſen Ehrenbezeugungen hat es noch nicht ein Ende; ſondern jährlich werden zum Andenken der Verſtorbenen noch zwei andere Ceremonien beobachtet, wobei es nicht weniger ſchmerzlich und feierlich hergeht. Alle Verwandten (und hierzu gehören alle die einen gleichen Namen führen) *) verſammeln ſich im Frühlinge im großen Saale der Vorfahren; denn es giebt keine Familie von Anſehen, die nicht einen zu dieſem Zweck erbauten Saal haben ſollte. Hier wird die Ahnentafel, Wohnung des Geiſtes genannt, aufbewahrt, auf welcher der Name und Stand des Verſtorbenen, ſo wie der Tag ſeiner Geburt und ſeines Todes aufgezeichnet ſind. Hier werden faſt die nämlichen Ceremonien, wie bei den Leichenbegängniſſen beobachtet. Beſonders darf das Niederwerfen zur Erde in den Staub nicht fehlen. Auch werden Räucherwerk und Lebensmittel von neuem geſpendet.

Die zweite Trauerfeier findet bei dem Grabe ſelbſt ſtatt. Da dieſes jeder Zeit außerhalb der Stadt ſich befinden muß, ſo begiebt ſich die ganze große Familie nach der Ruheſtätte des ſeligen Chineſen, reißt das Gras aus, fällt nieder, weint und ſpeiſ't wiederum zu ſeinem Andenken.

Wir wollen nun die Todten ruhen laſſen und das Höflichkeits ＝ Ceremoniel unter den Lebenden anführen, wie es uns De Guignes **) lebhaft geſchildert hat. Dieſes

*) Die Achtung für die Familie und ihre Ahnen erlaubt den Chineſen nicht, bei dieſer Verſammlung der Verwandten auf Stand und Rang zu ſehen! daher hier Handwerker und Mandarinen, Gelehrte und Bauern ohne Unterſchied ſich einfinden. Der Aelteſte an Jahren hat unter ihnen den Vorrang.

**) A. a. O. Th. II. S. 64.

Ceremoniel iſt in China unveränderlichen Geſetzen unterworfen. Niemand wagt es, eine Veränderung damit vorzunehmen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staate beruhe darauf.

Vor dem Kaiſer, als ſouverainen Herrn betrachtet, muß ſich jeder Einwohner des Reichs demüthigen. Was ihm angehört, wird für heilig gehalten. Wenn man mit ihm ſpricht, bedient man ſich eigener, nur dazu erſundener Redensarten. Die Mandarinen erhalten einen Theil dieſer Verehrung, weil der Kaiſer ihnen einen Theil ſeiner Gewalt übertragen hat.

Wenn ſich zwei Chineſen von gleichem Range begegnen, ſo verbeugen ſie ſich gegen einander, geben ſich ſeitwärts, und zwar auf der linken Seite die Hände und ſchütteln ſie; iſt einer von ihnen vornehmer als der andere, dann geben ſie ſich von vorn die Hände, ſenken und heben ſie mehreremale, verneigen ſich dann, der eine tiefer als der andere und wiederholen oftmals die Worte: Tſintſie. Tſin-Leao, (ich grüſſe Sie.) Gewöhnlich ſuchen die Mandarinen einander aus dem Wege zu gehen; iſt dieſes aber nicht möglich, dann ſteigt der niedere vom Pferde, oder aus dem Palankin, um ſich tief vor dem höheren zu beugen; haben beide gleichen Rang, ſo bleiben beiden ſitzen und grüſſen ſich; ſind ſie aber zu Fuß, dann dauert das Ceremoniel länger, denn es iſt höflich, nicht zuerſt wegzugehen.

Wenn ein gemeiner Mann einem Mandarin begegnet, ſo ſtellt er ſich ſchnell gerade, läßt die Hände herabhängen und neigt den Kopf ein wenig, er grüßt aber nicht, denn dieſe übermäßige Höflichkeit kommt ihm nicht zu und eine ſolche Erhebung über ſeinen Stand könnte ihm eine Zurechtweiſung zuziehen.

Will man mit einem vornehmen Mandarin ſpre-

chen, oder ihm etwas überreichen, ſo kniet man nieder, ſenkt dreimal den Kopf und trägt ſo ſeine Angelegenheit vor. Iſt der Menſch nicht ganz gemein, ſo hebt ihn der Mandarin auf, und dann tritt jener ein wenig ſeitwärts. Spricht man ganz nahe mit vornehmen Leuten, ſo muß man die Hand vor den Mund halten und ſich dabei achtungsvoll verbeugen.

Will ein Chineſe irgend Jemanden einen Beſuch machen, ſo ſendet er ihm erſt ein Kompliment und ſeinen Namen in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefalteten Papier, welches auf dem letzten Blatte ein kleines, triangelförmiges Stück Goldpapier hat. Man kann den Beſuch annehmen oder nicht; im letzteren Falle giebt man bloß das Billet zurück, und bittet, der Beſuchende möge nicht aus dem Palankin ſteigen. Hierauf ſchickt man ihm ein ähnliches Billet, und je ſchneller dieß geſchieht, deſto höflicher iſt man. Wird aber der Beſuch angenommen, dann iſt das Ceremoniel ganz ohne Ende.

In allen Höfen vor den Gemächern giebt es drei Thüren; hier werden dann die meiſten Complimente gemacht, weil der Kommende nicht durch die Mittelthür gehen will, und es erſt nach vielen Umſtänden thut, indeß der Hausherr durch eine Seitenthür geht. Iſt man ins Zimmer getreten, ſo muß dem Gaſt ein Stuhl angeboten werden, allein der Hauswirth muß ihn erſt leicht abwiſchen. Sitzt man endlich, ſo hält man ſich gerade, die Hände auf den Knien, die Füße beide in gleicher Entfernung vom Stuhle, ganz ruhig mit ernſter Miene.

Die Chineſen geben allemal Thee bei Beſuchen, allein ſie ſerviren ihn nicht, wie wir; ſie legen die Theeblätter nämlich in eine porzellanene Taſſe, gießen kochendes Waſſer darauf, bedecken ſie dann wieder und reichen ſie in einer Art von kupfernen Näpfchen dar. Man muß die Taſſe mit beiden Händen faſſen und langſam trinken.

Nimmt man Zucker dazu, ſo rührt man mit dem Deckel um, weil man in China ſich keines Löffels bedient.

Will man bei einem Beſuche zugleich ein Geſchenk machen, ſo muß man dem Viſitenbillet ein Verzeichniß der Geſchenke beifügen. Alles ſtellt man dem Bedienten des Hausherrn zu, welcher das Geſchenk erſt beſieht, wenn der Beſuchende fort iſt. Man kann Alles, oder nur etwas davon behalten. Im letzteren Fall ſchreibt man das Behaltene auf einen Zettel und ſendet das Uebrige zurück. Es würde ſehr unhöflich ſeyn, wenn man gar nichts behalten wollte.

Manche ſenden mit dem Viſitenbillet bloß das Verzeichniß der Geſchenke. Man zeichnet ſich nun aus, was einem gefällt, und ſchickt das Verzeichniß zurück. Dann wird das Bezeichnete erſt gekauft und überſandt.

Auch beim Briefſchreiben müſſen gewiſſe Formalitäten beobachtet werden. Jeder Brief muß aus nicht weniger, als neun Blättern beſtehen und mit Buchſtaben von mittlerer Größe geſchrieben ſeyn. Man fängt erſt auf dem zweiten Blatte an, und ſetzt ſeinen Namen ans Ende unten auf die Seite. Der Name der Perſon, an welche der Brief gerichtet iſt, muß höher ſtehen, als die übrige Schrift und eine einzige Zeile bilden. Wenn ein Chineſe, welcher um einen Verwandten trauert, an Jemanden ſchreibt, klebt er ein blaues Papier über ſeinen Namen. Sendet er ein Geſchenk, ſo nimmt er ſtatt des gewöhnlichen rothen, ein weißes Papier. Ein Brief wird der Länge nach gefaltet und in einen Umſchlag gelegt, worüber ein Streif rothes Papier geſiegelt wird, mit der Bemerkung, daß ſich der Brief inwendig befinde. Hierauf ſteckt man ihn in eine Papierkapſel, die oben zugeſiegelt wird, und ſchreibt ſodann den Namen, Stand und die Wohnung der Perſon, an welche man ihn ſenden will.

Auf alle dieſe Formalitäten legen die Chineſen ein großes Gewicht, und halten andere Nationen, welche ſich nicht dazu bequemen, für Barbaren. Ein Europäer dagegen bemerkt, daß die Chineſen durch ihre Feierlichkeit und Höflichkeit im höchſten Grade kleinlich werden; der immerwährende Zwang, worin ſie leben, macht ſie furchtſam und mißtrauiſch, und vom Mißtrauen zur Betrügerei iſt nur ein Schritt; daher erklärt ſich's auch, daß die Chineſen unter einer glatten und artigen Außenſeite, einen falſchen und heuchleriſchen Charakter verbergen.

7.

Induſtrie.

Wenn wir die Chineſen in ihren Sitten und Gewohnheiten für lächerlich, kindiſch und albern erkennen, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß ſie in Rückſicht ihres Fleißes unter allen Aſiatiſchen Nationen am meiſten unſere Achtung und Aufmerkſamkeit verdienen. In vielen nützlichen Künſten haben ſie es ſeit den älteſten Zeiten ihrer Geſchichte weiter gebracht, als alle ihre Nachbaren; und obgleich ſie von einer wiſſenſchaftlichen Technologie keine Achtung zu haben ſcheinen, weil Mechanik und Chemie bei ihnen nur in unzuſammenhängenden Handgriffen beſtehen: ſo iſt es doch um ſo mehr zu bewundern, daß ſie, ohne Theorie, in der Praxis ſo viel geleiſtet haben. Alle Reiſenden rühmen die Kunſtfertigkeit oder vielmehr die mechaniſche Geſchicklichkeit der Chineſen, und erzählen auffallende Beiſpiele davon. Die Chineſen haben Uhren auseinander gelegt und wieder zuſammen geſetzt, ohne vorher einen Begriff von einer ſolchen Maſchine ge-

habt zu haben; ſie haben Europäiſche Gemälde copirt, ohne unſere Malerkunſt zu kennen und dergleichen mehr. Den Compaß, die Bereitung des Schießpulvers, den Gebrauch der Kanonen, die Fabrication des Porzellans, und die Buchdruckerei haben ſie viel früher gekannt als die Europäer, und es iſt wenigſtens nicht unmöglich, daß einige, bis zu unſeren Welttheilen gedrungene Nachrichten von ihren Künſten die Veranlaſſung wurden, daß unſere Künſtler ſie nacherfanden.

Bei aller Geſchicklichkeit der Chineſen aber ſcheinen ſie nie über den Punkt, den der Zufall ſie in den Künſten erreichen ließ, hinaus gegangen zu ſeyn, und wenn es je in ihrer Geſchichte eine Periode gab, wo der Erfindungsgeiſt und das Genie unter ihnen lebendig waren, ſo iſt ſie doch längſt vorübergegangen, und die Nation, wie es ſcheint, ſeit vielen Jahrhunderten nicht weiter fortgeſchritten. Geiſt und Genie ſind unter ihnen verſteint; nur die mechaniſche Fertigkeit erhält ſich noch in Beweglichkeit unter ihnen.

Das erſte Element aller geſelligen Cultur, der Ackerbau, hat unter den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie in China ſich am weiteſten ausgebreitet und genießt auch unter allen Staaten, die auf Civiliſation Anſpruch machen, dort die meiſte Ehre. Der Kaiſer, um den Bauernſtand öffentlich zu ehren, umpflügt mit eigener Hand in jedem Frühlinge ein kleines Feld. Dieß iſt keine leere Ceremonie, denn der Kaiſer führt den Pflug beinahe eine Stunde lang. Nach dem Kaiſer ziehen in ſeiner Gegenwart auch die Prinzen und die vornehmſten Staatsbeamten jeder einige Furchen und der Kaiſer ſowohl, als ſeine vornehmen Gehülfen ſind bei dieſer Feldarbeit in Bauerntracht gekleidet. Die Erndte, welche dieſes alſo beſtellte Feld trägt, wird mit der größten Sorgfalt eingeſammelt, und übertrifft, wie jedesmal mit Pomp bekannt gemacht wird, an Ertrag und an

Güte Alles, was in demſelben Jahre Felder von gleichem Umfange im ganzen Reiche geliefert haben. Die Feier dieſes Ackerfeſtes wird durch's ganze Land angezeigt, damit auch der geringſte Bauer erfahre, daß ſein Stand vom Kaiſer ſelbſt hoch geachtet iſt, und daß er, um dieß förmlich zu erkennen zu geben, in dieſer edlen Handtierung ſich ihnen öffentlich gleichſtellt *). — In den Provinzen wird von den Gouverneuren zu gleicher Zeit ein Ackerfeſt durch prachtvolle Prozeſſionen gefeiert **).

Durch die öffentliche Aufmunterung und durch zweitauſend jährige Sitte iſt der Ackerbau auch zu einer ſeltenen Höhe gediehen und wird in den culturfähigen Provinzen mit muſterhaftem Fleiße betrieben. Das Feld wird dort ſo ſorgfältig, als bei uns die Gärten bearbeitet; man ſieht kaum eine Handbreit Land, die nicht benutzt wäre, und ſelbſt die Wege ſind ſchmal, damit auch durch ſie dem Ertrage des Bodens ſo wenig als möglich entzogen werden möchte ***). Selbſt die Niederungen an der See, die aus angeſpültem Erdreich entſtanden ſind, werden ſorgfältig bepflanzt, und jede noch ſo geringe Quelle, die von den benachbarten Anhöhen herunterrieſelt, wird zur Wäſſerung der Pflanzungen benutzt ****). — Auf den felſigten Bergen brechen die Chineſen die Steine aus und machen davon kleine Mauern, ihre Teraſſen zu unterſtützen. Dieſe füllen ſie mit guter Erde aus und säen Getraide hinein †).

Die Beſchreibung des Ackerbaues in China würde

*) Staunton l. c. Th. II. S. 126.

**) Dü Halde l. c. Th. VII. S. 32 f.

***) Staunton Th. I. S. 300.

****) Ebendaſelbſt S. 295.

†) Dü Halde l. c. Th. VII. S. 31.

eine eigene Abhandlung erfordern; hier, wo uns der Raum beſchränkt iſt, müſſen wir uns begnügen einige kurze Notizen mitzutheilen, welche die Reiſenden über dieſe wichtige Angelegenheit aufgezeichnet haben.

Staunton *) ſah ein Stoppelfeld, wo das Kafferkorn (Holcus sorghum) bereits eingeerndtet war, und das von Neuem beſtellt wurde. Man verfuhr dabei, wie die Chineſen bei allen ihren Handarbeiten thun, ſehr methodiſch, nämlich auf folgende Art: Der Arbeiter geht die Furche entlang und lüftet mit einer Hacke wechſelsweiſe zur Rechten und zur Linken die Stoppeln. Der zweite Arbeiter folgt dem erſten auf dem Fuße nach, hebt die Stoppeln vollends aus, klopft das an den Wurzeln hängende Erdreich los und legt die Stoppeln in Haufen. Der dritte Arbeiter lockert das Erdreich zwiſchen den Furchen mit einer Hacke auf, da es ſich dann mit einem einzigen Büffel umpflügen läßt. Die Stoppelhaufen werden manchmal auf dem Felde verbrannt und die Aſche wird dann als Dünger ausgeſtreuet. — Da alle Felder unabläſſig, Jahr aus Jahr ein, bebauet werden: ſo iſt das Erdreich ſo mürbe, daß es ſich mit dem leichteſten Pfluge ackern läßt. Wo vollends der Boden nicht ſchwer iſt, da braucht man weder Ochſen noch Pferde dazu, ſondern es ſpannen ſich Männer und Weiber vor den Pflug und ziehen ihn ohne Beſchwerde. Er hat keine Pflugſchaar, ſondern iſt von der einfachen Geſtalt des, in manchen Ländern von Europa üblichen ſogenannten Hakens; die Spitze, welche die Stelle der Pflugſchars vertritt, iſt am hintern Ende ein wenig aufwärts gekrümmt, und dieſe Krümmung thut mit unſerm Streichbrete gleiche Dienſte. Manchmal iſt dieſe Spitze von Eiſen, oft auch nur

*) Th. III. S. 299.

von hartem ſogenannten Eiſenholze (von Mimusops elengis?) *)

Das Ackerfeld iſt nicht, wie bei uns, in Furchen und Rinnen beſtellt, ſondern durchaus eben. Unſere Methode mag in ſofern ihren Nutzen haben, daß ſie, bei überflüſſiger Näſſe, das Ablaufen des Waſſers befördert: wenn man aber behauptet, daß dadurch zugleich Grund und Boden, folglich auch die Erndte vermehrt werde, ſo iſt das ein Irrthum; denn wenn gleich die Furche zwei Seiten hat, ſo finden doch auf beiden zuſammen genommen nicht mehr Pflanzen Raum, als auf der ebenen Grundfläche der Furche ſtehen könnten, und überdieß ſchadet die ungleiche Vertheilung der Erde der Saat; beſſer werden Gras und Korn auf einer gänzlich ebenen, als auf einer mit Furchen durchzogenen Fläche ſtehen.

Alles Korn wird in China nicht ausgeſäet, ſondern geſteckt, und dadurch nicht nur an der Erndte gewonnen, ſondern auch an Saat erſpart. Die Chineſen wiſſen, daß, wenn man den Saamen im Wurf ausſtreuet, nicht nur manches Korn verloren geht, ſondern daß auch das Getraide unvermeidlicher Weiſe an einer Stelle dichter, als an der andern ſteht, dadurch aber ſehr ungleich zuträgt; und da zum Stecken der Saat Weiber und Kinder gebraucht werden können, ſo findet das Wurfſäen hier nur noch in wenig einzelnen Fällen Statt. Einer der Mathematiker der Engliſchen Geſandſchaft berechnete, daß von dem Korn, welches in Vergleichung zum Wurfſäen gegen das Stecken durch ganz China jährlich erſpart wird, alle Einwohner von Großbrittanien das Jahr hindurch würden leben können.

*) Die in Stauntons Reiſen mitgetheilte Abbildung des Chineſiſchen Pflugs gleicht auffallend dem Pfluge der Lettiſchen Bauern in Curland.

Man ſcheint es nicht aus der Acht gelaſſen zu haben, daß auch auf die Richtung etwas ankommt, nach welcher das Korn geſteckt wird. Daher verordnet das Chineſiſche Geſetz das bei der jährlichen Feier des Ackerfeſtes der Kaiſer mit dem Geſicht nach Süden zu ſtehen und ſo, den Pflug mit der rechten Hand führend, die Furchen ziehen ſolle *).

Auf die Erhaltung und Einſammlung des Düngers wenden die Chineſen eine große Sorgfalt. Da die Viehzucht bei ihnen nicht ſtark getrieben wird, ſo ſorgen ſie dafür, daß von den Excrementen der Menſchen und, ſelbſt der Vögel, ſo wenig als möglich umkomme. In den Städten und auf den Landſtraßen, an den Ufern der Flüſſe und der Kanäle, kurz überall, wo Gelegenheit dazu vorhanden iſt, ſieht man eine unſägliche Menge abgelebter Männer und Weiber, desgleichen Kinder damit beſchäftigt, alle Unreinigkeiten und Abgänge, die zur Düngung dienen können, vermittelſt eines Rechens von der Erde aufzunehmen und in einen Korb zu ſammeln, den ſie vor den Leib gebunden tragen. — Die Chineſen halten (wie die Römer, dem Columella zufolge,) die menſchlichen Excremente für die kräftigſten aller Düngerarten. Sie vermiſchen ſie mit einer großen Quantität fetter Lehmerde und machen dann Kuchen daraus, die in der Sonne getrocknet werden. Mit dergleichen Düngkuchen wird ein förmlicher Handel getrieben. Der Landmann wendet ſie aber nie in trockener Geſtalt an, ſondern wirft ſie in eine waſſerdicht gemachte Grube mit Laub und Wurzeln, mit Uferſchlamm, mit allem möglichen Abgang aus der Küche und dem Hausweſen zuſammen, und gießt, ſo viel er habhaft werden kann, Miſtjauche, Urin und auch bloßes Waſſer hinzu. Iſt Alles dieſes durch Fäulniß in eine breiartige Maſſe aufgelöſet, ſo wird der gepflügte und zubereitete Acker damit be-

*) Die herrſchenden Winde jedes Ortes müſſen hierüber entſcheiden und die Furchen ſo gezogen werden, daß die ſchädlichen Winde nicht gerade durch die Stadt hinwehen können.

ſprengt. Damit auch von dem Hauptbefruchtungsmittel nirgends das mindeſte verloren gehe: ſo findet man längs den Landſtraßen und Kanälen, auf den Höfen und zwiſchen den Ackerfeldern, überall große irdene Gefäße bis an den Rand in die Erde gegraben, in welche der Arbeiter und der Vorübergehende ſich ihrer Nothdurft entledigen. Alle dieſe einzelnen Gefäße werden von Zeit zu Zeit in größere gemauerte Behälter ausgeleert, die zu dieſem Behuf in der Nachbarſchaft der Landſtraßen, beſonders unweit der Dörfer angelegt ſind, und um die Verdünſtung zu verhüten, wird ſchichtweiſe Stroh darauf geſtreuet. Der Hauptbeſtandtheil dieſer Maſſe ſteht, als Dünger betrachtet, in ſolchem Werthe, daß man, wegen ihres perſönlichen Beitrages zu demſelben, auch die abgelebteſten Leute in einer Familie nicht umſonſt zu füttern glaubt.

Indeß kann auch bei der größten Sparſamkeit und Induſtrie, doch nicht ſo viel Dünger zuſammen gebracht werden, daß alles urbare Land damit zu beſtellen wäre, und deßhalb wird er vornehmlich nur beim Anbaue der Küchengewächſe, bei der Blumencultur und bei der Obſtzucht angewendet. Bei den Kornfeldern, die wenig gedüngt werden, ſuchen ſich die Chineſen durch Vermiſchung der Erdarten zu helfen. Wo der Boden allzu feſt iſt, da bringen ſie Sand hin, und Lehm wo er allzu locker befunden wird; wenn dadurch zur Fruchtbarkeit der Grund gelegt iſt, ſo befördern ſie ſolche vollends durch eine wohleingerichtete unabläſſige Wäſſerung. Doch benutzen ſie den Dünger in ſo fern zum Beſten des Korns, daß ſie jede Saat in Miſtjauche einweichen, bis ſie anfängt zu keimen. Der Chineſiſche Bauer behauptet, daß hiervon die Saat ſchneller und kräftiger wachſe, und daß die jungen Pflanzen von Ungeziefer frei bleiben *).

Die Kunſt, das Land zu wäſſern, macht von der Acker-

*) Staunton Th. III. S. 392 f.

wirthſchaft der Chineſen einen Hauptbeſtandtheil aus. Man bedient ſich hierzu entweder ſinnreich erfundener Schöpfräder, oder die Bewäſſerung wird auch durch Menſchen auf eine einfache aber mühſame Art bewirkt. Wo das Feld mit dem Ufer des Fluſſes ziemlich von gleicher Höhe iſt, da ſchöpfen zwei Männer aus dem Fluſſe mit einem waſſerdicht geflochtenen, flachen Korbe, der an Stricken hängt, und werfen und ſchleudern, vermittelſt einer ſchnellenden Bewegung, das Waſſer in ein höher gelegenes Baſſin, von welchem es dann, durch kleine Gräben, die nach Willkür geſtauet werden können, auf die benachbarten Felder geleitet wird. Zu eben dieſem Zweck bedient man ſich auch des Ziehbrunnens, der mit dem in mehrern Europäiſchen Ländern üblichen, von ganz gleicher Einrichtung iſt, und bloß einen waſſerdicht geflochtenen Korb ſtatt des Eimers hat. Nächſt dieſer einfachen Methode kennen und gebrauchen die Chineſen auch die ſogenannte Kettenpumpe. Die Einrichtung derſelben weicht von der unſrigen vornämlich darin ab, daß die Kammern nicht rund, ſondern viereckig ſind. Ein ausgehöhlter Holzſtamm, der vermittelſt einer hölzernen Scheidewand, ſeiner ganzen Länge nach in zwei gleiche, ſenkrecht über einander liegende Rinnen getheilt iſt, macht die Röhre der Pumpe aus. Vor der obern ſowohl, als vor der untern Mündung dieſer Röhre befindet ſich ein kleines Rad. Ueber dieſe beiden Räder weg, und längs der ganzen Röhre läuft eine Kette, die von Diſtanz zu Diſtanz durch kleine viereckige Bretchen durchgeht, welche mit dem innern Raume der Röhre von ganz gleicher Größe ſind, und folglich genau an die Seitenwände derſelben anſchließen; dieſe Bretchen heißen die Heber. Soll nun die Pumpe arbeiten, und zwar ſoll ſie viel Waſſer liefern, ſo daß mehrere Arbeiter dazu nöthig ſind, ſo ſteckt man durch das obere Rad eine ziemlich lange Achſe oder einen Wellbaum, der mit Tritten, die in Geſtalt eines T daraus

hervorragen, verſehen iſt. Dieſer Wellbaum läuft an jedem Ende in einen ausgehöhlten Klotz; von dieſen beiden Klötzen geht eine Stütze in die Höhe, an welche ungefähr vierthalb Fuß hoch über dem Wellbaum und in gleicher Richtung mit demſelben, eine Stange befeſtiget iſt. An dieſe Stange halten ſich die Arbeiter mit den Händen, während ſie den Wellbaum treten und dadurch das Rad in Schwung bringen. Indem nun das Rad die Kette in Bewegung ſetzt, wirken die daran befeſtigten Bretchen oder Heber, wie eine Reihe auf einander folgender Ventile, und ſtoßen in die Röhre oder Rinne, worin ſie laufen, ohne Unterlaß eine Säule Waſſer vor ſich her in die Höhe. Dieſe Art, die Kettenpumpe in Bewegung zu ſetzen, wird vornämlich bei größeren Unternehmungen angewendet, z. B. zu Austrocknung niedriger, moraſtiger Gegenden, oder um aus einem niedrigeren Teiche den Waſſerſtand eines höher gelegenen zu vermehren und dergleichen. Wird weniger Kraft erfordert, ſo läßt man die Arbeit durch einen einzigen Büffel verrichten, der zu dem Ende ein großes horizontales Kammrad herumtreiben muß, durch deſſen Zähne die Rolle oder das Rad, über welches die Kette mit den Hebern läuft, in Bewegung geſetzt wird. Eine dritte, noch kleinere Gattung wird, vermittelſt einer an der Achſe des Heberades angebrachten Kurbel, mit der Hand gedrehet. Eine ſolche kleine Handpumpe hält ſich jeder Bauer, ſie iſt ihm ſo nöthig als unſern Bauern der Spaten; deßhalb nährt ſich auch in China eine große Menge Menſchen bloß vom Pumpenmachen.

Noch erwähnt Staunton *) eines Schöpfrades, das bei der Bewäſſerung treffliche Dienſte leiſten muß. Die Achſe dieſes Rades, ungefähr zehn Fuß lang, ruht auf zwei Pfählen von hartem Holze, die in den Fluß in ſenkrechter Richtung gegen das Ufer eingeſchlagen werden. Der

*) Th. III. S. 412 f.

äußere Umfang des Rades beſteht aus einem doppelten Kreiſe von Felgen (oder Kränzen), von denen der innere, nach dem Ufer zugekehrte, ungefähr 15 Zoll weniger im Durchmeſſer hält; als der äußere; die aber beim Umſchwunge des Rades beide ins Waſſer tauchen. An jedes Ende der Aſche in eine Reihe von 16 bis 18 Speichen eingeſetzt, die ſchräg nach den beiden Felgenkreiſen hinaufgehen und ſich, ungefähr auf zwei Drittel des Weges dahin, durchkreuzen, indem der eine Strahl der Speiche, die ans Uferende der Achſe befeſtiget iſt, nach dem äußeren, der andere Strahl hingegen, der am Stromende der Achſe eingelaſſen iſt, nach dem inneren Felgenkreiſe hingeht. Vermittelſt dieſer Durchkreuzung bildet jede Doppelſpeiche zwei, mit der Spitze einander zugekehrte Dreiecke, von denen das unterſte, bei weitem größte, die Achſe zur Baſis hat. An das obere Ende der Speiche iſt ein Schuß oder Gelenk von ausgehöhltem Bambusrohr befeſtigt, welches, unter einem Winkel von 25 Grad geneigt, von dem äußeren nach dem inneren Felgenkreiſe hinüberreicht. Von dieſem ausgehöhlten Bambusrohre bis zu dem Punkte, wo die Speichen ſich kreuzen, iſt der Zwiſchenraum, (der ein umgekehrtes Dreieck vorſtellt,) wie ein Windmühlenflügel mit einem Flechtwerk von Bambusrohr ausgefüllt. Dieſes Flechtwerk macht nun die Schaufel oder das Streichbret aus, gegen welches die Strömung des Fluſſes drückt und dadurch das Rad in Umſchwung bringt. Indem dieß geſchieht, füllen ſich die ausgehöhlten Bambusröhre, als ſo viel Schöpfbutten, mit Waſſer an und behalten es, ihrer Stellung nach, in ſich, bis ſie, dem Schöpfungspunkte gegenüber, oben in die Höhe gelangen. Hier gießen ſie es in eine Rinne aus, vermittelſt welcher es, zu jedem beliebigen Gebrauche, weiter geleitet wird. — Noch iſt ein innerer Kreis oder Ring von Bambusrohr angebracht, der den Speichen, da, wo ſie einander durchkreuzen, zum Befeſtigungspunkt dient. — Ein nicht gemeines Verdienſt an dieſer Maſchine

iſt dieſes, daß ſie, die Pfoſten und die Achſe abgerechnet, durchaus nur aus Bambusrohr beſteht, und daß weder ein Nagel noch eine Schraube, noch ein Band, mit Einem Worte, nicht das mindeſte Eiſenwerk dazu erfordert wird, Felgen, Speichen, der innere Ring, die Schöpfbutten, die Schaufeln, Alles iſt mit längeren oder kürzeren Enden von Bambusrohr, wie mit Baſt zuſammen gebunden. Hier ſind alſo die äußerſte Wohlfeilheit und Leichtigkeit mit großer Feſtigkeit und Dauer gepaart.

Dergleichen Schöpfräder ſind, je nachdem das Waſſer mehr oder minder hoch gehoben werden ſoll, von 20 bis 40 Fuß im Durchmeſſer. Es kann bei 30 Fuß wohl zwanzig Schöpfbutten tragen, jede vier Fuß lang und, im Lichten, zwei Zoll weit. Eine ſolche Butte hält 138, zwanzig Butten alſo 2760 Quadrat-Zoll Waſſer. Nun würde ein Fluß von mittelmäßig ſchneller Strömung ein ſolches Schöpfrad in einer Minute viermal herumtreiben, folglich 11,072 Qadratzoll Waſſer liefern, das betrüge alſo jede Stunde 664,320 Quadratzoll, mithin in 24 Stunden über 300 Tonnen, welches mehr iſt, als irgend eine der jetzt bekannten ähnlichen Maſchinen giebt. Das ſogenannte Perſianiſche Waſſerrad, wo die Schöpfbutten frei an den Felgen hängen und das im ſüdlichen Frankreich, desgleichen im Tyrol allgemein üblich iſt, kommt dem Chineſiſchen am nächſten, iſt aber weder ſo einfach und ſo ſinnreich, noch auch bei weitem ſo wohlfeil. In Tyrol giebt es zwar ein Waſſerrad, welches an der ganzen Peripherie hohle Schaufeln hat, es kommt aber an Wirkung nicht einmal dem Perſianiſchen, geſchweige denn dieſem Chineſiſchen Schöpfrade gleich.

Auch dieſe wenigen, abgeriſſenen Nachrichten von der Cultur des Bodens, mit welcher die Chineſen die Cultur des Waſſers, möchte man ſagen, verbinden, werden hinreichen, bei unſern Leſern Aufmerkſamkeit auf den Chi-

neſiſchen Ackerbau zu erwecken. Wir könnten noch mehrere Beweiſe von der Sorgfalt und dem Fleiße der Chineſen in dieſem Fache der Induſtrie aus Staunton's Reiſen anführen, der hierüber ſehr intereſſante Bemerkungen mittheilt, wenn es uns nicht an Raum gebräche.

Wir wollen nur noch das Urtheil Barrow's anführen, das er über die Chineſiſche Agricultur fällt. „Im Ganzen genommen, ſagt er *), wenn ich meine Meinung darüber ſagen ſoll, was die Chineſen als Landwirthe für Verdienſte beſitzen, ſo würde ich nicht anſtehen, zu behaupten, daß, wenn man einem ihrer Bauern ſo viel Land gäbe, als er und ſeine Familie mit dem Spaten umgraben können, er das Land mehr nutzen und darauf mehr zum Unterhalt des Menſchen hervorbringen würde, als irgend ein Europäer im Stande iſt; aber wenn man einem Pachter funfzig oder hundert Morgen des beſten Landes in China um mäßige Zinſen gäbe, ſo behaupte ich, daß er ſo wenig vermögend ſeyn würde, den Betrag dieſer Zinſen dreimal daraus zu gewinnen, worauf Brittiſche Pächter gewöhnlich ihre Rechnung machen, daß er kaum im Stande wäre, ſeine Familie zu erhalten, wenn er das nöthige Arbeitslohn für den Anbau des Gutes bezahlt hätte. — Es giebt keine großen Pachtgüter in China. Die Einwohner genießen jeden Vortheil, der damit verbunden ſeyn kann, daß die Ländereien ziemlich gleichförmig vertheilt ſind, u. ſ. w."

Der Gartenbau der Chineſen iſt, in Rückſicht auf Erzeugung der verſchiedenen Gemüſegattungen, muſterhaft zu nennen; bei jedem Bauerngehöfte iſt ein Stück Land mit Küchengewächſen bepflanzt, die mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. In der Baumzucht ſollen die Chineſen aber noch ziemlich unerfahren ſeyn.

*) Th. II. S. 255.

Wichtige Zweige der Agricultur ſind noch: der Tabaks-bau, die Zucker-, Indigo- und Maulbeerplantagen, die Baumwollenzucht und der Theebau. Von dem letzten wollen wir, unſerm Verſprechen gemäß *) hier das Wichtigſte anführen.

Man findet den Thee nicht leicht in den Ebenen und Niederungen, weil dieſe größten Theils zum Reißbau gebraucht werden, ſondern nur in Berggegenden förmlich angepflanzt. Dort wird der Saame, in geradliniger Richtung, vier Fuß weit auseinander geſteckt und das Land ganz rein gehalten; der Strauch macht keinen eigentlichen Stamm, ſondern ſproßt vielzweigig aus der Erde hervor, wie bei uns der Roſenſtrauch. Man läßt ihn nicht hoch wachſen, um die Blätter deſto bequemer abpflücken zu können; welches zuerſt im Frühjahre und dann im Sommer noch zweimal geſchieht. Der mehrere oder mindere Wohlgeſchmack des Thee's hängt theils vom Erdreich, theils vom Alter und von der Zubereitung der Blätter ab. Zu der geringſten Sorte, die der gemeine Mann trinkt, nimmt man die größten und älteſten Blätter ohne weitere Zubereitung, als daß man ſie welk werden läß[illegible]; weßhalb auch der Aufguß davon mehr einen grasartigen, als den eigenthümlichen gewürzhaften Geſchmack der feineren Sorten hat. Bei dieſen letzteren hingegen verfährt man mit deſto größerer Sorgfalt. Jedes einzelne Blatt wird nämlich von den Weibern, welche dieſe Arbeit verrichten, zwiſchen den Fingern zuſammengerollt, da es dann ungefähr die Geſtalt bekommt, die es vor ſeiner Entfaltung auf dem Stamme hatte, dann wird es über einem gelinden Kohlfeuer gedörrt, bis alle Feuchtigkeit verdunſtet und das Blatt ganz kraus iſt. Das Trocknen geſchieht auf irdenen oder eiſernen (nie auf kupfernen), Platten, die zu dieſem Ge-

*) S. oben Seite 163.

brauche hier zu Lande ungleich dünner gemacht werden, als man ſie in Europa zu machen verſteht. Die Farbe und der zuſammenziehende Geſchmack des ſogenannten grünen Thee's, die man irrig dem Kupfer hat beimeſſen wollen, ſollen bloß davon herrühren, daß die Blätter ganz jung gepflückt werden, und alsdann, gleich einer unreifen Frucht grün und herbe ſind. Nach dem Trocknen wird der Thee in große, mit dünnen Bleiplatten, deßgleichen mit einem großblättrigen, getrocknetem Kraute ausgelegte Kiſten gepackt, oder vielmehr von den Arbeitern mit nackten Füßen eingetreten *).

Der Thee wird in China ſelten weiter nach Norden, als bis zu 30 Grad N. Br. gefunden.

So große Sorgfalt die Chineſen auf die Cultur des Bodens und Benutzung der Pflanzen verwenden, ſo ſehr iſt im Ganzen die Viehzucht vernachläſſiget. Das Schwein iſt das Lieblings-Hausthier der Chineſen, weil es wenig Pflege erfordert und ein Fleiſch giebt, das ihnen am wohlſchmeckendſten zu ſeyn ſcheint. Die Chineſen verſtehen es zu ſalzen und zu räuchern und die Schinken ſind von vorzüglicher Güte.

Die größte Sorgfalt verwenden ſie auf die Entenzucht, von der ſich eine Menge Menſchen ernähren, ſo zwar, daß Einige bloß mit den Eiern, Andere mit jungen, Andere mit ältern Enten handeln. Die Enten werden hier bekanntlich auf Oefen, in eigends dazu eingerichteten Kaſten ausgebrütet. Die Kaſten ſind mit Sand gefüllt, und darein werden die Eier nach der Ordnung gelegt. Bei dem Einheizen des Ofens wird eine große Genauigkeit und eine wahrhaft Chineſiſche Geduld erfordert, um den gleichen Grad der Wärme ununterbrochen zu erhalten. Die alſo ausgebrüteten jungen Enten werden mit vieler Vorſicht auf-

*) Staunton Th. III. S. 384 f.

gezogen, und ihre Nahrung nach dem verſchiedenen Alter ausgewählt. Dieſe gute Erziehung ſoll den Enten, die bei uns ziemlich dumm ſind, in China mehr Gelehrigkeit gegeben, ſo daß ſie dort ſowohl auf den Pfiff der Wärter, als auch auf die Leitung der alten Enten ſehr aufmerſam ſind, und ihre Sampane, oder Flöße von Bambusrohr, von allen andern zu unterſcheiden wiſſen *).

Die Waſſervögel ſind den Chineſen überhaupt von vielfältigem Nutzen; ſie fangen ſie, indem ſie bis an den Hals ins Waſſer gehen, und den Kopf in einem ausgehöhlten Kürbiß verbergen. So nähern ſie ſich langſam den Vögeln, und ziehen ſie bei den Füßen ins Waſſer hinab; eine Methode, die auch bei den Inſulanern der Indiſchen Gewäſſer bekannt iſt. Unter den Waſſervögeln bringt den Chineſen vorzüglichen Nutzen der ſogenannte Chineſiſche Fiſchervogel, eine Art Kropfgans, in China Leut-ſa genannt. Der Doktor Shaw hat dieſen Vogel, nach einem Exemplar, welches die Geſandſchaft mit nach Europa brachte, folgender Maßen charakteriſirt: Der braune Pelican (oder Kropfgans) mit weißer Gurgel, weiß und braun geflecktem Bauchgefieder, rundem Schwanze, blauem Augenſtern und gelbem Schnabel. — Mit dieſer Kropfgans wird auf einem See, neben dem großen Canal, auf Tauſenden von Booten und von Holzflößen, Fiſcherei getrieben. Jedes dieſer Boote und Flöße führt zehn bis zwölf ſolcher Vögel, die auf ein Zeichen des Eigenthümers untertauchen und mit einer Laſt von Fiſchen beladen, über die man erſtaunen muß, wieder aus der Tiefe heraufkommen. Bekanntermaßen haben ſie unter dem Schnabel eine Haut, die ſich in Form eines Beutels ausdehnen läßt, und dieſe iſt der Behälter, in welchen ſie Alles,

*) Zimmermann's Taſchenbuch der Reiſen, IX. Jahrgang I. Abth. S. 193.

was ſie fangen, hineinfallen kann, ohne ſich das mindeſte davon zuzueignen. Sie werden dazu ordentlich, wie bei uns die Jagdhunde, dreſſirt. — Die Boote, mit welchen dieſe Art von Fiſcherei getrieben wird, ſind von ſo leichtem Holze gebaut, daß zwei Männer den Kahn bequem nach dem Ort des Fanges hintragen können. Die Vögel ſitzen dabei oben darauf *).

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit noch eine andere ſeltſame Art von Fiſcherei erwähnen, welche die Induſtrie der Chineſen erfunden hat. An eine Seite des Fiſcherkahns wird ein weiß angeſtrichenes Bret, das ſich auf und nieder bewegen läßt, mit der äußern Ecke nach dem Waſſer hinabgeneigt, unter einem Winkel von 45 Grad befeſtiget. In einer mondhellen Nacht legt nun der Fiſcher ſeinen Kahn mit der Seite, an welcher das Bret befeſtiget iſt, nach dem Monde hin, ſo daß dieſer gerade auf das Bret ſcheine; durch den ausnehmenden Glanz des Bretes gelockt, ſpringt der Fiſch, der es für eine helle Stelle im Waſſer anſieht, auf das Bret, da denn der achtgebende Fiſcher, ſo wie auf dem Vogelheerde der Vogelſteller, nur an der Schnur des Bretes ziehen darf, um, vermittelſt einer ſchnellenden Bewegung deſſelben, den Fiſch ins Boot zu ſchleudern **).

Zu demjenigen Theil der Induſtrie, der ſich auf die Gewinnung der Naturprodukte bezieht, gehört auch der Bergbau. Von der Art, wie er in China betrieben wird, wiſſen aber die Reiſenden wenig zu ſagen. Er muß jedoch nicht unbeträchtlich ſeyn, da hier, Platina ausgenommen, alle Metalle gefunden werden. — Den Schmelzungs- und Scheidungsprozeß mögen ſie bei weitem nicht ſo gut verſtehen, als wir, aber wie ſie es auch anfangen, ſo wiſſen

*) Staunton Th. *III.* S. 322. f.

**) Staunton l. c. S. 330.

ſie doch jedes Metall eben ſo gut zu läutern, als, nach Maaßgabe deſſen, was ſie daraus machen wollen, es zu verſetzen und zu miſchen. Gold wird mehr ſeiner Seltenheit wegen geſchätzt, als wirklich gebraucht, und deshalb werden auch goldhaltige Bergwerke nicht leicht gebauet. Man begnügt ſich mit Waſchgold, welches namentlich in den Provinzen Yun-nan und Se-tſchuen die Flüſſe liefern. Es iſt von blaßgelber Farbe, milde und dehnbar. Ein großer Theil wird zur Blattgold geſchlagen und theils zur Vergoldung der Götzenbilder angewendet, theils auf Papier geklebt und dieſes in den Tempeln oder bei Leichenbegängniſſen als Opfer verbrannt. Die goldenen Armbänder, die man hier und da ſieht, werden mehr der Geſundheit wegen, als zum Staate getragen, weil man das Gold als ein Präſervativ gegen mancherlei Krankheiten anſieht. — Silber kommt an Zahlungsſtatt in Barren vor, wird aber auch in Seiden- und Baumwollen-Manufacturen gebraucht. Die Galanteriewaaren aus Silberfiligran ſind ungemein ſchön. — Ihr Glockengut enthält zu dem Kupfer einen weit größeren Zuſatz von Zinn, als anderwärts, daher ihre Glocken heller als die unſrigen klingen, aber auch ſpröder ſind. Von ihrem weißen Kupfer haben wir bereits oben geſprochen. Mit dem Eiſenſchmelzen wiſſen die Chineſen nicht zum beſten Beſcheid, daher ihr Eiſen weder ſo milde, noch ſo gut zu ſchmieden, noch ſo zähe, als das unſrige. Was ihre Schmiede machen, iſt plump gearbeitet, hat nicht die mindeſte Politur und iſt ſpröde. Dagegen verſtehen ſie ſich auf Verfertigung des Gußeiſens beſſer und können namentlich Platten ungleich dünner gießen als wir. — Glas wiſſen ſie nicht zu verfertigen, daher die Glaswaaren aus Europa eingeführt werden. Die Brillen, die in China ſehr in Gebrauch ſind, werden aus Kryſtall verfertiget. Man ſchneidet den Bergkryſtall vermittelſt eines Fadens in

dünne Blättchen. An ein optiſches Verfahren iſt dabei nicht zu denken.

In der veredelnden Induſtrie oder in Verarbeitung der Naturprodukte haben die Chineſen die neueren Europäer nicht erreicht; aber alle ihre nützlichen Künſte ſind bei weitem älter als bei uns. So kannten ſie ſchon ſeit Jahrtauſenden den Kompaß und das Schießpulver; gleichwohl haben ſie jenem nicht die Entdeckung ferner Welttheile zu verdanken, ſo wie ſie dieſes noch jetzt weniger als wir im Kriege anwenden. Sie haben Kanonen und Luntenflinten, aber ihre vorzüglichen Waffen ſind Bogen und Pfeile.

Die Verfertigung irdener Gefäße, in ſofern ſie auf Zubereitung der Materialien ankommt, iſt von ihnen bis zur Vollkommenheit gebracht vorden; doch ſind ihre Formen geſchmacklos. Gleich gut verſtehen ſich die Chineſen auf die Färberei und Fabrication von Lack. Das Weben ſeidener Zeuge verliert ſich in China ſo tief ins Alterthum, daß die Geſchichte den Urſprung dieſer Kunſt nicht kennt, wohl aber findet man in den Chineſiſchen Jahrbüchern die Periode angezeigt, wenn die Baumwollenſtaude zuerſt aus den nördlichen Gegenden Indiens in die ſüdlichen Provinzen von China gebracht wurde.

Unter allen mechaniſchen Künſten ſcheinen ſie die größte Vollkommenheit in der Bearbeitung des Elfenbeins erreicht zu haben. Nichts kann ſchöner ſeyn, als das offene Schnitzwerk an einem Chineſiſchen Fächer, deren Stäbe einzeln mit der Hand geſchnitten zu ſeyn ſcheinen; denn man mag ein Muſter verlangen, wie man es will, ein Wappenſchild, oder einen verzogenen Namen, ſo wird der Artikel in ſehr kurzer Zeit nach der vorgelegten Zeichnung verfertiget. Die beiden äußern Stäbe ſind voll kühner ſcharfer Arbeit, wo das Meſſer dergeſtalt unter der Oberfläche geſchnitten haben muß, daß es nur von einer Meiſter-Hand geführt werden konnte. Dennoch kann man die vollendetſten und ſchönſten

dieſer Fächer in Canton für 5 bis 6 harte Thaler kaufen. In eine gediegene Elfenbeinkugel, die ein Loch hat, das nicht größer als einen halben Zoll im Durchmeſſer iſt, ſchneiden ſie zehn bis funfzehn unterſchiedene hohle Kugeln, eine in der anderen, die alle loſe ſind und ſich herumdrehen laſſen, wie man will; und jede derſelben iſt eben ſo von allen Seiten durchbrochen, wie die Fächerſtäbe. — Modelle von Tempeln, Pagoden und anderen Gebäuden, werden ſchön in Elfenbein gearbeitet; und aus den Spänen, welche ſie mit Stücken von Federſpulen durchflechten, machen ſie niedliche Körbe und Hüte, die ſo leicht und biegſam ſind, als wären ſie von Stroh *).

Wir haben oben unter den Pflanzen China's das Bambusrohr nicht angeführt, indem dieſe Holzart in ganz Süd= und Oſt=Aſien ſo gemein iſt, als bei uns die Fichte. Hier, im Kapitel von der Induſtrie müſſen wir deſſelben erwähnen, weil es ein ſo überaus nutzbares Gewächs iſt, und zu tauſend Dingen gebraucht wird, daß man beinahe ſagen könnte: die Chineſen wiſſen aus Bambusrohr Alles zu machen. Sie brauchen es bei ihren Häuſern und zum Hausgeräthe, indem die Wände, das Dach, ꝛc., ſo wie Stühle, Tiſche, Schirme, Bettgeſtelle, Betten ꝛc. davon gemacht werden. Auf den Schiffen braucht man es zu Stangen, Segeln, Kabeltauen, Takelage und zum Kalfatern. Beim Ackerbaue zu Karren, Schubkarren, zu Waſſer= und Schöpfrädern, zu Zäunen, zu Getraideſäcken und zu allerlei andern Erforderniſſen. Die jungen Sproſſen ſind eine Speiſe, und die Lichtdochte werden aus deſſen Fibern gemacht. Es ſchmückt den Garten des Fürſten, und deckt die Hütte des Bauern; — und in der Hand der Macht iſt es das Werkzeug, welches das ganze Reich ich Furcht ſetzt; denn dieſes Volk von Philoſophen wird durch die Baſtonnade in Ordnung erhalten.

*) Barrow l. c. Th. I. S. 371.

Auch Papier weiß der Chineſe aus Bambusrohr zu bereiten; doch braucht man in den Papiermanufacturen auch das Stroh von Reiß und andern Getraidearten, die Rinde des Maulbeerbaumes, die Baumwollenſtaude, den Hanf, die Neſſeln und andere Pflanzen und Stoffe, woraus man zum Theil Papierbogen von ſolcher Größe macht, daß ein einziger die ganze Seite eines Zimmers von mittlerer Größe bedeckt. Das Chineſiſche Papier und die Chineſiſche Tuſche ſind in Europa allgemein bekannt.

Die Buchdruckerei iſt in China ſehr alt, beſteht aber nur in der Fertigkeit, die Charaktere auf eine hölzerne Tafel zu ſchneiden. Bewegliche Typen haben ſie nicht.

Endlich müſſen wir noch den Zuſtand derjenigen Künſte bemerken, welche den Verkehr der verſchiedenen Bewohner dieſes ungeheuern Reichs befördern. Der große Waſſerreichthum ſcheint hier die ganze Aufmerkſamkeit auf Waſſerſtraßen und Waſſerfahrzeuge geleitet zu haben, denn ſo trefflich und groß ihre Kanäle, ſo ſchön ihre Brücken, ſo zweckmäßig ihre Junken, Kähne ꝛc. ſind, ſo ſehr ſind die Landſtraſſen vernachläſſiget und ſo roh und unbehülflich ihre Wagen. Zwar verſtehen ſie ſich auf den Chauſſeebau; aber Kunſtſtraßen werden nur für den Kaiſer gebaut, und andere Leute dürfen dieſelben durchaus nicht befahren. Ihre Wägen ſind zweirädrige Karren, aber die Chineſen ziehen dieſe den ſchönſten Europäiſchen Kutſchen vor. Lord Macartney hatte einen prächtigen Staatswagen zum Geſchenk an den Kaiſer mitgebracht; dieſer wurde neben einen gewöhnlichen Karren geſtellt, um die Nützlichkeit deſſelben gegen die eitle Pracht, in Contraſt zu zeigen. Die Chineſen hatten vorher nie eine ſolche Kutſche geſehen, und waren feſt überzeugt, daß der Sitz des Kaiſers auf dem Bocke ſeyn müſſe, weil es reſpectwidrig wäre, wenn der Kutſcher höher ſitzen wollte. — Die große Leichtigkeit überall zu Waſſer reiſen zu können, macht ihnen wahrſcheinlich das Landfuhr-

werk entbehrlich. Sie haben vielleicht eben deswegen keine Poſten. Nur die kaiſerlichen Depeſchen werden durch reitende Couriere befördert.

Wir müſſen uns mit dieſer aphoriſtiſchen Beſchreibung der Chineſiſchen Induſtrie begnügen, da für die wenigen Bogen, die uns noch übrig ſind, andere ebenfalls wichtige Gegenſtände unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Die Leſer, welche ſich genauer über den Gewerbfleiß der Chineſen unterrichten wollen, müſſen wir auf die oben angeführten Hauptſchriften verweiſen. Sie werden übrigens wahrgenommen haben, daß die nützlichen Künſte in China nicht wohl einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben können, da hier Alles nur dem Fleiß des Einzelnen überlaſſen iſt. Was dieſer zu leiſten im Stande iſt, das hat er in China oft zum Verwündern geleiſtet; aber von induſtriöſen Anſtalten im Großen, von organiſirten Fabriken, Theilung der Arbeit und dergleichen findet man wenig oder nichts, und daran ſcheint das iſolirte Leben großen Theils Schuld zu ſeyn. Ein Verein von vielen Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Zweck iſt dort nicht leicht möglich, und doch kann nur dadurch die Induſtrie in Flor kommen.

8.

Handel. Münzen. Maaße. Gewichte.

Der Kaufmannſtand iſt in China verachtet; es ſey, daß ſeine Mitglieder des allgemeinen Wuchers und der Betrügereien wegen, welche auch die Europäer zur Gnüge an ihnen kennen gelernt haben, in üblen Ruf gekommen ſind, welches aber kaum zu glauben iſt, da die an-

dern Stände ſich eben ſo gut aufs Betrügen verſtehen *); oder es ſey daß irgend ein Vorurtheil, in dem Charakter und der Verfaſſung des Volkes gegründet, an dieſer Verachtung Schuld iſt, ſo iſt die Sache nicht ſchwer zu erklären. Unter einer ackerbauenden Nation herrſchen überall mancherlei Abneigungen gegen den Kaufmann. Die mühſame Bearbeitung des Bodens kann nie ſo reichen Gewinn abwerfen, als glückliche Speculationen, welche die Bedürfniſſe der verſchiedenſten Menſchen und Länder berechnen und davon Vortheil ziehen, — und daraus entſteht der gehäſſige Neid. Des Kaufmanns Geſichtskreis iſt überdieß weiter, ſein Geſchäft weniger ſclaviſch; daher der eingeſchränkte, überall gebundene Landmann mit ihm nicht in den Geſinnungen übereinſtimmt, und, wie jeder ächte Sclave, die freiere Denkungsart haßt und verachtet. Hierzu kommt, daß der Kaufmann, deſſen Witz ſich unter Menſchen aller Art übt, leicht veranlaßt wird, den Blödſinn des Landmanns, den dieſer ſelbſt für Ehrlichkeit hält, zu überliſten, und daher der Unredlichkeit beſchuldiget wird.

Worin aber auch der Grund der geringen Achtung des Kaufmannes in China liegen mag: ſo iſt die Folge davon ſchwerlich gleichgültig für die Ausbildung der Nation geweſen. Dürfte man von dem Gange der Europäiſchen Cultur auf die Chineſiſche ſchließen, ſo könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß der Stillſtand der letzteren dieſer Verachtung des Handels zuzuſchreiben ſey. Haben auch einzelne Kaufleute ſich darüber hinausgeſetzt: ſo that doch die Regierung nichts zum Beſten des auswärti-

*) „Ein Chineſiſcher Bauer ſtiehlt, ſobald er es nur ohne Gefahr der Entdeckung thun kann, weil die Strafe bloß der Bambus iſt, der ihm täglich bevorſteht; und ein Chineſiſcher Fürſt, oder erſter Miniſter, erpreßt das Vermögen der Unterthanen und wendet es zu ſeinem eigenen Gebrauche an, ſo er glaubt es ungeſtraft thun zu können." Barrow l. c. Th. I. S. 219.

gen Handels, und alle Bemühungen einzelner aufgeklärter Privatleute, können die Unwiſſenheit und den darauf gegründeten Stolz der Regierung nicht aufwiegen, wenn dieſe ihr Intereſſe verkennt und den Kaufmann allenfalls nur als ein nothwendiges Uebel duldet. In Europa haben alle Staaten ſich durch den Handel gebildet, und diejenigen, die ſeine Wichtigkeit verkannten, ſind, ſo viel das mitten in einem aufgeklärten Welttheil möglich war, Barbaren geblieben. Alle Talente erwachen und gedeihen, wo der Handel lebhaft iſt, während umgekehrt der Druck, den er leidet, auch auf den Geiſt wirkt. Durch Kaufleute ward in Italien zuerſt die Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften geweckt, (die Medizis waren Kaufleute) durch den Venetianiſchen Handel wurde zuerſt die Fackel angezündet, welche das dunkle Gewebe des Papismus beleuchtete, durch den Handel wurden Spanien, Portugal, Frankreich, Holland, England und Rußland mächtig und cultivirt, indem ſie aus dem iſolirten Zuſtand in Verbindung mit andern Ländern kamen und dadurch neue Anſichten und neue Künſte erhielten. So ſicher iſt es, daß wir Alles dem Handel verdanken, daß wir befürchten müßten, wieder in die alte Barbarei und den Geiſtesdespotismus zurück zu ſinken, wenn es England gelingen ſollte, das feſte Land von Europa von dem Welthandel auszuſchließen. Und ſo iſt der Krieg gegen dieſe Monopoliſten ein Krieg um die Erhaltung unſers theuerſten Eigenthums.

China ſpricht, als ein großes lebendiges Beiſpiel, was die Cultur ohne Handel iſt. Verſtockt in Vorurtheile, zu deren Erhaltung die ganze Staatsgewalt und alle Politik angewendet wird, haben die Chineſen dem edelſten Vorrecht der Menſchheit, in der Vervollkommnung fortzuſchreiten, entſagt und ſind ewig Kinder geblieben.

Der Handel in China hat etwas Räthſelhaftes.

Wenn wir bedenken, welche groſse Summen von Europa jährlich dorthin geführt werden, für Thee, Rhabarber, Porzellan, Seide, ſeidene Stoffe und gefirniſste Waaren: ſo ſollte man glauben, daſs die Chineſen ſich von den Vortheilen des auswärtigen Handels hätten überzeugen müſſen, und daſs ſie daher ihn begünſtigen müſsten, indem die Unterbrechung deſſelben ihnen weſentliche Verluſte zuziehen würde. „Aber das kümmert, wie Staunton bemerkt *), die Chineſiſche Regierung wenig; denn da das Land Alles, was zu den Bedürfniſſen und ſelbſt zum Luxus gehört, hervorbringt, ſo iſt es bei ihnen als eine Staatsmaxime angenommen, daſs ſie allen fremden Handel entbehren können. Zwar gewinnen diejenigen Chineſiſchen Kaufleute, die mit den Europäern Verkehr treiben, dabei ſehr anſehnlich; aber das Volk im Ganzen wird doch bei dem Glauben erhalten, daſs andere Nationen ohne die Producte von China nicht beſtehen können und daſs man ihnen alſo, bloſs aus Menſchenliebe, (die Confucius zu einer unerläſslichen Pflicht macht,) keinesweges aber zeitlichen Gewinns wegen, Zutritt und Handel geſtattet. In der That war auch lange Zeit hindurch ſo wenig Nachfrage nach Europäiſchen Waaren in China, daſs die ihrigen gröſsten Theils mit baarem Gelde bezahlt werden muſsten. Nun wird zwar der Exportationshandel, durch den baar Geld ins Land kommt, in der ganzen übrigen Welt begünſtiget, weil man mehr oder minder überall baar Geld braucht, um wieder auswärtige Producte anzuſchaffen, in China aber, wo man dieſe nicht bedarf oder nicht mag, ſchränkt ſich der ganze Vortheil des Activhandels darauf ein, daſs durch das dafür eingehende Geld (vornämlich Silber) die Maſſe der edlen Metalle im Lande vermehrt wird. Dieſs aber hält man in China eher für ein Uebel, als für etwas Wünſchenswerthes, mithin fällt einer der wichtigſten Beweggründe zu Begünſtigung des Handels weg.“

*) Th. I. S. 14.

Es iſt wohl gewiß, daß das große Reich auch ohne auswärtigen Handel beſtehen kann; aber dieſer geſchloſſene Handelsſtaat kann nur für Menſchen ein angenehmer Wohnort ſeyn, deren Geiſt von jeher ſich, wie gewiſſe Thiere in den Mühlen, ewig im Kreiſe mit verbundenen Augen umher drehen gelernt hat. Die Chineſen zu behüten, daß ſie aus dieſem Kreiſe nicht hinaustreten, ſcheint die Hauptabſicht der Regierung geweſen zu ſeyn. Die ganze Verfaſſung des Reichs und die Sitten der Bewohner haben dazu mitgewirkt. Der Aſiatiſche Deſpotismus, der in dem väterlich regierten China in ſeiner ganzen Ausdehnung angetroffen wird, hat nur dem Kaiſer, und was von ihm ausgeht, Ehre und Anſehen zugeſtanden. Der Reichthum giebt dort keinen Anſpruch auf öffentliche Achtung, und der reichſte Kaufmann kann dort, ſo gut wie der Bettler, von den Mandarinen durch die Baſtonnade gezüchtiget werden, ſo wie dieſer durch den höheren Beamten ebenfalls an die Macht des Bambusrohres erinnert werden kann. Um dieſe Ordnung zu erhalten, durfte der zur Freiheit geneigte Kaufmann nicht in Ehren gehalten werden. Ueberdieß wird in einem Lande, wo das Ceremoniel ſo gewaltig herrſcht, der Reichthum nur für die niedrigſte Geldgier wünſchenswerth, und gewährt ſonſt weder Ehre noch größeren Genuß; denn jeder muß ſich auf gleiche Art freuen und betrüben, und geſellige Vergnügungen kennt der Chineſe wenig. Auch lernten die Chineſen den auswärtigen, beſonders den Europäiſchen, Handel erſt kennen, als Verfaſſung und Sitten bereits bei ihnen durch lange Gewohnheit ſich unveränderlich feſtgeſetzt hatten, und als die Neuerung, die der Handel hätte bewirken können, nicht mehr möglich war.

So wenig aber der auswärtige Handel begünſtiget wird, ſo lebhaft iſt der innere zwiſchen den verſchiedenen Provinzen, die man, bei der Ausdehnung des Reichs, als

ſo viel verſchiedene Königreiche anſehen kann. Die volkreichſten Meſſen in Europa erklärt du Halde für ein ſchwaches Bild von der unglaublichen Menge Menſchen, die man in den meiſten Städten von China beſchäftiget ſieht, Waaren zu kaufen und zu verkaufen. In dieſem Gewühl iſt der Betrug an der Tagesordnung. Jeder Käufer weiß das, und ſucht ſich dagegen zu ſchützen, und jeder Verkäufer preißt auf Koſten der Andern ſeine Ehrlichkeit. Daher ſoll man auch oft auf den Kramladen die Worte leſen: „Hier wird nicht betrogen!“ Iſt der Betrug aber geglückt, ſo ſcheut ſich der Verkäufer nicht, ihn einzugeſtehen. Raynal beſchreibt dieß ziemlich humoriſtiſch. „Die Betrügerei des Chineſiſchen Kaufmanns iſt anerkannt, ſagt er. *) Kommt er zum Europäer, ſein Geld zu fordern, und dieſer ſagt: Chineſe, du haſt mich betrogen; — ſo antwortet er: das kann ſeyn, aber du mußt zahlen! — Der Europäer: Aber du biſt ein Gauner, ein Dieb, ein Spitzbube! Der Chineſe: das kann ſeyn, aber du mußt zahlen. Der Europäer zahlt endlich, und der Chineſe, der ſein Geld anſieht, fragt: „Wozu hat dir dein Zorn geholfen? Was haben deine Beleidigungen dir genutzt? Wäre es nicht klüger geweſen, du hätteſt ſogleich gezahlt und geſchwiegen?“ — Bei dem allgemeinen böſen Ruf laſſen ſich die Chineſen bisweilen Zeugniſſe ihrer Ehrlichkeit geben. Ein Chineſe wies ein ſolches Atteſtat dem Herrn le Gentil vor, um ſich ihm in Handlungsgeſchäften zu empfehlen. Ein Engländer hatte nämlich dieſem Ehrenmann eine Schrift gegeben, worin er verſicherte, daß er der ärgſte Gauner einer mit Räubern bevölkerten Stadt wäre. Die Erfahrung bewies, daß der Engländer ihn richtig beurtheilt hatte; der Chineſe wußte dieß aber nicht, da er keine Europäiſche Schrift leſen konnte **).

*) Histoire philosophique etc. Tome II. p. 306.

**) Voyage de Le Gentil l. c. P. 69.

Von dem allgemeinen Rufe müſſen jedoch diejenigen Kaufleute ausgenommen werden, welche unter der unmittelbaren Beſtätigung der Regierung ſtehen, und ſich von jeher durch Ehrliebe und Pünktlichkeit im Verkehre mit den nach Canton handelnden Europäern ausgezeichnet haben. Dieſe Kaufleute, glaubt Barrow *) nicht unbillig mit den erſten Handelshäuſern in England vergleichen zu können. Man muß dieſe Kaufleute, die ſich mit Speculationen im Großen befaſſen, aber auch nur in den Seeſtädten aufſuchen. Im Innern beſchränkt ſich Alles auf Krämerei oder den Verkauf im Kleinen. Wucher wird ſelbſt in den Dörfern getrieben, denn auch auf dem armſeligſten Dorfe findet man Leute, die auf Pfänder Geld ausleihen, und zwar, mit Bewilligung der Landesgeſetze, zu ſehr hohen Zinſen **).

Der innere Handel wird durch die vielen Flüſſe und Canäle außerordentlich befördert. Jede Provinz kann auf eine leichte Weiſe ihre Producte gegen die der entfernteſten umtauſchen, und von dem äußerſten Ende des Reichs kann ein Kaufmann nach Peking kommen, ohne daß er einmal nur ſein Fahrzeug zu verlaſſen braucht, welches er zuerſt beſtiegen hatte. Wir wollen hier eine kurze Ueberſicht des innern Handels anführen, wie ſie der jüngere de Guignes in ſeiner Reiſe ***) mitgetheilt hat.

Petſchely liefert Getraide, Vieh und viel Steinkohlen.

Kiang=nan erzeugt Reiß, Seide, Baumwolle und grünen Thee, Gold, Silber, Kupfer und Salz; man verfertiget ſeidene Zeuge, Baumwollenwaaren, Papier, Tinte, Bücher und lackirte Waaren.

*) Th. I. S. 220.

**) Staunton l. c. Th. III. S. 331.

***) Th. II. S. 271. f.

Kiang-ſy liefert Reiß, aber nur zur Nahrung ſeiner Einwohner. Man findet hier Gold, Silber, Eiſen, Blei, Zinn, Vitriol, Alaun, Azurſteine und Kryſtall; ferner liefert dieſe Provinz noch Zucker, Leinwand von Flachs, Papier, Lichte und Lack. Der Baum, von dem die letztere Subſtanz gewonnen wird, wächſt bei der Stadt Kan-tcheou-fu.

Fo-kien liefert Candiszucker, ſchwarzen Thee, Seide, baumwollene und Leinwandwaaren, Kupfer, Zinn, Stahl, Eiſen, Biſam, Queckſilber, Kryſtall, Bauholz, Papier und die beſten Pinſel.

Tſche-kiang erzeugt die beſte Seide und zwar in großer Menge; es liefert außerdem Indigo, Holz, Bambus und Lichte; desgleichen treffliche Schinken.

Hou-kuang baut Reiß genug, um die benachbarten Provinzen damit verſorgen zu können. Man findet daſelbſt treffliche Baumwolle, Papier, Holz, Kryſtall, Talk, Eiſen, Zinn, Vitriol, Azurſteine, Queckſilber und Tintenack.

Ho-nan verführt Getraide, Reiß, Früchte, Seide, Tintenack, Azurſteine, Zinnober, Magnetſteine und Talk.

Chan-tong erzeugt Weizen, Hirſe, Indigo und grobe Seide.

Chan-ſy liefert wenig Reiß, giebt aber Weizen und Hirſe, Steinkohlen, Eiſen, Azurſteine, Jaspis, Biſam; auch findet man Teiche mit Salzwaſſer. Fabrizirt werden grobe Teppiche, eine Art von Filz, und Reißbranntewein.

Chen-ſy liefert Hirſe, Weizen, Rhabarber, Biſam, Zinnober, Blei, Steinkohlen, Mauleſel und wollene Zeuge.

Se-tſchuen erzeugt Seide, Zucker, Biſam, Rhabarber, Chinawurzel, weißes Blech, Eiſen, Zinn, Blei, Azur- und Magnetſteine und Salz. Auch werden Pferde ausgeführt.

Quang = tong liefert Reiß, Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Seide, Gold, Zinn, Queckſilber, Marmor, Roſen=, Adler=, Eichenholz und gemeine Theeſorten.

Die Inſel Hainan erzeugt Drachenblut, Azur, Baumwolle, Areka, Roſenholz.

Quang = ſy liefert Reiß und Weizen, Gold und Silber, Zinn, Blei, Kupfer, Zinnober; es erzeugt überdieß Zimmet und Anies.

Yun = nan giebt Gold, Kupfer, weißes Kupfer, Edelſteine, Achate, Jaspis, Azurſteine, Queckſilber, Seide, Thee, Wachs und Honig; ferner Pferde= und Kuhſchwänze für die Chineſiſchen Mützen.

Koey = ſchéu hat Gold, Silber, Queckſilber, Kupfer, Zinnober und viel Holz.

Dieſer Angabe zufolge muß der innere Handel höchſt bedeutend ſeyn. Dagegen iſt der äußere Handel auf der ganzen großen Ausdehnung der Chineſiſchen Küſten nur auf drei Häven eingeſchränkt, nämlich: Canton, Emui und Ning = po, von welchen Orten allein Verſendungen ins Ausland gemacht werden.

Nach Japan bringen die Chineſen Rhabarber, Chinawurzel, ſeidene Zeuge, Inſtrumentſaiten, Adler= und Sandelholz, Leder, Tuch und Zucker; bei dem letzteren Artikel gewinnen ſie anſehnlich. Zur Rückfracht nehmen ſie in Japan feine Perlen, Gold, rothes Kupfer in Barren und verarbeitet, Säbelklingen, Papier und lackirte Waaren. Nach Manilla, auf den Philippinen, führen ſie ſeidene Zeuge, Stückereien, ſeidene Strümpfe, Thee, Porzellan, Lack und Droguen, und nehmen dafür Piaſter, Vogelneſter, Reiß, Perlen und Färbeholz.

Die Chineſiſchen Junken, die im December nach Batavia gehen, laden: Porzellan, Thee, Tintenack, kupferne Gefäße, Rhabarber und andere Droguen. Zur Rückladung

nehmen ſie Silber, Calin, Pfeffer, Muscat, Gewürznelken, Schildkrötenſchilder, Vogelneſter, Farbehölzer, Agatſteine und Europäiſche Tücher.

Cochinchina erhält Leinwand und andere Zeuge, und verkauft dagegen Gold, Areka und Zimmet.

Die Schiffe, welche nach Malakka, Siam und Cambodſcha gehen, bringen zurück Floßfedern, Calin, Kampher, Vogelneſter, Elephantenzähne und Rhinozeroshörner.

Die Chineſen, welche auswärtigen Handel treiben, müſſen binnen einer beſtimmten Zeit zurückkehren, ſonſt werden ſie aus der Liſte der Reichsbürger ausgeſtrichen, und können, wenn ſie als Handelsleute auf fremden Schiffen zurückkehren, von den Mandarinen und Soldaten geplündert werden, ohne daß ſie Klage führen dürfen.

Von den drei genannten Häven wird Handel mit dem Auslande getrieben, allein fremde Kaufleute dürfen im ganzen Reiche nirgends als in Canton einlaufen, wo eine Geſellſchaft von acht bis zwölf Chineſiſchen Kaufleuten, unter dem Titel Cong-hang, allein mit den Europäern Geſchäfte macht. Die Art, wie die Europäer hier bewacht und häufig betrogen werden, iſt allgemein bekannt. An dem See-Handel mit China nahmen vor dem gegenwärtigen Kriege folgende Nationen Antheil: Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Preußen, Genueſen, Toskaner und Amerikaner. Im Jahre 1787, wo die Holländiſche Compagnie fünf Schiffe nach Canton ſchickte, betrug der Verkauf:

Indiſcher Waaren . . .	2,488,380	Franz. Livres.
Europäiſcher Waaren . . .	898,740	— —
In Piaſter von Holland gebracht	6,480,000	— —
Totalſumme für die Rückladung von 5 Schiffen verwandt	9,867,570	Franz. Livres.

Bei dem Handel der Engländer kann man, nach den bis zum Jahre 1796 in China gemachten Ladungen annehmen, daß der Einkauf der Engliſch = Oſtindiſchen Compagnie in Canton, eins ins andere gerechnet, 30 bis 40 Millionen Livres koſtet und in Europa die Summe von 65 bis 72 Millionen gewährt. Die Koſten der Compagnie aber für Zollabgaben, Schiffsfracht ꝛc. ſind auch ſehr groß *)

Auf der Landſeite treiben die Ruſſen durch Karawanen einen beträchtlichen Handel, doch ſelten unmittelbar mit China, ſondern vermittelſt der Mongolei.

Die Chineſen haben zu ihrer Münze Kupfer, Zinn, Blei, Eiſen, gebrannte Erde und Muſcheln genommen: die leztere Münze hielt ſich nicht lange, ſo wie auch das Papiergeld, welches die Mongoliſchen Kaiſer einige Mal einzuführen verſuchten; — die Chineſen, ſo folgſam ſie ſonſt gegen den Vater des Vaterlandes ſind, waren verſtändig genug, ſich dieſe fürchterlichſte aller Landplagen, die unvermeidliches Verderben und conſtitutionellen Betrug nach ſich zieht, nicht aufbürden zu laſſen.

Im Handel iſt gegenwärtig nur Silber und Kupfer im Umlauf. Erſteres wird nicht gemünzt, ſondern in größere und kleinere Stücken gegoſſen und bei der Zahlung gewogen. Auch die Feinheit des Silbers wird berechnet. Es exiſtiren nur Kupfermünzen in China; ſie werden nicht geprägt, ſondern gegoſſen.

Man rechnet gewöhnlich nach Leang, Tſien und Fen in Silber, oder nach Taels, Mas und Condorins in Kupfer. Der Tael oder die Unze gilt 10 Mas (7 Francs 41 Centimes) die Mas = 10 Condorins (75 Centimes) und der Condorin 10 Deniers (7,5 Cent.). Ein Silber = Fen hält 10 Deniers. Ein Leang

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 270 f.

gilt, je nach dem Cours des Silbers, bis 1000 Deniers; ein Tſien 80 bis 100 Deniers.

Gewichte. Die Chineſen haben zwei Arten von Waagen, eine mit zwei Schaalen, und eine andere, welche der Römiſchen gleicht; letztere iſt die gewöhnliche. Hundert Catis oder Chineſiſche Pfunde machen ein Pic, welches ſo viel iſt, als 123 Pfund Gold- oder Silbergewicht zu 16 Loth. Das Pfund wird getheilt in 16 Taels oder Unzen, der Tael in 10 Mas, die Mas in 10 Condorins und dieſer in 10 Ly.

Maaße. Die Cobe oder der Chineſiſche Fuß hat 10 Zoll und jeder Zoll 10 Linien. Die Cobes ſind ſich im Reiche nicht durchgängig gleich, daher ihr Verhältniß nicht leicht zu beſtimmen iſt.

9.

Zuſtand der Künſte.

Die Chineſen üben alle ſchönen Künſte aus, aber es fehlt ihren Werken durchgängig derjenige Geſchmack und die ſchöne Form, die wir von den Griechen geerbt und bei ihnen bewundern gelernt haben.

In der Abſicht auf Baukunſt zeigen die Chineſen in ihren Tempeln, in den kaiſerlichen Palläſten und andern öffentlichen Gebäuden mehr Pracht als Sinn für Schönheit. Merkwürdig iſt, daß gar keine Gebäude von hohem Alterthum angetroffen werden, obgleich mehrere Brücken und ſelbſt die große Chineſiſche Gränzmauer beweiſen, daß die Chineſen auch dauerhaft zu mauern verſtehen. Die größten Zierden ihrer Tempel aber, die

Säulen, ſind von Holz und können ſich daher nicht lange erhalten. Der rothe Lack, mit dem ſie gewöhnlich überfirniſt ſind, giebt ihnen ein bizarres, nicht unangenehmes Anſehen, aber ſie werden kleinlich im Vergleich mit den rieſenhaften Ruinen der Tempel, die bei den Hindu's angetroffen werden. In der Chineſiſchen Säule, die unter einer ungeheuren Maſſe van Dach erliegt, ohne Baſis oder Kapital zu haben, findet ſich weder Symmetrie der Theile noch Ungezwungenheit, noch beſonderer Nutzen; noch haben die großen, mißgeſtalteten und unnatürlichen Figuren von Löwen, Drachen und Schlangen, welche auf den Gipfeln und Ecken der Dächer grinzen, höhere Anſprüche auf Geſchmack, Nutzen und Schönheit *).

Das Haus eines Prinzen oder vornehmen Staatsbeamten in der Hauptſtadt unterſcheidet ſich wenig von dem eines Handwerksmanns, nur daß es mehr Raum einnimmt, und mit einer hohen Mauer umgeben iſt. In den verſchiedenen Höfen findet man mehrere Häuſer und Pavillons, die ſämmtlich durch Säulengänge verbunden ſind, ſo daß man bisweilen wohl 900 roth angeſtrichener Säulen findet.

Zu den auffallenden Gebäuden gehören die von den Reiſenden fälſchlich ſogenannten Pagoden, oder die mehrere Stockwerk hohen Thürme, die man hier und da auch wohl in Europäiſchen Gärten angebracht ſieht. Sie ſind keine Tempel, ſondern gewöhnlich Monumente zum Andenken eines Mannes oder einer merkwürdigen Begebenheit errichtet. Sie pflegen von 120 bis 160 Fuß hoch zu ſeyn, welches ungefähr vier bis fünf Mal ſo viel iſt, als ſie an der Grundfläche im Durchmeſſer halten. Sie ſind von 5 bis zu 9 Stockwerken hoch; die Zahl derſelben iſt allemal ungleich, und das obere von etwas geringerem Umfange,

*) Barrow l. c. Th. 1. S. 398.

als das zunächſt darunter gelegene. Jedes beſteht aus einem Zimmer, mit einer außerhalb darum herumlaufenden Gallerie, die von einem vorſpringenden Dache beſchattet wird.

Der größte äußere Schmuck der Tempel beſteht gleichfalls vorzüglich in dem Dach, einem Thurm und in den rothen Säulen.

Es giebt in China auch ſogenannte Triumphbogen, die man aber nicht mit den Römiſchen vergleichen muß; ſie beſtehen aus Lattenwerk, haben drei offene Thore und ein geſchnörkeltes Dach.

Das ſtaunenswürdigſte Werk der Baukunſt, das wir hier aus Mangel an einem andern ſchicklichen Platz beſchreiben müſſen, iſt unſtreitig die berühmte Chineſiſche Mauer. Das Außerordentliche der Unternehmung derſelben beſteht übrigens nicht in der Bauart; denn ein einfacher Erdwall, der zu beiden Seiten mit gebackenen oder gehauenen Steinen eingefaßt iſt, kann überall aufgeführt werden. Aber dieſes ungeheure Werk läuft durch eine Strecke von 300 teutſchen Meilen, und zieht ſich von den höchſten Gipfeln der Berge, längs ihrem Rücken, durch die tiefſten Thäler und vermittelſt Bogengewölbe, auch über die Flüſſe; überdieß iſt es an ſolchen Stellen, wo wichtige Päſſe ſind, ſogar in doppelter und dreifacher Linie hinter einander fortgeführt, und von drei zu dreihundert Fuß noch durch beſondere Wachtthürme oder Baſtionen verſtärkt.

Der Ingenieur-Capitän Pariſch, der ſich im Gefolge der Engliſchen Geſandſchaft befand, hat eine umſtändliche Beſchreibung von dieſem Weltwunder zu Staunton's Reiſebericht *) geliefert, von welcher wir hier das Wichtigſte mittheilen wollen.

*) Th. II. S. 163.

Die große Mauer iſt, von der Erde bis zum oberſten Rande der Bruſtwehr, 25 Fuß hoch, und an der Grundfläche auch eben ſo dick. Sie beſteht aus einem Erdwall, der durchweg 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten, viereckigen Flieſen gepflaſtert und, damit er auf keiner Seite ausweichen könne, vorn und hinten mit ſtarken Mauern von Backſteinen verkleidet iſt. Zwei Schichten Werkſtücke von grauem, mit Glimmer eingeſprengtem Granit, die etwas über 2 Fuß hoch ſind, und eben ſo weit vor die Backſteine vortreten, machen den Unterſatz jener beiden Mauern aus. Von der Erde gegen die Höhe nimmt die Breite der beiden Mauern ab, ſo daß ſie zuſammen oben um fünf Fuß weniger haben, als an der Grundfläche. Ueber der Mauer iſt die Bruſtwehr, als ein Fortſatz derſelben, der fünf Fuß hoch über die Plattform hinausragt, und in deſſen Obertheil, von ſieben zu ſieben Fuß, Schießſcharten eingeſchnitten ſind. Außerdem ſind noch ſchmale, ſchief gerichtete Oeffnungen angebracht, durch welche man ſehen kann, was bis auf einige Ellen weit von der Grundfläche der Mauer vorgeht.

Die oben erwähnten Wachtthürme, ſind bald ſtärker, bald ſchwächer, und ragen in kegelförmigen Maſſen 12 bis 23 Fuch hoch über die Mauer hinaus. An der Grundfläche meſſen ſie 40 Fuß, oben 30 bis 36 Fuß. Bis an die Plattform der Mauer iſt jeder Thurm eine dichte Steinmaſſe, aufwärts aber haben die kleineren eine, die größern zwei gewölbte Stockwerke, und oben noch eine eigene, mit einer Bruſtwehr verſehene Plattform. In dem caſernenartigen Zimmer ſind Schießſcharten angebracht. Dieſe Thürme ſind, wie die Mauer ſelbſt, aus bläulichen gebrannten Steinen erbaut, und haben ebenfalls eine Unterlage von Granit.

Was am meiſten Staunen bei dieſem Werke erregt, iſt die Schwierigkeit, die es gekoſtet haben mag, Mate-

rialien auf ſo unzugängliche und ſo hohe Gebirge hinaufzuſchaffen. Einer der höchſten Berggipfel, über den die Mauer weggehet, iſt, nach wirklichen Vermeſſungen 5225 Fuß hoch.

Die Mauer wurde errichtet, um die Tataren, Mongolen und Montſchu von Einfällen in das Reich abzuhalten; ſie hat aber ihrem Zweck nicht entſprochen, da bekanntlich ehedem Mongolen und noch jetzt die Mantſchu China beherrſchen.

Die Chineſiſchen Jahrbücher ſagen, der Bau dieſer Mauer ſey vor mehr als 2000 Jahren beendigt worden. In Europa hat man dagegen Zweifel erhoben, weil Marco Polo, der im dreizehnten Jahrhundert in China war, derſelben mit keiner Sylbe erwähnt. Einige Geographen haben daher angenommen, die Mauer wäre zu Marco Polo's Zeiten verfallen geweſen und ſpäter wieder aufgebaut worden.

Staunton *) erklärt ſich Marco Polo's Stillſchweigen anders. Er ſagt: „In der Bibliothek des Doge zu Venedig iſt Marco Polo's Reiſe-Route auf eine Charte verzeichnet vorhanden, und aus dieſer Charte erſieht man, daß er nicht durch die Tatarei nach Peckin gelangt, ſondern auf dem Wege, den die Caravanen gewöhnlich zu nehmen pflegen, oſtwärts bis Samarcand und Cashgar, von dort ſüdoſtwärts über den Ganges nach Bengalen, ſich hierauf von den Gebirgen von Tibet ſüdwärts gehalten, auf dieſem Wege nach der Chineſiſchen Provinz Schen-ſi, und ſo weiter nach Peckin gekommen iſt, ohne die große Mauer zu berühren, die dort gar nicht vorhanden iſt."

Dem ſey wie ihm wolle, ſo bleibt die Chineſiſche Mauer ein bewundernswürdiges einziges Werk des menſch-

*) Th. II. S. 158. f.

lichen Fleißes, aber auch ein Denkmal der Kurzſichtigkeit, die ſo viel Kraft unnütz verſchwendet und die Sicherheit hinter Mauern ſucht, da ſie doch nur in der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der Nationen geſucht werden kann.

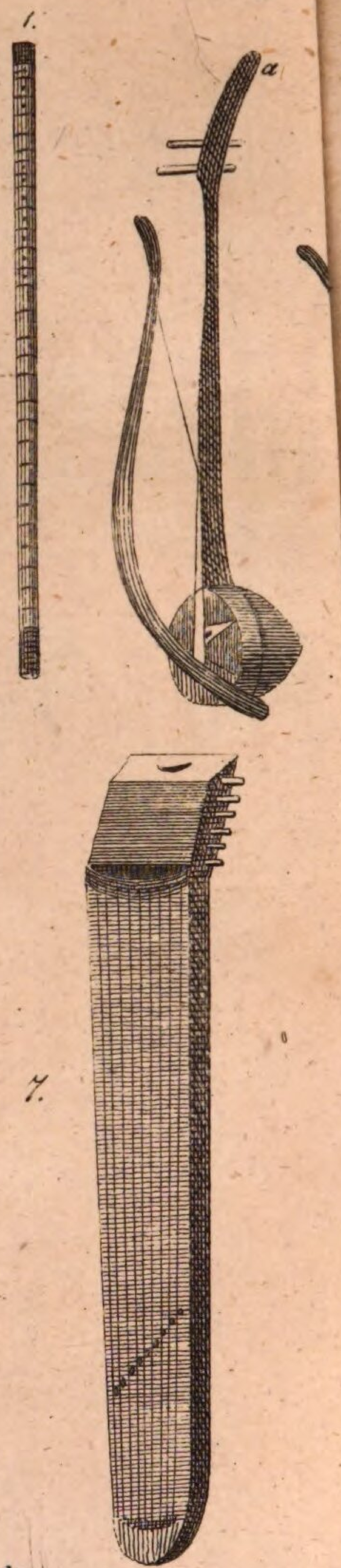
Von den eigentlich ſchönen Künſten der Sineſen läßt ſich, mit Europäiſchen Sinnen angeſehen, nicht viel Rühmliches ſagen.

Die ſchönſten Werke der Malerei ſind treu nach der Natur mit lebhaften Farben dargeſtellte Blumen, Häuſer und dergleichen. Von Richtigkeit der Zeichnung in der menſchlichen Geſtalt, von Perſpective, Licht und Schatten wiſſen ſie nichts.

In der Bildhauerei fehlen ihren Geſtalten ebenfalls Zeichnung, Haltung und Ausdruck.

Die Chineſen ſind große Freunde der Muſik und haben eine große Menge muſikaliſcher Inſtrumente. Lord Macartney verſichert, daß ihm die Chineſiſche Muſik, die während der Audienz von der kaiſerlichen Kapelle ausgeführt wurde, nicht mißfallen habe. Die Proben von Muſik aber, die uns Herr Barrow mitgetheilt hat, ſind durchgängig der Art, daß ein Europäer, deſſen Gehör durch unſere Muſik verfeinert wurde, unmöglich Geſchmack daran finden kann. Indeſſen ſind alle Proben, die uns bisher zu Geſicht gekommen, nur der Melodie nach angegeben, und nichts als Volkslieder. Daher man kein beſtimmtes Urtheil über die Muſik der Chineſen fällen kann.

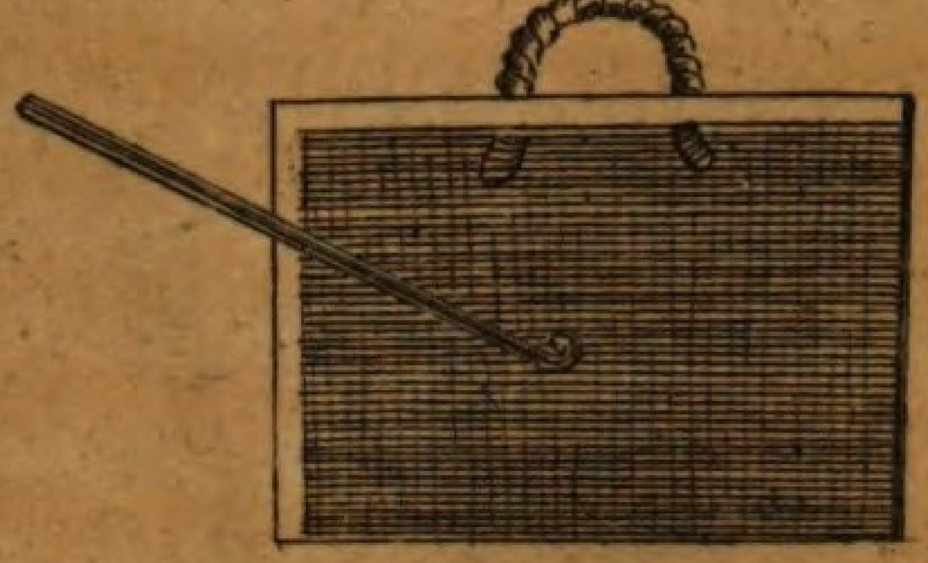
Das Chineſiſche Theater ſcheint alle Gattungen der dramatiſchen Kunſt zu kennen, es giebt hier Luſt= und Trauerſpiele, Opern, Ballete und Pantomimen. Ein Chineſiſches Trauerſpiel dauert oft mehrere Tage. In den Opern erſcheinen Geiſter auf der Bühne; Vögel und Thiere reden, und gehen auf derſelben herum. De Guignes



1. *Gemeine Flöte.*
2. *Zweysaitige Geigen.*
3. *Dreysaitige Guitarre.*

276.

1.



5

9

1. *Platte von Glokenmetall*
2. *Metallne Musik Urne*
3. *Grosse Glocke zu Canton*

ſah ein Stück: den Thurm von Sy-hou. Geiſter, welche auf Schlangen ritten und am See in der Nähe des Thurms herum ſpazierten, eröffnete die Scene. Ein Bonze verliebte ſich darauf in eine von den promenirenden Göttinnen, machte ihr den Hof, und dieſe gab dem jungen Manne, troz der Vorſtellungen ihrer Schweſter, Gehör, heirathete ihn, wurde ſchwanger, und kam auf dem Theater mit einem Kinde nieder, welches bald gehen konnte. Wüthend über ein ſolch ſcandalöſes Benehmen, verjagten die Geiſter den Bonzen, und zerſtörten den Thurm durch Bliz und Donner.

Die Chineſen ohne Unterſchied des Standes, lieben das Schauſpiel leidenſchaftlich. Bei Reichen wird ſo leicht kein Gaſtmal gegeben, wo nicht Schauſpieler gebraucht würden. Es giebt aber kein ſtehendes öffentliches Theater, ſondern gewöhnlich bringen die Bewohner eines Quartiers eine Summe zur Miethe eines Saales zuſammen, in welchem wandernde Comödianten engagirt werden. In dem Hauſe eines jeden vornehmen Mandarins iſt ein Saal für das Schauſpiel beſtimmt.

10.

Wiſſenſchaften. Sprache. Geſchichte.

Die Miſſionare haben alle ihre Berichte, worin ſie von dem Geiſte der Chineſen, von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften unter ihnen, Meldung thun, mit ſo vielen Uebertreibungen verfälſcht, daß es den Schriftſtellern, welche ſich auf ſie beriefen, wohl zu verzeihen iſt, wenn ſie die Chineſen für gebildeter hielten, als ſie wirklich ſind, und als wir ſie jezt durch unpartheiiſche und nüchterne

Reiſende kennen gelernt haben. Wenn man hört, daß die Chineſen hohe Schulen beſitzen, daß ſie auf denſelben Grade der Gelehrſamkeit ertheilen, Doctoren creiren, und daß nicht Geburt oder Reichthum, ſondern Gelehrſamkeit und Talente Anſprüche auf die erſten Stellen im Staate geben: ſo ſollte man allerdings dieſes Volk für ſehr gelehrt und unterrichtet, ja ſogar für weiſe halten. Aber wir wiſſen jetzt, daß ihre Gelehrſamkeit ſich hauptſächlich auf die Kunſt beſchränkt, leſen und ſchreiben zu können, und daß ein Chineſiſcher Doctor, der dieſes verſteht, in allen andern Wiſſenſchaften durchaus unwiſſend ſeyn könne. Wir wiſſen, daß ihre Aſtronomie in aſtrologiſchen Träumereien, ihre Medizin in Charlatanerie beim Pulsfühlen, und in der Philoſophie in einigen ziemlich geſunden Sittenlehren beſteht. Nur in einem Zweige der Kenntniſſe ſcheinen ſie einen Vorzug vor andern gebildeten Völkern voraus zu haben, nämlich in dem Alterthum ihrer Geſchichte.

Wir wollen, ſo viel es die Kürze, die wir uns zum Geſetz machen müſſen, geſtattet, hier einen Ueberblick ihrer Wiſſenſchaften zu geben verſuchen.

Das Studium, dem ein Chineſiſcher Gelehrter den größten Theil ſeiner Zeit widmet, iſt das Studium ſeiner Sprache, oder vielmehr ſeiner Schrift, denn beide müſſen von einander unterſchieden werden, und dieſer Unterſchied macht die Hauptſchwierigkeit bei der Kenntniß der Chineſiſchen Literatur aus.

Die Chineſiſche Sprache *) iſt eine einſylbige Sprache, die, ſo wie es die Unterhaltung im gewöhnlichen Umgang betrifft, für ein biegſames Organ nicht ſchwer zu zu erlernen iſt. Ihre einſylbigen Wörter beſtehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangeſetzten Conſonanten. Der Vocal iſt allemal ein einfacher Laut, den aber die Europäer, wenn ſie Chineſiſche Wörter mit unſern

*) S. Adelung's Mithridates, Th. I.

Buchſtaben ſchreiben, durch mehrere Buchſtaben anzudeuten verſuchen, um einiger Maßen die Chineſiſche Ausſprache auszudrücken. So iſt z. B. Siao nur eine Sylbe und klingt beinahe wie So. — Die Conſonanten b, d, r, x und z fehlen den Chineſen, und in Europäiſche Wörter ſetzen ſie an deren Statt p, t, l und s. Auch können ſie nicht zwei Conſonanten hinter einander ausſprechen, daher ausländiſche Wörter gemeiniglich eine ſonderbare Geſtalt bei ihnen erhalten. So ſpricht der Chineſe für Spiritus, Su-pi-li-tu-ſu; für Chriſtus Ki-li-ſu-tu-ſu ꝛc. Die Chineſiſche Sprache gleicht daher dem Lallen eines Kindes und beſteht aus lauter höchſt einfachen Wurzellauten. Für einen Europäer ſteigt die Anzahl ſolcher einfachen Töne oder Sylben nicht über 350. Dieſe Laute zu vervielfältigen, hat der Chineſe nichts als das einfache, die Kindheit des menſchlichen Verſtandes ſo angemeſſene, Hülfsmittel der Betonung oder des Accentes. Solcher Accente ſoll es nach einigen Angaben 8, nach andern 11, oder auch 13 geben. Es kommt darauf an, ob der Laut aſpirirt wird, oder nicht, ob er hoch anfängt und in der Tiefe endet oder umgekehrt, ob er kurz abgeſtoßen, oder gleichſam abgebiſſen, oder gedehnt wird, und dergleichen. Dieſe Betonung giebt den gleichlautenden Worten eine verſchiedene Bedeutung. So bedeutet Tſchun, je nachdem es accentuirt wird, Herr, Schwein, Küche, Säule, freigebig, zubereiten, alte Frau, brechen oder ſpalten, geneigt, wenig, befeuchten, Sclave, Gefangener u. ſ. w. Jede dieſer Bedeutungen hat dann wieder ihre eigene figürliche, daher auf manches Wort an die 50 Bedeutungen kommen, welche auch die feinſte Modulation ſelbſt einer Chineſiſchen Stimme nicht unterſcheiden kann. In ſolchen Fällen ſetzt man oft ein Wort zur Erklärung daneben. Z. B. zu Fuh, Vater, ſetzt man das Wort Tſchin, Verwandſchaft.

Vermittelſt der Betonung erhält der Chineſe aus ſeinen 328 oder 350 Wurzeln, nach der höchſten Rechnung 7700 Wörter, welche das von Jugend auf daran gewöhnte feine Chineſiſche Ohr immer noch als verſchieden empfindet. Dieſe 7700 Wörter machen den ganzen Sprachſchatz des Chineſen aus und müſſen, nebſt ihren oft ſehr ſonderbaren figürlichen Bedeutungen, hinreichen, alle concrete und abſtracte Begriffe auszudrücken; wie kümmerlich kann man ſich leicht vorſtellen.

Der Bau der geredeten Sprache iſt höchſt einfach. Sie hat keine Beugung weder im Verbum, noch im Nomen; jedes Wort bleibt daſſelbe unveränderliche Monoſyllabum in der Zahl, im Genus, im Caſus, Modus und Tempus.

Dieſe Einfachheit, verbunden mit der vielfachen Bedeutung der Wörter, giebt zu Mißverſtändniſſen und Zweideutigkeiten Anlaß. So bat ein ernſthafter frommer Miſſionar, welcher bei einem Bauer übernachten wollte, um eine Matte; der Bauer aber brachte ihm zu ſeiner großen Verwunderung ein junges Mädchen. Beide Worte haben nämlich im Chineſiſchen einerlei Ton. Iſt der Sinn zweifelhaft, ſo malt der Chineſe den Charakter oder das Zeichen des Worts an deſſen Stelle; denn dieſer Charakter iſt für jeden Begriff beſtimmt, und Wörter, die gleichen Laut haben, werden nach Verſchiedenheit ihrer Bedeutung anders geſchrieben.

Die Chineſiſche Schrift beſteht nicht aus Buchſtaben oder Sylbenzeichen, auch nicht aus Hieroglyphen, ſondern jeder Begriff hat ſein eigenes willkürliches Zeichen. Man zählt 80,000 ſolcher Zeichen. Da nun die Sprache nur 7700 verſchieden (mit Hülfe der Betonung) lautende Wörter hat; ſo folgt, daß im Durchſchnitt jedes Wort an zehn verſchiedene Bedeutungen haben muß. Dieſe Zeichen zu verſtehen, erfordert das aufmerkſame Studium eines gan-

zen Menſchenalters. Und ſo läßt ſich's begreifen, wie man in China für einen Gelehrten gelten müſſe, wenn man leſen und ſchreiben kann.

Die Chineſiſche Schrift iſt für das Auge, nicht für das Ohr gemacht. Sie giebt nicht den Ton, ſondern den Begriff an. Daraus haben einige ſchließen wollen, daß man Chineſiſch müßte leſen lernen können, ohne die Sprache zu verſtehen; ja, Andere ſind noch weiter gegangen und haben vorgeſchlagen, die Chineſiſche Schrift zur Univerſalſchrift zu machen, indem jeder den Begriff, deſſen Zeichen er ſieht, in ſeiner Mutterſprache ausſprechen könne, ſo wie jeder die Arabiſchen Ziffern 1, 2, 3, 4 rc. in ſeiner Sprache ausſpricht. Was die erſte Meinung betrifft, ſo ſcheint man vergeſſen zu haben, daß, um den Geiſt eines Volkes, ſeine Ideenverbindungen, den Ausdruck ſeiner Gedanken zu verſtehen, man durchaus ſeine lebende Sprache können müſſe; ſonſt würde jede Sprache mit Hülfe eines Lexikons verſtändlich ſeyn. In Abſicht auf Univerſalſchrift ließe ſich aber wohl etwas Conſequenteres und Einfacheres denken, als die größten Theils vom Zufall und der grundloſen Willkür erfundene Chineſiſche Schrift. Auch ſind die Univerſalcharaktere des Engländers Wilkins wirklich nach einem ſyſtematiſcheren und philoſophiſcheren Plane entworfen worden.

Bisweilen liegen den Chineſiſchen Charakteren auch allgemeine Begriffe und Zeichen derſelben zum Grunde, durch deren Combination neue und zuſammengeſetzte Charaktere entſtehen; darauf gründen ſich die ſogenannten Schlüſſel der Charaktere, deren Anzahl auf 214 angegeben wird. Bei jedem Charakter ſucht man zuerſt den Schlüſſel oder die Wurzel in demſelben aufzufinden. Die Zeichen z. B. welche die Hand und das Herz ausdrücken, ſind zwei Wurzeln oder Schlüſſel, das Zeichen der Hand kommt in jedem combinirten Charakter vor, welcher irgend ein Ge-

werbe oder Handwerk bezeichnen ſoll, ſo wie in den Zeichen aller Leidenſchaften, Empfindungen und Regungen der Seele immer das Zeichen des Herzens, als deſſen Schlüſſel vorkommt. Wenn man nun einen Charakter findet, der aus den beiden einfachen Wurzeln Eins und Herz beſteht, ſo kann man ohne Mühe ſchließen, daß er Einmüthigkeit bedeutet; und wenn das Zeichen der Verneinung in demſelben Charakter vorkommen ſollte, ſo wird die Bedeutung in Zwietracht umgewandelt.

Nicht immer aber iſt es ſo leicht, wie in dem angegebenen Fall, die Bedeutung des Charakters zu verſtehen, die oft in einer Metapher oder in einer Anſpielung auf Gebräuche und Denkungsart verſteckt liegt, und die einem Ausländer, der dieſe nicht kennt, durchaus unverſtändlich ſeyn muß. Die Schwierigkeiten alſo, zu deren Ueberwindung ein Chineſe ſein ganzes Leben anwendet, und ſich hochgelehrt dünkt, wenn er 20,000 Charaktere kennt, dürften nicht ſo leicht zu heben ſeyn, daß man in einigen Jahren in Europa, ohne die Chineſiſche Sprache zu kennen, ein Sinologe werden und über ihre Literatur aburtheilen könnte.

Das meiſte, ja das Einzige, was wir von der Chineſiſchen Literatur wiſſen, verdanken wir den Ueberſetzungen Franzöſiſcher Miſſionare. Gegen dieſe Ueberſetzungen aber ſind mit Recht Zweifel erhoben worden, wie ſie denn nichts anders ſeyn konnten, als Umſchreibungen.

Außer der Kenntniß ihrer Schriftſprache und dem nothdürftigen Verſtehen ihrer alten hiſtoriſchen moraliſchen Schriften ſind die Chineſen in allen andern Wiſſenſchaften Kinder geblieben.

Die älteſten hiſtoriſch- moraliſch- politiſchen Schriften der Chineſen ſind die ſechs King. Das ſchätzbarſte darunter iſt das Schuking, eine von Confucius im

Jahre 484 vor Ch. Geb. gemachte Sammlung der älteſten, zu ſeiner Zeit noch vorhandenen Memoires der alten Geſchichtſchreiber, worin Nachrichten von den älteſten Kaiſern und eine Menge intereſſanter Details über alte Sitten und Gebräuche, über Poeſie, Aſtronomie, Aſtrologie, Geographie ꝛc. gegeben werden. Dieſes heiligſte Buch der Chineſen, das Grundgeſetz ihrer Regierung, die Quelle ihrer Geſetzgebung, das Buch, nach dem Regenten und Miniſter ſich bilden ſollen, iſt bereits in die Europäiſchen Sprachen überſetzt worden.

Aus dem Franzöſiſchen hat es Herr Dr. Fr. Majer ins Teutſche übertragen; man findet dieſe Ueberſetzung im Aſiatiſchen Magazin 1. B. 6. Stück 1802, worauf wir verweiſen. Gedachtes Magazin enthält auch eine Abhandlung über die ältere Literatur der Chineſen, in welcher diejenigen, welche ſich näher über dieſen Gegenſtand unterrichten wollen, ſehr intereſſante Nachrichten finden werden. Nur muß man nicht vergeſſen, daß der Herausgeber zuweilen eine ſehr große Vorliebe für die Chineſen äußert, und daß die kalte unbefangene Kritik noch eigentlich gar nichts zur Beurtheilung des Alterthums der Chineſiſchen Schriften gethan hat.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur einen kurzen Abriß der Chineſiſchen Geſchichte liefern wollten. Da jedoch in faſt allen Schriften über China von einer oder der andern Dynaſtie der Beherrſcher die Rede iſt, ſo wollen wir eine chronologiſche Tabelle der Kaiſerfamilie von den älteſten Zeiten an bis auf den Tod des Kaiſers Kien-long, 1798 n. Ch. Geb. hier aufnehmen *).

*) Sie iſt aus dem Aſiatiſchen Magazin Th. II. S. 192. entlehnt.

Chronologiſche Tabelle.

Fabelhafte Zeiten, von Pan-ku bis Fuhi, Sanhoang-ki, drei chronologiſche Perioden unter den Perſonen der Kaiſer Fu-hi, Shi-nong, Hoang-ti, U-tiki. Fünf chronologiſche Perioden, die aber ſchon durch aſtronomiſche Beobachtungen vergewiſſert werden und von denen die beiden letzten wirkliche Herrſcher von China geweſen ſind. Sie heißen: Shao-hao, Tſhüen-hïo, Ti-ko-kao-ſin-ſhi, Yao oder Ti-yao-tang-ſhi, Shün.

Dynaſtie Hia. Die erſte Dynaſtie, geſtiftet von Yü im Jahre 2207 v. Ch. Geb., gieng mit Ti-kueï v. Chr. Geb. 1767 zu Ende.

Dynaſtie Shang, Stifter Tſhing-tang — endigt im Jahre 1122 v. Chr. Geb.

Dynaſtie Tſheu. Stifter Wen-wang — erhält im Jahre 771 v. Chr. Geb. den Namen Tong-tſheu (öſtliche Tſheu) und endigt mit Tong-tſheu-kiun 256 v. Chr. Geb. Tſin. Stifter Tſhao-ſiang-wang — dauert bis 247 v. Ch. Geb. Heu-tſin. Stifter Shi-hoang-ti — bis 207 v. Ch. Geb. — Theilung des Reichs unter die Könige von Tſu, Yen, Tſhao, Tſi, Goei, und Han. Han. Stifter der Dynaſtie Han, Lieu-Pang; — dauert bis 220 n. Ch. Geb. San-kue oder Theilung von China unter die drei kleinen Dynaſtien Sho-han, Goei, und U. Tſin, bis 420 n. Chr. G. Nan-Pe-Tſao, d. i. Reich von Süden und Norden. 1) Reiche in Norden: Goei, Pe-tſi, Heu-tſheu, Heu-leang. 2) Reiche in Süden: Song, Tſi, Leang und Tſhin. Dieſe Periode dauert von 420 bis 581. Sui bis 619. Tang. Stifter Li-Yüen; geht mit Ngai-ti 907 zu Grunde. Heu-Leang, bis 923. Heu-tang, bis 936. Heu-tſin bis 946. Heu-han bis 951. Heu-tſheu, bis 960. Song, bis 1279.

Stifter Tai-tſu oder Tſhao-kuang. Yüen. Eine Mongoliſche Familie von 1279 bis 1368 n. Chr. Geb. Ming bis 1644. Aa-tſing. Im Jahre 1644 eroberten die Mantſheu China und haben dieß Reich noch bis jetzt inne.

Es iſt merkwürdig, daß die Chineſen, die, der Angabe nach, mehrere Tauſend Jahre, die Aſtronomie gekannt haben, ohne Hülfe der Europäiſchen Miſſionäre keine Finſterniſſe berechnen und keine Kalender machen können. Die Angabe der Finſterniſſe in den hiſtoriſchen Schriften iſt bloß chronikenmäßig und ohne alle Berechnung. Auch können ſie keine Aſtronomen ſeyn, da ſie wenig oder nichts von der Arithmetik verſtehen, und beim Rechnen ſich der bekannten Rechenmaſchiene bedienen, welche auch in Europa, nämlich bei den Ruſſen, im Gebrauch iſt. Ihre Arithmetik iſt daher bloß mechaniſch *). Der Cyclus der Chineſen, hat keinen Bezug auf die Perioden der Bewegungen der Geſtirne, ſondern dient bloß zur Bezeichnung einer größeren Zeitperiode, wie bei uns das Jahrhundert **).

Was wir von den andern Wiſſenſchaften der Chineſen, von ihrer Phyſik, Medizin, Geographie u. ſ. f. wiſſen, kann uns keinen günſtigen Begriff von ihrer Gelehrſamkeit geben. Ihre angebliche Geſchicklichkeit im Pulsfühlen, muß jedem Arzte, der die Bedeutung der Circulation im Organismus des Menſchen kennt, lächerlich ſeyn. Die Chineſen mögen mit dem ernſthafteſten Geſicht auf dem Arm des Patienten Clavier ſpielen, ſie werden nur die Unwiſſenden dadurch täuſchen. — Wie es um ihre Geographie ausſehen muß, läßt ſich daraus ſchließen, daß ſie die Erde für ein Viereck halten.

*) Barrow l. c. Th. I. S. 356.

**) Mehr über den Cyclus ſiehe in Barrow's Reiſen Th. I. S. 352.

In den hohen Schulen wird von allen dieſen Wiſſenſchaften nichts gelehrt, nur Kenntniß der Sprache, oder vielmehr der Schrift, und das Verſtändniß der alten Schriften fordert man von dem gelehrten Mandarin und nur über dieſe Gegenſtände wird er öffentlich geprüft. Die Hauptſache iſt dabei, daß er die ſeltenen Charaktere der Schrift kenne und ſie reimlich nachzumalen verſtehe. Ein nicht gutgewählter Charakter, oder ein Strich zu viel in demſelben, würde bei der Prüfung eines Candidaten für einen hinlänglichen Grund gelten, ihn zurückzuweiſen.

Einen Vortheil könnten die Chineſen dabei vor uns voraus haben, daß die Gelehrſamkeit ſich noch in der Kindheit bei ihnen befindet, nämlich: daß ſie wenig zu leſen brauchen, daß alſo der Geiſt nicht unter dem Buchſtaben erſtickt wird und das Gefühl in ſeiner Unbefangenheit ſich lebendig erhalten könnte. Aber dieſe Wohlthat kann ihnen nicht zu gute kommen, da das gedankenloſe Anſchauen ihrer Charaktere, woran ſie von Jugend auf gewöhnt werden, um ſich die Figur derſelben einzuprägen, den Geiſt noch viel mehr einengen muß, als unſere Bücher mit vielen Buchſtaben und wenig Sinn. Auch haben die Chineſen, ſo gut wie wir, viel überflüſſige Büchen und ſogar eine Menge wunderbare Hiſtorien, Mährchen und Romane.

Von welcher Beſchaffenheit dieſe Romane ſeyn mögen, läßt ſich leicht aus der Lebensart der Chineſen abnehmen. Wo das Leben ſelbſt ſo öde und düſter iſt, da kann ein Gemälde deſſelben nicht ſehr erfreulich ſeyn. Der Zuſtand der Geſellſchaft in China macht es beinahe unmöglich, daß der Chineſe eine andere Liebe, als die bloß phyſiſche kennt; was mögen das aber für Romane ſeyn, wo die zarteſten Empfindungen, ohne welche die Jugend faſt keinen Enthuſiasmus und keinen Schwung der Phantaſie kennt, von dem Leben ausgeſchloſſen ſind.

Gleichwohl haben die Chineſen und ihre Dichter und zwar ihre alten und neuen Dichter. Schwerlich werden wir ſie um deswillen zu beneiden haben. Indeſſen iſt nichts ſchwieriger, als über die Dichtkunſt eines Volkes zu urtheilen, deſſen Sprache man nicht kennt; denn ein großer Theil der Schönheiten eines Gedichts liegt gerade in der Sprache. Die Ueberſetzungen Chineſiſcher Gedichte, die in Europa bekannt ſind, machen wenig neugierig, mehr von der Chineſiſchen Dichtkunſt zu erfahren. Wir wollen hier ein Paar Proben mittheilen. Die folgende iſt eine Stanze aus einer alten Ode, die ungefähr in dem Zeitalter des Homer geſchrieben ſeyn ſoll. Barrow *) theilt davon folgende wörtliche Ueberſetzung mit.

„Der Pfirſichbaum (wie) **) ſchön, (wie) angenehm;
„(ſeine) Blätter, (wie) blühend, (wie) anmuthig; (ſo iſt)
„eine Braut (wenn ſie) eingeht in ihres Bräutigams Haus
„und Achtung giebt (auf ihre) ganze Familie.“

Der verſtorbene Kaiſer Kien-long wurde für einen der beſten Dichter neuerer Zeit gehalten. Das berühmteſte ſeiner Gedichte iſt eine Ode zum Lobe des Thee's, die man auf alle Theekannen im Reiche gemalt hat. Folgende wörtliche Ueberſetzung ſcheint freilich eher ein Recept, als ein Gedicht zu ſeyn; man muß aber nicht vergeſſen, daß die Hauptſchönheiten eines Chineſiſchen Gedichts nicht in den Gedanken und Bildern, oder in den Tönen, ſondern in der Wahl der ſeltenen Charaktere beſtehen.

Ode auf den Thee.

„Ueber ein lindes Feuer ſetze einen Dreifuß, deſſen „Farbe und Korn ſeinen langen Gebrauch zeigen; fülle „ihn mit reinem Schneewaſſer; koche es ſo lange, als es

*) Th. I. S. 336.

**) Die eingeklammerten Wörter ſind der leichtern Verſtändniß wegen hinzugeſetzt.

„erforderlich ſeyn würde, um Fiſche weiß und Krebſe roth „zu machen; gieß es auf die zarten Blätter von erleſe„nem Thee in einer Taſſe von Jueh *). Laß es ſo lange „ſtehen, bis der Dampf in einer Wolke emporſteigt, und „auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel ſchwimmend „zurückläßt. Trinke dieſe köſtliche Flüſſigkeit, wie es dir „bequem iſt, ſo wird ſie die fünf Urſachen des Mißmuths „vertreiben. Wir können den Zuſtand der Ruhe, welchen „eine ſo zubereitete Flüſſigkeit hervorbringt, ſchmecken und „empfinden, aber nicht beſchreiben."

Dieſe einzelnen Proben können freilich nichts für, oder gegen den poetiſchen Geiſt der Chineſen beweiſen. Verbunden aber mit allen Berichten der Reiſenden, von denen kein einziger auffallende Beiſpiele von einer lebhaften Phantaſie der Chineſen erzählt hat, können auch dieſe Oden Zweifel erregen, ob diejenigen, welche von dem originellen Geiſte der Chineſen viel zu ſagen wiſſen, der Wahrheit treu und zu unbefangenem Urtheil nüchtern genug waren. Für den Hiſtoriker iſt die Kenntniß der Chineſiſchen Literatur allerdings intereſſant; aber was davon in Europa bekannt iſt, kann weder für Poeſie, noch Moral oder ſpeculative Philoſophie neue Ausbeute verſprechen, wie dieß wohl bei den Hindus der Fall iſt. Ueberdieß haben die Chineſen ihre Religion und wahrſcheinlich Alles, was ihnen von Wiſſenſchaft zu Theil geworden iſt, aus Indien erhalten, wie ihre älteren Schriften zum Theil ſelbſt anführen. Doch wollen wir dem Leſer unſer Urtheil nicht aufdringen und laden ihn ein, ſich mit den Hülfsmitteln der Chineſiſchen Literatur, oder wenigſtens mit den Ueberſetzungen ihrer vorzüglichſten Schriften bekannt zu machen **).

*) Eine beſondere Art Porzellan.

**) M. ſ. hierüber unter andern Adelungs Mithridates, 1r Theil und das Aſiatiſche Magazin von Klaproth.

A ſ i e n.

Sechzehnte Abtheilung.

Beſchreibung
der
einzelnen Länder.

E. Oſt-Aſien.

Chineſiſches Reich.

II.

Religion.

„Der Aberglaube,“ ſagt Raynal, „der überall die Nationen beunruhiget, und den Deſpotiſmus befeſtiget oder „die Thronen ſtürzt, — der Aberglaube iſt ohne Macht „in China. Die Geſetze dulden ihn, mit Unrecht „vielleicht; aber er darf wenigſtens keine Geſetze geben. „Um Theil an der Regierung zu nehmen, muß man zu der „Secte der Gelehrten gehören, welche keinen Aberglauben „anerkennt. Man erlaubt den Bonzen nicht, auf die Dog„matik ihrer Secte die Pflichten der Moral zu gründen, „und dann wieder davon zu entbinden. — Confucius „hat die National-Religion in China gegründet. Sein „Geſetzbuch enthält die Geſetze der Natur, welche der Grund „aller Religion in der Welt, die Stütze der Geſellſchaft, „und die Vorſchrift aller Regierungen ſeyn ſollten. Die „Vernunft, ſagt Confucius, iſt ein Ausfluß der „Gottheit; das höchſte Geſetz iſt die Uibereinſtimmung „der Natur und der Vernunft. — Jede Religion, welche „dieſen beyden Führern des Menſchen widerſpricht, kommt „nicht vom Himmel. —— Der Kaiſer iſt der einzige „Prieſter der Nation und Richter in der Religion; da „aber der Cultus für die Regierung und nicht die Regie-

„und für den Cultus gemacht wurde; da beide zum Be-
„ſten der Geſellſchaft errichtet wurden, ſo hat der Sou-
„verain weder ein Intereſſe, noch die Abſicht, die Ein-
„heit der Macht, die er in Händen hält, zur Unter-
„drückung des Volkes anzuwenden. Wenn von einer
„Seite die Dogmen und der Ritus der Hierarchie in dem
„Fürſten den Mißbrauch der despotiſchen Gewalt nicht
„unterdrücken: ſo wird er von der andern Seite durch
„die öffentlichen und Nationalſitten weit ſtärker in den
„Schranken des Rechts erhalten ꝛc."

Man ſollte nach dieſer prachtvollen Beſchreibung glauben, daß in China einer ganzen großen Secte, ja allen die Theil an der Regierung nehmen, gelungen ſey, was in andern Ländern kaum einzelnen Menſchen gelingt: ſich nämlich frei zu machen von den Feſſeln des Aberglaubens, und die ſo ſchwer zu ergründenden Geſetze der Natur in Bezug auf die menſchliche Geſellſchaft, nicht nur in ihrer Einfachheit und Klarheit zu erkennen, ſondern auch im Leben anzuwenden. Wir haben aber bereits geſehen, welcher Art die hochgelehrten Leute ſind, die in China Theil an der Regierung nehmen, und können uns daher nicht überzeugen, daß Menſchen, welche kaum leſen und ſchreiben können, und deren Sprache jede philoſophiſche Diſtinction unmöglich macht, ſo hellſehend in dem ſchwierigſten Theil der Philoſophie ſeyn ſollten, daß der Aberglaube für ſie nicht exiſtirt, daß Vernunft und Natur ihre Begriffe und Sitten ordnen. Ueberdieß wiſſen wir, aus den Berichten faſt aller Reiſenden, daß die höheren Stände, ja der Kaiſer ſelbſt großes Wohlgefallen am Aberglauben haben, daß unter andern das ſogenannte aſtronomiſche kaiſerliche Collegium vorzüglich deswegen angeſtellt iſt, um der Regierung die glücklichen Tage für ihre wichtigen Unternehmungen anzuzeigen, daß der Kaiſer bei einer Mondfinſterniß Gebete anſtellt, um zu verhüten, daß der große Drache nicht den Mond verſchlinge, und

dergleichen Thorheiten mehr. —— Es iſt wahr, die Lehren des Confucius enthalten einige geſunde moraliſche Regeln, die übrigens jeder verſtändige Menſch aus ſich ſelbſt ſchöpfen könnte, ohne deswegen als ein berühmter Religionsſtifter verehrt zu werden. Aber Confucius ſelbſt iſt nicht frei vom Aberglauben; es ſey nun, daß er ihn, als ein kluger Mann nicht gänzlich ausrotten zu können glaubte, oder wirklich ihm angehangen habe. Er ſpielt bisweilen den Wahrſager, und will z. B. aus den räthſelhaften, ſchon ihm unverſtändlichen Zeilen des Fo-ſchi*) und dem Elemente, welches zu Anfange der Regierung eines Fürſten vorwaltet, künftige Begebenheiten voraus-ſagen. Andere ſeiner Lehren ſcheinen wenigſtens dem Aberglauben Nahrung zu geben. Er macht es zur unerläßlichen Pflicht eines jeden guten Mannes, die heiligen Gebräuche in dem Tempel, welcher dem Andenken der Voraltern gewidmet war, genau zu beobachten, und behauptet daß diejenigen, welche dieſen großen Zweig der moraliſchen Pflicht vernachläßigten, für ihre Nachläßigkeit nach dem Tode dadurch beſtraft würden, daß ihr geiſtiger Theil die Erlaubniß verwirkte, den Saal der Vorfahren beſuchen zu dürfen, und mithin das Vergnügen entbehren würde, welches aus der Huldigung von ihren Nachkommen entſpringt**). Abgeſehen, daß die Verehrung der Vorfahren ſelbſt ein Aberglaube iſt: ſo mußte durch jene Lehre der Glaube an herumwandelnde Geiſter entſtehen.

Die große Vorliebe des Hrn. Abbé Raynal für die Religion des Confucius iſt daher nicht auf Wahrheit

*) Es ſind dieſe Zeilen die ſogenannten Ye=Kina der Chineſen, die aus 64 Charakteren beſtehen, in welchen Leibnitz die Elemente der binariſchen Arithmetik zu erkennen glaubte. Man muß übrigens dieſem Fo=ſchi, der ein Chineſiſcher Regent aus der fabelhaften Periode war, nicht mit dem Religionsſtifter Fo verwechſeln.

**) S. Barrow l. c. Th. II. S. 120.

gegründet, und wahrſcheinlich mußte er, ſo gut wie Voltaire, der auch in das Lob des Chineſiſchen Weltweiſen einſtimmte, wie wenig haltbar die vorgetragene Meinung war. Aber Raynal und Voltaire, wie alle aufgeklärten Franzoſen ihrer Zeit, brauchten einen Gegenſatz, den ſie der entarteten Regierung und dem übermächtigen Aberglauben entgegen ſetzen konnten, und dazu war ihnen die wenig bekannte und daher leicht auszuſchmückende Lehre des Confucius geſchickt genug. So ſtellte Tacitus den entarteten Römern das reizende Bild der Germanen gegenüber, obgleich es ihm vielleicht nicht unbekannt war, daß dieſe Germanen als elende Barbaren wenig Achtung verdienten.

Es wäre eine ſo ſtaunenswürdige, als in der Geſchichte einzige Erſcheinung, wenn irgendwo in der Welt der Aberglaube auf die Macht, welche ein großes Volk in Ordnung hält, keinen Einfluß haben ſollte. Bis jetzt iſt es ſogar noch keinem großen, hellſehenden Regenten gelungen, die Fäden zu zerſchneiden, welche jener Dämon in das Herz der Völker und Staaten hineingeſponnen, und wodurch er ſich darin feſtgeſetzt hat. Vielleicht iſt er auch in der Zuſammenſetzung unſers irdiſchen Daſeyn weislich berechnet, ſo daß, wenn er gleich keine Achtung verdient, die Nichtachtung deſſelben doch theuer zu ſtehen kommen kann; welches auch alle Geſchichte zu beſtätigen ſcheint.

Wir werden alſo in China keine reine, auf Geſetze der Vernunft und der Natur gegründete Religion ſuchen; ſondern wollen uns begnügen, wenn wir in einigen ihrer Bilder den Widerſchein der Vernunft erblicken, und darin eine Beſtätigung der Wahrheit finden: daß der menſchliche Geiſt ſich nirgends ſo ſehr verläugnet hat, den blanken Unſinn für Heiligkeit ausgegeben; aber auch nirgends ſo mächtig wurde, ſich in ſeiner ätheriſchen Reinheit unter einer großen Geſellſchaft mit dem Irrthum verwandter

Menſchen zu erhalten. Die Tugenden, zu deren Stütze alle Religionen erſonnen wurden, ſind verträglich, und wie ſie nicht von Dogmen ausgehen, ſo kann auch kein Dogma ihre Wirkſamkeit vernichten. Sie ſind dem Verehrer des Confucius, wie dem Anbeter das Dalai Lama ins Herz geſchrieben, und mit Charakteren, die glücklicherweiſe leichter zu leſen ſind, als die Chineſiſche oder jede andere Schrift.

Die große Toleranz des Aberglaubens in China unter allen verſchiedenen Arten deſſelben, iſt ein Beweis, daß er dort mehr auf Sitte, als auf die ſittliche Natur der Menſchen wirkt. Wo der Glaube oder der Aberglaube gleichgültig läßt, da iſt er nicht tief gegründet, und mehr eine hiſtoriſche Antiquität, als ein lebendiges Geſetz.

Wir finden in China mehrere Secten, die verträglich mit einander leben, und ſich in der Verſchiedenheit ihres Cultus weder ſtören, noch verfluchen. Wäre dieſe Duldung aus einer erhabenen Einſicht hervorgegangen, wie die Franzöſiſchen Schriftſteller anzunehmen ſchienen: ſo hätte das Volk nicht ewig in der Narrheit ſeiner Sitten ſich erhalten können, und das Weſentliche aller Religion hätte dem fruchtbaren Stillſtande der geiſtigen Cultur entgegen arbeiten müſſen. Dieß iſt nicht geſchehen, und ſo erſcheinen uns auch die religiöſen Chineſen nur als Kinder, die ſich gegenſeitig ihr geiſtiges Puppenſpiel gönnen.

Die vorzüglichſten Secten in China ſind: 1) die Secte der ſogenannten Gelehrten oder der Anhänger des Confucius. 2) Die Secte des Lao und 3) die Secte des Fo (Foe, oder Fohe). Wir werden, ſo viel es in der Kürze möglich iſt, jede derſelben zu charakteriſiren ſuchen.

Confucius oder Con-fu-tſe, der 500 Jahre vor Chr. Geb. lebte, war ein verſtändiger, tugendhafter und gelehrter Mann, welcher die beſten Schriften der Chine-

ſen ſammelte, Commentare darüber ſchrieb, und ſie durch eigene moraliſche und politiſche Betrachtungen noch brauchbarer für das Leben zu machen bemüht war. Das Nachdenken über die Welt und ihre Entſtehung, über die Natur und den Geiſt des Menſchen leiteten ihn auf die Ideen, die in jeder Philoſophie, wie in jeder Religion vorkommen, und der Widerſchein unſerer eigenen geiſtigen Natur ſind, welche ſich in bald dunkleren, bald helleren Bildern ſpiegelt.

Es hat die Europäer in Erſtaunen geſetzt, bei dem Confucius einige geſunde Ideen über Gott und über den Menſchen entdeckt zu haben; aber ſicher nur deswegen, weil ſie der Jahrhundert langen Schlummer vor Augen hatten, in welchen der Geiſt ſeit der Völkerwanderung in Europa durch unſere barbariſchen Vorfahren eingewiegt worden war. Es ſchien ihnen daher, als müſſe die ganze übrige Welt gleichfalls vorher im Schlafe gelegen haben, und könne, wie ſie, höchſtens erſt ſeit zwei Jahrhunderten erwacht ſeyn. Aber Confucius iſt um nichts weiſer als Plato; ja er hält in keiner Beziehung den Vergleich mit dem griechiſchen Weiſen aus. Achtungswürdig bleibt er immer, und für den hiſtoriſchen Forſcher eine intereſſante Erſcheinung. Aber man thue nur nicht, als ob wir erſt nach China reiſen müßten, um die Philoſophie zu ſtudieren. Alle Philoſophie des Morgenlandes iſt überdieß faſt nur als Poeſie merkwürdig, aber die Chineſen ſind vom poetiſchen Sinn ſo fern, als nur je ein in Arbeit und Ceremoniel befangenes Volk es hat ſeyn können.

„Confucius ſoll ſich die Gottheit nicht auf irgend eine Weiſe als ein perſönliches Weſen gedacht, auch nie die große erſte Urſache unter einem Bilde oder einer Perſonificirung vorgeſtellt haben. Er und ſeine Schüler betrachten Sonne, Mond, Sterne und die Elemente, nebſt dem azurnen Firmament, als die ſchaffenden und hervor-

bringenden Kräfte, die unmittelbaren Werkzeuge der Gottheit, welche unzertrennlich mit ihr verbunden wären; ſie beteten dieſelben unter dem umfaſſenden Namen Himmel (Tien) an. — Die Confucioniſten ſcheinen, gleich den Stoikern, das ganze Weltall für Ein belebtes Syſtem angeſehen zu haben, welches aus einer materiellen Subſtanz und aus einem Geiſte beſteht, woraus jede lebende Sache ein Ausfluß iſt, und wohin jede belebte Sache, nachdem ſie durch den Tod von dem materiellen Theile, den ſie belebte, geſchieden iſt, wieder zurückkehrt."

So urtheilt Barrow *) über die Lehre des Confucius. Es iſt hierbei zu bemerken, daß vermöge einer ſehr gewöhnlichen Selbſttäuſchung, wir in unverſtändlichen Speculationen unſere eigenen, oder früher erlernten Ideen hineintragen, um uns das Fremde einigermaßen begreiflich zu machen. Auch geſteht Barrow ſelbſt: ſeine (des Confucius) Metaphyſik ſey dunkel — daß man ſie nicht verſtehen könne. Wir wollen hier jedoch eine von Barrow mitgetheilte Stelle aus den Schriften des Confucius aufführen, welche das obige Urtheil zu beſtätigen ſcheint. „Confucius behauptet in ſeiner Phyſik **), daß „aus „nichts unmöglich etwas werden könne; daß es materielle „Körper von aller Ewigkeit her gegeben haben müſſe; „daß die Urſache (Iih) oder das Princip der Dinge mit „den Dingen ſelbſt coëxiſtirt haben müſſe; daß daher auch „dieſe Urſache ewig, unendlich, unzerſtörbar, ohne Gränzen, allmächtig und allgegenwärtig ſeyn müſſe; daß der „mittlere Punkt des Einfluſſes (Stärke), von wo dieſe „Urſache vornämlich wirkt, das blaue Firmament (tien) „ſey, von wo ſeine Ausflüſſe ſich über die ganze Welt „verbreiten; daß es daher die höchſte Pflicht eines Fürſten ſey, im Namen ſeiner Unterthanen dem Tien Opfer

*) Th. II. S. 121.

**) S. Barrow Th. II. S. 113.

„zu bringen, und beſonders an den Nachtgleichen, Ein-„mal, um eine glückliche Saat-Zeit, und das Anderemal, „um eine reichliche Erndte zu erhalten.“

Neben dieſer Probe der ſpeculativen Philoſophie des Confucius mag hier eine andere ſtehen, welche von der Güte ſeiner moraliſchen Lehren zeugt.

„Fünf Diener ſollten in der Welt gut in Acht genommen werden: Gerechtigkeit zwiſchen dem Fürſten und dem Unterthan; Liebe zwiſchen Vater und Sohn; Treue zwiſchen Mann und Frau; Achtung gegen den Aeltern unter Brüdern, Eintracht unter Freunden.“

„Es giebt drei Grundtugenden: Klugheit zu unterſcheiden; allgemeines Wohlwollen zu umarmen (alle Menſchen),; Muth zu ertragen.“

„Beiſpiele ſind beſſer für's Volk, als Lehren.„

„Ein Volk kann mehr durch Tapferkeit ausrichten, als durch Feuer und Waſſer. Ich habe niemals ein Volk gekannt, das vom Muthe unterſtützt, zu Grunde gegangen wäre.“ *)

„Thue einem Andern nichts, was du nicht wünſcheſt, daß ein anderer dir thun ſolle.“ **)

Die Verehrer des Confucius halten ihn nicht ſo wenig als die Proteſtanten den Dr. Luther, für einen Gott,

*) Was der große Confucius nicht gekannt, das kennen wir deſto beſſer. Es giebt eine verſtandloſe Tapferkeit, oder beſſer eine vom Unverſtande und der Unwiſſenheit geleitete Tapferkeit, bei der man ſehr leicht zu Grunde gehen kann, und auch ſoll, weil es doch nicht die wahre Tapferkeit iſt, die ſich der Thorheit anvertraut.

**) Das iſt, mit Erlaubniß des Chineſiſchen Weiſen, keine Moral, ſondern höchſtens eine Vorſchrift, bey deren Befolgung Menſchen von ſtumpfen moraliſchen Gefühl die böſe That unterſcheiden, aber das Gute noch nicht ausüben lernen.

und errichten ihm auch keine Bildſäulen. In jeder Stadt iſt bloß ein öffentliches Gebäude, eine Art von Collegium, wo die Prüfungen für die Grade der öffentlichen Aemter vorgenommen werden; und dieſes Gebäude heißt das Haus des Confucius. Hier verſammeln ſich die Gelehrten an gewiſſen Tagen, um dem Andenken des verehrten Philoſophen Hochachtung zu bezeigen. In dem großen, zu dieſer Ceremonie beſtimmten, Saale iſt eine ſchlichte Tafel aufgerichtet, worauf mit vergoldeten Charakteren geſchrieben iſt, „Cong-fu-tſe, verehrter Lehrer, laß deinen „geiſtigen Theil herabſteigen, und genehmige dieſe unſere „Hochachtung, welche wir dir jetzt demüthige darbringen.“ — Der übrige Theil dieſes Gottesdienſtes, wenn man ihn ſo nennen will, ſtimmt mit den, bei der feierlichen Erinnerung an verſtorbene Verwandte üblichen Ceremonien überein.

Eine andere Religion, die weniger einfach in ihrem Cultus, ſich beſſer zum Volksglauben ſchickte, iſt die Lehre des Lao-kung, oder die Secte Tao-tſe, d. i. der Söhne der Unſterblichen. — Lao-kung hatte auf einer Reiſe nach Tibet einige Ideen von den Lehren der Lama's aufgefaßt, die er, mit eigenen Erfindungen ausgeſchmückt, nach China brachte. In der Vorſchrift die Leidenſchaften zu mäßigen, und das Leben dabei zu genießen, und in der Wiſſenſchaft einen Trank der Unſterblichkeit zu bereiten, beſteht das Weſen ſeiner Lehren. Die Prieſter des Lao-kung leben in Klöſtern, ehelos und treiben magiſche Künſte, wobei ſie auch häufig Sprüche des Confucius citiren. In ihren Tempeln zünden ſie eine Flamme und Räucherwerk auf einem Altare an, beugen ſich vor demſelben, wenn ſie vorübergehen, und laſſen mit einer großen Trommel und metallenen Platten Lärm machen, um die böſen Geiſter zu verſcheuchen. Dieſe böſen Geiſter ſind an der einen Seite des Tempels, in monſtröſen Figuren abge-

bildet; gegenüber ſtehen die guten Geiſter, oder die angenehmen Gemüthszuſtände, Fröhlichkeit, Vergnügen, Liebe ꝛc. — Dieſe Religion wurde ungefähr im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in China eingeführt, und dort von mehreren Kaiſern beſchützt; einige Regenten ſind auch an den Trank der Unſterblichkeit geſtorben, — ſo wahr iſt es, daß der Aberglaube auf den regierenden Theil keinen Einfluß hat.

Nächſt dieſer Religion wurde eine andere, beinahe von gleichem Urſprunge und ungefähr um dieſelbe Zeit in China eingeführt. Der Kaiſer Ming-ti von der Dynaſtie Han, erinnerte ſich bei Gelegenheit eines ſonderbaren Traumes, daß Confucius ehedem oft geſagt habe, man werde den wahren Heiligen in einer abendländiſchen Gegend finden. Der Kaiſer ſchickte alſo *) Geſandte nach Indien, die ſich nach dem Heiligen erkundigen und ſeine Lehre mitbringen ſollten. Die Geſandten brachten das Geſetz des Fo- oder Foe mit.

Fo iſt offenbar kein anderer als der Buddha der Indier, nur daß wahrſcheinlich der Geiſt der Chineſen ſeine Lehre mehr oder weniger nach ſeiner Art modificirte. So mußte das Chriſtenthum in den Ländern, worin es ſich ausbreitete, ſich auch nach der Landesſitte bequemen.

Fo ſoll im Jahre 1027 von Chr. Geb. in Kaſchemir geboren worden ſeyn. Seine Mutter war eine Jungfrau, die von einer Lichterſcheinung geſchwängert wurde. Bis in ſein dreißigſtes Jahr lebte er in der Einſamkeit, dann ſammelte er Schüler um ſich her und lehrte Bilderdienſt und Seelenwanderung. — Die Stufenleiter der Weſen, die wir in der Religion der Birmanen **) kennen

*) Im Jahre 65 n. Chr. Geb.

**) S. Th. II. S. 454 unſere Kunde von Aſien.

Ansicht der Grotte Camoens auf Macao im Garten des Hrn Drumond.

gelernt haben, finden wir auch hier wieder, und wenn der Zuſtand der höchſten Glückſeligkeit alſo beſchrieben wird, daß der Menſch „nichts thut, nichts denkt, und in einer „gänzlichen Unempfindlichkeit gegen Alles verſunken iſt;“ ſo iſt das nichts anders als der Zuſtand des Nivani, den auch die Singaleſen *) kennen, nur daß der Gedanke hier etwas plump ausgedrückt iſt. — Die Seele geht durch verſchiedene Grade der Läuterung, und belebt bald einen unvollkommenen, bald einen vollkommenen Menſchen. Hat ſie ſich ſo weit geläutert, daß der Menſch einſieht, er könne nichts Beſſeres thun, als alles Irdiſche an ſich vernichten, ſo wird ein ſolcher Menſch ein Samaneer. Hier giebt es wieder verſchiedene Grade, und der höchſte Grad von Glückſeligkeit und Tugend beſteht darin, in das leere Nichts zurück zu kehren, von dem wir alle ausgegangen ſind. Dieſes leere Nichts ſcheint aber nur Nichts in Hinſicht auf ſinnliche Eigenſchaften zu ſeyn, denn außerdem iſt es das höchſte Weſen.

Das höchſte Weſen iſt der Urſtoff aller Dinge **), es iſt von der Ewigkeit her, unſichtbar, unbegreiflich, allmächtig, allweiſe, gut, gerecht, mitleidig und ſtammt von ſich ſelbſt her. Es kann durch keine Abbildung dargeſtellt werden. Man kann es nicht anbeten und verehren, weil es über alle Anbetung und Verehrung weit erhaben iſt. Aber ſeine Attribute kann man anbeten und verehren.

Als dieſes Weſen die Materie erſchaffen wollte, nahm es ſelbſt eine materielle Form an, weil es ein bloßer Geiſt iſt, der gar keine Verbindung mit einem körperlichen Weſen hat, und trennte durch ſeine Allmacht die weiblichen Tugenden von den männlichen, die beide in ihm vereinigt waren.

*) S. Th. II. S. 341.

**) S. Aſiatiſches Magazin, B. I. S. 152 f.

In dieſer Trennung beider Naturen und in ihrer urſprünglichen Vereinigung liegt eine Art von Dreieinigkeit, die, im Verein mit der Jungfrau, der Mutter des Fo, den Jeſuiten viel zu ſchaffen machte, und von ihnen wohl gar für ein Blendwerk des Teufels ausgegeben wurde. So findet man auch beinahe die zehn Gebote bei'm Fo.

Die Schriften des Fo enthalten aber auch mehr Philoſophie und geſunde Moral, als die chriſtlichen Eiferer ſich einbilden mögen, und wenn der Pater du Halde von Fo ſagt: „er betrog das einfältige Volk, und ſein „Anhang gab ſich eine unſinnige Mühe, den ganzen Orient „mit ſeinen abſcheulichen Lehrſätzen zu vergiften; —" ſo bedachte der Herr Pater wohl nicht, was ein aufgeklärter Anhänger des Fo von ihm und ſeinem Anhang ſagen würde.

Wir wollen einige von den abſcheulichen Lehrſätzen des Fo unſeren Leſern hier mittheilen:

„Ein tugendhafter Menſch iſt, der Alles in Ausführung bringt, was das Geſetz befiehlt; ein großer Mann aber, der ſich gleichſam mit dem Geſetze ſelbſt vereiniget, (deſſen That ſelbſt zum Geſetz wird.)"

„Wer ſich ſeinen Leidenſchaften überläßt, ſich aber doch bei den Menſchen in gutem Ruf erhalten will, verliert ſeine Zeit."

„Wer ſich ſeinen Leidenſchaften überläßt, gleicht einem Menſchen, der mit einer Fackel gegen den Wind läuft und jeden Augenblick in Gefahr iſt, ſich zu verbrennen."

„Der ſtrengſte Beobachter meines Geſetzes muß wie ein Menſch ſeyn, der von dürrem Stroh umgeben iſt, das alle Augenblicke drohet, Feuer zu fangen. Es iſt verloren, wenn er nicht ſchnell entfliehet. So ſind unſere Begierden, die uns unſerm Untergange nahe bringen, wenn wir ihnen Gehör geben; wenn man ſich auch alle Glieder ab-

ſchnitte, was würde es helfen, wenn das Herz nicht rein iſt?"

„Die Könige und Fürſten der Welt ſind in meinen Augen nur ſchlechter Staub, der durch die kleinſte Oeffnung fällt. — Gold und Edelſteine ſind Scherben von irdenen Töpfen. Das Weltall iſt ein Atom; die Erſchaffung der Welt aus dem Leeren, eine bloße Verwandlung einer Sache in die andere." *)

Solche Lehren führt du Halde zur Unterſtützung ſeiner Behauptung nicht an, wohl aber Beiſpiele von den Betrügereien, wozu der Glaube an Seelenwanderung Anlaß giebt. So erzählt er, die Bonzen hätten einem alten Chineſen weiß gemacht, daß er nach dem Tode ein kaiſerliches Poſtpferd werden würde. Einer Bauersfrau, welche drei große Enten hatte und dieſe verkaufen oder ſchlachten wollte, benachrichteten die Bonzen, daß die Seelen ihrer Vorfahren in dieſen Enten wohnten. Die arme Frau, aus Achtung für ihre Ahnen, übergab die Eltern den Prieſtern, weil dieſe verſprachen, die Thiere am Leben zu erhalten. Allein die Bonzen verzehrten noch denſelben Abend die Voraltern der Bauersfrau. — Dieſe ſpaßhafte Geſchichte hätte dem Pater du Halde eigentlich nichts beweiſen ſollen, als daß Bonzen überall das Volk zu betrügen wiſſen.

Die Prieſter des Fo ſind zahlreich, meiſtens gelb gekleidet, und leben ehelos in großen Klöſtern oder Tempeln, die von den Chineſen Putala **) genannt werden. Um den Hals tragen ſie einen Kranz von Korallen, den ſie zur Abzählung der Gebete (als Roſenkranz), gebrauchen und worüber die Miſſionare in Harniſch geriethen. Die Prieſter des Fo halten überdieß feierliche Umzüge, beugen

*) Mehr hierüber ſiehe im Aſiat. Magazin, Th. I. S. 147.

**) Buddha-laya, Wohnung des Budha, ſagen die Mongolen.

ſich vor dem Altare, und üben andere Ceremonien, die an den katholiſchen Ritus erinnern.

Auch Heilige und Schutzgeiſter läßt die Lehre des Fo zu, und man findet einige, die an die griechiſche Mythologie erinnern: ſo haben ſie einen Donnerer, einen Meergott, und einen Thür = Sutzgeiſt (Janus), den ſie Menſchin nennen. Die Frau aus der Familie der Puh-ſa ſcheint die perſoniſicirte Natur zu ſeyn. — Die gemeinſte aller Göttinnen in China iſt die Sching-muh oder heilige Mutter, oder vielmehr die Mutter des vollkommenen Verſtandes. Nichts entſetzte die Miſſionare bei ihrer Ankunft in China mehr, als das Bild dieſer Frau, in welcher ſie die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Jungfrau Maria zu entdecken glaubten. Sie fanden ſie gewöhnlich hinter dem Altare eingeſchloſſen, und mit einem ſeidenen Schirm vor gemeinen Augen verſchleiert; zuweilen mit einem Kinde in der Hand, oder auch auf ihrem Knie, und eine Glorie um ihr Haupt. — Die Sching-muh empfing und gebar einen Sohn, als ſie noch eine Jungfrau war, weil ſie die Blüte der Blume Lien = chwa (Nelumbium) aß. Sie wird auch oft auf dieſer Blume abgebildet.

Seitdem die Mantſchu-Kaiſer China beherrſchen, ſind die Regenten nicht mehr unmittelbare Anhänger des Confucius, ſondern bekennen ſich zur Lehre des Fo; doch hegen ſie ſtets große Achtung für den Chineſiſchen Philoſophen.

12.

Staatsverfaſſung. Regierung.

Die ſchwere Hand der willkührlichen Macht hat den phyſiſchen Charakter des Volkes unterjocht und nach ihrem Eigenſinn umgeformt; ſelbſt die moraliſchen Gefühle und ſittlichen Handlungen der Unterthanen hängen von den Meinungen und dem Irthum der Regierung ab und ſtehen faſt ganz unter ihrer Herrſchaft.

Auf den Grundſatz, daß die Kinder dem Vater Zeitlebens unbedingten Gehorſam ſchuldig ſind, und daß letzterer ſelbſt über Leben, Eingenthum und Freiheit der Kinder gebieten könne, iſt die Staatsverfaſſung der Chineſen gebaut. Der Kaiſer wird für den gemeinſamen Vater ſeines Volkes gehalten, natürlich iſt ihm daher die Ausübung eben der Vollmacht über daſſelbe gegeben, welche einem Vater über ſeine Familie zukommt. In dieſem Sinne nimmt er den Titel: Großer Vater an. Da er nun über jede irdiſche Macht erhaben iſt, ſo hält man dafür, daß er es auch über die irdiſche Abſtammung ſey; daher nennt er ſich den einzigen Regierer der Welt und den Sohn des Himmels. Damit aber in dem großen Gebäude des kindlichen Gehorſams Alles übereinſtimmen möge, wirft er ſich mit vieler Feierlichkeit an jedem Neujahrstage vor der Kaiſerin Mutter auf die Knie, und fordert gleiche Huldigung von allen ſeinen großen Staatsbeamten. Nach dieſem Syſtem, welches ſich gänzlich auf das väterliche Anſehen ſtützt, wird der Gouverneur einer Provinz für den Vater derſelben angeſehen, und der Vorſteher eines Collegiums führt, wie man vorgibt, die Aufſicht über daſſelbe mit eben dem Anſehen, eben der Theilnahme und eben der Liebe, womit ein Familienvater die Angelegenheiten des häuslichen Lebens beſorgt.

Barrow *) bedauert, daß ein Regierungsſyſtem, welches in der Theorie ſo gefällig ausſieht, bei der Ausführung ſo vielen Mißbräuchen unterworfen iſt; und daß die väterliche Sorgfalt und Liebe von Seiten der Regierer, und die kindliche Liebe und Hochachtung von Seiten der Untergebenen, weit richtiger Tyrannei, Unterdrückung und Ungerechtigkeit bei jenen, und Furcht, Verſtellung und Ungehorſam bei dieſen heißen ſollte. — Wir möchten bedauern, daß ein ſo hellſehender Schriftſteller, als Herr Barrow, der überdieß zu einem Volke gehört, das ſich der Freiheit in ſeiner Conſtitution rühmt, irgend etwas Gefälliges in der Chineſiſchen Staatstheorie finden konnte. Sollte ein Volk, das ſeine Würde und ſeine Selbſtſtändigkeit fühlt, nicht die größte Demüthigung darin erkennen, wenn man ihm zumuthen wollte, ſich als unmündiges Kind anzuſehen, das dem Eigenwillen eines Vaters unterworfen ſeyn muß? Ein Volk braucht keinen zärtlichen Vater, ſondern einen gerechten Richter und weiſen Gewalthaber, und den Fürſten iſt etwas Beſſeres zu wünſchen, als die ſogenannte Liebe ihrer Unterthanen. Das Verhältniß der Glieder des Staates zu ihrem Oberhaupte hat durchaus nichts mit den zärtlichen Empfindungen zu thun, und der Einzelne, wenn er anders denken will, kann ſo wenig auf die Liebe eines Fürſten, als auf die Liebe der Vernunft Anſpruch machen. Das Volk ſelbſt fühlt dieß, und nennt daher gewöhnlich einen Fürſten, dem die wahren Regententugenden fehlen, den Vielgeliebten. Die Geſchichte hat ſelten einen König zu loben, deſſen größter Stolz dieſe Benennung war.

Der große Vater in China iſt daher auch, wie überall, wo man die Rückſicht, die man dennoch einem blödſinnigen oder ungerechten Vater ſchuldig iſt, auch auf den Regenten überträgt, ein Tyrann geworden, der, in-

*) Th. II. S. 4.

dem es eine ſeiner erſten Maximen iſt, ſelten vor dem Volke zu erſcheinen, ſchon dadurch wenig Liebe und Sorgſamkeit für ſeine Kinder verräth. Das kaiſerliche Anſehen wirkt hier wie eine geheime Macht, die, weil man nicht ſieht, wo ſie herkommt, auf Sklavenſeelen einen deſto größeren Eindruck machen muß.

Die Macht des Souverains iſt unumſchränkt in China; er hat nicht einmal das Anſehen der Stände oder großen Familien zu ſcheuen; denn es giebt keinen Erbadel in China und der Kaiſer kann ſeinen erſten Miniſter von dem Pfluge abrufen und ſich zur Seite ſetzen, wie er die erſten Miniſter und alle Mandarinen nach Willkür wieder zu den ohnmächtigſten und ärmſten Bettlern machen kann. Dieſe Einrichtung mag denen als muſterhaft erſcheinen, welche aus dem Umſtande, daß es einige ungeſittete und unwiſſende Junker unter uns gegeben hat, und vielleicht noch gibt den Erbadel für ein großes Staatsübel angeſehen haben. Allein ein Anderes dürfte die perſönliche Achtung ſeyn, auf welche ein unwiſſender Menſch, ſeiner Ahnen wegen, Anſpruch zu machen ſich berechtigt glaubt; und ein anderes die Achtung, die einer Staatseinrichtung gebürt, welche aus dem Bedürfniß der Geſellſchaft, und aus der Fürſorge für ihre Freiheit und Sicherheit hervorgegangen iſt. Schon die Bemerkung, daß in Staaten, wo es keinen Erbadel gibt, wie in der Türkei und China, der Deſpotismus ungebunden gegen die heiligſten Intereſſen des Volks wüthen könne, — ſollte die vorlauten Feinde des Adels in ihrer vermeinten Weisheit irre gemacht haben.

In China wacht kein Parlament, kein geſetzgebendes Corps, keine Verſammlung der Stände, für die Rechte des Volkes. Jede Gewalt, jedes Geſetzt geht vom Kaiſer aus und kann auch von ihm, ſo oft er will, augenblicklich zurück genommen werden.

Wenn deſſen ungeachtet mehrere Kaiſer ſich durch Weisheit und Gerechtigkeit um das Volk verdient gemacht haben und die Tyrannei nicht ausübten, ſo hat man dieß der Güte der menſchlichen Natur, die in jeder Form ſich erhalten kann, nicht aber der Verfaſſung zu danken. In dieſer Verfaſſung finden wir eine einzige, etwas ſonderbare Anſtalt, deren Entzweck zu ſeyn ſcheint, der Tyrannei des Monarchen entgegen zu wirken. Dieß iſt die Stiftung des Cenſorats, das von zwei Männern verwaltet wird, welche die Verpflichtung haben, gegen jeden Mißbrauch der Gewalt des Kaiſers Vorſtellungen zu machen. Daß dieſe Männer in der Verwaltung ihres Amtes ſehr behutſam verfahren werden, iſt voraus zu ſehen; daher auch das Cenſorat ſehr unwirkſam ſeyn würde, wenn damit nicht zugleich die Obliegenheit verbunden wäre, die Geſinnungen des Monarchen zu bemerken, ſeine Reden aufzuzeichnen, und die hervorſtechendſten ſeiner Privathandlungen, ſo wie die denkwürdigſten Begebenheiten ſeiner Regierung niederzuſchreiben. Die Urkunden dieſer Biographieen werden in einem großen Kaſten aufbewahrt, und erſt nach dem Tode des Kaiſers, oft erſt nach dem Erlöſchen einer Dynaſtie bekannt gemacht. Man behauptet, daß dieſe ſeltſame Einrichtung auf die Entſcheidungen des Monarchen einen großen Einfluß äußere und in ihm den Wunſch erzeuge, bei allen Gelegenheiten ſo zu handeln, daß er mit Zuverſicht auf einen unbefleckten Ruhm bei der Nachwelt rechnen könne. Die Geſchichtbücher erzählen, daß ein Kaiſer aus der Dynaſtie Tang, in dem Bewußtſeyn, die Gränzen ſeiner Macht verſchiedenemale überſchritten zu haben, entſchloſſen geweſen ſey, in den hiſtoriſchen Kaſten zu ſehen, wo er gewußt, daß er alle ſeine Handlungen aufgezeichnet finden würde. Er brauchte allerlei Gründe, um die beiden Cenſoren zu überzeugen, daß man den Schritt, welchen er zu thun im Begriffe ſey, nicht tadeln könne, da er unter andern wünſche, ſeine

größten Fehler kennen zu lernen, weil dieß der erſte Schritt zur Beſſerung ſey. Hierauf ſoll ihm einer von ihnen freimüthig geantwortet haben: „Es iſt wahr, Ew. „Maj. haben eine Menge Fehler begangen, und die pein„liche Pflicht unſers Amtes hat uns genöthiget, ſie nie„derzuſchreiben. Eben dieſes Amt macht es uns aber auch „zur Pflicht, die Nachwelt von dem Geſpräch zu unter„richten, das Ew. Maj. heute gegen alle Ordnung mit „uns gehalten haben.“

Dieſe Geſchichte ſieht, wie es uns ſcheint, einem Mährchen ſehr ähnlich, wie denn die ganze Anſtalt etwas Kindiſches hat, das nur einem Chineſiſchen Gelehrten als eine erhabene Erfindung erſcheinen kann. Wenn eine Nation keinen beſſeren Schutz gegen den Mißbrauch der Gewalt aufzuſtellen weiß, als das Urtheil der Nachwelt frei zu erhalten, ſo muß ſie ihr eigenes Thun und Leiden, ihre Würde und Wirkſamkeit für ſehr gering achten, indem ſie mehr für die Meinung der kommenden Geſchlechter, als für ihren gegenwärtigen Zuſtand beſorgt iſt. Und welche Meinung wird die Nachwelt von einem Volke haben, welches das Joch der Tyrannei oder der Blödſinns geduldig ertrug? Es giebt nur einen Schutz gegen den Mißbrauch der Gewalt, und dieſer liegt in der Einſicht, in der Weisheit und in den Tugenden des Volkes.

Es iſt auffallend und könnte als ein Vorwurf gegen die Kraft und Würde der Menſchheit ausgelegt werden, daß bei einer Nation, die angeblich aus 300 Millionen Menſchen beſteht, ſo wenig für die ſchwere Kunſt, ein Volk nach vernünftigen Zwecken zu regieren, zu lernen ſey. Wenn irgendwo 300 Millionen Menſchen ſich am Gängelbande wie Kinder leiten laſſen, und von der erhabenen Beſtimmung, die der Herr der Erde, während ſeiner irdiſchen Laufbahn erfüllen ſoll, keine Rede unter ihnen iſt: wie ſoll man ſich gegen die Beſorgniß wehren,

daß die Ideen von Recht, Freiheit, politiſcher Tugend, und von Patriotismus (als Anhänglichkeit an eine moraliſch würdige Geſellſchaft,) nichts weiter als Träumereien wohlwollender Schwärmer ſeyn dürften? Aber von der andern Seite, iſt es nicht der deutlichſte Beweis von der perſönlichen Würde und Freiheit des Menſchen, daß Einer gegen 300 Millionen auftreten und ſagen kann, ihr habt Unrecht! Jeder von uns kann dieſes Eine ſeyn.

Unſere Leſer werden es vielleicht ſeltſam finden, daß wir hier ſo ernſthaft mit der Chineſiſchen Regierung ſprechen; aber gehören die Chineſen nicht zu der großen Familie, deren Glieder wir ſind, und iſt es thörigt zu hoffen, daß einſt ein beſſerer Geiſt über die Chineſiſche Mauer dringen, und die Unbilden der Vergangenheit rächen werde? Iſt Europa aus dem langen Schlummer des Mittelalters erwacht zu einem helleren, ſchöneren Tage: warum ſollte das nicht auch für China möglich ſeyn? Im Norden von Aſien und Europa ſehen wir ein junges kräftiges Volk, das ſeit einem Jahrhunderte mit Rieſenſchritten der Cultur entgegeneilt, und das ſchon jetzt mit China gränzt; iſt es unwahrſcheinlich, daß dieſem Volk ſeine Steppen einſt als undankbar erſcheinen könnten, und daß es ſich dann beſſere Wohnſitze ſuchen werde? Für Europäiſche Taktik kann China keine ſchwere Eroberung ſeyn.

Doch wir kehren zu der Verfaſſung des Staates zurück. Dem Kaiſer ſind zur Verwaltung ſeines unermeßlichen Reichs zwei höchſte Reichscollegien zugeordnet, ein ordentliches und außerordentliches. Das ordentliche beſteht aus ſeinen ſechs Hauptminiſtern, die den Titel: Collao, führen. Der außerordentliche Rath beſteht bloß aus den Prinzen vom Geblüte.

Zur Verwaltung der Regierungsangelegenheiten ſind ſechs Collegia niedergeſetzt. 1) Das Collegium, welches die erledigten Regierungsämter beſetzt. Es beſteht aus dem

Van-ta-gin

Kriegs-Mandarin

Miniſter und aus gelehrten Mandarinen, die über die Verdienſte der Kandidaten urtheilen. — 2) Das Finanzcollegium. 3) Das Ceremoniencollegium. Es wacht über die Beobachtung der vorgeſchriebenen alten Gebräuche, unterhandelt auch mit auswärtigen Geſandten. 4) Das Kriegscollegium. 5) Das Juſtizcollegium. 6) Die Baukammer.

Dieſe Collegien beſchließen, empfehlen und berichten dem Kaiſer Alles, was zu ihren Fächern gehört. Er beräth ſich ſodann mit ſeinem ordentlichen, und nöthigen Falles, mit ſeinem außerordentlichen Rathe, und beſtätiget, verbeſſert, oder verwirft die Beſchlüſſe der Collegien.

Mit den Ober-Collegien in der Hauptſtadt ſtehen die Landes-Collegien in den Provinzen in Briefwechſel.

Die Chineſiſchen Geſetze, nach welchen in Juſtizangelegenheiten Recht geſprochen wird, ſollen jede Schattirung von peinlichen Verbrechen, nebſt der dafür beſtimmten Strafe auf das deutlichſte erklären, gerecht und dabei milde ſeyn.

Das Chineſiſche Geſetzbuch befindet ſich ſchon lange in England, und iſt jetzt, ins Engliſche überſetzt, im Druck erſchienen. Sowohl dieſes Geſetzbuch, als auch im Ganzen die Juſtizverwaltung, wird von den Reiſenden, für lobenswürdig erklärt. Indeſſen gibt es einen ſchlimmen Theil der peinlichen Juſtiz in China und dieſer beſteht in der Anwendung der grauſamſten Tortur zur Erpreſſung eines Geſtändniſſes. Ein teutſcher Rechtsgelehrter hat ſich die Mühe gegeben, die Strafen der Chineſen in Kupfer ſtechen zu laſſen. Man ſieht in ſeinem Werke *) ganz

*) Die Strafen der Chineſen auf XXII. ausgemalten Kupfern dargeſtellt und nach dem Engliſchen 2c. beſchrieben von F. Hempel, Rechts-Conſulent. Leipzig, im Induſtrie-Comptoir.

deutlich, wie einem armen Chineſen die Augen mit Kalk ausgebrannt, einem andern die Ohren auf das grauſamſte gezwickt werden, und wie ein dritter bei den Fußknöcheln in die Folterbank geſpannt wird.

Die unſchuldigſte und gemeinſte Strafe iſt die Baſtonnade. Ein Europäer, der ſich auf ſeine Ehre etwas zu Gute thut, muß es kaum noch lächerlich finden, wenn er einen Staatsbeamten ſich auf die Erde hinſtrecken ſieht, um auf Befehl eines andern, der etwa einen Grad *) höher iſt, als er ſelbſt, auf den Hintern geſchlagen zu werden; und kaum wird er ſich erwehren können, ein Volk, dem dieſe Gleichheit der Rechte gefällt, für ein Sklavenvolk zu halten.

„Der ſcharfſinnige Paw, ſagt Barrow **), hat bemerkt daß China gänzlich durch die Peitſche und das Bambusrohr regiert werde. Zu dieſem hätte er den jährlichen Kalender und die Pekinger Hofzeitung hinzufügen können, welche beide, als Werkzeuge der Regierung, weſentlich ihre Abſichten befördern helfen. Durch den Kalender wird die Beobachtung abergläubiſcher Gebräuche aufrecht gehalten, welche die Regierung (wie jede andere, die ſich vor dem hellſehenden Verſtande fürchtet) offenbar aufzumuntern ſucht. Durch die Hofzeitung empfängt jeder Winkel des Reichs Nachrichten von den Tugenden und der väterlichen Güte des regierenden Monarchen, welche er dadurch beweiſet, daß er die Regierungsbeamten, nicht nur für ihre Vergehungen, ſondern auch für ihre Unterlaſſungen beſtraft.

*) Es giebt in China neun Grade des Ranges, die ſich aber nicht durch Geburt, ſondern nur durch die Gnade des Kaiſers erlangen laſſen. Das Unterſcheidungszeichen dieſer Grade beſteht in der Form und Farbe des Knopfes auf der Mütze und in der Pfauenfeder. Letztere ſoll eigentlich ein Orden ſeyn. Es giebt auch einen Orden der gelben Unterkleider, den der Kaiſer perſönlich austheilt.

**) Th. II. S. 42.

Wenn z. B. eine Provinz durch Hungersnoth verwüſtet wird, ſo werden die vornehmſten Beamten einen Grad herabgeſetzt, weil ſie nicht die gehörigen Vorſichtsmaßregeln dawider getroffen haben."

Daß die Chineſiſche Regierung mit ſo einfachen Mitteln ſich Jahrhunderte lang immer in gleicher Form erhalten hat, indem die fremden Eroberer ſtets die alte Verfaſſung unverändert ließen, — iſt ein auffallendes Phänomen, und um ſo mehr, da die Chineſiſche Geſchichte mehrere Revolutionen anführt, in welchen die Anarchie herrſchend war. Nach den neueſten Nachrichten wüthet eine furchtbare Revolution gerade jetzt in den Eingeweiden des Staates und macht China zu einer Scene blutiger Schandthaten. Herr von Kruſenſtern hat einige Nachricht darüber in ſeiner Reiſe bekannt gemacht *). Ob dieſe

*) Das Journal de l'Empire vom 14. Mai 1811. enthält einen Artikel, mitgetheilt vom Herrn Leſchenault (einem der Naturforſcher, der die letzte Expedition nach Auſtralien mitmachte) welcher einige intereſſante Nachrichten über eine geheime Geſellſchaft in China bekannt macht, und die Ausſage des Herrn von Kruſenſtern über dieſelbe beſtätiget. Wir wollen das Weſentlichſte, was Herr Leſchenault erzählt, hier überſetzen.

Ungefähr ſeit 20 Jahren beſteht in China eine Geſellſchaft, die dort unter dem Namen Thien-Thée Ohé bekannt iſt. Der buchſtäbliche Sinn dieſer Worte iſt: Himmel und Erde vereint. Man verſteht darunter, daß der Himmel und die Erde nur ein Ganzes ausmachen, welches gemeinſchaftlichen Naturgeſetzen unterworfen iſt. Die Menſchen ſollen daher nur von einem Geiſte beſeelt ſeyn, und ſich gegenſeitig Hülfe leiſten. Die erſten Grundſätze dieſer Geſellſchaft ſind, die Gleichheit aller Menſchen und die Verpflichtung der Reichen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen. Die Verbündeten erkennen keine obrigkeitliche Gewalt an, haben unter ſich Erkennungszeichen und eine feierliche Einweihung. Bei der Aufnahme wird der Einzuweihende unter zwei bloße Schwerdter geſtellt, die

Revolution eine beſſere Verfaſſung einführen werde, iſt nicht leicht voraus zu ſehen. Schwerlich wird den Chineſen aus ihrem Innern eine wohlthätige Reform zu Theil werden. Unter ihren Nachbaren wären die Virmanen vielleicht am erſten im Stande, durch einen kraftvollen Einfall der Verwirrung ein Ende zu machen.

über ſeinem Haupte gehalten werden, und er ſchwört, lieber zu ſterben, als die Geheimniſſe der Geſellſchaft zu verrathen oder ihr untreu zu werden. Darauf zapft man ihm, ſo wie demjenigen, der ihm den Schwur abnimmt, einige Tropfen Blut ab, vermiſcht dieſes in einer Taſſe mit Thee, und Jeder der Anweſenden trinkt etwas davon.

Die Grundſätze dieſer anarchiſchen Geſellſchaft gleichen auf ein Haar dem tollen Jacobinismus, der Frankreich während der Revolution zerfleiſchte, und ſcheinen aus Europa den Weg nach China gefunden zu haben; wenigſtens hat ein Einwohner von Kanton den erſten Entwurf der Geſellſchaft gemacht und in dieſer Stadt hat ſie auch ihren Anfang genommen.

Dieſe Geſellſchaft hat ſich in China ſehr ſchnell ausgebreitet, und zum Theil die größten Ausſchweifungen begangen. In einigen Gegenden haben die zahlreichen Mitglieder ſich offenbar gegen die Regierung empört, und 4000 derſelben ſollen auch deswegen hingerichtet worden ſeyn. Der Kaiſer hatte ein Geſetz gegeben, daß ihnen die Muskeln des rechten Fußes durchſchnitten, und ſie auf den Backen gebranntmarkt werden ſollten, und die Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn ſie es dennoch unternehmen würden, die Ruhe der Geſellſchaft zu ſtören.

Gleichwohl haben die abſchreckenden Beiſpiele und die ſtrengen Geſetze den Ausbruch einer fürchterlichen Empörung im J. 1804 nicht verhindern können. Schon waren 9 Provinzen dieſes unermeßlichen Reiches eine Beute der Wuth dieſer Gleichheitsprediger, deren Zahl ſich mit jedem Tage vermehrte. Sie hatten bereits eine ſolche Furcht verbreitet, daß die Reichen, um größerem Unglück zu entgehen, ſich mit ihnen verbanden. Andere, welche dieſes Opfer nicht bringen wollten, nahm man gefangen, wo man ſich ihrer bemächtigen konnte. Es wurde dann an ihre Verwandten geſchrie-

Zum Schluß wollen wir noch einige ſtatiſtiſche Angaben anführen.

Die Abgaben ſind in China gering und ein für allemal beſtimmt. Der ganze Betrag der kaiſerlichen Einkünfte wird auf 66 Millionen Pfund Sterling angegeben; hiervon werden ausgegeben

für den Civil-Etat . . .	1,973,333	Pf. St.
für den Militär-Etat . . .	49,982,933	—
Summa	51,956,266	Pf. St.

Demnach bleibt ein Ueberſchuß von 14,043,734 Pf. St. für den Etat des Kaiſers.

Die Armee des Kaiſers beſteht aus 1 Million Infanterie und 800,000 Cavalerie.

In der Armee ſind folgende verſchiedene Truppen:

Tatariſche *) Cavalerie, deren einziges Gewehr der Säbel iſt, einige führen den Bogen.

ben, und von dieſen eine Summe Geldes gefordert zur Auslöſung der Gefangenen, welche ohne dieſelbe unfehlbar dem Tode geopfert wurden. Schon der geringſte Verſuch der Verwandten, ſie zu befreien oder ihren Aufenthalt zu erforſchen, koſtete den Gefangenen das Leben.

Dieſes war der Zuſtand der Dinge im Jahre 1804.

Die Grundſätze der Geſellſchaft Thien-Thée-Ohé hatten ſich auch allgemein unter den Chineſen auf der Inſel Java ausgebreitet. Die Eingeweihten verhielten ſich jedoch völlig ruhig, aus Furcht vor der Europäiſchen Regierung. Als Herr Leſchenault Java verließ, befand ſich daſelbſt noch ein Oberhaupt dieſes Ordens, auf deſſen Kopf die Chineſiche Regierung im Jahre 1797 oder 1798 einen Preis von 10,000 Piaſter geſetzt hatte. Dieſer Menſch, der ſich Ouitien-Thoue-Thsoua (große Schlange) nannte, hat ſich aus China geflüchtet, und hielt ſich ſeitdem in Java auf.

*) Mongolen und Mantſchu, alſo nicht eigentlich Tataren.

Tatariſches Fußvolk, Bogenſchützen; ſie haben auch große Säbel.

Chineſiſche Infanterie mit denſelben Gewehren.

Chineſiſche Luntenbüchſen.

Chineſiſche Kriegstiger, welche große runde Schilder aus Flechtwerk, und lange ſchlecht verfertigte Degen haben. Auf die Schilder der letzteren ſind ungeheure Geſichter eines eingebildeten Thieres gemalt, damit der Feind abgeſchreckt, oder wie von einer Gorgone verſteinert werden möge.

Obſchon die Mantſchu es für dienlich erachtet haben, die Chineſiſche Armee auf dem vorigen Fuß zu laſſen, ſo ſuchten ſie doch die Armee lieber mit ihren Landsleuten, als mit Chineſen zu rekrutiren. Dem zufolge wird jeder Knabe der Mantſchu auf die Soldatenliſte geſchrieben, und durch dieſes Mittel erhalten ſie ſich im Beſitz des unermeßlichen Reichs *). Hierzu kommt, daß der Chineſe an und für ſich kein guter Soldat iſt, daß ſeine Sitten, ſeine Kleidung und die ganze urſprüngliche Einrichtung des Militärs bei dieſem Volke keinen militäriſchen Geiſt und keine militäriſche Haltung zulaſſen.

So leicht es auch den Mantſchu geworden zu ſeyn ſcheint, die Chineſen in Furcht zu erhalten: ſo herrſcht doch immerfort eine Eiferſucht zwiſchen beiden Nationen, wodurch die innere Schwäche des Reiches noch vermehrt wird. Ein Eroberer wird hier leichtes Spiel haben. Möchte nur das ſchöne Land und dieſe zahlreiche Nation, die vielleicht den ſechſten Theil des ganzen Menſchengeſchlechts ausmacht, von der Vorſehung einem Herrſcher anvertraut werden, der von der Vernunft gelernt hat, was die Fürſten den Völkern ſeyn ſollen.

*) Zur Zeit der Eroberung ſoll die Armee der Mantſchu nicht mehr als achtzig tauſend Mann betragen haben.

13.
Topographiſche Beſchreibung.

Es würde eine ſo mühſame als undankbare Arbeit ſeyn, wenn wir alle von den Reiſenden genannten Städte namentlich aufführen wollten, da die Beſchreibung derſelben ſehr trocken ausfallen müßte und faſt nur aus Wiederholungen beſtehen würde. Wir wollen uns darauf einſchränken, nur die Provinzen des Reichs und diejenigen Städte nahmhaft zu machen, welche ein allgemeines Intereſſe, in Abſicht auf die politiſchen Beziehungen des Staates, für Europäer haben können.

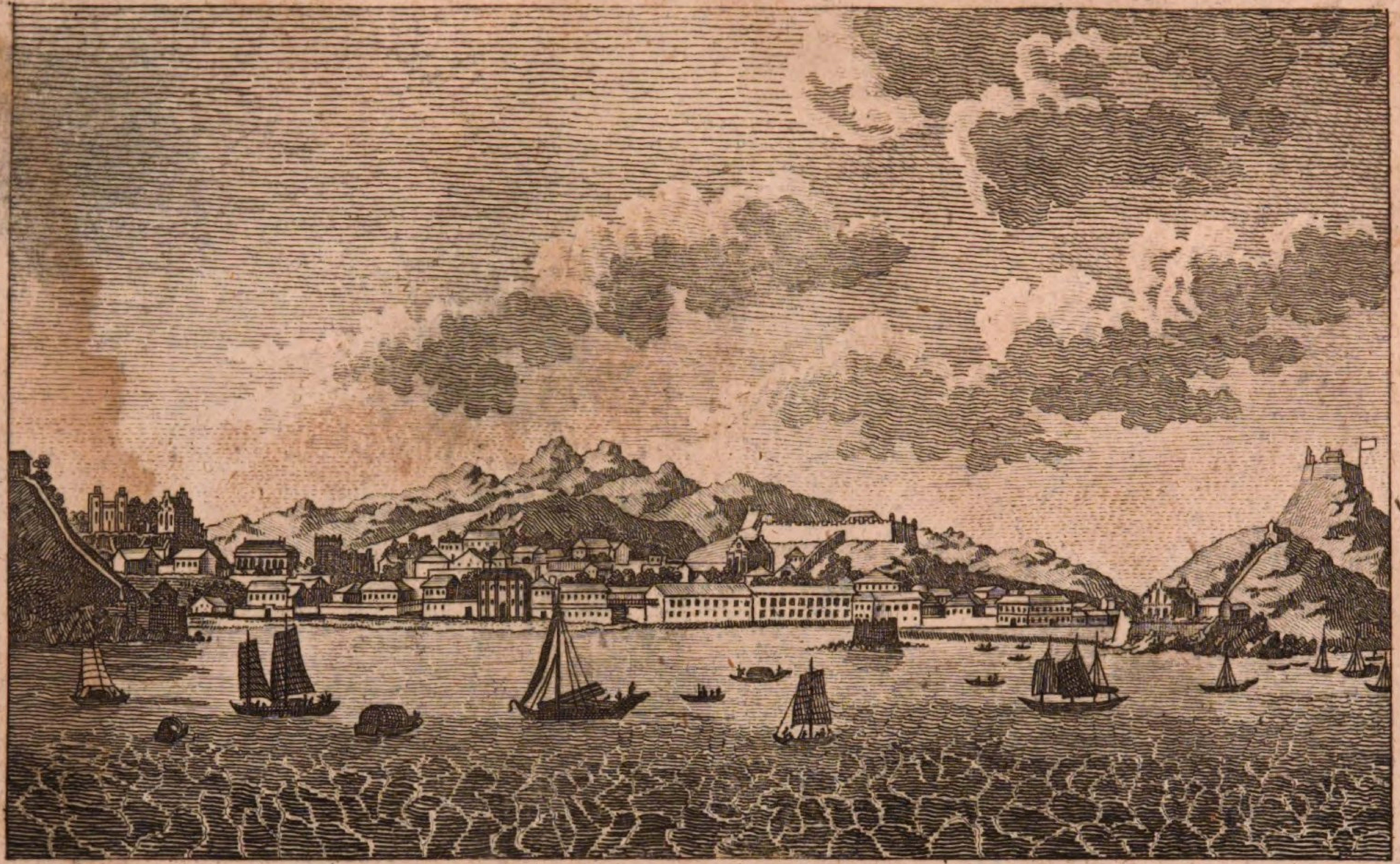
Die Zahl der Provinzen wird von Einigen auf funfzehn, von Andern auf neunzehn geſetzt. Wir ſind in unſerer Beſchreibung dem Herrn Malte-Brun gefolgt, der mit Sonnerat nur funfzehn annimmt.

Die Städte in China werden in drei Ordnungen eingetheilt. Die erſte Ordnung, Fu genannt, hat allemal mehrere Städte der zweiten Ordnung, Scheou, und dieſe mehrere der dritten Ordnung, Hien, unter ihrer Direction, ungefähr wie es in Frankreich Departements-Diſtricts- und Arrondiſſementsſtädte gibt.

1. Die Provinz Pe-tſche-li liegt am Meerbuſen gleiches Namens, im Süden der großen Mauer und im Nord-Oſten des Reiches. Sonnerat rechnet zu dieſer Provinz auch das Land Leao-Tong, das jedoch außerhalb der Chineſiſchen Mauer liegt. Das Klima iſt ziemlich kalt und der Boden, im Vergleich zu den andern Provinzen, nicht beſonders fruchtbar. Mehrere Berge durchſchneiden das Land; zwei derſelben liefern viele Steinkohlen. Auch findet man Bergkryſtall und Augatſteine. Der Boden iſt ſandig und ſalpeterhaltig, und wird von Seen, Flüſſen und Canälen bewäſſert.

Pekin, die Hauptſtadt des Reichs und gewöh liche Reſidenz des Kaiſers in einer fruchtbaren, unerme lichen Ebene, ungefähr 12 teutſche Meilen von der groß Mauer entfernt. Sie bildet ein längliches Viereck und b ſteht aus zwei Haupttheilen, welche von den Europäer gewöhnlich die Chineſiſche und die Tataren-Stad genannt werden. Letztere wird von der kaiſerlichen Famil und den Mântſchu *) bewohnt, ſeitdem eine Dynaſt aus dieſer Nation den Thron von China in Beſitz ha Die Mauer, welche die Stadt umgibt, iſt ſo hoch, da ſie über alle Häuſer hinausragt, und dieſe daher nicht ſ hen läßt; ſie iſt theils mit Quader- theils mit Backſteine bekleidet, und bildet Linien, die einige Aehnlichkeit mit de Europäiſchen Befeſtigungsart haben. Ueber den neun Stad thoren ſind Wachtthürme errichtet, von maſſiver Bauar aber ohne Schmuck; man bemerkt an denſelben gemahlt Schießſcharten. Die Straßen ſind über 100 Fuß brei oft eine Stunde lang und nicht durchgängig gepflaſtert, wer den aber ſtatt deſſen in der trocknen Jahreszeit täglic mit Waſſer beſprengt, um den Staub zu löſchen. Di Breite der Gaſſen und das Volksgewühl auf denſelben ge ben der Stadt ein eigenes freundliches Anſehen; welche aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häuſern nichts als die Hinterſeite ſieht. Di Kramladen der Kaufleute, die nach der Gaſſe hinaus ge hen, beleben dafür die Scene. Sie ſtellen ihre Waare ſämmtlich zur Schau aus, ſo, daß man die ganze Chine ſiſche Induſtrie in einer ſolchen Gaſſe ausgekramt ſieht. — Das merkwürdigſte Gebäude der Stadt iſt der kaiſerlich Pallaſt, deſſen Pracht jedoch weniger in einer ſchönen Bau art, als in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten beſteht. Die Ringmauern des Pallaſtes umgeben nicht nu die Wohnung des Monarchen, ſondern eine eigene klein Stadt, welche von den Hofbeamten, Officieren und eine zahlloſen Menge von Künſtlern, die ſämmtlich in Dienſ des Kaiſers ſtehen, bewohnt werden. Der Pallaſt ſelbſ ſoll eine Stunde im Umfange haben, und die Hauptſeit reich mit Gemälden, Vergoldungen und lackirter Arbei verziert ſeyn. In den innern Gemächern findet man a

*) Die Mantſchu ſind keine Tataren, daher die Benen nung Tataren-Stadt unrichtig iſt.



Ansicht der Stadt Macao von der See Seite.

Ansicht von Peching.

Möbeln und Ausſchmückungen Alles, was China, Indien und Europa Seltenes und Schönes aufzuweiſen haben. Die Gärten gewähren, nach den einſtimmigen Ausſagen aller Reiſenden, einen zauberiſchen Anblick. Man findet darin künſtliche Berge von 20 bis 60 Fuß Höhe, die durch kleine, mit Canälen bewäſſerte Thäler getrennt ſind. Dieſe Wäſſer vereinigen ſich in Seen und großen Teichen, auf denen prächtige Barken ſchwimmen und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden beſetzt ſind, unter denen man vorgeblich zwei gleiche ſuchen würde. In jedem Thale findet man ein Luſthaus, das groß genug wäre, einen König mit ſeinem Gefolge zu beherbergen. Dieſe Häuſer ſind von Cedernholz gebaut, ein Baum, der aus einer Entfernung von 300 Meilen von Pekin geholt wird. Mitten in einem See, der eine halbe Stunde im Durchmeſſer hat, findet man eine Felſeninſel und auf derſelben einen prachtvollen Pallaſt, der über hundert Zimmer zählt. Er hat vier Façaden von einer zierlichen und impoſanten Bauart. Die umliegenden Berge und Hügel ſind mit Bäumen beſetzt, und vorzüglich mit ſolchen, die duftende Blüten tragen. An den Ufern der Canäle erheben ſich Felſen in ſchönen und bizarren Gruppen, welche die rohe, wilde Natur täuſchend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einſame Luſthäuſer (*) und Kiosken. Das Ganze gleicht einem Feen-Aufenthalt.

Die Tempel in Pekin ſind weniger ſchön, als in dem Lande der Mantſchu, wo der Kaiſer den Sommer reſidirt, und wo die Religion des Hofes in größerem

*) In einem von dieſen Luſthäuſern endete der letzte Kaiſer der vorigen Dynaſtie ſein Leben. Der Rebelle Liſt-ſching, angeeifert durch die Schwäche, Ueppigkeit und ſchläfrige Sicherheit des Hofes, wollte ſich zum Herrn von China machen und drang mit einer Armee von Aufrührern bis zu den Thoren von Pekin vor. Der unglückliche Kaiſer wurde ſchlecht von ſeinen Garden vertheidigt und zog ſich in einen Pavillon des Gartens zurück, als er den Pallaſt in den Händen der Rebellen ſah. Er nahm ſeine einzige Tochter mit ſich, und um ſie von der bevorſtehenden Entehrung zu befreien, ſtieß er ihr den Dolch ins Herz und erdroſſelte ſich ſelbſt.

Anſehen ſteht, als in China, wo die Philoſophie des Confucius der Ueppigkeit und Pracht der Religion geſchadet hat.

Die Bevölkerung der großen Hauptſtadt, wird von den Engländern wahrſcheinlich ſehr übertrieben, auf 3 Millionen geſetzt. Wenn es mit dem angegebenen Umfang der Stadt (von 14. Engl. Quadr. Meilen für die Tatarenſtadt und 9 Quadr. Meilen für die Chineſiſche Stadt) ſeine Richtigkeit hat; ſo iſt es unmöglich, daß drei Millionen in einem Raume leben, der den Umfang von London ungefähr um ein Drittel überſteigt, um ſo weniger, da man in China den Platz nicht durch mehrere Stockwerke zu vergrößern verſteht. In der Chineſer-Stadt iſt überdieß nur ein geringer Theil bebauet, und noch dazu irregulär und ſchlecht; der Reſt iſt freies Feld und zum Theil mit Erdfrüchten beſtellt. Wenn alſo auch die drei Millionen, wie Malte-Brun ſagt, eine extravagance plus qu'anglaise ſind: ſo halten wir doch ſeine Verſicherung, daß dieſe Menſchenzahl in der Stadt nicht aufrecht neben einander ſtehen könnte, für eine extravagance plus que francaise; denn auf einer Quadr. Meile Raum können 36 Millionen Menſchen ſehr bequem neben einander ſtehen. — Herr Malte Brun ſchätzt die Bevölkerung auf 600,000 bis 700,000 Seelen. Er thut aber auch den Engländern Unrecht, wenn er ihnen ſo unbedingt die 3 Millionen aufbürdet. Staunton *) ſagt: „Nach der Angabe des Gemelli Carreri ſchätzte der Jeſuit Grinaldi die Volksmenge von Pekin im vorigen Jahrhundert auf 16 Millionen, ein anderer Miſſionär läßt ſich billiger finden, denn er ſchlägt die Bevölkerung der Tataren-Stadt allein nur zu 4,250,000 Menſchen an. So viel wir darüber haben ausmitteln können, beträgt ſie in Allem ungefähr 3 Millionen. Auch dieſe ſcheint Pekin kaum faſſen zu können, da die Häuſer ſo niedrig ſind; doch bedarf auch eine Chineſiſche Familie, wenigſtens vom mittleren und geringeren Stande, nur ſehr wenig Raum Staats- und andere Zimmer, die nicht zum unmittelbaren Bedürfniß gehören, giebt es in dergleichen Häuſern nicht. Eine Familie bis in die dritte Generation, wohnt gewöhnlich beiſammen ꝛc. ꝛc."

*) Th. II. S. 133.

Bei der großen Bevölkerung iſt Pekin, nach Staunton's Verſicherung kein ungeſunder Ort; dieß rührt zum Theil daher, daß der Chineſe ſich viel in freier Luft aufhält, und ſich in Abſicht ſeiner Kleidung ſehr ſorgfältig nach der jedesmaligen Beſchaffenheit der Witterung richtet. Die Luft iſt trocken und giebt ſo wenig als die Lebensweiſe der Eingebornen zu anſteckenden Krankheiten Anlaß. — In der Stadt wird gute Ordnung gehalten, und man hört ſelten von Mord oder andern groben Verbrechen. Jeder zehnte Hauswirth iſt für das Betragen ſeiner neun nächſten Hausnachbarn bis auf einen gewiſſen Punkt verantwortlich. Oeffentliche Mädchen dürfen nur in den Vorſtädten wohnen. Auch werden ihrer nicht mehr geduldet, als die geringe Anzahl Eheloſer oder Reiſender, die ihre Weiber in der Provinz zurück gelaſſen haben, ungefähr erfordert. — Die Polizei-Soldaten in Pekin führen lange Peitſchen, wodurch ſie das Volk in Ordnung halten.

Statt der Kutſchen, die andere große Städte beleben, die man aber in China nicht kennt, ſieht man eine zahlloſe Menge Sänften auf den Straßen, worin ſich die Damen tragen laſſen. Eine ſolche Sänfte wird bisweilen, des Staats wegen, vom acht bis zehn Trägern getragen.

Zu den Merkwürdigkeiten von Pekin gehört eine große Glocke, gegen welche die berühmte Erfurter große Glocke ein Kind ſeyn ſoll; ſie befindet ſich unfern dem Kaiſerlichen Pallaſte in einem großen und hohen Gebäude und iſt von walzenförmiger Geſtalt. Sie wird an der Außenſeite mit einem hölzernen Hammer geſchlagen und giebt einen ſo durchdringenden Schall, daß man ihn durch die ganze weitläuftige Hauptſtadt überall hört, daher ſie auch zum Signalgeben gebraucht wird.

Man zählt in Pekin 10,000 ſogenannte Palläſte (Miao) 33 Tempeln, 2 Ruſſiſch-Griechiſche und 4 katholiſche Kirchen, mehrere Klöſter, vier Moſcheen, ein Findlingshaus und 6 Begräbnißplätze der vorigen Kaiſer; 26 Tribunale, Collegien und Gerichtshöfe. Auch findet man eine Sternwarte, die Expedition einer Hofzeitung (Regierungsblatt) und eine Kuhpocken-Impfungsanſtalt.

Pao-ting-fu, der Siz des Vicekönigs der Provinz, in einer fruchtbaren angenehmen Gegend. Unter dem Vorſitz der Stadt ſtehen 3 Städte vom zweiten und 17 vom dritten Range. Durch ihr Gebiet gehen die Flüſſe Pekeouho, Ching-ho und Fouto-ho. Bei der Stadt findet man eine ſchöne Brücke von grauem Marmor. Der Weg von Pekin nach der Provinz Chan-ſi führt durch Pao-ting-fu, und iſt wegen Menge der Reiſenden ſehr belebt. Die Zahl der volkreichen Städte und Dörfer auf dieſem Wege iſt groß, aber was die Reiſenden von dieſen Orten berichten, iſt ſo wenig charakteriſtiſch, das es auf jede Chineſiſche Stadt paßt.

Die Stadt Chonte-fu war die Reſidenz unter den Kaiſern aus der Dynaſtie Chin, und die Hauptſtadt des Königreichs Siang zur Zeit der Theilung des Chineſiſchen Reichs; ſie führte, wie faſt alle Städte in China, verſchiedene Namen in den verſchiedenen Perioden der Geſchichte. Unter ihrer Abhängigkeit ſtehen 9 Städte des 3ten Ranges. In dem Gebiete von Chonte-fu liegen die Berge Thang-chan und Lon-kiang-chan; auf dem Gipfel des erſten findet man eine natürliche Höhle, die einem Hauſe gleicht, und in derſelben eine heilbringende Quelle. Auf dem Long-kian-chan iſt ein großes Tempel dem Gott Fo geweiht. Der Kaiſer Quang-vu-ty, aus der Familie Hang, der im erſten Jahrhundert n. Chr. Geb. den Cultus des Fo begünſtigte, ließ bei einer Dürre durch ſeine Soldaten im Felſen einen Brunnen graben, bei welcher Gelegenheit der Gott Fo einen Regen ſchickte, der als eines ſeiner großen Wunder geprieſen wird.

Die Stadt Taming-fu iſt ſehr alt. In dem Gebiet derſelben wurde einmal ein Berg abgetragen und eine Stadt auf der Stelle erbaut. Bei dieſer Gelegenheit prophezeihte ein Chineſe, daß nach 640 Jahren eine Frau aus dieſer Stadt auf den Thron kommen und das Reich mit Gerechtigkeit regieren würde; welche Prophezeihung auch in der Perſon der Gemahlin des Kaiſers Phing-ly gerade nach 640 Jahren eintraf.

Suen-hoa-fu, eine große, volkreiche Stadt, mit vielen ſchönen Gebäuden und Triumphbogen. Sie liegt in

einem Thale unfern der großen Mauer. In den Bergen findet man ſchöne Kryſtalle, Marmor und Porphyr.

In dieſer Gegend werden ſehr große gelbe Katzen gefunden, deren Fell in China ſehr geſucht wird, weil ſie die kaiſerliche Farbe haben.

Das Land Leaotang *) liegt jenſeits der großen Mauer, gränzt an das Vaterland der Mantſchu-kaiſer und wird als der zweite Hof des Kaiſers angeſehen, welcher zuweilen in Chinking reſidirt. Das Land iſt entvölkert, weil es ehedem häufig der Schauplatz des Krieges zwiſchen den Chineſen und Mantſchu. war.

Kin-tſchu-fu, eine Stadt, die ehedem ſchon zu Petſcheli gehörte, unfern dem Golf von Petſcheli.

2. Schan-ton. Dieſe Provinz beſteht größten Theils aus einer Halbinſel, die ſich im Süden des Meerbuſens von Petſcheli ins Meer erſtreckt. Sie iſt das Vaterland des Confucius. Der große Kaiſercanal geht durch die Provinz, und dieſen Canal befahren alle Barken, die aus den ſüdlichen Gegenden nach Pekin gehen. Außer dem großen Canal wird Schan-ton von unzähligen Seen, Bächen und Flüſſen bewäſſert dieſe befördern den Reichthum des Landes, das an ſich unfruchtbar iſt, indem hier Trockenheit und Mangel an Regen angetroffen werden. Ein Theil der Provinz beſteht aus einer großen Ebene zu beiden Seiten des Ta-tein-ho. Man baut Getraide, Hirſe, Tabak und vorzüglich Baumwolle. Auch der Seidenbau von einer wilden Raupe iſt nicht unbeträchtlich. Die vielen Berge in dem ſüdöſtlichen Theil liefern Steinkohlen. In dieſen Gebirgen findet man die reiſenhaften Felſen, welche die Chineſen die fünf Pferdköpfe nennen.

Tſi-nan-fu, die Hauptſtadt der Provinz, iſt groß und volkreich und treibt ſtarken Handel, obgleich ſie

*) S. Sonnerat l. c. Tom. II. p. 335.

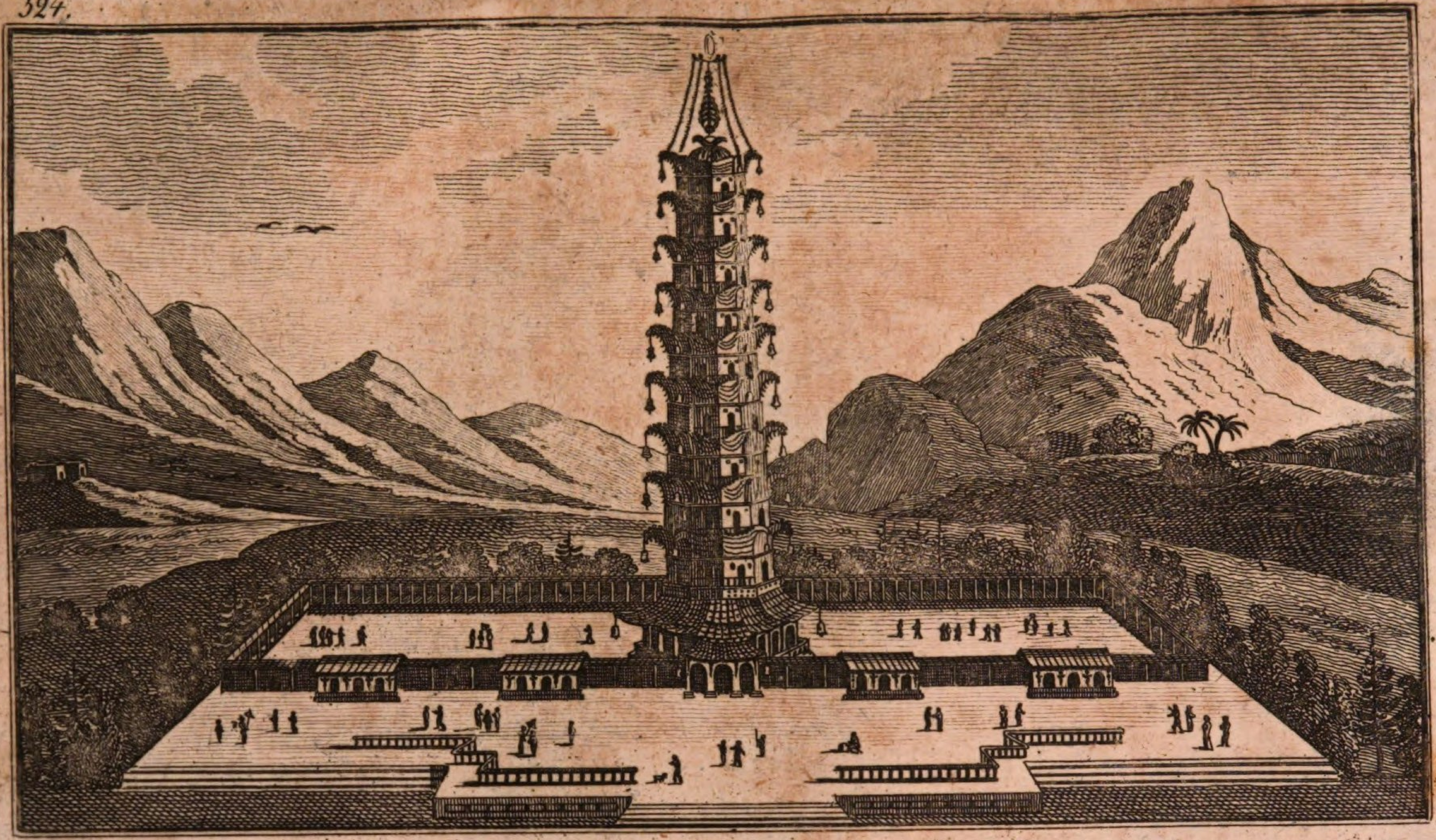
nicht am Canal liegt. Hier werden die beſten weißen Seidenzeuge fabricirt, auch einige, jedoch ſehr zerbrechliche Glaswaaren.

Yen-tſcheou-fu eine große, volkreiche Handelsſtadt, in einer von zwei Flüſſen bewäſſerten fruchtbaren Gegend. Die Stadt vom dritten Range Kio-ſeou-hien, die unter der Direction von Yen-tſcheou-fu ſteht, iſt der Geburtsort des Confucius, und hat mehrere, ihm zu Ehren errichtete Monumente.

Ling-ſchin-tſcheu, eine Stadt des zweiten Ranges, unfern dem Eintritt des großen Canals in die Provinz, und eine Hauptniederlage der auf demſelben verführten Waaren.

3. Kiannan oder Kiang-nan eine der fruchtbarſten und durch ihren Handel reichſten Provinzen des Reichs. Der blaue Strom, Yang-tſe-kiang, durchſtrömt ſie und ergießt ſich an ihrer Küſte iſt den Meerbuſen von Nankin, der ein Theil des gelben Meers iſt. Im Norden der Provinz ergießt ſich der gelbe Strom ins Meer, nachdem er einen Theil von Kiang-nan durchfloſſen hat. — Die Einwohner werden für die gebildetſten unter allen Chineſen gehalten; ihre Seiden- und Baumwollenzeuge ſind ſelbſt in Europa berühmt. Ein ausgebreiteter Handel wird in volkreichen Städten, von denen 14 vom erſten Range, getrieben.

Nankin, ehedem die Hauptſtadt des Reiches, an der Mündung des blauen Stromes, wurde lange für die größte Stadt der Welt gehalten, indem ſie einen Umkreis von 9 teutſchen Meilen und eine Million Einwohner haben ſoll. Neuere Berichte verſichern aber, daß nur eine Strecke, die dem dritten Theil von Paris gleich kommt, mit Häuſern bedeckt, und der Reſt unbewohnt iſt. Seitdem die Reſidenz der Kaiſer nach Pekin verlegt wurde, iſt Nankin in Verfall gekommen. Der prächtige Pallaſt wurde 1645 von den erobernden Mantſchu verbrannt. Die merkwürdigſten Gebäude ſind die ſchönen Thore und der berühmte Porcellanthurm von neun Stockwerken, zu deren



Der Porzellanthurm bey Nanking

höchſtem man auf 884 Stufen hinaufſteigen muß. Der obere Knopf ſoll von maſſivem Golde ſeyn. Jedes Stockwerk iſt mit einer Galerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeſchmückt iſt. Die Materialien dieſes ſchönen Gebäudes ſind ſo innig mit einander verbunden, daß es ſcheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre. An der Ecke einer jeden Galerie hängen eine Menge Glocken, die einen angenehmen Ton geben, wenn der Wind ſie bewegt. — Die Einwohner von Nankin werden als Freunde der Wiſſenſchaften gerühmt; es giebt hier viel Bibliotheken, und die Buchhändler haben reichere Sammlungen mit Eleganz gedruckter Bücher, als in den andern Städten. Man findet hier auch medizinische Akademieen. — Die Seidenfabriken erzeugen einfachen und geblümten Atlas, der für den beſten in China gehalten wird. Die Baumwollenzeue aus gelber Baumwolle, die unter dem Namen Nankin in allen Erdtheilen beliebt ſind, werden hier am beſten fabricirt und die Bewohner von Nankin behaupten, daß die Staude, welche die gelbe Baumwolle trägt, nur in ihrer Provinz gedeihe. Die Lage der Stadt iſt dem Handel vortheilhafter, als jene von Pekin.

Sau-tſchu-fu, eine der größten ſchönſten Städte des Reichs, unfern dem Tai-hou, d. i. dem See von Tai, in einer mit Canälen und Bächen durchſchnittenen und mit romantiſchen Bergen eingefaßten Gegend Sau-tſchu-fu wird das Paradies von China genannt und dafür halten es die Chineſen auch, denn ſie ſagen: „der Himmel iſt zwar über uns, dafür aber haben wir auf Erden Sau-tſchu-fu!“ Durch die vielen Gewäſſer ſteht der Ort in Verbindung mit dem ganzen Reiche und iſt daher der Aufenthalt der reichſten Kaufleute; und wie überall der Reichthum das Leben, wenn wir ſo ſagen dürfen, lebendiger macht, ſo iſt er auch hier Urſache, daß Sau-tſchu-fu die Schule der Künſtler, der Gelehrten, der geſchickteſten Schauſpieler, Seiltänzer, Luftſpringer und Taſchenſpieler, das Vaterland der ſchönſten und reizendſten Weiber und der Vereinigungsort reicher und wolluſtiger Müſſiggänger iſt. Staunton vergleicht die Stadt mit Venedig, weil eine Menge Gondeln durch die Canäle unter den prachtvollen Brücken hier den reizen-

den Anblick eines Gewühls auf dem Waſſer gewähren: die Häuſer ſind im Ganzen gut gebaut und artig verziert. Die Einwohner gehen größten Theils in Seide gekleidet und haben ein wohlhabendes, frohes Anſehen. — Nicht weit von Sau-tſchu-fu iſt der Tai *), ein ſchöner Landſee mit lachenden Hügeln umgeben, nach welchem aus der ganzen Gegend umher, als nach einem Luſtorte, gewallfahrtet wird. Die kleinen Boote, in welchen man auf dieſem See ſpazieren fährt, werden zum Theil nur von einer einzigen Frauensperſon gerudert. Die ſchönen Ruderer ſollen nebenher noch ein anders Handwerk treiben; daher auch jedes Boot eine niedliche, ganz verdeckte Cajütte hat. — Der Vicekönig der Provinz wohnt nicht in Nankin, ſondern hier im reizenden Sau-tſchu-fu.

Long-kiang-fu **) eine faſt ganz im Waſſer erbaute Stadt, Die Schiffe können von allen Seiten anlanden und begeben ſich von hier nach dem Meere, das nicht weit entfernt iſt. Man gewinnt hier eine unglaubliche Menge Baumwolle und erzeugt daraus Zeuge, die ſo fein ſind, daß ſie für ſeidene gehalten werden.

Tſchin-kiang-fu, am Ta-kiang, d. i. Taſluſſe, eine der vorzüglichſten Seeſtädte, und ein wichtiger Waffenplatz. Die Mauern der Stadt ſind 30 Fuß hoch und die Straßen ſind mit Marmor gepflaſtert.

Die kleine Inſel Schin-Schan, am Ausfluſſe des blauen Stromes iſt durch Natur und Kunſt zu einem reizenden Aufenthalte gemacht worden; die hohen felſigen Ufer und die Palläſte und Gärten auf derſelben gewähren einen ſchönen Anblick.

Yang-tſchen mit 200.000 Einwohnern und einer großen Salzniderlage.

Ngan-kingfu eine reiche Handelsſtadt, in einer angenehmen Gegend, an der Gränze der drei Provinzen Hou-quan, Kian-ſi und Kian-nan.

*) Staunton nennt ihn Si-hu. S. Th. III. S. 353.

**) Auf einigen Charten wird der Ort Son-kiang-fu oder auch Foe-kiang-fu geſchrieben.

Hoei-ſcheu der Sitz der unternehmendſten Kaufleute, die auch im ganzen Reiche ihre Abgeordneten haben. In der Gegend dieſer Stadt ſoll der beſte Thee wachſen.

Fu-pang-fu auf einem Berge am Hoay-ho, der ſich in den gelben Fluß ergießt. Der erſte Kaiſer der vorigen Dynaſtie wollte hier ſeine Reſidenz aufſchlagen, änderte aber nachher den Entſchluß; daher wurden die angelegten Gebäude nicht vollendet, und nur drei Denkmäler ausgebaut, deren eins das Grabmal des Vaters des Kaiſers Hong-vu, das andere ein prächtiger Tempel des Fo und das dritte ein Thurm. Die Stadt hat durch Kriege viel gelitten.

4. Tſche-tkian. Dieſe Provinz treibt den ſtärkſten Seidenbau.

Die Hauptſtadt Han-tſcheu-fu iſt als Handelsſtadt die vorzüglichſte Niederlage zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen. Die umliegende Gegend wird als ein irdiſches Paradies beſchrieben. Die Ufer des Tſchiang, die bald mit Felſen eingefaßt ſind, bald ſich zwiſchen lachenden Fluren winden, gewähren den Reiz der Abwechſelung.

Ning-po-fu, von den Europäern Liampo genannt, hat einen vorzüglichen Hafen an der Oſtküſte, den Japaniſchen Inſeln gegenüber. Der Eingang in den Haven iſt für große Schiffe ſchwierig, wegen der Untiefe. Die Chineſiſchen Kaufleute von Siam und Batavia kommen jährlich hierher zum Einkauf der Seide. Der Handel mit Japan iſt lebhaft, indem Nangaſaki nur zwei Tagereiſen entfernt iſt. Ning-po iſt einer von den Häfen, die den Fremden offen ſtehen.

Chao-hing-fu, eine Stadt, in welcher die beſten Advocaten und Chicaneurs gefunden werden; ſie liegt in einer ſchönen Ebene, iſt mit vielen Canälen durchſchnitten und ſoll eine auffallende Aehnlichkeit mit Venedig haben. Die Straßen, zu beiden Seiten der Canäle, ſind breit und mit weißen Quaderſteinen gepflaſtert. Von dieſer Steinart findet man auch Häuſer erbaut, welches

in China eine Seltenheit iſt. Eine Menge Triumphbogen zieren die Plätze und Gaſſen.

5. Die Provinz Fo-kien liegt im heißen Klima, doch iſt die Luft rein und geſund. Ihre Lage iſt dem Handel ſehr günſtig, der von hier aus mit Japan, dem Philippinen, Formoſa, Java, Campatſcha, Siam ꝛc. unterhalten wird. Auch werden an den Küſten eine Menge Fiſche gefangen, eingeſalzen, und ins Innere des Reichs verſchickt. Es herrſcht große Induſtrie unter den Bewohnern.

Fu-tſchu-fu, die Hauptſtadt, berühmt durch ihren Handel, durch die Menge ihrer gelehrten Bewohner, die Fruchtbarkeit des umliegenden Landes, die Schönheit der Flüſſe, welche die größten Barken bis zu ihren Mauern tragen, endlich durch eiue bewundernswürdige Brücke, die über hundert Bogen zählt, ganz von Quaderſteinen erbaut und über den Meerbuſen geſpannt iſt.

Yen-ping-fu, eine ſchöne Stadt, mit einer Art von natürlicher Befeſtigung, durch die umliegenden Berge.

Tchang-tſchu-fu, eine anſehnliche Handelsſtadt.

6. Quan-ton, die wichtigſte der ſüdlichen Provinzen, durch Fruchtbarkeit, Induſtrie und Handel.

Quan-tſchu-fu, von den Europäern Canton genannt, die Hauptſtadt der Provinz und daher der Sitz des Vicekönigs, die reichſte Stadt des Reiches und der Mittelpunkt des ganzen Europäiſch-Chineſiſchen Handels, der hier unermeßliche Schätze einträgt und gleichwohl von der Regierung mit ſo vielen Hinderniſſen eingeſchränkt wird, als ob er ein Uebel wäre, dem man den möglichſt geringen Einfluß geſtatten müſſe. Die Gaſſen in Canton ſind gerade, aber nicht ſehr breit. Man findet viele ſchöne Gebäude, Tempel, Triumphbogen, Promenaden, die aber nicht von den Europären beſucht werden dürfen. Canton iſt außerordentlich volkreich, wie das Gewühl auf den Gaſſen ausweiſ't; die Reiſenden ſind aber über Popu-

lation nicht einig; die frommen Miſſionäre, welche in China überall Millionen ſahen, ſchätzen ſie auf 1 bis $1\frac{1}{2}$ Million. Malte-Brün nimmt 250,000 Einwohner an, wovon 100,000 bloß auf Böten wohnen. „Dieſe Stadt," ſagt Sonnerat, „iſt eine der anſehnlichſten des Reichs, nicht bloß wegen des Umfangs und Volksmenge. ſondern auch, weil in ihrem Gebiet ein großer Flecken liegt, der zwei franzöſiſche Meilen lang iſt, und von ſechs Millionen (?) Menſchen bewohnt wird. Dieſer Ort, Fou-chan genannt, iſt das Hauptmagazin des ganzen Reiches; auch werden daſelbſt die meiſten Seiden- und Leinenzeuge und die Kupfer, Eiſen- und andere Metalwaaren fabricirt, die von hieraus nach ganz Indien verſchickt werden."

Nan-hiong-fu, eine große, ſehr beſuchte Handelsſtadt, am Fuße eines Berges, der die Provinz Canton von Kiang-ſi trennt. Zwiſchen Nan-hiong-fu und Nan-quan, der erſten Stadt in der Provinz Kiang-ſi, liegt der Berg Meiſin, auf welchem ein Stunden langer Weg über ungeheure Abgründe erbaut iſt. Auf dem Gipfel des Berges hat man eine weite Ausſicht in beide Provinzen. Zu Ehren des Mandarin's, der dieſen bewundernswürdigen Weg angelegt hat, iſt ein Monument auf dieſer Höhe errichtet. Alles, was von Oſten und Süden des Reiches kommt, muß dieſen Weg paſſiren, daher er gewöhnlich ſo lebhaft ſeyn ſoll, als die Straße einer volkreichen Stadt.

Tſchao-king-fu, die ſchönſte Stadt der Provinz, mit einem geraumigen Hafen, und in einer unvergleichlich angebauten Gegend, worin Dörfer an Dörfer ſtoßen und nur einen unermäßlichen Ort zu bilden ſcheinen.

Macao, eine Portugieſiſche Niederlaſſung an der Südſpitze einer Inſel, die Canton gegenüber liegt. Dieſe Südſpitze und der Hafen, den ſie bildet, ſind den Portugieſen für einen jährlichen Tribut von 500 Unzen Silber überlaſſen worden. Auf der Erdzunge, welche dieſe Spitze mit dem übrigen Theil der Inſel verbindet, iſt eine Mauer errichtet, die von beiden Seiten ins Meer hineinreicht, und deren Mitte von Chineſiſchen Soldaten bewacht

*) Voyage aux Indes. Tom. II. pagn. 411.

wird. Die Portugieſen haben ſelten die Erlaubniß, über die Mauer hinaus zu gehen. Der ehemalige bedeutende Handel von Macao iſt tief herabgeſunken. Die Portugieſen leben dort in Faulheit und Armuth, und ſcheuen ſich nicht, mit den Reizen ihrer Töchter Handel zu treiben. Macao zählt noch 12,000 Einwohner, über die Hälfte derſelben ſind Chineſen. Macao iſt ein geſunder Ort, doch iſt die Hitze hier ſo groß, daß die Engliſchen Matroſen das Sprichwort aufgebracht haben: "die Hölle iſt von Macao nur durch ein Blatt Papier geſchieden." — Die Portugieſiſche Beſatzung von Macao und der Citadelle beſteht aus einer großen Anzahl Officiere und ungefähr 300 Soldaten, welche letztere größten Theils Neger und Mulatten ſind. — Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man im Garten des Herrn Drumond eine Grotte, in welcher Camoëns ſeine Luſiade gedichtet haben ſoll, und die daher auch die Grotte des Camoëns heißt. — Die Propaganda hielt einen Procurator in Macao, der den Chineſiſchen Miſſionaren Gelder zur Unterſtützung zufließen ließ.

Die Laronen, kleine Inſeln in der Nachbarſchaft von Macao, dienen den häufigen Seeräubern dieſer Gewäſſer als Schlupfwinkel.

7. Kian-ſi. Dieſe Provinz liegt nicht, wie die bisher beſchriebenen an den Küſten, ſondern im Innern des Reichs nordöſtlich von Quan-ton. Sie iſt mit hohen, faſt unerſteiglichen Gebirgen bedeckt, zwiſchen denen ſchöne fruchtbare Thäler liegen, iſt außerordentlich bevölkert, und daher können, ſo viel Reiß auch der Fleiß der Bewohner gewinnt, ſie doch nur wenig in andere Provinzen ausführen. Die Chineſen beſchuldigen die Einwohner dieſer Provinz des ſchmuzigſten Geizes. Die Berge haben reiche Gold-, Silber-, Blei-, Eiſen-, und Zinngruben.

Nan-tſchang-fu, die Hauptſtadt der Provinz und Sitz des Vicekönigs. Durch die vielen Canäle wird der Handel befördert. In dem unweit der Stadt gelegenen Flecken King-te-tſching, der 1 Million Einwohner haben ſoll, wird das beſte Porzellan fabricirt, das an der blendenden Weiße leicht zu erkennen iſt.

Hoang-ſin-fu in einer gebirgigten Gegend, die aber gleichwohl vortrefflich angebaut und fruchtbar iſt.

Nang-ngan-fu, eine volkreiche Handelsſtadt.

8. Hou-Quan, eine große Provinz im Mittelpuncte des Reichs, die vom Yang-tſe-kiang durchſtrömt wird, iſt größten Theils eben und reich an Seen, Bächen und Canälen. Man nennt ſie wegen ihren großen Fruchtbarkeit die Kornkammer von China; ſie iſt reich an Getraide, Früchten, Thee, Hausthieren, Metallen ꝛc.

Vou-tſchang-fu, die Hauptſtadt am blauen Fluß, an deſſen gegen über liegendem Ufer die Stadt Hang-yang-fu liegt. Dieſe beiden Städte ſollen der volkreichſte Fleck in China, mithin auf der ganzen Erde ſeyn. Die hieſigen Fabricken, die Bambuspapier erzeugen, haben einen unermeßlichen Abſatz von dieſem Artikel. — Hang-yang-fu treibt anſehnlichen Handel.

Kin-tſcheu-fu, eine ſchöne, reiche Handelsſtadt und zugleich einer der größten Waffenplätze, den die Chineſen für den Schlüſſel ihres Reichs halten. Das Quartier der anſehnlichen Garniſon, die aus Mantſchu-Truppen beſteht, iſt von der Chineſen-Stadt durch eine Mauer geſchieden.

9. Ho-nan, der Garten des Reiches, eine Provinz, welche die Vorzüge aller Chineſiſchen Provinzen, Fruchtbarkeit, Canäle, leichte Communication und Fleiß der Bewohner, in einem vorzüglichen Grade in ſich vereiniget.

Kai-fong-fu, die Hauptſtadt am gelben Fluß. Sie litt im Jahre 1642 eine Ueberſchwemmung, wobei 300,000 Chineſen umkamen, und hat ſich noch nicht von dieſem Unglück erhohlt.

Honan-fu wurde ehedem von den Chineſen für den Mittelpunct der Welt gehalten, weil die Stadt in der Mitte des Reichs liegt.

Nan-yang-fu iſt wegen der außerordentlichen Wohlfeilheit der Lebensmittel, die der Boden im Ueberfluß erzeugt, merkwürdig.

10. Schan-ſi, im Nordoſten von China, ſoll der Urſitz des Chineſiſchen Volkes ſeyn. Die Provinz iſt fruchtbar und erzeugt Weintrauben, die aber nicht gekeltert werden; man findet in den Gebirgen einen blauen Stein, der zum Färben des Porcelans gebraucht wird, Eiſenminen, und viele Salzſeen.

Tai-yuen-fu, die Hauptſtadt und ehemalige Reſidenz der Kaiſer aus der Dynaſtie Tai-ming-tſchao. Die Palläſte ſind verfallen und nicht wieder aufgebaut; man findet nur noch einige Grabmäler von Marmor und Quaderſteinen und viele Triumphbogen.

11. Schen-ſi, die größte Provinz des Reichs, gränzt im Norden an die Mongolei, im Weſten an das Land der Kalmucken von Koko Nor und an die Sifans im Südweſten. Die Bewohner ſind die tapferſten unter allen Chineſen.

Si-ngan-fu, die Hauptſtadt, nach Pekin eine der größten und ſchönſten Städte von China Der Umfang der regelmäßigen Stadtmauer beträgt vier Stunden. Die Thore ſind, wie die Mauer, ſehr hoch und zum Theil ausgezeichnet ſchön. Die Garniſon der Mantſchu-Soldaten iſt ſtark und bewohnt ein eigenes befeſtigtes Quartier.

Han-tſchang-fu, eine große und volkreiche Stadt, mit hohen Bergen umgeben, die ihr zur Befeſtigung dienen. Ueber dieſe Berge wurde einſt in kurzer Zeit ein bewundernswürdiger Weg von 100,000 Arbeitern angelegt, wo Brücken über die Thäler, von einem Berge zum andern geführt wurden. Dieſe Brücken ſind ſo hoch, das man ſchwindelnd in die Tiefe hinabſieht.

12. Se-tſchuen. Dieſe Provinz verdankt dem blauen Fluſſe ihre große Fruchtbarkeit.

Tſching-tou-fu, die Hauptſtadt der Provinz, wurde im Jahre 1646 in dem Kriege mit den Mantſchu und während der Revolution, wie die ganze Provinz verwüſtet, hat ſich aber ziemlich wieder erhohlt. Die Lage derſelben, im Mittelpuncte mehrerer Flüſſe, ſoll ungemein reizend ſeyn.

Long=ngan=fu, eine feſte Stadt, an der Gränze der Kalmukei.

13. Koei-tſcheu, eine mit hohen Gebirgen durchzogene Provinz, in welcher noch unbeſiegte Stämme der Miaoſe wohnen, welche eine ſtarke Garniſon nöthig und in dieſer ohnehin nicht ſehr bevölkerten und ziemlich unfruchtbaren Gegend, die Herrſchaft des Kaiſers mehr koſtbar, als einträglich machen. Die Bewohner ſind in den Chineſiſchen Künſten und Wiſſenſchaften noch ſehr unerfahren, gehen barfuß und leben in ziemlicher Armuth.

Koëi-gang-fu, die Hauptſtadt, hat nur eine Stunde im Umfang.

14. Quan-ſi, zwiſchen den Provinzen Canton, Hou=quan und der vorigen, iſt in den Ebenen außerordentlich fruchtbar, in den Gebirgen aber größten Theils unbebaut. Die Berge ſind dafür reich an Erzen und liefern ſelbſt Gold und Silber; dieſe Metalle dürfen aber nicht von den Privatleuten geſucht werden. Es wächſt auch Zimmet in dieſer Provinz, der einen ſtärkeren und angenehmen Geruch, als der von Seilan haben ſoll.

Quei-ling=fu, die Hauptſtadt, iſt auf Europäiſche Art befeſtiget. Hier wird die beſte Tuſche fabricirt.

15. Yun-nan. Dieſe Provinz, die zu den reichſten von China gehört, gränzt von der Chineſiſchen Seite an Se-tſchuen, Koei-tſcheu und Quan=ſi und von der andern an Tibet, an das Gebiet wilder, wenig bekannter Völkerſtämme, an das Birmaniſche Reich, Laos und Tonkin. Zahlreiche Flüſſe und Seen durchſchneiden das Land und geben ihm ſeine große Fruchtbarkeit. Die Producte von Yun=nan ſind oben S. 268 angeführt, und von den Bewohnern, den Lolos, findet man S. 186 eine Nachricht.

Yun-nan-fu, die Hauptſtadt an dem Ufer eines Sees, treibt anſehnlichen Handel, vorzüglich mit Metallen

Man fabricirt hier eine beſondere Art Atlas und die beſten Teppiche in China.

Tſching=kiang=fu von einer Seite von einem See und von der andern von romaniſchen Bergen umgeben; man findet in dem See treffliche Fiſche. Fabrizirt werden ſehr geſchätzte baumwollene Teppiche.

Voe=ting=fu, an der Gränze von Se=tſchuen, eine feſte Stadt mit einer großen Garniſon, zur Vertheidigung gegen die wilden Bergbewohner.

Inſeln.

Hay=nan. Dieſe Inſel liegt an der öſtlichen Küſte von China, und gehört zu dem Gouvernement von Canton. Sie iſt von Oſten nach Weſten 60 bis 70 Stunden lang und von Norden nach Süden 40 bis 50 Stunden breit und hat daher einen Umfang von ungefähr 160 Stunden; im Norden iſt ſie eben und im Süden gebirgig. Das Klima iſt ungeſund und das Waſſer muß, um es trinkbar zu machen, gekocht werden. Der Boden verdanket aber den Flüſſen und den häufigen Regen eine große Fruchtbarkeit, beſonders an Reiß, der zweimal im Jahre geärndtet wird. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Arekanüſſe; treffliche Farbhölzer, Roſenholz, Eiſenholz, Wildpret und Fiſche machen, nebſt faſt allen Chineſiſchen Früchten, den Reichthum der Inſel aus. Auch findet man in dem Innern derſelben Goldminen. Die großen Schlangen ſollen nicht gefährlich ſeyn. Unter den Thieren bemerkt man eine eigene Art großer ſchwarzen Affen, deren Geſicht dem menſchlichen ſehr ähnlich ſeyn ſoll; ihre Zahl iſt nicht groß.

Der größte Theil der Inſel erkennt die Oberherrſchaft der Chineſiſchen Kaiſers an, nur der mittlere, goldreiche Theil, der Li=mu=chan oder Tſchi=chan heißt, wird von einem unabhängigen Volke bewohnt. Dieſe freien Einwohner leben in dem Gebirge und trieben mit ihrem Golde ehedem einen bedeutenden Handel mit den Chineſen

der Ebene; aber der Kaiſer hat dieſen Handel, durch den ſich einige Mandarins bereicherten, verboten; er findet daher jetzt nur noch heimlich ſtatt. Bisweilen überfallen die freien Inſulaner die Chineſiſchen Beſitzungen; ſo ſchlechte Soldaten aber auch die Chineſen ſind, ſo reichen doch 50 derſelben hin, Tauſende der Republikaner in die Flucht zu ſchlagen. Uebrigens kennen die Europäer dieſe Inſulaner nur aus Chineſiſchen Berichten.

Kiun-tſcheu-fu, die Hauptſtadt, liegt an einem Vorgebirge im Norden der Inſel, an einem ſchiffbaren Fluſſe, ſo daß die Schiffe bis an ihre Mauern kommen können. Zwei Stunden von der Stadt iſt der Hafen, deſſen Eingang von zwei Feſtungen vertheidiget wird. Hier landen faſt alle von Canton kommende Schiffe an. Unter der Jurisdiction der Hauptſtadt ſtehen 3 Städte vom zweiten und 10 vom dritten Range.

Die Inſel Chang-tſchuen-chan oder Samian, an der Oſtküſte von Canton, iſt wenig bevölkert und nur deswegen unter den Europäern berühmt, weil ſich das Grabmal des heiligen Franciscus Xaverus auf derſelben befindet.

Die große Inſel Tai-Ouan, von den Europäern Formoſa, ihrer Schönheit wegen, genannt, liegt gerade unter dem Wendekreis des Krebſes, gegenüber der Provinz Fo-tkien, mit deſſen Gouvernement ſie auch vereiniget iſt. Sie iſt 16 teutſche Meilen lang und 6 breit, von der Natur durch ein langes Gebirge in zwei Theile getheilt, welches vom Norden nach Süden die Inſel durchzieht. Nur der weſtliche Theil gehört den Chineſen, während der öſtliche von einem wilden, aber freien Volke bewohnt wird. Der Chineſiſche Antheil iſt ein ſchönes ebenes Land reich an köſtlichen Früchten und nützlichen Thieren, beſonders Federvieh (Faſanen), gut bewäſſert und genießt einer reinen und geſunden Luft. Auf dieſer Abendſeite haben die Chineſen die urſprünglichen

Einwohner zu Sklaven gemacht. Auf der Morgenſeite leben die freien Inſulaner, die noch wenig bekannt ſind und von den Chineſen als die roheſten Barbaren geſchildert werden. Sie gehen faſt nackt, tatowiren ſich, leben in elenden Hütten, und eſſen mit den Fingern wie die Affen. Sie haben eine eigene Sprache; wir wiſſen nicht zu ſagen, ob ſie mit irgend einer bekannten Sprache übereinſtimmt. Der Pater du Halde verſichert, daß die freien Inſulaner gutmüthig, ehrlich, geſellig und genügſam wären; ſein Bericht iſt jedoch verdächtig, da er ſie für Chriſten hielt, und ihnen Gutes nachſagen zu müſſen glaubte, weil dieſe Leute eine Nachricht von Dreieinigkeit und der Taufe haben ſollen.

Die reizende Inſel iſt oft der Schauplatz blutiger Gräuerthaten geweſen, wie denn der Menſch gewöhnlich die von der Natur geſegneteſten Fluren am meiſten dem Fluch ſeiner feindſeligen Leidenſchaften Preis gegeben hat. Purtugieſen, Holländer, Japaner und Chineſen haben ſich auf Formoſa feſtzuſetzen geſucht und ſich wechſelweiſe daraus vertrieben. Den Chineſen wurde die Inſel, ſo nahe ſie auch ihrem großen Reiche liegt, erſt unter dem Kaiſer Suenti, ungefähr ums Jahr 1430 bekannt und iſt erſt im Jahre 1661 in ihren Beſitz gekommen. Im 17ten Jahrhundert, während der Revolution in China, ſtiftete ein Chineſiſcher Kaufman hier ein eigenes Reich, dem der Kaiſer Canghi im Jahre 1682 ein Ende machte. — Perouſe hält die Eroberung von Formoſa für leicht, und geeignet den Chineſen dann Achtung für die Europäer einzuflößen.

Im Jahre 1782 im Mai, wurde die Inſel durch einen Orkan und ein Erdbeben verwüſtet. Die drei vornehmſten Orte und 40,000 Menſchen giengen dabei zu Grunde.

Die Hauptſtadt im Chineſiſchen Antheil iſt Taiouan, eine volkreiche, wohlhabende Handelsſtadt, mit

einem Haven. Die Straßen ſind nach der Schnur angelegt, und im Sommer mit einer Decke bedeckt, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten. An beiden Seiten der Gaſſen findet man größten Theils Kaufmanshäuſer, worin, wie in faſt allen Cineſiſchen Städten, ſchöne Gewölbe, die mit ſeidenen Zeugen, Porzellan, Firniß- und anderen Waaren reichlich verſehen ſind. Die Kunſt der Chineſen, dieſe Waaren zu ordnen, kann man auch hier bewundern. Die Stadt hat keine Befeſtigung, aber eine ſtarke Garniſon. (Der Kaiſer unterhält auf Formoſa ſtets ein Corps von 10,000 Mann).

Unter der Direction der Hauptſtadt ſtehen noch drei andere Städte und die Feſtung Nyan-pin-tſching mit der, von den Holländern angelegten Citadelle Seeland.

Die kleine Inſel Hiamen oder Emouy, Formoſa gegenüber, dicht an der Küſte von Fo-tkien, iſt eigentlich nur eine Rheede und einer der vorzüglichſten Haven, der von der einen Seite von der Inſel und von der andern vom feſten Lande eingeſchloſſen, und von vielen kleinen, aber hohen Inſeln gegen alle Winde geſchützt iſt. Er ſoll ſo geräumig ſeyn, daß 1000 Schiffe *) darin Platz haben. Ehedem liefen viele Europäiſche Schiffe hier ein. Der Kaiſer unterhält 7,000 Mann Beſatzung auf Hiamen.

Die Inſeln Pong-hu bilden einen kleinen Archipel zwiſchen Formoſa und Emouy, der nur von der Beſatzung bewohnt wird.

Wir ſind in der topographiſchen Beſchreibung, wie bereits oben angeführt wurde, im Allgemeinen der Geographie von Malte-Brün gefolgt; müſſen aber hier zum Schluſſe bemerken, daß wir ſie keineswegs für zuverläſſig halten, und daß, wenn künftig das Reiſen in dieſem Reiche den Ausländern erlaubter ſeyn ſollte, wahrſcheinlich

*) Dü Halde l. c. Th. 6. S. 430.

mehrere Irthümer der Europäiſchen Geographen ſichtbar werden möchten.

Im Jahre 1744 ward auf Befehl des vorigen Kaiſers Kien-Long durch eine Geſellſchaft Chineſiſcher Gelehrten eine Reichsgeographie verfertigt, die aus 24 Bänden oder Portefeuilles beſteht, von denen wieder jeder ſeine beſonderen Theile hat, deren Anzahl ſich auf 107 beläuft. Die geographiſchen Charten, die der Beſchreibung beigefügt ſind, machen einen vollkommenen Chineſiſchen Atlas aus und beſtehen aus 496 Blättern. — Dieſe Reichsgeographie iſt ins Ruſſiſche überſetzt. Proben teutſcher Uiberſetzungen ſtehen im dritten Bande des Büſching'ſchen Magazins ꝛc. und im ſechſten Bande von Bacmeiſter's Ruſſiſcher Bibliothek. Die Reichsgeographie iſt aber für Europäer wenig brauchbar, indem aus derſelben vielmehr die geringe Kenntniß der Chineſen in Geographie und Statiſtik, als zuverläſſige Angaben zu nehmen ſind. So giebt ſie z. B. 25,212,514 im Ackerverzeichniß angeſetzte Bauern an, ohne zu beſtimmen, ob nur die Familienväter, oder alle Männer, oder alle Individuen gemeint ſind. — Es iſt daher die officielle Quelle zur Kenntniß des Reichs ſelbſt wenig zuverläſſig, und dieſe wird in Europa wahrſcheinlich noch lange unvollſtändig bleiben.

b. Nördliche Provinzen.

Wir begreifen unter dem Namen nördliche Provinzen alle im Norden der großen Mauer gelegene Länder, die dem Chineſiſchen Kaiſer gegenwärtig unmittelbar unterworfen ſind, und von Tataren, Kalmüken, Ortous, Mongolen und Mantſchu bewohnt werden

mithin Länderſtrecke von beinahe 1000 teutſchen Meilen Länge (von 98° bis 163° O. L. von Ferro) und 200 bis 400 teutſche Meilen Breite, von Tibet und China von der einen Seite und dem Aſiatiſchen Rußland von der andern Seite begränzt. Gewöhnlich wird dieſer merkwürdige Theil des hohen Mittelaſiens von den Geographen die große oder Chineſiſche Tatarei genannt; da aber nur der kleinſte, nämlich der weſtliche Theil dieſer Länder von Tataren bewohnt wird und der öſtliche nie zu einem Tatariſchen, wohl aber zu einem Mongoliſchen Reiche gehört hat: ſo iſt die Benennung: Chineſiſche Tatarei durchaus unſchicklich, und eben ſo nichtsſagend, als wenn wir von einem Polniſchen Schweden reden wollten.

Die unermeßlichen Gegenden, die von den genannten Völkern durchzogen werden, bilden den höchſten Rücken der Erde, und beſtehen theils aus hohen Gebirgen mit mehr oder minder fruchtbaren Thälern, theils aus unermeßlichen Wüſten, den wahrſcheinlichen Ueberreſte eines zurückgetretenen Sandmeeres, das bei einer allgemeinen Erdrevolution aus dieſem Theile Aſiens vielleicht nach Oſten wich und hier ſchöne, große Länder überſchwemmte, von denen die Inſeln im Südmeere noch als die Spitzen der Gebirge ſichtbar blieben.

So wichtig als dieſe Gegenden für die Geſchichte der gegenwärtigen Bildung der Erde ſind, ſo merkwürdig ſind ſie auch für die Geſchichte der Menſchheit; denn die Völker, deren Heimath wir hier finden, haben mehrmals auf das Schickſal von Aſien und ſelbſt von Europa bedeutenden Einfluß gehabt.

Wir müſſen jedoch bemerken, daß dieſe Länder, obgleich ſo nahe der wahrſcheinlichen Wiege des Menſchengeſchlechts, den Europäern, die ſich mit ihrer Kenntniß der Erde brüſten und ſtolze Theorien darauf gründen noch lange nicht hinreichend bekannt ſind. Die Beſchaffenheit

der Länder, zwiſchen denen die großen Wüſten eben ſo ſehr, als die zum Theil noch barbariſchen Völker und die eiferſüchtige Politik der Chineſiſchen Regierung das Reiſen erſchweren, entſchuldigen zwar die Unvollſtändigkeit unſerer Kenntniß des hohen Mittel- und Oſt-Aſiens; indeſſen liegt immer ein Vorwurf gegen die Cultur der Europäer und die Anwendung ihrer Kräfte darin, daß noch nie eine fortwährende Anſtalt im Großen von irgend einem Staate errichtet wurde, deren Zweck die Ausbreitung der Länderkunde geweſen wäre. Warum hat die Propaganda nicht Nachahmungen in einem beſſeren Geiſte, als ſie angelegt war, gehabt? Seeexpeditionen ſind zwar genug ausgerüſtet worden, aber noch keine bedeutende zu Lande, zu einem reinwiſſenſchaftlichen Zweck. Unſerm Zeitalter, das durch ſo viele Größe ſich auszeichnet, iſt es vielleicht vorbehalten, auch hier ein neues unerhörtes Beiſpiel aufzuſtellen.

Die Gebirge, welche den Ländern, mit denen wir uns hier beſchäftigen, einen eigenen Charakter geben, haben wir, ſo viel es der Raum dieſer Blätter und die Lücken der Länderkunde verſtattete, oben Seite 136 beſchrieben und wollen hier nur einige Vermuthungen über die natürliche Beſchaffenheit des Bodens nachhohlen.

Ein beſtimmtes Klima läßt ſich von einem, tauſend Meilen langen Erdtheil nicht angeben, aber merkwürdig iſt es, daß die mathematiſchen Breitengrade hier andere Reſultate geben, als in Europa bei einer gleich großen Entfernung vom Aequator angetroffen wird. La Perouſe fand an den Küſten des Landes der Mantſchu unter 49° N Br. im Monat Auguſt den Boden mit Schnee bedeckt. Die größere Kälte, als unter gleichen Graden der Breite in Europa, iſt allgemein anerkannt. Die Höhe dieſer Gegend, ihre geringe Entfernung von ewigen Schneegebirgen, vom Meer oder von den rauhen Steppen Sibi-

riens ſieht man als die Urſache an, daß hier unter gleicher Breite mit Teutſchland und Frankreich ein Klima, rauher als in Schweden, angetroffen wird. Dieſe Höhe der Länder ſelbſt hat etwas noch Unerklärtes und würde, wie es uns ſcheint, mehr als die angenommene Applattung an den Polen die Kugelgeſtalt der Erde unregelmäßig machen. Man muß jedoch geſtehen, daß die Beobachtungen der Reiſenden noch lange nicht hinreichen, das Factum rein aufzufaſſen. Daher auch eine Erklärung und Theorie zu frühzeitig wäre.

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieſer Gegend iſt die große hochliegende Wüſte. Alle Berichte der Reiſenden, beſonders der Ruſſiſchen, die mit Karawanen nach Pekin gingen, und denen wir die beſten Nachrichten über dieſe Länder verdanken, beſtätigen, daß man der Setenginskiſchen Gränze, unweit dem Baikal-See, wo der Boden ſchon hoch iſt, der Weg ſich immermehr bis an das Gebirge Chan-Gai erhebt. Hat man dieſes ſteile, hohe Gebirge erſtiegen, ſo geht der Weg, faſt ohne ſich zu ſenken, in die der Mongolei nordweſtlich gelegene unermäßliche, von Kräutern und Gewächſen entblößte Ebene, die ſich von dem ſüdlichen Abhang des Gebirges und dem See Zairan bis nach Tibet, und von Weſten nach Oſten ungefähr von 105° bis 130° erſtreckt *), (in einer Außdehnung von mehr als 400 teutſchen Meilen Länge und 100 Meilen Breite) und von den Mongolen Cobi, von den Chineſen Schamo, welche beide Worte Wüſte bedeuten, genannt wird. Dem Anſcheine nach befindet man ſich hier auf durchaus ebenem Booen, auch iſt von der Mitte der Wüſte aus nach allen Seiten kein Berg zu ſehen, und doch ſoll man ſich hier, wenigſtens nach der höchſten Schweiz, in der erhabenſten

*) Dieſe Schätzung iſt nicht zuverläßig und nur in Treu und Glauben auf die Richtigkeit der Charten unternommen.

Gegend der alten Welt befinden *). Wie läßt ſich dieſer 40,000 Quadratmeilen große Erdrücken aus irgend einer Theorie der Formation der Erde erklären? Oder, da wir von der eigentlichen Naturbeſchaffenheit dieſer merkwürdigen Wüſte noch zu wenig zuverläſſige Berichte haben, wie laſſen ſich Theorien der Erde machen, während die ſonderbarſte Abweichung von der regelmäßigen Geſtalt der Erde noch nicht unterſucht worden iſt? — Wir wiſſen nur, daß die Wüſte voller Salzſeen iſt, daß ſie meiſtens nur Salzkräuter hat und kein Holz, und mit Granitgebirgen dicht umringt iſt. Iſt die Wüſte wirklich das Bette eines zurückgetretenen Meeres? Oder findet man Spuren der Zerſtörung durch Vulkane, wie man deren in Da-urien findet? Hat man dort Knochen von Elephanten und Rhinoceros entdeckt? **)

In dieſe Wüſte verlieren ſich mehrere Flüſſe, von denen einige aus der Gegend der großen Mauer, andere aus den Gebirgen Bogdo und Changai kommen. Das letzte Gebirge durchſchneidet das Land der Kalkas-Mongolen in der Richtung von Nordweſt nach Süd-Oſt. Im Oſten dieſer Kette breiten ſich noch hohe und wüſte Ebenen, Fortſetzungen der großen Wüſte bis an das Land der Mantſchu aus. Die Flüſſe, die hier entſpringen, haben keinen Ausfluß und verlieren ſich nach einem mehr oder minder langen Lauf in den Sand der Steppen. Gegen das öſtliche Ende dieſer hohen Ebene neigt ſich endlich der Boden gegen den Ocean. Hier finden wir den Fluß Selinga, welcher die Wäſſer aufnimmt, die der Bogdo und Hongur herabſchicken; die Saganikiſchen und Dauriſchen Alpenketten öffnen dieſen Wäſſern einen Durch-

*) S. Kant's phyſiſche Geographie. Band II. Abth. 1. S. 155 Mainz bei Vollmer, 1802.

**) S. Malte-Brün l. c. Tom. XII. p. 147.

gang, wo ſie ſich ſodann in den Baikal ergießen, aus dem ſie wieder mit dem Angara heraustreten. Oeſtlicher finden die Flüſſe Kerlon, Pira und Onon einen Ausweg zwiſchen den Da-uriſchen (den Ketten Stannavoi und Jablannoi ꝛc.) und Siolki-Gebirgen. Dieſe Flüſſe vereinigen ſich in den großen Strom, der den doppelten Namen Saghalien und Amur führt. Nachdem der Amur die Gebirge verlaſſen hat, nimmt er den Songari-Ule auf, der von den Gränzen von Corea und Leatong kommt. Sodann fließt er durch ein weites Thal, das durch eine, mit ſpitzen Gipfeln beſetzte Gebirgskette von dem Japaniſchen Meere getrennt iſt, wendet ſich durch dieſe Kette, die wahrſcheinlich von Corea ausläuft, gezwungen, nach Norden und ergießt ſich in das Mittelmeer, das die Ruſſen das Meer von Ochotsk nennen.

Welche innere Schätze an Erzen dieſe Gebirge und Höhen verbergen, wiſſen wir nicht. Die Zinnminen, die das Land der eigentlichen Mongolen enthalten ſoll; der Name Goldberg, Altai; die Tradition von einer Bergbaukunde unter den Mongolen, welche Nachbaren des Ruſſiſchen minenreichen Da-urien's ſind, die eiſernen Inſtrumente und goldenen Geräthe, die man in alten Grabmälern findet; endlich die Sage, daß die Flüſſe der kleinen Bucharei Goldſtaub liefern, welcher bei dem Handel von Kiachta vorkommt; dieß ſind die ſchwachen Anzeigen von den Schätzen des Mineralreichs in dieſen hohen Gebirgsländern.

Die Pflanzenkunde in dem Mittelpunkte von Aſien iſt eben ſo wenig bekannt. Kaum wiſſen wir mit Gewißheit, daß die Rhabarber und der Ginſeng, die Lieblingsarznei der Chineſen in der Mongoley, einheimiſch ſind.

Vielleicht wäre für den Zoologen keine Gegend intereſſanter, als gerade der mittlere Theil von Aſien. Alle dem Menſchen ſo nützlichen Hausthiere finden ſich hier wild. Das Pferd, der Eſel und eine dritte Gattung einhufiger Thiere, die das Mittel zwiſchen Pferd und Eſel hält, der Dzeggitai des Pallas oder Hemione des Gmelin, verſammeln ſich heerdenweiſe an den Ufern des Onon Argoun und Amur, in der großen Wüſte (Cobi) bis gegen die Gränzen von Tibet und China. Das Kameel, das von allen Thieren ſeit den älteſten Zeiten und in allen Ländern, wo es ſich findet, von dem Menſchen in die Sklaverei geführt wurde, irrt frei umher in den Sandwüſten der Mongolei. Der Yak oder wilde Brummochſe weidet hier; — er iſt vielleicht der Stammvater unſerer Europäiſchen Ochſen. Der Argali, eine Art wilder Schaafe, die Ziege, die Gemſe, der kaukaſiſche Steinbock, die Kropf-Antelope (wahrſcheinlich die gelbe Ziege des du Halde) der Saiga oder die Ziege der Wüſte *), klettern auf den ſteilen Gebirgsſpitzen umher. Einſam irrt das Moſchusthier in dieſen unermäßlichen Oeden umher; die Mongoley, Da-urien, und die gebirgigten Gegenden, die der Amur durchſtrömt, ſcheinen ſein urſprüngliches Vaterland zu ſeyn; doch dringt es ſüdlich bis nach Tibet, China und Tunkin und weſtlich bis in die Gebirge von Cachemire. Im Norden fand es Pallas am Ufer des Jeniſei und in der Nachbarſchaft von Krasnojarsk. In den Wäldern im Nordweſten von Corea findet man das wilde Schwein, den ſchwarzen und braunen Bären, den Dachs, den ſchwarzen Fuchs, die wilde Katze, den Luchs an der Gränze von China, die Unze und mehrere Thiere aus dem Katzengeſchlecht, doch keine eigentlichen Tiger. Endlich verdienen noch genannt zu werden, der Hermelin, Zobel, Marder, der Fiſchotter,

*) Pallas Reiſen Th. IV. S. 285.

das geſtreifte Eichhörnchen, weiße Kaninchen, und unter den Vögeln der Phasanus Argus.

Die Völker, welche die nördlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs bewohnen, ſind häufig von den Geographen mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Tataren getauft worden, aber nichts kann willkürlicher ſeyn. Durch Sprache, Geſtalt und Sitten unterſchieden, findet man hier drei große Völkerſchaften, die ſich zwar in verſchiedene Stämme theilen; aber im Ganzen, ſo oft ſie ſich auch mit einander vermiſchten, jede ihren beſtimmten Charakter beibehielt. Die Gränzen der Wohnſitze dieſer Völker laſſen ſich in einem wenig bekannten Lande, um ſo weniger angeben, da viele von ihnen Nomaden ſind und folglich ihre Wohnſitze häufig wechſeln. Wenn man ſich aber die ganze Länderſtrecke von Kaukaſien bis an das Japaniſche Meer in drei beinahe gleiche Theile getrennt vorſtellt, ſo kann man den weſtlichen Theil für das Land der Tataren, den mittleren für die Mongolei und den öſtlichen für das Land Mantſchu anſehen.

Die Tataren ſind die gebildetſten (oder beſſer, von der Natur am meiſten mit Geiſtesgaben verſorgt) unter dieſen drei Völkerſchaften. Ihre ſchöne Geſtalt, ihre Gaſtfreundlichkeit, ihr Muth und ihre Liebe zur Freiheit verbunden mit einer großen Beimiſchung von Indolenz und Trägheit, daher ſie auch häufig unterjocht wurden, zeichnen ſie vor ihren Nachbaren aus. Da bereits im erſten Bande unſerer Kunde von Aſien (Seite 470) die Tataren in der Kürze zu charakteriſiren verſucht worden iſt: ſo verweiſen wir darauf und bemerken nur, daß, die Araber ausgenommen, keine Aſiatiſche Nation ſich ſo mit verbreitet hat, als die Tataren. Zu den Tataren gehören nämlich nicht nur die Stämme in Sibirien, am Kaspiſchen und Schwarzen Meere, und in der eigentlichen Tatarei, die Bucharen, Chivenſer, Kirgiſen,

Kümaner, Taſchkenter, Turkeſtaner, Usbeken, Karakalpaken ꝛc. ſondern auch die Türken, und Neu-Perſer; denn in den Sprachen, wie in dem Charakter aller dieſer Völker findet man eine urſprüngliche Uebereinſtimmung, und die Verſchiedenheit der Mundarten läßt ſich bei vielen aus den Sprachen der Völker nachweiſen, deren Länder ſie auf ihren ungeheueren Wanderungen durchzogen.

Daß es noch gegenwärtig eine rein Tatariſche Sprache gäbe, ſcheint kaum glaublich zu ſeyn, wegen der vielfachen Vermiſchung mit andern Völkern. Herr Langles, der gelehrte Sprachforſcher und Mitglied des Franzöſiſchen Kaiſerlichen Inſtituts, ſcheint der Oiguriſchen Sprache den Vorrang vor allen Tatariſchen Dialekten einzuräumen *). Die Oiguren waren eine am Ufer des Selinga einheimiſche Nation, welche mehrere Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung in der Mitte der Tatarei ein Reich ſtifteten, welches von China und Tibet durch die große Wüſte geſchieden war. Ob alle Tatariſchen Stämme, in deren verſchiedenen Mundarten man unverkennbare Spuren des Oiguriſchen bemerkt, von Coloniſten der Oiguren abſtammen, oder ob die Oiguren und jene umherirrende Völkerſchaften gemeinſchaftliche Ueberreſte eines ehemaligen großen Volkes ſind, darüber ſchweigt die Geſchichte. Daß aber einſt eine Verbindung unter allen Tatariſchen Stämmen gefunden haben müſſe, verbürgt die Uebereinſtimmung ihrer Sprache. — An dem Perſiſchen Hofe ſpricht man gewöhnlicher das rein Oiguriſche, als das Neuperſiſche, in welchem letzteren die Beimiſchung des Oiguriſchen gleichfalls kennbar iſt. Das Türkiſche und das Ta-

*) M. ſ. den Moniteur v. 23. 24. 25. und 28. Julius, wo ein ausführlicher Bericht abgedruckt iſt, den Herr Ginguené dem Inſtitut, über die Bemühungen des Herrn Langles, zur Beſtimmung des Urſprungs und der Verwandtſchaft der Sprachen, — erſtattete.

tatariſche der Krimm ſind ein Gemiſch des Oiguriſchen mit dem Arabiſchen *).

Nur diejenigen Völker, in deren Sprache man dieſe Uebereinſtimmung wahrnimmt, werden zu den Tataren zu rechnen ſeyn, wenn man anders einen beſtimmten Begriff mit dieſem Namen verbinden will. Ließe ſich Herrn Langles Meinung beweiſen, daß alle einzelnen Stämme von Coloniſten der Oiguren herzuleiten ſeyen: ſo wäre zu rathen, den Namen Tatar ganz aus der Geographie zu verbannen, und dafür den der Oiguren zu ſetzen, indem jener ſo vielſeitig und unbeſtimmt iſt, als der Name Scythen bei den Alten **). Keine von den Nationen, die zu dem großen Volke gezählt werden müſſen, kennt den Namen, oder hat ihn doch nur von Fremden erfahren. In Europa wurde er erſt im 13. Jahrhundert bekannt, als unter dem teutſchen Kaiſer Friedrich II. der Eroberer Bota in Ungarn einfiel. Die Bulgaren und Avaren gehörten zu den Tataren. Gegenwärtig haben faſt alle Stämme ſich mit ihren Nachbaren oder mit den Bewohnern der Länder, durch welche ihre Züge giengen, vermiſcht.

Die Mongolen bewohnen den mittleren Theil der nördlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs, und haben wahrſcheinlich an den Ufern des Jeniſei ihre urſprünglichen Wohnſitze gehabt. Dieſe große Nation hat zu verſchiedenen Zeiten Aſien und Europa erſchüttert; denn aus ihr giengen die drei größten Weltſtürmer hervor, welche die Geſchichte nennt. Attila, der Hunnen-König,

*) Herr Langles behauptet, daß man dieſe Sprache ſogar bei den Samojeden und Lappländern und ſelbſt in dem Ungariſchen wieder erkennt.

**) Einige Scythiſche Völkerſchaften der Alten waren offenbar Tataren.

gehört ihr an, der im vierten Jahrhundert n. Chr. Geb. von der Chineſiſchen Mauer bis über den Rhein die, durch Römen = Laſter entartete, Menſchheit, als Geißel Gottes, furchtbar züchtigte, und gefühllos, wie ein Sturm, der hoffnungsloſen Verwüſtung opferte. Ihr gehört der nicht weniger furchtbare Dſchingis = Khan an, der 800 Jahre nach Attila alle Mongoliſchen und alle Katariſchen Stämme unterjochte, Aſien mit blutigem, nie ruhendem Schwerdte durchzog und ein unermäßliches Reich ſtiftete, das aus der Weltgeſchichte wieder verſchwunden iſt, ohne eine wohlthätige Spur zurückgelaſſen zu haben. Endlich war auch Timurleng (gewöhnlich Tamerlan genannt) ein Mongole; jener berüchtigte Held, der im 14. Jahrhundert der Schrecken des weſtlichen Aſiens und Indiens wurde.

Von aller Hoheit, welche die grauſame Macht dieſer Barbaren in dem ungleichen Kampfe gegen Weichlichkeit, Geiz, Aberglauben und eine verkehrte Cultur ſich errungen hatte, iſt den Mongolen nichts übrig geblieben, und die rächende Nemeſis hat ſie, die wohl zu erobern, aber nicht zu regieren verſtanden, aus der Reihe unabhängiger Völker ausgeſtrichen. Alle Reſte der Mongolen ſind gegenwärtig Ruſſiſche, Chineſiſche oder (in Indien) Engliſche Unterthanen geworden.

Karikaturmäßig, wie die Geſchichte der Mongolen, iſt auch ihre Phyſiognomie, wodurch ſie ſich widerlich vor allen Aſiatiſchen Völkern auszeichnen. Sie haben weite Augenhölen, kleine tiefe ſchiefliegende Augen, hohe hervorſtehende Backenknochen, breite platte Naſen, wenig Bart und gekrümmte Schenkel und Beine; letzteres von ihrer Lebensart, indem ſie von früher Jugend an mehr zu Pferde ſitzen, als auf ihren Füßen ſtehen. Dieſe charakteriſtiſche Bildung, welche ſo auffallend iſt, daß ſie von den Reiſenden bemerkt und, wo ſie eine Aehnlichkeit mit ihr fanden,

allgemein die Mongoliſche genannt worden iſt, hat das Eigene, daß ſie ſich andern Völkern durch Vermiſchung ſehr leicht mittheilt und alsdann beinahe unvergänglich iſt *). So ſind die Denkmale der Mongoliſchen Eroberungen noch in den Geſichtszügen der Chineſen, Tibetaner, Japaner, Nogaiſchen Tataren, Kirgiſen, Ruſſen am Baikal-See u. a. m. ſichtbar **) unerachtet Jahrhunderte, ſeit der erſten Vermiſchung, verfloſſen ſind. Hingegen ſind die Mongolen ſelbſt ähnlicher Eindrücke von andern Völkern, wie es ſcheint, unempfänglich und erhalten ihre eigenthümliche Bildung rein und unvermiſcht, ſo ſehr auch oft ihr Blut mit fremdem Blute zuſammen fließen mag.

Die Chineſiſche Geſchichte führt das Alter der Mongolen ſehr hoch hinauf; denn nach ihr errichteten ſie ſchon 1230 J. v. Ch. Geb. ein mächtiges Reich, und gegen ſie ward die Chineſiſche Mauer aufgeführt. Wahrſcheinlich iſt es, daß Herodots Agippäer, und die Seres anderer Schriftſteller die Mongolen ſind, beſonders die zu ihnen gehörigen Kalmuken. Mit noch mehr Gewißheit läßt ſich behaupten, daß die Hunnen, Sineſiſch: Hiong-nu, welche im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung durch innere Uneinigkeit und Sineſiſche Uebermacht verdrängt und weſtwärts getrieben wurden, aus ihrer Mitte waren. Die Beſchreibung, welche Ammian, Procopius, Priscus, Jornandes von den Hunnen machen, paßt ganz auf die Mongolen, und beſonders auf die Kalmuken ***).

*) S. Adelung Mithridates Art. Mongolen.

**) Ich habe die Mongoliſche Bildung nie bei Europäiſchen Ruſſen oder andern Slaviſchen Völkern nie bei den Finnen, eben ſo wenig bei den Ungarn, Teutſchen, Italienern und Franzoſen, aber ſehr häufig bei den Juden geſehen.

***) M. ſ. von ihnen Pallas Sammlung hiſtoriſcher Nach-

Alle Mongoliſche Völkerſchaften glaubt Gatterer *) durch die beiden Namen Dörbön-Oirät und eigentliche Mongolen erſchöpfend bezeichnen zu können.

Zu den Dörbön-Oirät, d. i. die vier Verbundenen, rechnet er:

1. Die Olöt, woraus die Europäer Eleuth gemacht haben, oder die Kalmukken, ſie beſtehen.

a) aus den Choſchot, in Tibet, am Coconor, und in den rauhen Gebirgen zwiſchen China und Tibet. Sie ſind daſſelbe Volk, welches die Chineſen Sifanen oder Tufanen nennen **). Aus den gelben Sifanen wird der Dalai Lama gewählt.

b) Soongaren, die im 17ten Jahrhundert ein großes Reich errichteten, das ſich nicht nur über die Länder der Kalmukken und Mongolen, ſondern auch über den größten Theil der Aſiatiſchen Tatarei, ja ſogar über Tibet erſtreckte, und ſelbſt den Chineſen furchtbar wurde, bis es von dieſen vor etwa 60 Jahren erobert und mit China verbunden wurde; ſie haben ſich in der kleinen Bucharai, Turkeſtan und im Kirgiſen-Lande ausgebreitet.

c) Die Derbet und

richten über die Mongoliſchen Völkerſchaften, Petersburg Th. 1. 1796. Th. 2. 1804. in 4. Benj. Bergmans nomadiſche Streifereien unter den Kalmuken, Riga, 1804. 8. in 4 Theilchen. Hier werden ihr Charakter und ihre Lebensart aus eigener Anſicht ſehr gut beſchrieben. Adelung l. c.

*) S. deſſen kurzen Begriff der Geographie. Bd II. S. 460. Göttingen, 1789.

**) S. oben Seite 185 im 2ten Hefte dieſes Bandes, wo wir zugleich einen ſeltſamen Druckfehler zu verbeſſern bitten, indem es da Zeile 57 von oben ſtatt: „wohl mit Recht,“ vielmehr „keineswegs“ heißen muß.

d) Torgot, welche beide Stämme durch die Mongoliſchen Steppen und ſelbſt bis an die Wolga umherſtreiften, und ſich theils mit den Soongaren theils unter einander verbanden.

2. Die Choit, ein jetzt wenig bekannter Stamm, der ſich unter den Soongaren verloren zu haben ſcheint.

3. Die Tümmüt oder Tummut, von denen auch nur eine ſchwache Spur bei den Tumet, unfern der Chineſiſchen Mauer, theils im Nordoſten des Landes Ortos, theils weiter nach Oſten, zwiſchen der Scharra-Mongolei und dem Lande Leao, übrig geblieben zu ſeyn ſcheint, oder die ſonſt in den Steppen dieſer wenig von Europäern beſuchten Gegenden umher irren.

4. Die Barga-Burat oder Brazki, am Baikalſee, im Ruſſiſchen Gouvernement Irkuzk.

Die eigentlichen Mongolen unterſcheidet Gatterer in Ruſſiſche M. im Selanginskiſchen Gebiete, und in Chineſiſche Mongolen.

Die Chineſiſchen Mongolen theilen ſich a) in die gelben Mongolen oder Scharra-Mongolen an der Gränze der großen Mauer; ſie bekennen ſich zu der Lamaiſchen Religion, und ſind theils Nomaden theils Ackerbauer. b) Die Ortoſch im Weſten der vorigen und im Norden der großen Mauer. c) Die Kalkas, im Norden der gelben Mongolen an und in der großen Wüſte Cobi. Aus ihrer Mitte war Dſchingis-Khan. Sie ſind der Reſt derjenigen Mongolen, welche unter dem Namen der Yuen, und unter Anführung des Kublai-Khan, des Dſchingis Enkel, 1260 China völlig eroberten, (nachdem Dſchingis bereits den Anfang dazu gemacht hatte) und es bis 1368 beherrſchten.

Die Mongoliſche Sprache iſt eine Urſprache, wie das Volk ein Urvolk, obgleich es ſich vielfach mit Tataren ver-

miſcht, und dieſe viele Tatariſche Worte aufgenommen hat. In Europa giebt es keine Mongoliſche Sprachlehre und auch keine Wörterbücher. Die Mongolen können aber die Schrift, welche bei ihnen eine Art Sylbenſchrift iſt, und beſitzen auch einige Bücher.

„Die Sprache, ſagt Adelung, ſcheint aus den einſylbigen Sprachen hervorgegangen zu ſeyn, iſt aber nicht mehr einſylbig und kennt Beigung und Ableitung ſowohl für Nenn- als Zeitwörter.“

Das dritte Volk endlich in dieſem Theil von Aſien und zwar am meiſten nach Oſten wohnend, ſind die Mantſchu. Sie ſind eigentlich nur ein Stamm der Tunguſen; da ſie aber die herrſchende Nation in dieſer Gegend ſind, ſo nennen wir ſie zuerſt vor allen andern, mit ihnen verwandten Völkerſchaften. Das urſprüngliche Vaterland der Mantſchu liegt zwiſchen den Flüſſen Songari, Amur und Uſuri. Ihre erſte anſehnliche Eroberung gegen Süden, war das Land Leao; ſeit 1644 haben ſie ſich zu Herrn von China und ſpäter wahrſcheinlich aller Tunguſiſchen Stämme, mit Ausnahme der Ruſſiſchen Tunguſen*) gemacht. Sie waren ehedem von den Mongolen unterjocht, und ihr Land gehörte zum Gebiet Chengis-Khans und ſeiner Nachfolger. Weil man nun dem Herrn jenes mächtigen Reichs den Tatar-Khan nannte, ſo hat man auch ſie zu den Tataren geſellt und gibt ihnen auch wohl noch dieſen Namen, obgleich ſie durchaus keine Tataren ſind, ſo wenig als die Mongolen. Denn ihre Sprache, in welcher ſich zwar Mongoliſche und Tatariſche Worte finden, wegen ihrer Verbindung mit beiden Völkern, iſt doch, ihrem Genius nach, völlig von beiden verſchieden. Obgleich ſie keine einſylbige Sprache iſt, ſo zeigt ſie doch, wie dieſe, deutliche Spuren ihres rohen, ſinnlichen Urſprungs, der ſich

*) Vom Jeniſei und Baikalſee bis an das Ochotskiſche Mittelmeer

ſchon in den vielen Onomatopöien verräth. Tſchang-tſching heißt z. B. der Klang der Glocken; Kakakiki das Gelächter, Tuktuk das Klopfen des Herzens ꝛc. ꝛc. In den Wurzeln hat ſie keine Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Sprache, daher ſie mit Recht für eine Urſprache gehalten wird; ſie iſt aber arm und ungebildet, troz der Bemühungen der Mantſchu-Kaiſer von China, welche ihr ſeit zwei Jahrhunderten Beſtimmtheit, Reichthum und Regelmäßigkeit zu geben ſuchten *), und die vorzüglichſten Chineſiſchen Schriften in das Mantſchu überſetzen ließen.

Auch dieſes Volk theilt ſich in mehrere Stämme.

1 Die Mantſchu in engerer Bedeutung, von den Chineſen Niu-tſche, von den Ruſſen Bogdoi oder Bodoizen genannt, wohnen im Norden von China und Korea bis an den Amur und im Oſten der Mongolen. Ihre gegenwärtige Verbindung mit China hat das Land zwar entvölkert, indem die vornehmſten Familien nach dem eroberten beſſeren Lande auswanderten; zugleich aber iſt ein Strahl der Chineſiſchen Cultur zu ihnen herübergekommen, wodurch ſie wenigſtens zum Theil aus Nomaden zu Ackerbauern, die in Dörfern wohnen, umgebildet worden ſind. Zu ihnen gehören die Atſchuri die Moko und vielleicht noch andere unbekannte Stämme.

2. Die Taguriér, bei den Ruſſen Da-urier, ſind größten Theils dem Ruſſiſchen Scepter unterworfen; die Chineſiſchen Da-urier bewohnen die Weſtſeite des Fluſſes Nonni-Ulla (oder Náun) und ſind von den

*) Herr Langles hat ein Dictionnaire Tartare-Mantchou-Français. Paris. 1789. 4. in 3 Theilen herausgegeben, deſſen Verfaſſer der Jeſuit Amyot iſt. Adelung ſagt von dieſer Arbeit: „es fehle ihr an aller Sprachkritik und oft an der gehörigen Ordnung.“ In der Kaiſerlichen Bibliothek zu Paris ſind 200 Mantſchu-Handſchriften.

Chineſen an feſte Wohnſitze und an den Ackerbau gewöhnt worden.

3. Tunguſen, nennen ſich Dewöen, und Boje, d. i. Menſchen, Volk, oder auch Donki. Zu ihnen gehören die Solow, Humar u. a. m. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Tunguſen das Stammvolk aller in dieſem Theil Aſiens umherirrenden Nomaden-Stämme, oder ob ſie ſelbſt nur ein Theil anderer, wenigſtens dem Namen nach, erloſchener Völker ſind. Die Schwierigkeit wird hier um ſo größer, da die Sprachen der Stämme nur höchſt unvollſtändig bekannt ſind. Aber wären ſie es auch mehr, ſo würden wir wahrſcheinlich über ihre Geſchichte nicht weniger im Dunkeln ſeyn. Ein rohes Volk hat keine Geſchichte, und ſelbſt keinen Namen. Wer will beſtimmen, welche von den vielen Germaniſchen Völkern, welche die ältere Geſchichte nennt, das Stammvolk der übrigen geweſen? Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir über die Tunguſen, unter denen man acht verſchiedene Mundarten bemerkt haben will, uns in gleicher Unwiſſenheit befinden. Immer iſt jedoch die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Mundarten eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, woraus man faſt ſchließen ſollte, daß die einzelnen Völkerſchaften, die Trümmer einer ehemaligen großen, in einen Staat vereinten Nation ſeyn müßten; denn ohne eine ſolche Verbindung läßt ſich die Uebereinſtimmung ſchwer erklären. Nun hat ſich zwar die Herrſchaft der Mogolen über die Tunguſen erſtreckt, daher auch viele Mongoliſche Wörter in ihren Sprachen gefunden werden; aber der bei weiten größere Ueberreſt einer Originalſprache läßt auf eine frühere Vereinigung, als unter dieſer fremden Herrſchaft Statt fand, ſchließen. Wie aus den Trümmern des Römiſchen Reichs neue Völker und verwandte Sprachen entſtanden: ſo ſollte man ähnliche Veranlaſſungen auch bei andern verwandten Völkern ver-

muthen. Aber bei den Tunguſen, ſo wenig als bei den Slaven, hat die Geſchichte das Andenken an ein großes zertrümmertes Reich erhalten.

An den Küſten des öſtlichen Oceans irren auf dem Chineſiſchen Gebiet noch andere, mehr oder weniger wilde Stämme umher, von denen es nicht ausgemacht iſt, ob ſie zu den Tunguſen gehören und eine verwandte Mundart reden. Hierher gehören: a) die Jupi oder Yupitaſe, welches Leute bedeutet, die ſich in Fiſchhäute kleiden. Die Geographen ſetzen ihre Wohnſitze am untern Amur und an den Küſten des Meers, der Inſel Chicha gegenüber. b) Die Ketſching zu beiden Seiten des Saghalien-Ula, eines Armes des Amur. Sie werden nach ihrer Mundart auch Fiatta genannt, oder Giljaki. Dem Lande Ketſching gegenüber liegt die große Inſel Saghalien oder Tſchoka, deren Bewohner eines Stammes mit den Ketſching ſind. La Perouſe landete auf dieſer Inſel, und man findet in der Beſchreibung ſeiner Reiſe einige intereſſante Nachrichten von den Saghalen.

Nachdem wir im Allgemeinen die Bewohner der nördlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs genannt haben, wollen wir, ſo weit es die Dürftigkeit und Unbeſtimmtheit der vorhandenen Nachrichten zuläßt, eine kurze Beſchreibung des Landes hinzufügen.

I. Die kleine Bucharei.

Nur dieſes Land hat Anſpruch auf den Namen: Chineſiſche Tatarei, weil es eine Chineſiſche Provinz und

von Tataren bewohnt iſt; da man aber gewöhnlich, und zwar ſehr mit Unrecht, alle im Norden der großen Mauer dem Kaiſer von China unterworfenen Länder, mit dieſem Namen bezeichnet, ſo haben wir ihn lieber ganz weggelaſſen, als zu neuer Verwirrung Anlaß geben wollen.

Die kleine Bucharei oder Oſt-Dſchagataj (Scythia extra Imaum) liegt im Oſten des Mustag oder Imaus, der ihre weſtliche Gränze zwiſchen der großen Bucharei, Taſchkend und dem Kirgiſenlande bildet; die andern Gränzen, obgleich man ſie auf einigen Charten angemerkt findet, laſſen ſich nicht mit Genauigkeit beſtimmen; im Norden und Oſten wohnen Mongoliſche Stämme, und im Süden ſoll ſie, nach einigen Angaben, bis an Tibet gränzen. Ein großer Theil dieſes Landes gehört zur großen Wüſte (Cobi) und wo auch nicht gerade völlig todter Sand angetroffen wird, da findet man höchſtens Steppenweide, und einige Steppenflüſſe und Steppenſeen. Nur die Thäler, am Fuße der Gebirge, ſind gut bewäſſert und geſegnet mit Früchten; ſelbſt der Wein gedeiht hier. Die beiden größten Flüſſe ſind der Hotomin-Solu und der Jarkand mit dem Haſchitu-Muren, die ſich in den See Lop-Nor ergießen. Einige Flüſſe führen Goldſand. Die Metalle in den Gebirgen, werden aus Unwiſſenheit nicht zu Tage gefördert. Doch ſoll man Edelſteine und ſelbſt Diamanten finden. Unter den bekannten Producten ſcheint der Moſchus das wichtigſte zu ſeyn. Das Moſchusthier kommt von den Höhen von Tibet herab.

Von dem Klima wiſſen wir nur, daß im Sommer die Hitze ſehr groß ſeyn ſoll. Im Winter bedeckt Schnee die hohen, wenig bebauten Ebenen.

Die Bewohner ſind wahre Tataren; ihre Anzahl ſoll ſich nach Gatterer nicht über 200,000 Seelen erſtrecken *).

*) Malte-Brün rechnet 200,000 Familien, und dem zu Folge 1 Million Einwohner.

Die eigentliche Größe des Landes iſt nicht bekannt. Gatterer gibt ihre Länge auf 120 geographiſche Meilen an, ohne die Breite zu beſtimmen.

Ein Reiſender, der in dieſe Gegenden dringen und ſich lange genug darin aufhalten könnte, um genaue Nachforſchungen anzuſtellen, würde hier Gelegenheit haben, mehrere hiſtoriſche und geographiſche Probleme aufzulöſen. So ſollen die Seres der Alten hier gewohnt haben und noch Spuren von ihnen in einer eigenthümlichen Sprache vorhanden ſeyn. Ferner glaubt man, daß die Oiguren (Euguren oder Uguren) in den nördlichen Provinzen ihre Wohnſitze hatten, und leitet von ihnen die heutigen Ungarn ab. Endlich wäre es möglich, daß man hier noch Neſtorianiſche Chriſten fände, die zu Marco Polo's Zeiten wenigſtens hier Kirchen hatten. Selbſt über die Lage des Landes, unter welchen Breiten- und Längengraden es zu ſetzen ſey, erwarten wir noch beſtimmte Aufſchlüſſe.

Nach dem Tode Dſchingis-Khans, wurde die kleine Bucharei, im Verein mit andern umliegenden Provinzen, ein Erbtheil ſeines Sohnes Dſchagatai, woher auch der Name dieſer Länder: Oſt-, Weſt- und Nord-Dſchagatai entſtanden iſt. Bis zum Jahre 1683 wurde ſie von Khan's aus dieſer Dynaſtie regiert, worauf ſodann die Eleuthen und Kalmukken ſich der kleinen Bucharei bemächtigten. Der vorige Kaiſer von China Kieng-Long eroberte das ganze Land der Kalmukken im Jahre 1759 und machte ſonach auch die kleine Bucharei zu einer Chineſiſchen Provinz.

Die topographiſche Kenntniß des Landes iſt ſehr unvollſtändig.

Man nennt Yarkand, am Fluſſe gleiches Namens, als die Hauptſtadt, und behauptet, ſie ſey groß und ſtark bevölkert.

Die Provinz und die Stadt Caſchgar ſind nur aus dem Marco Polo und aus dem Bericht des Chineſiſchen Generals bekannt, der 1759 ſie eroberte; letzterer giebt der Provinz 17 Städte und 1600 Dörfer.

Die Stadt Caſchgar wird von 2500 Familien bewohnt.

Die Provinz und die Stadt Koten oder Khotun an dem Fuße der Tibetaniſchen Gebirge. Nach Marco Polo wird hier Baumwolle, Flachs, Hanf und Getraide, wie auch Wein gebaut. Von der Stadt Khotun hat vielleicht der Kattun den Namen erhalten.

II. Die Mongolei.

Die Gränzen der Mongolei laſſen ſich eben ſo wenig, als jene der Dſchagataj beſtimmen; ohne die Leſer alſo mit neuen Vermuthungen zu unterhalten, wollen wir lieber den Wunſch äußern, daß der große Reiſende, Alexander von Humboldt, auf ſeiner Tibetaniſchen Reiſe auch in dieſe Gegenden dringen möge, welche für den unbefangenen Geographen noch in große Dunkelheit gehüllt ſind. Der kurze Beſuch des Engliſchen Bothſchafters, Lord Macartney, den er in Ze=hol in der Mongolei, bei dem Chineſiſchen Kaiſer abſtattete, konnte ſo wenig Aufklärung über die ungeheure Länderſtrecke geben, als wenn Jemand auf einem wochenlangen Beſuche in St. Petersburg das Ruſſiſche Reich kennen zu lernen vermeinen wollte. Ze=hol liegt nur wenige Tagereiſen nördlich der großen Mauer, unter 42° N. Br. und die Mongolei erſtreckt ſich in der Breite bis über 53° N. Br. an der Sibiriſchen Gränze; in der Länge aber ungefähr von 105° bis 140° O. L. Von Ferro. Wie viel wäre auf einer Reiſe durch das Vaterland der größten Länderſtürmer, gleichſam an den Heerd der fürchterlich=

ſten Staatsrevolutionen, für die ältere Geſchichte zu gewinnen; wie viel für Naturgeſchichte in dem, einem noch unerklärten Klima unterworfenen Erdgebiete; wie viel für die Völkerkunde, in einem Lande, wo zahlloſe Stämme bis auf die neueſten Zeiten das Spiel der Völkerwanderung getrieben haben!

Umfang, Eintheilung, Gränzen, Producte, Lage, Klima, Naturbeſchaffenheit des Landes, alles iſt den Europäern noch mehr oder minder räthſelhaft, und doch glauben ſie die Erde zu kennen und reden von natürlichen Gränzen, die ſie den Ländern in einer allgemeinen Geographie anweiſen wollen, und von einem beſſeren Eintheilungsgrunde, als der politiſche ſeyn ſoll, weil dieſer ſeiner veränderlichen Natur nach nicht ſtreng wiſſenſchaftlich ſeyn kann. In der That, wenn es auf einen Eintheilungsgrund ankommt, der die Wiſſenſchaft fördern ſoll, ſo wäre die alte Eintheilung in bekannte und unbekannte Länder weit eher geſchickt, uns auf die Lücken unſerer geographiſchen Kenntniſſe aufmerkſam zu machen, als die neuen Namen, mit denen einige ſeynwollende Philoſophen ein Wiſſenſchaftsſpiel treiben.

Die Mongolei iſt ein unbekanntes Land, denn was wir davon wiſſen, beſchränkt ſich auf einige Namen der Bewohner, und Vieles, was wir zu wiſſen vermeinen, iſt auf Vermuthungen gegründet, die in der Geographie keine Stimme haben ſollten.

Der Hoangho oder gelbe Fluß durchſtrömt einen Theil der ſüdlichen Mongolei und umſchließt das Land der Ortos-Mongolen. Der mittlere Theil ſcheint nur Steppenflüſſe und zwar in großer Anzahl zu haben. Im Norden ergießen ſich der Selinga und der Orchon in den Baikalſee und gegen Nordoſt vereinigen ſich der Kerlon und der Onon, um den Amur zu bilden. „Dieſer prachtvolle Fluß, ſagt Malte-Brun, wird

vielleicht bald ſeine ſchweigenden Ufer durch die Thätigkeit des Handels und das Getümmel der Armeen belebt ſehen." In der That, es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß an den Ufern dieſes Fluſſes zuerſt die beiden koloſſaliſchen Mächte Rußland und China ihre Kräfte meſſen werden; und von welcher Seite der Sieg zu erwarten ſey, iſt nicht ſchwer voraus zu ſagen.

Auch große Seen ſind hier zu erwarten und die wenigen Reiſenden, welche uns Nachricht von der Mongolei geben, nennen einige derſelben. Der Koſogol (50° N. Br. und 118° O. L. v. Ferro) am Fuße des Bogdo iſt groß und hat in ſeiner Mitte eine Inſel von anſehnlichem Umfang. Der Tſchan-Nor und der Saipan, die weſtlich liegen; letzterer iſt vielleicht der Cianga des Marco Polo, auf welchem Schwäne in zahlloſen Herren ſchwammen nnd deſſen Ufer durch Kraniche, durch den Phasianus Argus, Repphühner ꝛc. belebt waren. Der große Khan hatte hier einen prachtvollen Sommerpallaſt.

Die Mongolen ſind zum Theil noch Nomaden; bei einigen Stämmen bemerkt man nur unter den Weibern Induſtrie. Handel wird mit Chineſen, Tataren und Ruſſen getrieben.

Die Mongolen haben den Kopf bis auf eine Locke in der Mitte deſſelben geſchoren, und tragen eine gelbe platte Mütze darüber. Weite Pantalons, ein Wams mit engen Aermeln, ein Gürtel, woran der Säbel, das Meſſer und die Tabakspfeife befeſtiget ſind, und ein tuchener Ueberrock mit weiten Aermeln, gelbe oder ſchwarze Halbſtiefel, machen ihre Kleidung aus. Die weibliche Kleidung iſt der männlichen ähnlich, nur daß das Oberkleid keine Aermel hat; ihre langen Haare tragen ſie in Flechten gewickelt.

Die Nahrung beſteht aus Fleiſch und wenig Gemüſe. Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer; auch genießen ſie

Milch, Branntwein, Kumiß (ein von Eſelsmilch abgezogener Branntwein) und Meth.

Pferde, Kameele, Ochſen, Schafe und Ziegen bilden ihre Heerden, mit denen ſie die Steppen durchwandern. Haben ſie eine gute Weide gefunden, ſo ſchlagen ſie ihre Zelte auf und verweilen unter dieſer luftigen Wohnung, bis die Weide abgegraſet iſt. Die Zelte der Vornehmern ſind mit Seide ausgeſchlagen, und der Fußboden iſt mit Perſiſchen Teppichen belegt. Vaſen von Zinn, Silber und Porzelan zieren das Zelt. In der Mitte des Zeltes oder auch im Freien wird Feuer angemacht, um welches ſich die Familie verſammelt. — Sie ſollen zehn bis funfzehnmal im Jahr ihre Wohnungen verändern. Unter dieſen nomadiſirenden Stämmen werden bei dem Wechſel des Sitzes die Zelte abgebrochen und Mann, Weib, Kinder und Heerden beginnen eine luſtige Prozeſſion. Die Weiber ſingen, ſpielen die Zitter, andere tanzen oder führen auf den Ruheplätzen Pantomimen auf. Die Männer jagen, oder ſpielen Karten und Schach. Nirgends ſieht man, daß ihnen das Leben zur Laſt ſey. Wäre bei dieſer herumziehenden Lebensart ein höherer Grad der Cultur zu erreichen, ſo möchte man ſie für den natürlichen Zuſtand des Menſchen halten. Denn ſicher wurde der Menſch nicht geſchaffen, um, wie die Schnecke, die an ihr Haus gefeſſelt iſt, auf einem kleinen Flecke ſein Leben zu vertrauern und ſeine Wiege und ſein Grab unter einem Himmelsſtriche zu finden. Erſt wenn er den Blick über die väterliche Umzäunung hinauswagt, und ſich ihm die Mannichfaltigkeit des menſchlichen Lebens darſtellt, erſt dann wird es ihm möglich, ſich aus der Sklaverei der Gewohnheit zu befreien und ein Glied der großen Familie der Menſchheit zu werden. Seltſam, daß die unruhigen nomadiſchen Mongolen, gegenwärtig unter der Herrſchaft der Chineſen ſtehen, deren ganze Weisheit ſich auf Ruhe und Stetigkeit gründet.

Dieſe Mongolen ſind gelehrig, gaſtfrei, wohlthätig, thätig, und wollüſtig.

Die Fürſten und Prieſter genießen eine große Achtung bei dem Volke. Nach ihrem Tode werden ſie verbrannt, und über ihre Aſche wird ein gemauertes Denkmal errichtet. Hohe Stangen, mit wunderlichen Fahnen geziert, umgeben das Ganze.

Ihre Religion iſt die des Fo und ihre Bücher ſind in Tibetaniſcher Sprache geſchrieben. Ihre Gelehrten haben auch auf den Schulen in Tibet ihre Studien vollendet. Die Polygamie iſt bei ihnen eingeführt.

Der Dalai-Lama iſt ihr geiſtliches und der Chineſiſche Kaiſer ihr weltliches Oberhaupt; ſie zahlen dem letzteren einen Tribut; doch ſollen die Kalkas dieſem nicht unterworfen ſeyn und vielmehr von dem Kaiſer einen Sold erhalten, vielleicht weil ſie als Gränztruppen gegen die Ruſſen gebraucht werden.

Von den Städten in der eigentlichen Mongolei iſt wenig bekannt.

Ze-hol, im ſüdlichen Theil des Landes, iſt der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kaiſers. Macartney fand hier ein prächtiges Schloß und unermäßliche Gärten, einige Pagoden und eine Menge elender Hütten.

Maimathſchim, eine Gränzſtadt gegen Rußland zu, wohin Chineſen ſeidene und baumwollene Zeuge, Porzellan und vorzüglich Thee bringen, und an die Ruſſen, welche von Kiatka hierher kommen, gegen Pelzwerk und Silber verkaufen. Nach Pallas ſoll dieſer Handel bis fünf Millionen Rubel im Umſatz betragen.

Naun, eine andere Handelsſtadt, am Fluſſe Argaun, 30 Tagereiſen von dem Ruſſiſchen Orte Tzuruchatumewskoj entfernt, den die Einwohner von Naun beſuchen und allerlei Waaren hinbringen; ſie kommen mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und ſollen eine Sprache haben, die weder Chineſiſch noch Mongoliſch iſt *).

*) S. Pallas Th. VI. S. 620.

Mehrere Geographen haben ſich Mühe gegeben, die Städte aufzuſuchen, welche Marco Polo in dem Reiche des großen Khans nahmhaft macht. Dieſe Mühe ſcheint uns ſehr überflüſſig zu ſeyn, zumahl, wenn man ſie in Europa in ſeinem Zimmer anwendet. Die älteren Sitze des Khans waren wahrſcheinlich veränderlich, wie die Lebensart der Nomaden es mit ſich bringt. Unbekannt mit den Sprachen dieſer Stämme muß es uns alſo unmöglich ſeyn, ein zuverläſſiges Reſultat zu finden; denn was wir für den Namen einer Stadt halten, war vielleicht nur die Benennung des Hoflagers und kam jedem Orte zu, an welchem ſich der große Kahn gerade aufhielt.

Von der eigentlichen Mongolei, wird die Kalmukkei unterſchieden, deren Gränzen aber eben ſo wenig wie jene genau angegeben werden können. Man irrt vielleicht am wenigſten, wenn man die Kalmukken im weſtlichen Theil aller Mongoliſchen Länder aufſucht. Malte-Brün, der ſich viele Mühe gegeben hat, einige Ordnung in die verworrene Geographie dieſer Gegenden zu bringen, nimmt an, daß die Kalmukkei ſich von 35° bis 50° N. Br. erſtrecke, daß ſie in Weſten an die Kirgiſen-Steppen, und in Südweſten an die kleine Bucharei gränze, und daß das Gebirge Bogdo ſie von der eigentlichen Mongolei trenne. In dieſem Umkreiſe liegt dann die Songarei, das Land Hamel, das Gebiet der Olöthen von Kokonor, und anderer Olöthiſchen Stämme.

Die Soongarei iſt ein weites Thal, das in Norden das Ulugh-Gebirge, vielleicht eine Kette des Altai, begränzt, im Süden liegt das Gebirge Alok und die Ebene Eugur. Unzählige Seen, unter denen der Palcati der größte, geben der Gegend ein eigenes Anſehen. Der Ili-Fluß, der mehrere kleinere Bäche und

Flüſſe aufnimmt, ergießt ſich in denſelben. An dieſem Fluſſe hatten die Soongaren den Hauptſitz ihres Reichs und die Reſidenz ihres Khans aufgerichtet.

Das Land Hamel oder Hami, ſagt du Halde, hat nur eine einzige Stadt, nebſt einer kleinen Anzahl Dörfer. Die Hami ſind groß, ſtark, wohlgekleidet und haben reinliche Wohnungen. Sie finden ſich im Oſten der Delöthen und ſcheinen eine fruchtbare Gegend in der großen Wüſte zu bewohnen. Sie ſind Muhammedaner.

Das Land im Umkreiſe des See's Kokonor iſt unbekannt, und was Buchariſche Kaufleute dem berühmten Reiſenden S. P. Pallas und der Stadt Sinin, die man für die Hauptſtadt dieſes Landes hält, erzählten, iſt nicht hinreichend, die Anforderungen der Geographen zu befriedigen.

Die Kalmukken ſind klein, aber gut gebaut, und troß ihrer Mongoliſchen Geſichtsbildung und großen abſtehenden Ohren, ſoll ihr Aeußeres nicht unangenehm ſeyn. Dunkelſchwarzes Haar und ſehr weiße Zähne bis ins Alter gehören zu ihren charakteriſtiſchen Kennzeichen. Ihre Sinne ſind ſehr ſcharf und ſchärfer, als einem Europäer glaublich ſcheint. In weiter Entfernung riechen ſie ein Lager, hören den Tritt eines Pferdes und unterſcheiden in den unermäßlichen Ebenen die kleinſten Gegenſtände. — Sie werden als geſellige, und ehrliche Leute geſchildert. Uebrigens kennen wir nur diejenigen Kalmukken, die unter Ruſſiſchem Schutze leben und von denen Pallas die beſten und neueſten Nachrichten mitgetheilt hat.

Die Chineſen ſollen ſich viele Mühe geben, die nomadiſirenden Kalmukken an den Ackerbau zu gewöhnen; bis jetzt aber ziehen dieſe ihr freies unſtätes Leben den Feſſeln der Ordnung vor. Ihre Lebensart iſt von jener der andern Mangolen wenig verſchieden. Sie ſchlachten faſt nie ihre Hausthiere, ſondern erjagen Wild

in den Steppen. Kunſtfleiß iſt wenig unter ihnen, indeſſen ſind ihre Zelte aus Weidenflechtwerk und Filz auf eine ſinnreiche Art zuſammen geſetzt; ſie haben auch ſelbſt fabrizirte Fenſter. Die Weiber gerben die Häute und machen die Hausgeräthe. Die Männer verfertigen ſich ſelbſt ihre Waffen.

Die Kalmukken ſind Anhänger der Lama-Religion. Sie ſtehen, wie die Mongolen, unter eigenen Khans, die aber dem Chineſiſchen Kaiſer unterworfen ſind, und haben Adel und Sklaven, d. i. eine Art von Feudal-Verfaſſung. Die Prieſter bilden eine eigene Kaſte, und ſind die Freien unter ihnen.

Von den Städten Haraſchahr, Yulduz, Oramchiſch ꝛc. wiſſen wir nur die Namen.

Die Topographie der Kalmukkei muß erſt geſchaffen werden. Bei der Neigung zu reiſen, die mehrere Gelehrte in die unwirthbaren Wüſten von Afrika geführt hat, iſt es zu verwundern, daß die Mongolei, wie überhaupt Mittel- und das hohe Oſt-Aſien faſt vergeſſen wurde. Doch wäre eine Reiſe mit Ruſſiſchen Kaufleuten, die nach Pekin gehen, hier ohne unüberwindliche Schwierigkeiten auszuführen.

III. Die Mantſchurei.

Verſteht man unter dieſem Namen das ganze Chineſiſche Tunguſenland, zwiſchen China und Sibirien und zwiſchen der Mongolei und dem Japaniſchen Meer, ſo umfaßt die Mantſchurei eine Länderſtrecke, die beinahe ſo groß iſt als das eigentliche China. Die Siolkis-Gebirge ſcheiden ſie von dem Lande der

Mongolen. Parallel mit dem Japaniſchen Meer läuft eine andere Gebirgskette, und im Norden das Gebirge Stannowoi. Auf den Höhen iſt das Klima rauh und kalt, in den Ebenen, die der Amur-Fluß durchſtrömt, vermuthet man eine mildere Luft. So viel man aber weiß, iſt hier Alles wilde rohe Natur, und große Strecken werden nur von Thieren bewohnt.

Außer Leao-Tong, der ſüdlichſten Provinz der Mantſutei *) iſt der übrige Theil noch unbekanntes Land. In dem nördlichen, gegen Sibirien gelegenen, Theil, ſoll es mehrere Städte geben. Hotun-Segalien, Ula im Chineſiſchen Da-urien, Tſitſchicar, Merguen, Petun, Kiri-Ula, und Ningut a werden als die vornehmſten Orte genannt.

Der beſchränkte Raum dieſer Blätter würde uns nicht erlaubt haben, eine weitläuftige Beſchreibung der nördlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs zu liefern, auch wenn unſere Quellen reicher geweſen wären, als ſie es wirklich ſind. Bei dem Mangel aller Hülfsmittel aber hat es uns nicht gleichgültig geſchienen, auf die Lücken der Geographie aufmerkſam zu machen; denn wir ſind überzeugt, daß es ein ſo verdienſtliches, als mühevolles Geſchäft wäre, wenn man die Geographie von allen unbeſtimmten, unwahren und erdichteten, oder nur vermutheten Angaben reinigen und auf das Gewiſſe zurück führen könnte. Dieſes Geſchäft zu unternehmen, konnte hier nicht unſer Zweck ſeyn; denn wir hätten eine ausführliche Kritik aller vorhandenen Materialien zur Kenntniß dieſer Länder, liefern, ja, wir hätten gewiſſermaßen eine geographiſche Kritik erſt erſchaffen müſſen. Wir haben uns daher nur mit einigen Winken begnügt, um ſo mehr, da unſere Länder-

*) S. oben Seite 323 in der Topographie von China.

kunde als ein geographiſches Leſebuch — nicht für Geographen, ſondern für ſolche Leſer geſchrieben iſt, die ſich eine allgemeine Ueberſicht der Erde zu erwerben wünſchen, ohne in gelehrte, und ſchwierige Unterſuchungen ſich einlaſſen zu wollen.

B. Mittelbare Staaten des Chineſiſchen Reichs.

Zu den mittelbaren Staaten des Chineſiſchen Reichs rechnen wir diejenigen, deren Souveraine die Oberherrlichkeit (Suzerainetät) des Chineſiſchen Kaiſers anerkennen, und gleichſam von ihm ihre Krone zu Lehn nehmen, ohne jedoch in innerer Regierung des Landes dadurch eingeſchränkt zu werden. In den nördlichen Provinzen findet man zwar auch noch eingeborne Fürſten, die über ihre Sklaven einige Herrſchaft ausüben; aber jene Länder werden deſſen ungeachtet von Chineſiſchen Gouverneuren, im Namen des Kaiſers, regiert. Hier, in den mittelbaren Staaten hält der Kaiſer keine Gouverneure, und überläßt die innere Adminiſtration uneingeſchränkt den Landesfürſten. Solcher Staaten giebt es, ſo viel bekannt iſt, drei; nämlich: die Halbinſel Korea, die Lieu-Kieu-Inſeln, und Tibet. Dieſe drei Staaten ſind den Europäern noch ziemlich unbekannt; wir wollen jedoch in der Kürze anführen, was wir Merkwürdiges in den beſten Beſchreibungen derſelben aufgezeichnet finden.

I. Das Königrich Korea.

Die Halbinſel Korea gränzt gegen Norden an das Land der Mantſchu, von dem es durch eine hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette geſchieden iſt; von den drei andern Seiten wird es vom Meere umfloſſen, dem es felſigte, unzugängliche Küſten entgegenſetzt. Der Theil des Meeres, der im Oſten die Halbinſel begränzt, wird das Meer von Korea genannt, das ſich mit dem Japaniſchen Meere verbindet; im Weſten liegt das gelbe Meer oder Hoan-Hay und im Süden das Oſtchineſiſche Meer, ein Arm des großen Oceans. Von Japan wird Korea durch eine, 30 Seemeilen breite Meerenge geſchieden. Nach den beſten Charten zu urtheilen, liegt dieſe Halbinſel zwiſchen $34^\circ\ 30'$ und $43^\circ\ 50'$ N. Br. und zwiſchen 142° und 149° O. L. von Ferro. Das ganze Land möchte ungefähr ſo groß als Italien ſeyn; einige Geographen geben 4200 Quadr. Meilen an.

Das Klima iſt, beſonders gegen Norden, kalt. Der Schnee fält hier oft ſo hoch, daß er die Wohnungen und Wege verſchittet.

Die vornehmſten Flüſſe ſind der Ya-Lu und der Tumen. Der erſte ergießt ſich in das gelbe Meer, der andere in das Koreaniſche. Beide Flüſſe entſpringen in dem hohen nördlichen Theile. Der nördliche Theil iſt wegen der Nähe des hohen Gränzgebirges rauh und erzeugt viel Holz, wenig Getraide, vorzüglich Gerſte, die nicht von der beſten Beſchaffenheit iſt. Die ſüdlichen Provinzen aber ſind fruchtbar, und liefern Reiß, Hirſe, Tabak, Firnißbäume, Citronen, Baumwolle und Hanf; man zieht auch Seidenwürmer, aber die Einwohner wiſſen die Seide nicht zu verarbeiten. Die Koreaner haben faſt alle Europäiſche

Hausthiere und auch viel Wild, als wilde Schweine, Bären, Zobel, Marder, Biber und Hirſche. Federvieh iſt häufig und die Zucht deſſelben ſoll von den Einwohnern mit muſterhaftem Fleiße betrieben werden. In den ſehr fiſchreichen Flüſſen findet man häufig Krokodille, die 30 bis 40 Fuß lang ſeyn ſollen. Aus dem Mineralreiche nennt man Gold, Silber, Blei, Eiſen und Salz als Landesproducte.

Dieſe dürftige Beſchreibung der Naturproducte zeigt ſchon, wie wenig ein ſo großes Land bekannt ſeyn müſſe. Doch ſind bei der großen Verſchiedenheit des Klimas, in den nördlichen Provinzen und in den höheren Gegenden, wie in den ſüdlichen Ebenen, beſonders was das Pflanzenreich betrifft, mehrere merkwürdige, der Halbinſel vielleicht eigenthümliche Erzeugniſſe zu erwarten. Aber Korea iſt den Europäern noch feſter verſchloſſen als China, und die eigenen Unterthanen dürfen bei Todesſtrafe nicht auswandern. Nie iſt ein Europäiſcher Geſandter, nie ein Miſſionär an den mißtrauiſchen Hof des Königs von Korea gekommen. Nur wenn das Unglück Schiffbrüchige an dieſer gefährlichen, unwirthbaren Küſten wirft, kann ein ſolcher hoffen, das allen Fremden verſchloſſene Land zu betreten; er wird aber dann auch als Gefangener behandelt, und muß, wenn nicht ein ungewöhnlich glücklicher Zufall ſeine Flucht begünſtiget, darauf Verzicht leiſten, je wieder in ſein Vaterland zurückkehren zu können. Ein ſolches Schickſal erfuhren einige Holländer, die im Jahre 1653 an der Küſte von Korea Schiffbruch litten und von denen einige nach einer funfzehnjährigen Gefangenſchaft, Gelegenheit fanden zu entfliehen und nach Europa zurückzukehren. Unter dieſen befand ſich Hamel, der im Jahre 1668 ein Tagebuch ſeiner unglücklichen Reiſe herausgab. Dieſe Reiſebeſchreibung iſt die faſt einzige Quelle unſerer Kenntniß von Korea. Denn die

Nachrichten, welche einige Jeſuiten von der Halbinſel bekannt gemacht haben, ſind in China geſammelt worden und beruhen auf Ausſage der Koreaniſchen Geſandten, die den Europäern von ihrem Lande erzählten. Die Holländiſche Geſandſchaft, deren Reiſe nach Pekin von Braam und der jüngere de Guignes beſchrieben haben, traf gleichfalls mit einigen Koreaniſchen Abgeordneten zuſammen. Außer einer Beſchreibung der Kleidung dieſer Herren haben wir dadurch wenig von Korea erfahren. Die Chineſen behandelten dieſe Geſandten eben nicht ſehr höflich, und da einige Koreaner die bepuderte Friſur der Holländer mit den Händen berührten, empfiengen dieſe Herren von Corps diplomatique ſogar Peitſchenhiebe von den Chineſen, welche ſolche unhöfliche Neugierde nicht dulden wollten. Der Engliſche Capitain Broughton, der 1797 nach weitläuftigen Unterhandlungen mit der Koreaniſchen Regierung die Erlaubniß erhielt, mit ſeinem Schiffe einige Tage im Haven von Tſchoſan zu verweilen, durfte durchaus nicht weiter in das Land reiſen. Doch verdanken wir ihm einige neuere Nachrichten von den Küſten; dieſe befuhr auch la Perouſe und hat uns wenigſtens über die Lage derſelben zuverläßigere Beſtimmungen mitgetheilt.

Da die Koreaner im Uebermaß ihrer Politik, alles Fremde zu meiden, und von ſich entfernt zu halten ſuchen, auch wenig Handel treiben: ſo fehlt es an allen Mitteln, ſich in nähere Kenntniß des Landes zu ſetzen.

Wir finden demnach auf Korea eine Idee realiſirt, die ein neuerer teutſcher Philoſoph *) als ein Heilmittel vieler politiſchen Krankheiten den Völkern angerühmt hat: einen geſchloſſenen Handelsſtaat. Es wäre in Rückſicht auf dieſe Idee ſchon intereſſant das Volk kennen zu

*) S. Fichte's geſchloſſener Handelsſtaat.

lernen, bei dem dieſe Idee ausgeführt wurde. Indeſſen iſt, die Wahrheit zu geſtehen, das Experiment ſelbſt in Korea nicht vollkommen gelungen, und die Natur, die durch die Noth den Menſchen vor Verirren in Ideen ſchützt, hat auch hier gelehrt, daß der auswärtige Handel als eine nothwendige Bedingung der Exiſtenz weislich von der Vorſehung berechnet wurde, und daß man ihn nicht ungeſtraft aufgeben könne. So unvollſtändig wir auch die Koreaner kennen, ſo muß doch auch dieß wenige ſchon von dem Verſuche abſchrecken, ſie in dem Syſtem des Iſolirens nachzuahmen; denn in eben dem Grade, als ſie ihr Land noch feſter als die Chineſen verſchloſſen, ſind ſie auch hinter dieſen in der Cultur zurückgeblieben.

Die heutigen Koreaner ſcheinen ein Gemiſch mehrerer Nationen zu ſeyn, nämlich Urbewohner, Chineſen und Mantſchu. Die erſten ſollen, ehe die Chineſen ins Land kamen, in drei Staaten und vielleicht auch in drei verſchiedene Völkerſtämme getheilt geweſen ſeyn. Ein Chineſiſcher irrender Ritter, der Prinz Ki-tſe eroberte die Halbinſel, gab den wilden Urbewohnern weiſe Geſetze, und führte durch ſeine Weisheit ein goldenes Zeitalter herbei, wo Verbrechen und die mit denſelben verbundenen Uebel unerhörte Dinge waren. Dieſe Zeit iſt ſchon ziemlich lange verfloſſen, denn die Kunde von dem glücklichen Zuſtande iſt wenigſtens 3000 Jahre alt. Seitdem haben Japaner, Mantſchu, Chineſen und wahrſcheinlich auch Mongolen um die Herrſchaft von Korea gekämpft, und von allen dieſen Fremdlingen ſind deutliche Spuren unter den Bewohnern anzutreffen. In ihrer Phyſiognomie iſt der Mongole ſichtbar; wenigſtens fand Broughton durchgängig Mongoliſche Geſichtsbildung. Alle Koreaner, die er ſah, hatten die kleinen Augen, wodurch ſich der Mongole ſo charakteriſtiſch auszeichnet. Dagegen berichten die Miſſionare, daß ſie gut gewachſen

und von angenehmer Geſichtsbildung wären; ſie ſahen aber nur einige vornehme Herrn. Broughton hatte Gelegenheit das gemeine Volk zu beobachten.

Die Chineſen haben ihre Künſte, ihre Wiſſenſchaften, und ihre Schrift nach Korea gebracht. Die Sprache ſcheint von der Chineſiſchen verſchieden zu ſeyn; denn du Halde erzählt, daß die Koreaner in China einen Dollmetſcher brauchen; wahrſcheinlich iſt jedoch die Sprache mit der Chineſiſchen verwandt. — Aehnliche Einwirkung haben die Japaner hinterlaſſen. Die Mantſchu, als Barbaren, konnten dagegen nur von ihnen lernen.

Die Kleidung ſcheint die Altchineſiſche zu ſeyn. Die gemeinen Leute ſah der genannte Engländer in leinene Gewänder gekleidet, die in weiten Jacken und langen wattirten und durchnähten Hoſen beſtanden. Einige trugen auch große weite Schlafröcke. Die Weiber hatten über den Hoſen einen kurzen Rock, und beide Geſchlechter linnene Stiefel mit Sandalen von Reißſtroh. Die Haare der Männer waren oben auf dem Kopfe in einen Knoten gebunden; bei den Weibern aber rund um den Kopf in Flechten gelegt. — Die Vornehmen kleiden ſich in weite Gewänder von feinem Gaſe. Sie tragen Hüte und Mützen. Letztere ſind viereckig. Ihre Hüte haben ſehr große Ränder, ſind ſteif und unter dem Kinne mit einer Schnur befeſtiget, an welche ſie Korallen von Achat, Ambra oder ſchwarzem Holze, reihen. Bisweilen ſind die Hüte mit Silber eingefaßt. Der große Rand dient zugleich als Sonnenſchirm. — Die Damen beſetzen ihre Kleider mit goldenen und ſilbernen Schnüren. Ueberhaupt ſind alle Kleider der vornehmen Leute mit Gold und Silber geſchmückt. Die Gelehrten tragen Federn auf den Mützen.

Die Häuſer ſind ein Stockwerck hoch und von ſchlechter Bauart; auf dem Lande von Erde und in den Städten von gebrannten Ziegeln. Ein Vorzimmer, zur Aufnahme

der Fremden iſt an jedem Hauſe angebracht. Faſt jedes Haus hat einen Garten, an deſſen Ende die Wohnungen der Frauen, (die hier etwas weniger eingeſchränkt leben, als in China) erbaut ſind. — Die Mauern um die Städte gleichen den Chineſiſchen; ſie haben viereckige Thürme mit vielen Abſätzen, und gewölbte Thore *).

Die Hauptnahrung beſteht aus Reiß, woraus ſie auch ein Getränk bereiten. Die Koreaner ſollen mäßig im Genuß der Freuden der Tafel ſeyn.

Der innere Handel auf Korea kann nicht unbedeutend ſeyn. Die Südlichen fruchtbaren Provinzen verſorgen nämlich mit dem Ueberfluß ihrer Producte die nördlichen unfruchtbaren Gegenden, die ihnen dafür Eiſen und andere Gebirgsproducte, vielleicht auch die in China ſo geſchätzte Ginſengwurzel **) überliefern, denn dieſe Wurzel wird un-

*) Die Koreaner haben auch an ihrer nördlichen Gränze, nach Art der Chineſen, eine Vertheidigungslinie aufgeführt, und einige Schriftſteller nennen dieß die Koreaniſche große Mauer; ſie iſt aber ein bloßes Palliſadenwerk von Holz, und jetzt ganz verfallen.

**) Die Ginſengwurzel gilt in China für eine Univerſalmedizin und wurde ehedem dort mit Gold aufgewogen. Auch in Europa war ſie als Arzneimittel bekannt. Man kannte lange die Pflanze nicht, von welcher die Wurzel gewonnen wird; jetzt weiß man aber, daß es Panax quinquefolium iſt, und hat dieſes 1 Fuß hohe Gewächs auch in Nordamerica entdeckt, von wo es nach Frankreich und von hier ſelbſt nach China gebracht wurde. Dadurch iſt der Preis deſſelben ſehr gefallen. Die Europäiſchen Aerzte wenden es faſt gar nicht mehr an. In China ſchreibt man ihm wunderthätige Wirkungen zu. Es ſoll die Thätigkeit der Nerven erhöhen, daher auch, was den Chineſen beſonders lieb iſt, zum Beiſchlaf reitzen, nähren und erwärmen. In China hat nur der Kaiſer das Recht, die Wurzeln ſammeln zu laſſen. Es geſchieht unter ſtrenger Aufſicht; ja man vertraut den Chineſen nicht einmahl die-

ter den Hauptproducten von Korea aufgeführt *). — Auswärtigen Handel treiben die Koreaner nur mit China und Japan.

In ihren Sitten und Gebräuchen ſtimmen ſie, ſo viel bekannt iſt, mit den Chineſen überein. Die Koreaner können ſo viel Frauen nehmen, als ſie wollen; doch wird nur eine Frau als die rechtmäßige Gattin angeſehen, und in der Regel wohnt auch nur dieſe mit dem Manne in einem Hauſe. Die Hochzeitsceremonien ſind ganz Chineſiſch. Geachtet ſind die Weiber hier ſo wenig, als in China. Sie können ohne viele Umſtände verſtoßen werden und müſſen dann noch meiſtens Theils die Kinder ernähren.

Das väterliche Anſehen und die Ehrfurcht der Kinder gegen den Familienvater finden wir auch hier wieder. Der älteſte Sohn erbt den größten Theil des Vermögens; den Ueberreſt theilen die andern Söhne zu gleichen Theilen. Die Töchter erben nichts und haben außer ihren Kleidern kein Eigenthum. Einer verſtoßenen Frau bleibt daher nichts übrig, als ihre Reize als Erwerbsmittel geltend zu machen. Damen ſolcher Art ſollen hier nichts ungewöhnliches ſeyn.

Die Begräbnißceremonie ſcheint etwas von jener im Mutterlande abzuweichen. Ein großes Geſchrei wird zuerſt von den Verwandten auf der Gaſſen erhoben, um den Nachbaren den Verluſt eines Familiengliedes anzuzeigen. Nur im Frühlinge und Herbſte werden die Todten begraben, und wenn ſie im Sommer oder Winter ſterben, bewahrt

ſes Geſchäft an, ſondern ſchickt Mantſchu-Soldaten aus, welche die koſtbare Wurzel einſammeln. Der Gewinn kommt in den kaiſerlichen Schatz. Man ſehe hierüber Murray. Vorr. von Heilm. I. S. 656 Lafiteau mémoire concernant la prétieuse plante de Ginseng; à Paris, 1718 und Thilenius med. u. chirurgiſche Bemerkungen S. 261

*) S. Allgemeine Hiſtorie der Reiſen Band 7. S. 9.

man ſie in wohl verſchloſſenen Särgen, in einem Todtenhäuschen neben der Wohnung auf. Zur Zeit des Begräbniſſes wird der Todte am Vorabende in ſeine vorige Wohnung getragen, wo die Verwandten ſich zu einem Mahle zu ſeinem Andenken verſammeln. Mit Anbruch des Tags trägt man die Leiche bis zu dem nächſten Berge hinaus, wo Prieſter und Wahrſager den ſchicklichſten Ort zum Grabe auserwählt haben. Muſik begleitet den Zug und wird von dem unharmoniſchen Klagegeſchrei der Leidtragenden häufig unterbrochen. Dem Todten werden Opfer gebracht, und am erſten Vollmond wird die Ceremonie wiederhohlt, auch häufig das Gras von ſeinem Grabhügel abgeſchnitten. Die Trauerkleidung muß aus dem gröbſten Zeuge beſtehen, und ſo unreinlich als möglich ſeyn. Auch darf ſich Niemand baden, ſo lange die Trauerzeit dauert. Kinder, die während der Trauerzeit geboren werden, ſieht man für unehrliche an. Vornehme Leute läßt man oft 3 Jahre unbegraben.

Von der Geſchicklichkeit der Koreaner in Künſten und Wiſſenſchaften läßt ſich wenig Beſtimmtes ſagen. Sie ſind fleißige Ackerbauer und vernachläßigen auch die Viehzucht nicht. Dasjenige ihrer Producte, das ſie, wie es ſcheint, am beſten zu verfertigen verſtehen, und das von den Chineſen ſehr geſucht wird, iſt Papier aus Baumwolle gemacht. Ihre Junken und Kriegsſchiffe zeigen, daß ſie in mechaniſchen Künſten nicht unerfahren ſind. Sie haben Luntenflinten und Kanonen.

In den Wiſſenſchaften ſind die Chineſen ihre Lehrer geweſen. Da ſie aber außer der Chineſiſchen Schrift, noch eine eigene haben (deren ſich die Frauenzimmer und die Ungelehrten bedienen) ſo ſcheint es, daß dieſe ihnen ſchon vor der Chineſiſchen Eroberung des Ki-ſe bekannt war. Sie examiniren ihre Gelehrten und ertheilen ihnen Gnade wie in China. Das Hauptſtudium beſchränkt ſich auf die Schriften des Kon-fut-ſe, auf das Leſen ihrer

Geſchichtbücher und der Proceßacten der Miſſethäter, wobei in jeder Provinz die Rechtsgelehrten vorzüglich die Geſchichte derjenigen Räuber und Mörder ſtudieren, die bei ihnen berühmt geworden ſind. Ihren Kalender holen ſie aus China.

Die Religion des Fo iſt in Korea die Religion des Volkes. Unter den Vornehmen giebt es viele Anhänger des Kon⸗fut⸗ſe. — Die Halbinſel iſt mit unzähligen Klöſtern und Mönchen angefüllt. In einigen Städten findet man über 4000 Mönche, und in jedem Kloſter wohl 500 bis 600 derſelben. Der Aelteſte des Kloſters hat das Anſehen eines Gouwerneurs und iſt berechtiget, ſeinen Untergebenen, wegen jeder Verletzung der Regel des Ordens, die Baſtonnade geben zu laſſen. Die Mönche müſſen, ſo lange ſie im Kloſter leben, den Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht meiden; ſie können aber, wenn ſie wollen, in den weltlichen Stand zurücktreten. Es gibt auch Nonnenklöſter. — Die Mönche ſind hier keine unnützen Müſſiggänger; ſie müſſen ſich ihren Unterhalt durch Ackerbau und andere Gewerbe verdienen; müſſen dem Könige Abgaben zahlen, und was das Sonderbarſte iſt, ſie müſſen dem Könige aus ihrer Mitte ein Kriegscontingent ſtellen, das aus lauter Mönchen beſtehet, von Mönchen commandirt, und gewöhnlich zur Vertheitigung der Bergfeſtungen verwendet wird.

Die meiſten Klöſter liegen auf reizenden Anhöhen und ſind mit ſchönen Gärten und Parken umgeben. Vornehme Leute wallfahrten nicht ſowohl hierher, als daß ſie Luſtfahrten anſtellen, und gewöhnlich ihre Geliebten oder andere mitleidige Schönen hierher bringen. Die Klöſter ſcheinen demnach eine Art Wirthshäuſer zu ſeyn, wohin man, nicht der himmliſchen Sorgen wegen, ſondern um ſich irrdiſch des Lebens zu freuen, ſich zu verfügen pflegt.

Die Mönche ſollen in Korea ziemlich verachtet ſeyn; doch findet man mehrere Vorſteher der Klöſter, die bei Hofe in großem Anſehen ſtehen und zum Theil bedeutende Staatsämter bekleiden. Mit den gemeinen Mönchen macht der König wenig Umſtände, und nöthigt ſie, wie den geringſten ſeiner Unterthanen zu Frohndienſten und harter Arbeit. — Einige beſchäftigen ſich auch mit dem Unterricht der Jugend. Ein Schüler, der Neigung verräth, den Stand ſeines Lehrers zu ergreifen, erhält ſogleich die Tonſur, die an allen Koreaniſchen Prieſtern vorgenommen wird *), ißt von der Stunde an kein Fleiſch und muß dem Kloſter Dienſte leiſten. Alles was er verdient, fällt ſeinem Lehrer zu, und erſt nach dem Tode deſſelben erlangt er das Recht, für ſich ſelbſt arbeiten zu dürfen; alsdann iſt er aber auch der einzige Erbe von der ganzen Verlaſſenſchaft ſeines Lehrers, und legt daher, wie für einen verſtorbenen Vater, die Trauer an.

Die Nonnen können mit Bewilligung des Königs das Kloſter verlaſſen und heirathen.

Korea iſt eine erbliche unumſchränkte Monarchie, und obgleich der König dem Kaiſer von China Tribut zahlt und von deſſen Geſandten gekrönt wird, ſo herrſcht er doch im Innern ſeines Reiches mit vollkommener Souveränetät. Die Hauptſtaatsmaxime iſt hier, dem Fremden die Kenntniß des Landes unmöglich zu machen. Daher werden ſelbſt die Chineſiſchen Geſandten in Korea, trotz aller ſcheinbaren Ehre, die man ihnen erweiſ't, gleich Gefangenen bewacht und können mit den Eingebornen keine Unterredung haben, die der König nicht ſogleich durch ſeine heimlichen Aufpaſſer erfährt. Dieſe Spione, die im ganzen Reiche vertheilt ſind, und dem Könige von allen Handlungen und Reden ſeiner Unterthanen Bericht erſtatten,

*) Sie ſcheeren ſich auch den Bart ab.

ſind die Hauptſtütze der Macht Sr. Koreaniſchen Majeſtät und für uns der ſprechendſte Beweis von der Schlechtigkeit der dortigen Regierung; denn eine Regierung, die nur durch ſolche Mittel Ruhe und Ordnung erhält, verſteht ihr Handwerk ſchlecht, indem ſie wohl auf Schrecken, aber nicht auf Achtung und willigen Gehorſam Anſpruch machen kann.

Daher iſt denn auch Se. Koreaniſche Majeſtät nichts weiter als ein Despot, der ſich für den alleinigen Eigenthümer des Landes und für den unumſchränkten Gebieter über Leben und Tod aller ſeiner Unterthanen anſieht. Kein Koreaner, ſelbſt die vornehmſten Staatsbeamten nicht ausgenommen, hat freie Macht über ſeine Güter, ſondern wird ſo angeſehen, als wenn der König ihm nur auf Lebenszeit die Einkünfte zu Lehen gegeben hätte. Alle liegenden Gründe gehören dem Könige, der ſie nach eigenem Wohlgefallen weggiebt, und dem ſie nach dem Tode des Beſitzers wieder zufallen, es ſey denn, daß er für gut finden ſollte, die Kinder des Verſtorbenen aufs Neue damit zu beſchenken.

Die gewöhnlichen Einkünfte des Königs beſtehen im Ertrage ſeiner Domainen, in den auf die Einfuhr aller Waaren gelegten Zöllen, und in einem gewiſſen Vorbehalt von den Einkünften der Güter ſeiner Unterthanen. Hierzu muß man noch den zehnten Theil von allen Producten rechnen, die ſeine Staaten hervorbringen. Sie werden in Natura abgetragen, und in die, zu dieſem Behuf in allen Städten angelegten, Königlichen Magazine gebracht. Außer dieſem Zehnten ſind auch noch alle Unterthanen, die nicht Soldaten-Dienſte thun, verpflichtet, in jedem Jahr drei Monate lang für den König allein zu arbeiten.

Die Militärverfaſſung ſcheint in dem Königreiche vollkommen organiſirt zu ſeyn. In jeder Provinz befindet ſich ein kommandirender General, dem mehrere Oberſten unter-

geordnet ſind. Es ſoll eine ordentliche Eintheilung der Truppen in Regimenter Statt finden und jeder beſtimmten Anzahl von Mannſchaft ein Unterofficier oder mehr oder minder bedeutende Officier vorgeſetzt ſeyn. Im jeden Dorfe iſt ein Unterofficier Commandant. In den Städten ſind es Officiere höheren Ranges, je nach dem Anſehen der Stadt. Von den untern Officieren werden Rapporte an die höheren erſtattet, und dieſe einzelnen Rapporte in einem Generalrapporte zuſammengefaßt, der dem Könige vorgelegt wird, damit er aus demſelben den Stand ſeiner Armee erſehen könne.

Die Waffen des Fußvolks beſtehen aus Luntenflinten, Degen oder halben Piken, Bruſtharniſchen und Helmen. Jeder Soldat iſt verbunden, ſich auf eigene Koſten mit Krigsmunition zu verſehen. Die Officiere führen nur Degen, Bogen und Pfeile. — Die Cavalerie iſt mit Helmen, ganzen Harniſchen, Säbel, Bogen und Pfeilen bewaffnet; auch führt jeder Reiter eine Peitſche bei ſich, die mit eiſernen Spitzen verſehen iſt.

Der König unterhält auch eine Flotte zur Vertheidigung der Küſten, welche nie von den Schiffen verlaſſen werden. Eine jede Stadt iſt verpflichtet, ein Schiff zum Kriege auszurüſten und zu unterhalten. Es ſind Ruderſchiffe, mit 300 Mann Beſatzung. Sie führen Kanonen. — In jeder Provinz iſt ein Admiral, dem die Pflicht obliegt, die Kriegsſchiffe in ſeinem Diſtrict zu muſtern, und dem Groß-Admiral Bericht abzuſtatten.

Der König hat einen Staatsrath, den er um ſich her verſammelt und der aus den vornehmſten See- und Landofficieren beſteht. Kein Mitglied des Staatsrath's darf aber ſeine Meinung ſagen, wenn es nicht vom Könige dazu aufgefordert wird, und dann beſteht ſeine vorzüglichſte Geſchicklichkeit darin: zu ſagen, was der Despot gern hören will.

Es giebt hier einen Adel und Sklaven, über deren Leben und Tod der adeliche Herr gebietet; aber es giebt keine erblichen Aemter, und ſelten bekleidet ein Beamter ſeine Stelle länger als 3 Jahre. Die vielen Angeber machen die höchſten Aemter gefährlich.

Die Geſetze ſind ſtrenge und die Strafen raffinirt und grauſam. Die ehrenvollſte Strafe iſt die Baſtonnade. Sie wird auf die Fußſohlen, die Waden, den Hintern oder auf den Bauch gegeben. Diebe werden mit Füßen zu Tode getreten. Eine Frau, die ihren Mann tödtet, wird lebendig bis an die Schultern mitten auf der Landſtraße in die Erde gegraben, und neben ihr ein Beil gelegt, womit jeder Vorübergehende, der nicht zum Adel gehört, ihr einen Hieb in den Kopf geben muß, bis ſie völlig todt iſt. Ein Hochverräther und jeder Staatsverbrecher wird mit ſeiner ganzen Familie ohne Ausnahme und ohne Erbarmen hingerichtet. — Der Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft, und der Vater (oder der nächſte Verwandte) muß mit eigener Hand der Henker des ehebrecheriſchen Sohnes werden.

Eine ſolche Verfaſſung und ſolche Geſetze müſſen den Charakter des Volkes bis zur Verächtlichkeit verderben; und daher wird man den Berichten der Schriftſteller gern glauben, welche die Koreaner als furchtſame, kriechende Sklaven, und als die größten Lügner und Betrüger beſchrieben. Dennoch hat, Dank ſey es der Güte der menſchlichen Natur! — nicht alles humane Gefühl unter den Koreanern ausgerottet werden können, und Broughton fand, freilich nur in einem Dorfe, und fern vom Hofe, mitleidige, umgängliche, Menſchen unter ihnen.

Das Königreich iſt in acht Provinzen getheilt, und jede Provinz in verſchiedene Gerichtsbarkeiten, wo die Eintheilung der Städte nach dreifachem Range, wie in China, Statt findet. Die Provinz Kingki liegt im Mittelpunkte des Reiches, Ping-ngan, Hoanghai und Tſchu-

ſin liegen an der Weſtküſte; im Süden iſt die Provinz Tſuenlo, und im Oſten liegen die Provinzen Kinhan, Kiang-yuen und Hien-king. In dieſen Provinzen zählt man 40 große Städte, 33 Städte des erſten, 58 des zweiten und 70 des dritten Ranges. Der Anblick der Städte in Korea iſt wie in China. Die Hauptſtadt und Reſidenz des Königs iſt King-ki-tao am Fluſſe Li-kjang; ſie enthält eine königliche Bibliothek, deren Bibliothekär allemal ein Prinz vom Geblüt ſeyn muß; — eine Einrichtung, die in Europa nachzuahmen nicht rathſam ſeyn dürfte. — Pin-gan, eine Stadt am Tatong.

Der Haven Tſchan oder Choſan, in welchem ſich der Capitän Broughton einige Tage aufhielt, liegt an der Südoſtſeite der Küſte von Korea in dem 35ſten Grade 2 Minuten nördlicher Breite und 146ſten Grade 37 Minuten öſtlicher Länge von Ferro. Er hat einen ſicheren Eingang und an keinem ſeiner Ufer hat man einige Gefahr zu fürchten. An der Nordſeite des Eingangs liegt ein ſteiles hohes Vorgebirge, dem Broughton den Namen des Magnetiſchen Vorgebirges gegeben hat, weil es einem ſtarken Einfluß auf die Nadel des Kompaſſes bewies. Nördlich von dieſem Vorgebirge befindet ſich eine ſchöne ſandige Bai, in der man gut ankern kann. — An den Ufern des Havens liegen mehrere Dörfer und eine Stadt. Die Dörfer ſchienen ſtark bewohnt zu ſeyn.

An der Weſt- und Südküſte findet man mehrere Inſeln; an der felſigten Oſtküſte aber nur wenige. Die Inſel Quelpaert iſt vielen Schiffen gefährlich geworden; auch Hamel ſtrandete bei dieſer Inſel.

Die Inſel Tzima liegt zehn Seemeilen von Tſchoſan.

II. Lieu=Kieu=Inſeln.

Zwiſchen den Philippinen und Japan liegt eine merkwürdige ſchöne Inſelgruppe, in einem angenehmen Klima und mit großer Fruchtbarkeit geſegnet; dieß iſt der Archipel von Lieu-Kieu*), der aus 36 Inſeln beſteht.

Der Jeſuite, Pater Gaubil, hat im Jahre 1752 in einem Briefe an den Pater Berthier die erſte ausführliche Nachricht von Lieu-Kieu mitgetheilt. Seine Nachrichten ſind aber nicht aus eigener Anſicht entſtanden, ſondern nur die Ueberſetzung aus einer Chineſiſchen Reiſebeſchreibung, deren Verfaſſer ein, von dem Kaiſer Kang-hi nach Lieu-Kieu abgeordneter Geſandter, der gelehrte Mandarin Supao-Koang, war. Dieſer hielt ſich im Jahre 1719 und 1720 einige Monate auf den Inſeln auf und ließ 1721 ſeine Reiſebeſchreibung in zwei Bänden drucken. Des Pater Gaubil Brief und Ueberſetzung findet ſich in den Lettres édifiantes **), aus denen ſie G. Forſter ins Teutſche übertragen und im 10ten Theil der Sprengel'ſchen Beiträge zur Völker- und Länderkunde abdrucken ließ. Der Capitän Broughton landete nach ſeinem Schiffbruch auf einer dieſer Inſeln. Seine Bemerkungen beſtätigen zum Theil die Richtigkeit der Chineſiſchen Angabe. Ueber die Lage dieſer Inſel hat er einige neuere Nachrichten mitgetheilt.

Diejenigen unſerer Leſer, welche ſich näher mit den Lieu-Kieu Inſeln bekannt machen wollen, müſſen wir auf die angeführten Schriften verweiſen, da der beſchränkte Raum dieſer Blätter keine ausführliche Beſchreibung zuläßt.

*) Jeder Buchſtabe wird in dieſem Namen beſonders ausgeſprochen; nämlich: Li=e=u=Ki=e=u.

**) Im Tome XXVIII. p. 355 der älteren Ausgabe, und in Tome XIII. p. 182 der neueren Ausgabe.

Die größte der Inſeln heißt Lieu = Kieu und hat dem Archipel den Namen mitgetheilt. Sie iſt über 30 teutſche Meilen lang und gegen 10 teutſche Meilen breit. Auf derſelben liegt die Stadt King = tſching, in welcher der König des ganzen Inſelſtaates reſidirt. Der König iſt ein ſouverainer Fürſt, unter dem Schutz des Chineſiſchen Kaiſers.

Von den 36 Inſeln, welche den Staat des Königs ausmachen, liegen 13 nordoſtwärts von der großen Inſel, 4 gegen Oſten, 3 gegen Weſten, 7 gegen Süden und 9 gegen Südweſten.

Die 13 Inſeln nach N. O. hin ſind: Ye = ulun, Yong = tſchang = pu, Tu = ku, Ye = ula, Ukinu, Kia = ki = luma, Tatao, die größte unter dieſen Inſeln nach Lieu = Kieu, Ki = ki = ai, Tunakiſchan, San = kiniſchan, Kiſchan, Ya = kiſchan, und Lun = Hoang = ſchan oder Schwefelberg.

Die vier öſtlichen Inſeln ſind Kontakia, Tſin = kinu Yſi und Yama.

Nach Weſten hin liegen zwei Inſeln, die beide Matſchiſchan heißen, und die Inſel Kumiſchan.

Die ſieben weſtlichen Inſeln führen den gemeinſchaftlichen Namen Toi = ping = ſchan.

Die ſüdweſtlichen Inſeln heißen: Pat = ſchong = ſchan, Upama, Paluma, Yeuna = kuni, Kumi die größte, Ta = ki = tu = non, Ka = la = ſchima, Ola = ku = ſe = ku und Pa tu = li = ma.

Die große Inſel Lieu = Kieu iſt ſehr fruchtbar, ſtark bevölkert, und wird von Hügeln und vielen Kanälen, die den Handel befördern, durchſchnitten. Reiß, Weizen, Gemüſe, Bohnen, Erbſen, Hanf, Baumwolle, Piſang, Farbehölzer, Oelpflanzen, Melonen, Ananas, Orangen, Zitronen, Trauben, Thee, Ingwer, Pfeffer, Zucker, Firnißbäume, Fichten, Cedern, Kampher = und Lorberbäume, Ebenholz und Bauholz liefert der treffliche Boden im Ueberfluß. Wild findet man außer Hirſchen wenig; dagegen Pferde, Schafe, Ochſen, Hühner, Gänſe, Enten, Tauben, Turteltauben, Pfauen. Seidenwürmer und Bienen ſind häufig. Das Meer liefert treffliche Fiſche, deren Fang eine Menge Menſchen beſchäftiget

Die Producte der andern Inſeln kommen meiſtens mit denen von Lieu = Kieu überein. Die Schwefelinſel liefert

das Mineral das ihr den Namen giebt. An Salz iſt kein Mangel. Auch Kupfer und Zinn wird gewonnen.

Das Meer liefert überdieß noch gewiſſe Pflanzen, aus denen man Matten und Kleidungsſtücke verfertiget. Die Perlenmutter, die Schildkrötenſchaale und das Muſchelwerk wird ſehr geſucht, und mit Vortheil nach China und Japan verführt. Man ſchätzt auch den Bezoar, die Korallen und die Schleifſteine von Lieu-Kieu.

Die Einwohner ſcheinen ein Gemiſch von mehrern Nationen zu ſeyn, denn der Chineſe berichtet, daß man hier 3 Sprachen ſpricht, welche von dem Chineſiſchen und Japaniſchen verſchieden ſind. Die Gelehrten kennen die Chineſiſchen Charaktere. Supao-Koang rühmt dieſe Inſulaner als gaſtfrei, geſchickt, arbeitſam, nüchtern und in ihren Wohnungen reinlich. Die Vornehmen reiten gern, lieben die Freiheit, und ſind der Unwahrheit und allem Betruge abgeneigt. Sie lieben Spiel und Zeitvertreib und ſind ſehr geſellig. Die Lebensart ſtimmt übrigens mehr mit der Japaniſchen überein. Der Staat iſt ordentlich organiſirt, der König hat ſeine Miniſter, und auf jeder Inſel ſindet man ein Rechtstribunal. Die Einkünfte des Königs ſollen beträchtlich ſeyn, und doch kennt man hier keine Zölle, indem der Handel völlig frei iſt.

Es giebt auf dieſer Inſel einen Erbadel und mehrere Kaſten, deren Einrichtung ſich auf religiöſe Sagen bezieht. Die Religion des Fo iſt hier herrſchend, und wird durch eine Menge Bonzen in Anſehen erhalten.

Die Lieu-Kieu-Inſeln würden, wenn Europäer ſie eroberten, wegen ihrer Lage unweit China und Japan von der größten Wichtigkeit werden, indem von ihnen aus dann leicht jenen merkwürdigen Ländern eine andere Geſtalt gegeben werden konnte. Wie viel Stoff zu großen Begebenheiten bleibt unſern Nachkommen noch übrig, ſo viel auch die Gegenwart bereits gethan hat.

Aſien.

Siebzehnte Abtheilung.

Beſchreibung der einzelnen Länder.

E. Oſt-Aſien.

Tibet und Japan.

III. Tibet.

Im Norden des ſchönen Indiens und im Weſten von China liegt auf dem hohen Rücken Aſiens ein großes wunderbares Land, deſſen himmelanſtrebende Gebirge die Quellen großer, weltberühmten Ströme, des Indus, Ganges, Burumputer, Iravaddi, Menam, Menangkong, des Yang-tſe-kiang u. a. in ſich ſchließen und ihre goldreichen Eingeweide durch den Goldſand in den Flüßen verrathen; ein Land, das ſüdlicher als Italien und Griechenland, ſüdlicher als Egypten, gleichwohl den ewigen Schnee auf ſeinen Bergen, und zum Theil ſelbſt in ſeinen Thälern liegen ſieht; und das, dicht neben den rauhen Gegenden, blühende Gefilde aufzuweiſen hat; — ein Land, das die Geſchichtsforſcher als den erſten Ausflug des früheſten Urvolks aus dem Garten ſeiner erſten Bildung angeſehen haben. Und dieſes Land gehört nicht irdiſchen Königen an, ſondern einem lebendigen unſterblichen Gotte, vor dem ſich Könige in den Staub werfen und ſeinen Segen, als ein unmittelbares Geſchenk des höchſten Weſens, verehren. Denn das ſichtbare Oberhaupt der, nächſt dem Islam am weiteſten verbreiteten Religion des Buddha — ja, der immer wieder von neuem lebendig werdende Stifter dieſer Religion, hat ſeinen Sitz in Tibet, und von den rauhen Steppen Sibiriens, wie aus dem paradiſiſchen Indien, wallfahrten die Gläubigen hieher, um den Segen des lebendigen

Buddha oder Fo, — denn beyde Namen bedeuten Einen Gott — zu empfangen. Sollte dieß nicht ſchon unſere Neugierde reizen?

Noch mehr aber: dieſe Religion hat in ihren Dogmen ſo auffallende Aehnlichkeit mit dem Chriſtenthum, daß die Miſſionare hier ein Blendwerk des Teufels oder den Ueberreſt eines verdorbenen Chriſtenthums zu ſehen glaubten, ſo wie wahrſcheinlich die Buddhaiſten bei uns den Ueberreſt eines verdorbenen Buddhaismus zu finden geglaubt haben würden, wenn ſie auf ihren apoſtoliſchen Wanderungen, zur Verbreitung ihres Glaubens, ſich nach Europa verirrt hätten.

Wer ſollte glauben, daß ein ſolches Land, wo Gold und wenigſtens eine Art von Chriſtenthum gefunden wird, nicht den Europäern längſt in ſeiner ganzen Ausdehnung bekannt ſeyn würde? Und doch iſt noch kein Reiſender dort geweſen, der im Stande geweſen wäre, die mannigfaltigen, zum Theil widerſprechenden Nachrichten, die ſich von Tibet in den Schriften der Europäer finden, zu prüfen, zu ordnen und das Dunkel aufzuhellen, das uns dieſe merkwürdige Gegend bis jetzt noch verbirgt. Dieſes Verdienſt iſt dem großen teutſchen Naturforſcher und Reiſenden, Herrn Alexander von Humboldt aufbewahrt, der, wie alle öffentliche Blätter verſichern, ſchon von ſeiner Wanderung nach dem hohen Gebirgsrücken des ſüdlichen Amerika's den Vorſatz gefaßt hatte, das hohe Aſien kennen zu lernen, und der ſich gegenwärtig mit den letzten Vorbereitungen zu ſeiner Tibetaniſchen Reiſe beſchäftiget.

Unmittelbar vor einer ſolchen Reiſe kann eine Beſchreibung von Tibet, von einem Schriftſteller, der nicht aus eigener Anſicht urtheilt, ſondern nur einige bisher

allgemein bekannte Quellen benutzen kann, für ſehr über⸗flüſſig gehalten werden. Sie könnte aber auch eine ver⸗dienſtliche Arbeit ſeyn, wenn es gelänge, die bisher be⸗kannten Nachrichten auf eine Art zuſammen zu ſtellen, daß der Leſer daraus die Lücken unſerer Kenntniß von Tibet abſehen, und im Voraus die Bereicherung derſel⸗ben, wie ſie vom Herrn von Humboldt zu erwarten iſt, berechnen könnte. Aber auf dieſes Verdienſt muß der Herausgeber der Kunde von Aſien Verzicht leiſten, da ihm nach dem Zuſchnitt dieſes Journals, nur ein Paar Bogen für die Beſchreibung von Tibet übrig bleiben und er mithin alle kritiſchen Unterſuchungen über den Werth und die Glaubwürdigkeit der Reiſebeſchreiber, die von Tibet Nachricht geben, zu vermeiden genöthiget iſt. Er muß ſich begnügen, aus den beſten Quellen nur das Wichtigſte mitzutheilen, und durch einige Winke auf die Mängel der Topographie von Tibet aufmerkſam zu ma⸗chen. In dem letzten Hefte dieſes Jahrgangs wird über⸗dieß eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der in Europa über Tibet herausgekommenen Schriften mitgetheilt wer⸗den, wodurch der wißbegierige Leſer in den Stand geſetzt ſeyn wird, ſich näher zu unterrichten.

Den Arabern, welche im Mittelalter das Licht der Wiſſenſchaften leuchtend erhielten, war Tibet wahrſchein⸗lich frühe bekannt. Edriſi, der etwa im Jahre 1160 ſchrieb, nennt das Land Tobbat, erwähnt der vorzüg⸗lichſten Producte und kennt die Eintheilung in 3 Theile. Der Jude Benjamin, Sohn des Jonas von Tudela, der im Jahre 1173 Sarragoſſa verließ und ſeine Rei⸗ſen durch Europa und Aſien beſchrieb, hat, wie der Franzöſiſche Ueberſetzer es glaublich macht, ſeine Reiſenach⸗richten und namentlich jene über Tibet aus den Ara⸗bern geſchöpft. Die Kenntniſſe der Araber waren jedoch den Chriſten, die ſich in ihrer Barbarei klüger zu ſeyn

dünkten, als die unterrichteten Ungläubigen, völlig unbekannt. Der Franziscaner Johann de Plano Carpino, der auf Befehl des Papſtes Innocentius IV. im Jahre 1146, zur Bekehrung des Tartar-Chans, nach Aſien reiſte, ſcheint zuerſt durch ſeine geſammelten Nachrichten die Exiſtenz von Tibet erfahren und dieſen Namen unter den Chriſten verbreitet zu haben. Nach ihm wurde ein anderer Franziscaner, Wilhelm Rubruquis, von Ludwig IX. König von Frankreich, im Jahre 1253 (als der König ſich auf einem Kreuzzuge in Syrien befand) mit drei Jacobinern und einigen Edelleuten zur Bekehrung des Tartar-Chans abgeſchickt. In ſeiner Reiſe berichtet er viel Wunderbares und Fabelhaftes von den Thabet, oder Einwohner von Tibet; beſchreibt den Tibetaniſchen Ochſen mit dem ſeidenhaarigen Schweif und kennt auch den Namen Tangut, der bei den Kalmukken noch gegenwärtig gebräuchlich iſt. Der Venetianiſche Reiſende des 13ten Jahrhunderts, Marco Paolo ſpricht von einem Königreich Tenduch, wo ein Nachkomme des Prieſters Johann regiere, von dem im Mittelalter in Europa viel gefabelt wurde. Iſt Tenduch vielleicht nur ein Schreibfehler, Statt Tangut? Der Tibetaniſche Papſt oder Oberprieſter war wenigſtens zu Marco Paol o's Zeiten bereits ein weltlicher Souverän. Franz Balduin de Pegoletti, der gegen das J. 1335 nach Aſien reiſ'te, ſpricht gleichfalls von Tangut. Der Mönch Oderich von Portenau, der im J. 1330 ſeine Reiſen durch Aſien vollendet hatte, nennt das Land Tibec oder Tiboc und ſpricht von einem Pabſt dieſer Gegend. Auch meldet er Einiges von der Gewohnheit der Einwohner, aus Hirnſchaalen zu trinken, und die Todten in ihrem Magen zu begraben, d. h. ſie aufzueſſen. — Nach Portenau ſcheinet bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts nur ſelten ein Europäiſcher Reiſender nach Tibet gekommen zu ſeyn. Der Portugieſe Antonio de Andrada gieng 1624 von

Indien nach Tibet und gab 2 Jahre darauf eine Beſchreibung dieſer Reiſe in Liſſabon heraus, in welcher noch manche unbenutzte Bemerkung enthalten iſt; Andrada iſt aber in Angabe der Namen nicht immer genau, und verwechſelt unter andern Groß-Catai, (China) mit Tibet. Zwei Jeſuiten Gruber, ein geborner Wiener, und Dorville, waren 1661 in Tibet und erweiterten die Kenntniß des Landes. Gerbillon und andere Jeſuiten haben auf ihren Reiſen zu den Mongolen über die Religion von Tibet und Sitten der Einwohner einige Nachrichten geſammelt, deren Werth erſt in der Folge, wenn Herr von Humboldt uns das Land völlig aufgeſchloſſen haben wird, näher beſtimmt werden kann. Dem Pater Regis verdanken wir die Mittheilung einer, freilich unvollſtändigen, Charte von Tibet, die von Chineſen aufgenommen und von Jeſuiten berichtiget wurde. Nach dieſer Charte und ſchriftlichen Bemerkungen der Jeſuiten hat Danville die ſeinige verfertiget. Der Pater Deſiderii, gleichfalls ein Jeſuit, reiſete 1714 von Caſchemir nach Tibet, und ſchickte der Propaganda einen Bericht, der vorzüglich die Uebereinſtimmung der Tibetaniſchen mit der chriſtlichen Religion zum Zweck hatte. Dieſer Bericht iſt nicht gedruckt worden. —

Die Capuciner haben gleichfalls im vorigen Jahrhunderte von Rom aus Glaubensprediger nach Tibet geſchickt, und unter andern hat ſich Horacio della Penna 32 Jahre in Tibet aufgehalten. Er hat ein ausführliches Werk über Tibet hinterlaſſen, worin er die Geographie, Religion, Sitten und Gebräuche der Einwohner beſchreibt. Es liegt noch im Archiv der römiſchen Propaganda ungedruckt, iſt aber, ſo wie der Bericht des Deſiderii, von dem Auguſtiner Pater Georgi in ſeinem nur zu weitläuftigen Werke, Alphabetum Tibetanum genannt, benutzt worden. Dieſes Tibetaniſche Alphabet ent-

hält, neben vielen geiſt- und man möchte ſagen, bisweilen ſinnloſen Ableitungen und theologiſchen Thorheiten doch einige ſehr ſchäzbare Nachrichten und verdient immer als ein Hauptwerk angeſehen zu werden *).

Die neueſten Nachrichten verdanken wir den Engländern, welche, als Beſitzer von Bengalen, Nachbaren der Tibetaner geworden ſind; ſie ſchickten 1774 den Herrn Bogle als Geſandten nach Tibet, und dieſer hielt ſich fünf Monate dort auf. Leider ſtarb er zu früh, um ſein Reiſejournal ordnen und zum Druck befördern zu können; doch hat Herr Stewart aus Bogle's Papieren einige Bemerkungen geſammelt und im 67ſten Bande der Philosophical Transactions **) bekannt gemacht. Im Jahre 1785 wurde der Capitän Samuel Turner als Engliſcher Agent, zur Erneuerung der Handelsverbindungen, nach Tibet geſandt. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe von Samuel Davis, und die ſeines Gefährten, des Engliſchen Wundarztes Robert Saunders, deſſen Bemerkungen vorzüglich die Botanik und Mineralogie betreffen, liefern die neueſten Nachrichten von Tibet. Schade, daß Herr Turner für eine ſolche Reiſe nicht vorbereitet war, und daß es ihm überhaupt an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen gefehlt zu haben ſcheint. Die älteren Nachrichten, bis auf Bogle hat der Ruſſiſche Akademiker Herr Hakmann geſammelt; ſeine in den neuen Nordiſchen Beiträgen ***) abgedruckte Schrift gehört mit zu dem Beſten, was wir von Tibet aufzuweiſen haben. Hr. Palas hat gleichfalls auf ſeinen Reiſen zu den Mongolen ſehr ſchäzbare Nachrichten von Tibet mitgetheilt.

*) Auszüge daraus ſind auch ins Teutſche überſezt, wie wir bei der Literatur anzeigen werden.

**) In dem 2ten Theile für 1777 Seite 465—492.

***) Band IV. Leipzig 1783. S. 271.

Durch die Berichte der Miſſionare und durch die Bemühungen der angeführten Schriftſteller iſt nur die Religion und die Verfaſſung im Allgemeinen, und zum Theil die Naturgeſchichte des Landes bekannt geworden. Ueber den eigentlich geographiſchen Theil der Kunde von Tibet liegt noch ein dichter Schleier. Die beſten Charten ſind von unkundigen Chineſen oder von Europäern, die nie die Gränze betraten, nach ungefähren Schätzungen gemacht worden. Kaum haben wir über die Hauptſtadt eine zuverläſſige Ortsbeſtimmung.

Die Gränzen, der Strich und die Verkettung der Gebirge, der Lauf der Flüſſe, die Zahl und der Umfang der Seen, die Größe des Landes, ſeine Höhe über der Meeresfläche, die Eintheilung nach natürlichen und politiſchen Gränzen, die Zahl der Bewohner, die verſchiedenen Stämme und Völkerſchaften, — über alle dieſe wichtigen Gegenſtände erwarten wir noch Belehrung. Wie ſchwankend alle Angaben hierüber ſind, ergibt ſich aus der Vergleichung der Schriftſteller. Die meiſten geſtehen, daß ſie die Gränzen gegen China, die Mongolei und Tatarei nicht kennen, und gleichwohl ſchätzen einige den Umfang des Landes auf 18,000 Quadratmeilen und halten dieſes noch für eine zu geringe Angabe des Areals. Es ſcheint uns aber, daß die Chartenmacher häufig die Gränzen von Tibet über das Gebiet kleiner Waldfürſten oder nomadiſcher Völker ausdehnen, von denen wir freilich keine beſtimmte Nachricht aufzuweiſen haben, die wir aber nach der Analogie und dem Charakter dieſer Gegenden nicht weniger im Weſten und Norden von Tibet vermuthen dürfen, als wir ſie im Süden finden, wo uns die Länder der Raja's von Butan, Napal, Cuchbehar *) und Aſſam einigermaßen bekannt ſind. Die Lama's ſelbſt gaben dem Herrn Turner folgende Nachba-

*) S. Turners Reiſen, überſetzt von Sprengel S. 5.

ren an *). Nach ihnen iſt Tibet gegen Weſten von China begränzt, gegen Norden liegt Sibirien, gegen Weſten Turkeſtan, Caſchmir und Almora**) gegen Süden Napal, Butan und Aſſam. Dieſe Angabe der Tibetaniſchen Prieſter iſt nur deswegen auffallend und ſcheint falſch zu ſeyn, weil ſie Sibirien als ein benachbartes Land nennen, da die nördliche Gränze nur bis zu 30° N. Br. reicht und die ſüdlichſte Gränze des Ruſſiſchen Reichs nach dieſer Seite ſich etwa bis 40° N. Br. ausdehnt. Aber der Taranout-Lama, der den Dalai-Lama für ſeinen Schutzherrn anerkennt, und vielleicht das Oberhaupt der Mongoliſchen Geiſtlichkeit iſt, — vom Hrn. Palas Gegenu-Kutuchtu genannt, — dieſer Taranout-Lama ſtand ſchon unter Katharina II. mit den Ruſſen im Verkehr und dieſe kamen nach Kharka, ſeiner Reſidenz, des Handels wegen. Storch's Charte und ſein Gemälde von Rußland ſetzen am Selengafluß die Reſidenz des Groß-Lama. Es ſcheint uns daher, daß die Lama's alle geiſtlichen Staaten, deren höchſtes Oberhaupt der Dalai-Lama iſt, als Theile von Tibet anſehen, und ſo können ſie ihre Gränze wohl bis nach Sibirien ausdehnen. Wir glauben überdem, daß die ganze Ländermaſſe, die wir unter Tibet begreifen, und wovon Georgi eilf Provinzen oder Königreiche angibt, nicht nach Europäiſchen Begriffen als abgerundet, und zuſammenhängend angeſehen werden muß; ſondern daß wir vielleicht weniger irren werden, wenn wir uns einen Zuſtand der Dinge und eine Ländervertheilung in Tibet vorſtellen, ungefähr wie wir ſie zur Zeit der geiſtlichen Macht in Teutſchland finden, wo Biſchöfe, Aebte, Ritter und Herzöge mit einander um die Länder ſtritten und die politiſche Geographie von Teutſchland zu einem

* Ebend. S. 112.

**) Ein kleines Gebirgsland zwiſchen Napal und Butan.

Chaos machten, das mit der Verfaſſung gleichen Schritt hielt. Um die Aenlichkeit mit dem alten Teutſchlande noch auffallender zu machen, iſt Tibet in neuern Zeiten auch einem Kaiſer, dem Chineſiſchen, unterworfen, deſſen Anſehen im Lande nicht viel gröſser und wenigſtens eben ſo ungern geſehen iſt, als jenes der teutſchen Kaiſer im Mittelalter. Die Verheerungen, die der Raja von Napal im Jahre 1792 in Tibet anrichtete, und der kleine Krieg in Butan, von dem Turner Zeuge war, gleichen auf ein Haar den Kriegen zu Zeiten des Fauſtrechts.

Die Geſchichte von Tibet, ſo wenig wir auch davon wiſſen, beſtätiget die Idee von einem ſchwankenden Zuſtand des Landes, als Staat betrachtet. Wir übergehen die erſten fabelhaften Zeiten des Königs Gnia-trizhongo, der 1102 vor Chriſti Geburt lebte und Ackerbau und andere Kenntniſſe des geſellſchaftlichen Lebens einführte, und liefern hier nur einen möglichſt kurzen Ueberblick der ſpäteren Geſchichte aus Georgi.

Während der Regierung des Königs Tzong-tzengchambo, ungefähr 60 Jahre nach Chr. Geb., wird aus Indien von Samtran-Putra die Religion des Buddha eingeführt, und das Tibetaniſche Alphabet erfunden. — Tri-ſrong-teu-zen, ein frommer König, im 3ten Jahrhundert n. Chr. Geb., erregt die Unzufriedenheit der Groſsen in Laſſa, welche von den Büchern und den Tempeln nichts wiſſen wollen. Groſse Landplagen verwüſten hierauf das Reich und der König berufet, auf Anrathen des Chineſiſchen Kaiſers fromme, berühmte Lama's aus Indien, welche die böſen Geiſter verſöhnen, die Landplagen durch Zauberei abwenden, und die Kloſteranſtalten einführen. Der Sohn dieſes Königs wird nach einer kurzen Regierung von ſeiner Mutter durch Gift umgebracht. — Deſſen Enkel Torma verfolgt die Geiſtlichen, welche ſich mit den Groſsen verbinden und ihn vom Throne ſto-

ßen. Sein Bruder beſchützt die Geiſtlichen, ſchmälert aber das Anſehen der Großen und wird von dieſen entſetzt. Tarma kommt wieder zur Regierung, verfolgt die Geiſtlichen, die ihn darauf ermorden. Unter ſeinen beiden Söhnen wird das Reich getheilt und bald wieder vereiniget. Nachher ſtreiten drei Königsſöhne um das Reich und theilen es unter ſich. Konra vereinigt es wieder und läßt viele Lama's aus Indien kommen, die aber ein ſo ärgerliches Leben führen, daß der fromme König aus Kummer darüber ſtirbt. Sein Sohn Late verſchreibt einen heiligen Apoſtel aus Indoſtan, der durch Predigen der geſunkenen Religion wieder aufhilft. Da Late ohne Kinder ſtirbt, machen mehrere Große, die aus königlichem Geblüte abſtammen, Anſprüche auf den Thron. Ganz Tibet iſt in Parteien getheilt, in jeder Provinz werfen ſich beſondere Regenten auf, die mit gewaffneter Hand ihre Anſprüche vertheidigen und das Land durch Kriege verheeren. Dieſes große Interregnum dauert bis zum Jahre 790 n. Ch. Geb., da ein großer Theil der Einwohner nach China flüchtet und den Kaiſer um ſeinen Schutz bittet. Der Kaiſer ſchickt eine Armee nach Tibet und unterwirft ſich das Land, deſſen Regenten ſeine Vaſallen werden. Die Unruhen dauern jedoch fort bis ins eilfte Jahrhundert. Einer der Könige, der in dieſer Zeit regierte, erbaut das Kloſter Sekia, von welchem ſein Sohn Groß=Lama oder Abt wird. Dieſer Groß=Lama, Kang=ka=gnibo genannt, verrichtet viele Wunder und erhält deshalb vom Kaiſer von China die königliche Würde, wodurch dem Groß=Lama von Sekia die Herrſchaft über ganz Tibet ertheilt wird. Dieß geſchieht ungefähr um 1200 n. Ch. G. Dieſer König und Groß=Lama baut das Kloſter Brikun, in welchem ſein Sohn *) Groß=Lama wird. Deſſen Familie nimmt

*) Es ſcheint, daß damals das Cölibat unter den Lama's noch nicht eingeführt war.

den Namen Brikun an, geräth nachher in Streit mit den Groß-Lama von Sekia, beſiegt den letzteren und unterwirft ſich ganz Tibet. Der Kaiſer von China miſcht ſich in den Streit und entſcheidet, daß der Groß-Lama von Sekia Stadt und Gebiet von Sekia behalten und als oberſter Lama anerkannt werden ſoll; das übrige Tiebet aber wird unter drei Fürſten getheilt, deren einer der Lama von Brikun iſt. Die Fürſten aber fangen bald eine Fehde unter einander an, und bringen durch harte Auflagen die Unterthanen gegen ſich auf. Ein vornehmer Tiebetaner, aus dem Stamme der alten Könige, bildet ſich einen Anhang unter den Großen, führt eine Armee gegen die Fürſten, deren Reſidenzen er erobert, und wird als König anerkannt. Er ſchlägt ſeinen Sitz in Stſigatze auf, und ſetzt über Laſſa einen Statthalter. Unter ihm wird der große Religionslehrer Tzonkapa geboren, deſſen Werk: Erhabener Weg, der durch Stufen zur Vollkommenheit führt, als eines der vornehmſten heiligen Bücher geſchätzt wird. Er ſtirbt 1312 n. Ch. G. Die Könige von Tibet regieren bis ins 17te Jahrhundert, und die oberſten Lama's ſind nur die geſtlichen Oberhäupter über die Klöſter. Der Ober-Lama Kiel-wa-nga-wanglo-ſang-Kiamzo *) aber bewirkt durch ſeine Intriguen, als ein ächter Prieſter, eine Empörung gegen den König von Tibet, und ruft zur Unterſtützung derſelben den Mongoliſchen König von Kokonor zu Hülfe. Den König von Kokonor kommt mit einer Armee nach Tibet, nimmt den König von Tibet in Stſigatze gefangen, ertheilt dem oberſten Lama die Oberherrſchaft über Tibet, und läßt ſich von dieſem Papſte dafür mit dem Titel Chan oder Kaiſer begrüſſen. Es ſcheinet, daß die Großen und Fürſten des Landes, während der wachſenden Macht der Prieſterſchaft ſich nicht ſel-

*) Er ſtarb 1659.

ten veranlaßt ſahen, in dieſen Stand zu treten, um, in ihren Fehden gegen einander, ſich furchtbare Anhänger zu verſchaffen. So wurden die mächtigſten Raja's ſelbſt Lama's, wie es noch jetzt der Raja von Butan iſt.

Nach dem Tode des oben erwähnten Ober-Lama's Kielwa-nga-wanglo-ſang-kiamzo hielt ein ſchlauer Statthalter 12 Jahre lang den Tod des Ober-Lama's geheim und regierte das Land in deſſen Namen. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts warf ſich wieder ein König oder Fürſt des Landes zum Herrn von Tibet auf und rief Tataren zu ſeiner Hülfe herbei, die als barbariſche Alliirte in Tibet hauſten. Die Prieſter laſſen darauf von Tauben Briefe des verſtorbenen Lama ausſtreien, worin dieſer verſpricht, bald wiedergeboren zu werden. Nicht lange nachher wird ein Ober-Lama als der Wiedergeborne von den Fürſten erklärt, während die Prieſter ein Kind als wiedergebornen Ober-Lama anerkennen. Der König aber trachtet dieſem Kinde nach dem Leben. Ein anderer Fürſt oder König nimmt ihn in Schutz und wendet ſich an den Kaiſer von China. Dieſer ſucht durch Geſandte die Streitigkeiten beizulegen. Fremde Mongoliſche Fürſten vortheilen von dieſen Unruhen. Der König der Soongaren kommt mit zwei Armeen ins Land; einige mißvergnügte Fürſten vereinigen ſich mit ihm gegen den König, andere gegen den Ober-Lama. Nach vielen harten und blutigen Kämpfen wird der König von Tibet gefangen und getödtet. Die Soongaren machen ſich durch ihr Betragen verhaßt und ihre ehemaligen Anhänger rufen den Chineſiſchen Kaiſer zu Hülfe, der ſie durch eine Armee 1720 aus Laſſa und Tibet vertreiben, und einen Laien als Statthalter und König von Tibet erklären läßt. Der oberſte Lama und ſeine Prieſter verſchwören ſich darauf gegen dieſen König und ermorden ihm im Jahre 1727. Ein Jahr ſpäter aber werden dieſe Verſchworenen durch eine Chineſiſche Arme/

gezüchtiget; der Ober-Lama ſelbſt wird ins Gefängniß geworfen. Die Unruhen und Ermordungen dauern in Tibet fort, ein Bruder-Prieſter erſchlägt den andern, und die Chineſen werden in einer Sicilianiſchen Vesper bis auf vier Mann niedergehauen; der Kaiſer von China rächte zwar die That, ſah ſich aber genöthiget, die weltliche und geiſtliche Macht 1752 wieder mit einander zu vereinigen.

Während der häufigen Fehden der Lama's ſind verſchiedene Sekten in Tiebet entſtanden, wovon die berühmteſte die Gelbmützen und Rothmützen ſind. Die letzten waren ehedem die mächtigſten; durch den Beiſtand des Kaiſers von China aber wurden ſie aus dem eigentlichen Tibet verjagt. Sie haben jetzt in Butan und andern Tibetaniſchen Vaſallenſtaaten ihre Anhänger und Klöſter, doch iſt auch der Ober-Lama von Sekia in Tibet ein Rothmütz. Die Anhänger dieſer Sekte dürfen heirathen.

Welche auffallende Aehnlichkeit ſehen wir nicht hierin mit der alten teutſchen Geſchichte, wo auch Päpſte und Kaiſer, Fürſten und Prieſter, und fremde Könige unter dem Vorwande der Religion und mit aller Verächtlichkeit der Intriguen das blutige Spiel der Leidenſchaften, des Ehrgeizes und der Habſucht ſpielten!

Nach jener Skizze der Entdeckungsgeſchichte und nachdem wir einen Blick auf die Schickſale der Bewohner geworfen haben, wollen wir nunmehr eine kurze Beſchreibung des Landes, ſo weit als unſere Nachrichten reichen, unſern Leſern mitzutheilen verſuchen.

Der Name Tiebet iſt im Lande nicht gebräuchlich, ſondern kommt von den Mongolen her, welche es Többet, Tangut, oder auch Baroon-Tala nennen. Letzteres bedeutet ſo viel, als zur rechten Hand liegend. Bei den Einwohnern ſelbſt heißt das Land Puë oder Puë-Koachim, von Puë Schnee und Koachim Norden. Nach andern Angaben nennen ſich die Eingebornen

Bod-ba *) und das Land Bod oder Begedu. Den Chineſen iſt es unter dem Namen Tſang, Sy-tſang oder auch Tufan bekannt, ſo wie die Nation unter dem Namen Kiang.

Die Geographen ſetzen dieſes Land zwiſchen 26° und 35° N. Br. und zwiſchen 100° und 120° O. L. von Ferro; wir haben aber bereits oben geſagt, daß wir die Gränzen nicht kennen, daß ſonach dieſe Beſtimmungen unzuverläſſig ſind. Am bekannteſten ſind die ſüdlichen Gränzen, welche die Natur ſelbſt durch eine hohe Gebirgskette gezogen hat. Von der Gränze von Bengalen ſteigt man immer aufwärts bis zu dem hohen, in Schneegewölk gehüllten Butan, einem Vaſallenſtaate von Tibet. Dieſe Gebirge haben nur ſchmale Wege, die an furchtbaren Abgründen fortlaufen, in welche das Waſſer von den hohen Bergen mit ſchauderhaftem Getöſe herabſtürzt. Oft ſind die getrennten Felſen durch Hängebrücken, welche aus Baumzweigen und Balken gemacht ſind, verbunden. Der nördliche Theil von Tibet iſt in Vergleichung des erſteren einer hohen Ebene gleich, in der man hin und wieder niedrige Berge gewahr wird.

Die hohen Gebirge an der Gränze von Bengalen **) ſind bis an die Gipfel mit Bäumen bewachſen, und die

*) Bogle verſichert, die Einwohner von Butan nennen ſich Dokpo und jene von Tibet Pü; Turner führt die Dokba als ein Nomadenvolk an.

**) Zwiſchen dem Theile von Butan, durch den die Straße von Bengalen geht, und dieſem letzten Lande liegt noch das kleine Fürſtenthum Cuchbehar. Es liegt in einer öden Gegend und die Einwohner haben ein vergrüppeltes Anſehen. Das Land zwiſchen der Stadt Cuchbehar und den Gebirgen von Butan, gehört wegen der Unfruchtbarkeit keinem von beiden Nachbaren, es iſt nur von einigen Kranichen bewohnt und gewährt einen traurigen Anblick Solcher Gränzen mag es in Aſien mehrere geben.

Thäler mit ihren ſchäumenden Flüſſen ſind reich an erhabenen Naturſcenen. Das gute Erdreich trägt reichliche Frucht, und in andern Gegenden erſetzt der Fleiß, der die Berge terraſſenförmig anbaut, die Fruchtbarkeit der Natur. Turner ſah zwiſchen den Gebirgen Ebenen, die von der üppigſten Vegetation bedeckt waren.

Wenn man das hohe gebirgigte Butan verläßt, ſo kommt man, immer ſteigend, zu den noch höheren Tibetaniſchen Schneegebirgen; daher Kant — Tibet eine Schweiz über der Schweiz nennt. Der höchſte Berg den Turner auf dieſer Seite von Tibet ſah, iſt der Chumulari, der von den Hindus als ein heiliger Ort verehrt wird. Er liegt, nach Verſicherung dieſes Reiſenden, in dem höchſten Theil von Tibet, weil die Ströme, welche von den benachbarten Bergen entſpringen, entweder durch Butan ſich niederwärts in Bengalen ergießen, oder ihren Lauf nach Norden nehmen, und den Buramputer anſchwellen, welcher, nach einer großen nordöſtlichen Ausbiegung, ſich in Bengalen mit dem Ganges vereiniget. Auf dieſer Höhe herrſcht ein faſt immerwährender Winter; doch ſah Turner in der Nachbarſchaft von Teuna, einige Meilen nordwärts des Chumulari, ein kleines Feld mit Weizen beſäet. Man ſagte ihm aber, die Frucht würde nicht reif, und daher im Winter zu Viehfutter verbraucht werden. Uiberhaupt gedeiht hier kein Korn. Die periodiſchen Regen bringen zwar etwas Gras hervor, aber ſo bald dieſe aufhören, wächſt es nicht weiter, und die trockene Luft dörrt es ſo ſehr aus, daß man es zwiſchen den Fingern zerreiben kann. Dennoch weiden in dem Umkreiſe des Chumulari mancherlei Thiere. Die Berge bei Tiſchulumbo ſind ſteil und haben die Farbe von verroſtetem Eiſen; ſie verwittern ſehr leicht, ſo daß ſie beſtändig kleine cubiſche Stückchen verlieren, welche der Wind hin und her bewegt, und daraus an ihrem Fuße allmäh-

lich eine Ebene bildet. In andern Gegenden fallen auch große Stücken von den Felſen und drohen die Reiſenden zu erſchlagen. Die umliegende Gegend ſieht einer Wüſte gleich. Nur in den Bergſchluchten oder an den Seiten der Berge wählen einige Leute, großen Theils Einſiedler, ihre Wohnung. Turner's Reiſe gieng nicht weiter als bis zum 29ſten Grade nördlicher Breite, und auch hier ſah er nichts, als was ihm auf dem Wege nach Tiſchu-lumbo nahe lag. Von den andern Gebirgen im Weſten und Norden, die auf der Chineſiſchen Charte angezeigt ſind, fehlt es an zuverläßigen Nachrichten. Georgi nennt als die höchſten Berge den Langur und Kambala, wovon letzterer der höchſte iſt. Auf dem Langur ſoll die Luft ſchwer und höchſt ungeſund ſeyn. Schwefelhältige Dünſte, die aus den Felsklüpften aufſteigen, verurſachen Erbrechen und convulſiviſche Schmerzen, welche Wirkungen aber immer ſchwächer werden, jemehr man ſich dem Fuß des Berges nähert, und gar nicht bemerkt werden, wenn derſelbe mit Schnee bedeckt iſt.

Die Flüſſe, deren Quellen in den Gebirgen entſpringen, haben wir bereits oben genannt. Wir bemerken hier nur noch, daß auch viele mineraliſche warme Quellen gefunden werden.

Das Klima, in einem ſo großen Lande als Tibet, muß nothwendig nach den verſchiedenen Gegenden verſchieden ſeyn, indeſſen läßt die hohe Lage doch mancherlei Eigenheiten vermuthen, die uns aber erſt durch Hrn. von Humboldt genauer bekannt werden können. Turner ſagt darüber Folgendes: „Die Witterung von Tibet bleibt ſich bei ihren Abwechſelungen und der Dauer derſelben immer gleich. Der Frühling vom März bis Mai iſt ſehr veränderlich und wechſelt mit Hitze, Gewittern, auch wohl mit Regenſchauern ab. Die Regenzeit dauert vom Junius bis zum September, wodurch die Flüſſe gewaltig anſchwellen.

Vom October bis zum März iſt die Luft immer rein und klar, und ſelten wird ſie durch Nebel oder Wolken verdunkelt. Drei Monate dieſer Jahrszeit herrſcht die bitterſte Kälte, und ſtrenger als man ſie gewöhnlich in Europa kennt. Sie iſt heftiger im ſüdlichen Tibet, als in den andern Theilen des Landes, weil daſſelbe ſo nahe bei der ungeheuren Gebirgskette liegt, welche Tibet von Aſſam, Butan und Nepal ſcheidet. — — Die anhaltende trockene Witterung zerſtört in Tibet alle Vegetation, ſo daß man Pflanzen zwiſchen den Fingern zerreiben kann. Eben deswegen umwickeln die Einwohner ihre Säulen, ihre geſchnitzten Verzierungen, ſelbſt ihre Thüren, mit baumwollenen Zeugen, damit ſie nicht Riſſe bekommen.“ — Orkane ſind ſehr häufig; ſie werfen bisweilen ganze Dorfſchaften, die an den Bergen angelehnt ſind, in die Tiefe und zerſchmettern Alles, ſo daß von den Einwohnern und den Häuſern keine Spur mehr zu finden iſt.

Ungeachtet der kalten Beſchaffenheit iſt Tibet kein armes Land. Die Berge enthalten viele Metalle. In den Provinzen, U, Tzang, Kjang, Kong-bo, Takpo und Kong giebt es reiche Goldgruben, die bergmänniſch bearbeitet werden, in Tzang Silberbergwerke; in Kang Queckſilber. — Eiſen, Schwefel, Salpeter und weißes Kupfer, Tektza, findet man häufig; ferner Steinſalz, Alaun, Blei, Bleiglanz, auch Jaspis, Türkiſſe, Agate, Kryſtalle, Granit, Glimmerſchiefer, Kreide, Thonflötze, viele Marmorarten, ganze Magnetgebirge und wahrſcheinlich Baſalt. Sowohl aus den Bergwerken, als aus dem Sand der Flüſſe, wird viel Gold gewonnen, aber nicht gemünzt, ſondern nach dem Gewicht zum Handel gebraucht. Die Bergwerke würden beträchtlicher ſeyn, wenn es nicht an Holz fehlte. Eins der wichtigſten Produckte des Mineralreiches iſt der Borax oder Tinkal, ein Mittelſalz, das in Europa als Arzenei, noch mehr aber als Schmelz-

mittel und zu verſchiedenen chemiſchen Arbeiten gebraucht wird. Er wird in Tibet in mehreren Seen gefunden, in deren Waſſer *) er aufgelöſ't iſt und ſich nach und nach zu Boden ſetzt.

Die Flora kann in einem ſo kalten Lande nicht reich ſeyn; doch findet man Reiß, Getreidearten und Weidepflanzen, Obſt, beſonders Pfirſiche, Aepfel und Birnen, ſelbſt Wein in den ſüdlichen Gegenden. Butan iſt reich an Wäldern, Tibet aber leidet Mangel an Brennholz. Als Arzneipflanzen ſind vorzüglich zu merken: Rhabarber und Wurmſaamen; auch gibt es hier eine Zimmetart, die in Tibet als Arznei gebraucht wird. Das Land erzeugt wahrſcheinlich nicht genug Getraide und Reiß zu ſeinem Bedarf, und wird damit von China und Bengalen aus verſehen.

Der größte Reichthum Tibet's beſteht, außer dem Golde, in ſeinen Thieren. Unter dieſen liefern einige bedeutende Artikel, die im Handel von Wichtigkeit ſind. Hierher gehört zuvörderſt das Moſchusthier (Moschus moschiferus), das in ſeiner äußeren Geſtalt dem Reh gleicht. Es gibt jedoch mehrere Arten und eine derſelben hat ſelbſt mit dem Schwein einige Aehnlichkeit. Unter dem Nabel hat das Männchen einen Sack, in welchem die bekannte, ſtarkrechende Subſtanz ſich befindet. Welchen Nutzen der Biſam dem Thiere ſelbſt gewährt, weiß man nicht, denn was einige Naturforſcher behaupten, daß er dazu diene, um in den weiten Steppen das Weibchen zur Begattungszeit zu locken, zeigt nur, daß es auch Naturforſcher gibt, welche von der Organiſation der Thiere ſehr ſeichte Begriffe haben. Das Organ, welches dieſe Subſtanz aus den Säften des Thieres abſondert, muß einen

*) Das Waſſer ſoll, ſelbſt in geringer Quantität getrunken tödtlich ſeyn.

Zweck haben, der ſich unmittelbar auf das Thier ſelbſt bezieht. Männchen und Weibchen würden ſich auch ohnedieß finden, wie ſich andere Thiere finden. — Für den Menſchen iſt der Biſam vorzüglich als Arznei wichtig, und in einigen Nervenkrankheiten, beſonders für gewiſſe Conſtitutionen, eins der wirkſamſten Heilmittel. Wir erhalten den Moſchus zwar auch aus dem Aſiatiſchen Rußland, der beßte aber kommt aus Tibet, und wurde uns bisher größten Theils von den Holländern aus China gebracht, wo ihn die Chineſen aber häufig mit Sibiriſchen Moſchus verfälſchten.

Ein anderes, für Tibet wichtiges Thier iſt das ſchwarze Rindvieh mit ſeidenhaarigten Schwänzen (Bos grunniens L.). Der Stier wird Yak und die Kuh Dhé genannt. Dem äußern Anſehen nach, nach dem Kopfe, Rumpf und den Beinen zu urtheilen, iſt es dem Europäiſchen ähnlich; nur hat es dichtere und längere Haare; zwiſchen den Schultern erhebt ſich, wie bei dem Indiſchen Rindvieh ein Höcker der mit feinen Haaren bewachſen iſt, die aber länger, als auf dem Hintertheil des Rückens ſind. Von dem untern Theil und den Seiten des Bauches hängen lange Haare herab, die zuweilen auf die Erde reichen. Der Schweif beſteht aus vielen dichten, fliegenden, glänzenden Haaren, welche ſo dick nach hinten zu herabfallen, daß man kein Gelenk erkennen kann. Die Yaks ſind von verſchiedener Farbe, aber die meiſten haben ſchwarze und weiße Haare. Sie brüllen nicht laut, ſondern grunzen mehr; daher auch der Linneiſche Name. Das kurze Gras iſt ihr Lieblingsfutter, das ſie im Winter in den ſüdlicheren, wärmeren Thälern aufſuchen. Turner fand dieſes Thier zwiſchen 28° und 29° N. Br.; Herr Pallas ſah auch welche in Sibirien, die aber eine kleinere Art zu ſeyn ſcheinen. — In den Mägen dieſer Büffel findet man die Bezoarſteine, die vorzüglich in Oſtindien als Arznei gebraucht werden.

Die langhaarigen, ſeidenartigen Schweife werden im ganzen Oriente ſehr geſchätzt; man findet ſie in Indien unter den Namen Chowries in den Händen des niedrigſten Stallknechts und des erſten Miniſters. Sie dienen als Fliegenwedel, als Schmuck für Pferde und Elephanten, und als Zierde auf den Helmen der Krieger; die Chineſen färben ſie roth zu dem letzten Behuf.

Die Tibetaniſchen Schafe (Ovis laticauda L.) unterſcheiden ſich durch eine kleinere Geſtalt; vorzüglich aber durch breite Fettſchwänze, welche bis 40 Pfund wiegen. Die Wolle iſt die feinſte in der Welt; ſie wird theils in Tibet verarbeitet, theils nach Caſchemir verführt, wo man daraus die Shawls verfertiget, eine Waare, die von unſeren Damen über Alles geſchätzt wird, ohne daß ſie wiſſen, woher ſie bezogen wird, und die auch, ſo viel wir wiſſen, zur häuslichen Glückſeligkeit noch wenig beigetragen hat.

Die allerfeinſten Shawls werden aber nicht von Schaf-, ſondern von Ziegenwolle verfertiget. Dieſe Ziegen ſah Turner in großen Heerden in den Thälern von Tibet. Sie gehören, ſagt er, zu der ſchönſten Ziegengattung, und übertreffen an äußerer Geſtalt die von Angora. Die Farbe dieſer Thiere iſt verſchieden: ſchwarz, weiß, bläulichweiß und hellbraun. Sie haben gerade Hörner und ſind kleiner als die kleinſten Engliſchen Lämmer. Die feinſte Wolle iſt kurz und mit längeren Haaren bedeckt. Das Klima ſcheint die Feinheit der Wolle ſehr zu begünſtigen; denn diejenigen Ziegen, welche man nach Bengalen brachte, verloren die feine Wolle und wurden räudig.

Zwiſchen den Schneegebirgen findet man in den Thälern wilde Pferde, von den Tibetanern Gurkah *)

*) Man vermuthet, daß dieſes der wilde Halbeſel (equus hemionus) ſey, den die Mongolen Dſchiggetai nennen. S. Novi Comment. Petropol. T. XIX. pag. 394 ss.

genannt; ſie haben lange Ohren, wie die Maulthiere und einen dünnen Schweif mit wenigen Haaren; ſind ſehr geſchwind, laſſen ſich aber nicht zähmen, und werden nur, ihres wohlſchmeckenden Fleiſches wegen, von den Jägern verfolgt und erlegt. — In den Gebirgen von Butan ſind die Tangun, eine andere Pferderaſſe, zu Hauſe. Sie ſind größten Theils Schecken; einfärbige bemerkt man ſelten. Sie vereinigen Schönheit mit Stärke, haben einen kurzen Leib, gutgebaute Füße und ſind ſehr lebhaft. Es iſt bewunderungswürdig, ſagt Turner, die Energie in den Bewegungen dieſer Pferde zu ſehen. Da ſie ſteile Anhöhen erſteigen müſſen, und alſo Mühſeligkeiten und Hinderniſſe zu bekämpfen haben, ſo ſind ſie dadurch widerſpänſtig geworden und die Europäer halten ſie für ſchwer zu regieren; dieß ſind ſie aber von Natur nicht, und ihr unruhiges Weſen rührt nur von der Begierde her, ihre Arbeit zu vollenden.

Turner ſah in Tibet auch ſehr große Hunde, denen er zutraut, daß ſie allenfalls einen Löwen zerreißen könnten.

Die Mannichfaltigkeit von Wildpret und Raubthieren, ſo wie der Reichthum der Heerden ſoll in Tibet ſehr groß ſeyn. In dem ſüdlicheren Butan findet man deren weniger, dagegen aber einige Affenarten. Des Pelzes wegen ſind den Tibetanern die Zobel, Marder und mehrere Wieſelarten nützlich.

Von den Vögeln melden uns die Reiſenden wenig. Saunders ſah in Butan Waſſerhühner, wilde Enten, Störche, Kranniche, Möven,, Faſanen und den Pelicanus Syla. — An Fiſchen ſollen die Seen reich ſeyn.

Von Inſekten erwähnt Turner nur eine ſehr beſchwerliche Stechfliege.

Die Naturgeſchichte von Tibet wird in einigen Jahren gewiß ein anderes Anſehen erhalten, wenn es dem großen Naturforſcher, der ſich jetzt zu einer Reiſe ins hohe Mittelaſien vorbereitet, gelingen ſollte, in dieß wunderbare, jetzt freilich unter dem Einfluß der eiferſüchtigen Chineſen ſtehende, Land zu dringen.

Die Einwohner von Tibet haben, wie ihre Sprache ausweiſ't, wahrſcheinlich gleichen Urſprung mit den Tufan's oder Sifan's und ſind vielleicht ein Urvolk, obgleich ſie ſich mannichfaltig mit Tataren und Mongolen vermiſcht haben. „Daß ſie nicht von den Mongolen oder Tataren abſtammen, ſagt Adelung *) beweiſet ihre Sprache, welche von den nördlicheren weſentlich abweichet, und welche, bei allen Einflüſſen barbariſcher Völker, rein und unvermiſcht erhalten haben." Dieſe Sprache iſt einſylbig und beſteht aus einigen Hundert Wurzelwörtern; ſie iſt von der Chineſiſchen verſchieden, obgleich beide Sprachen einzelne Wörter gemein haben.

Der Tibetaner iſt, wie faſt alle Gebirgsbewohner, ein ſtarker, wohlgebauter tapferer, redlicher, für die Gefühle der Freundſchaft empfänglicher Menſch. In ſeiner Phyſiognomie iſt die Vermiſchung mit den Mongolen ſichtbar, doch hat er die Züge ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit und Offenheit behalten. Man findet häufig rothe Wangen an Männern und Weibern; aber in der Regel iſt die Farbe der Haut bräunlich, auch wohl kupferfarbig. Die Weichlichkeit hat in dieſem rauhen Klima weder die körperliche Conſtitution, noch die Sitten der Bewohner entarten können, und dieſes Klima hat wahrſcheinlich die Folgen einer andern Landplage, der Prieſter = Herrſchaft, weniger ſchädlich gemacht, indem es ſelbſt die Prieſter zu einem humanen Betragen genöthiget hat.

*) S. deſſen Mithridates, Art. Tibet.

Die Prieſter ſind in Tibet die ſchönſten und ſtärkſten Menſchen. Turner ſah ſie oft ſich baden und verſichert, ſie wären weißer und athletiſcher als ihre Landsleute, und er hätte nirgends Männer gefunden, die ſämmtlich ſo gerade, ſo proportionirt und ſo auſehnlich gebildet wären. Auch unter dem gemeinen Volke fand er keine Mißgeſtalt; nur die Kröpfe ſind in den Gebirgen von Butan einheimiſch. — Die gemeinen Butaner ſind ſehr ſchmutzig.

Es gibt in Tibet noch verſchiedene Nomadenvölker, die wenig bekannt ſind. Turner führt nur die Dukba an, die in Zelten leben und mit ihren Jak-Heerden von einem Orte zum andern ziehen. Ihr ganzer Haushalt iſt auf dieſe Thiere eingeſchränkt; ſie benutzen ſie zum Laſttragen, ihre langen Haare zur Kleidung, und ihre Milch und Fleiſch zur Speiſe.

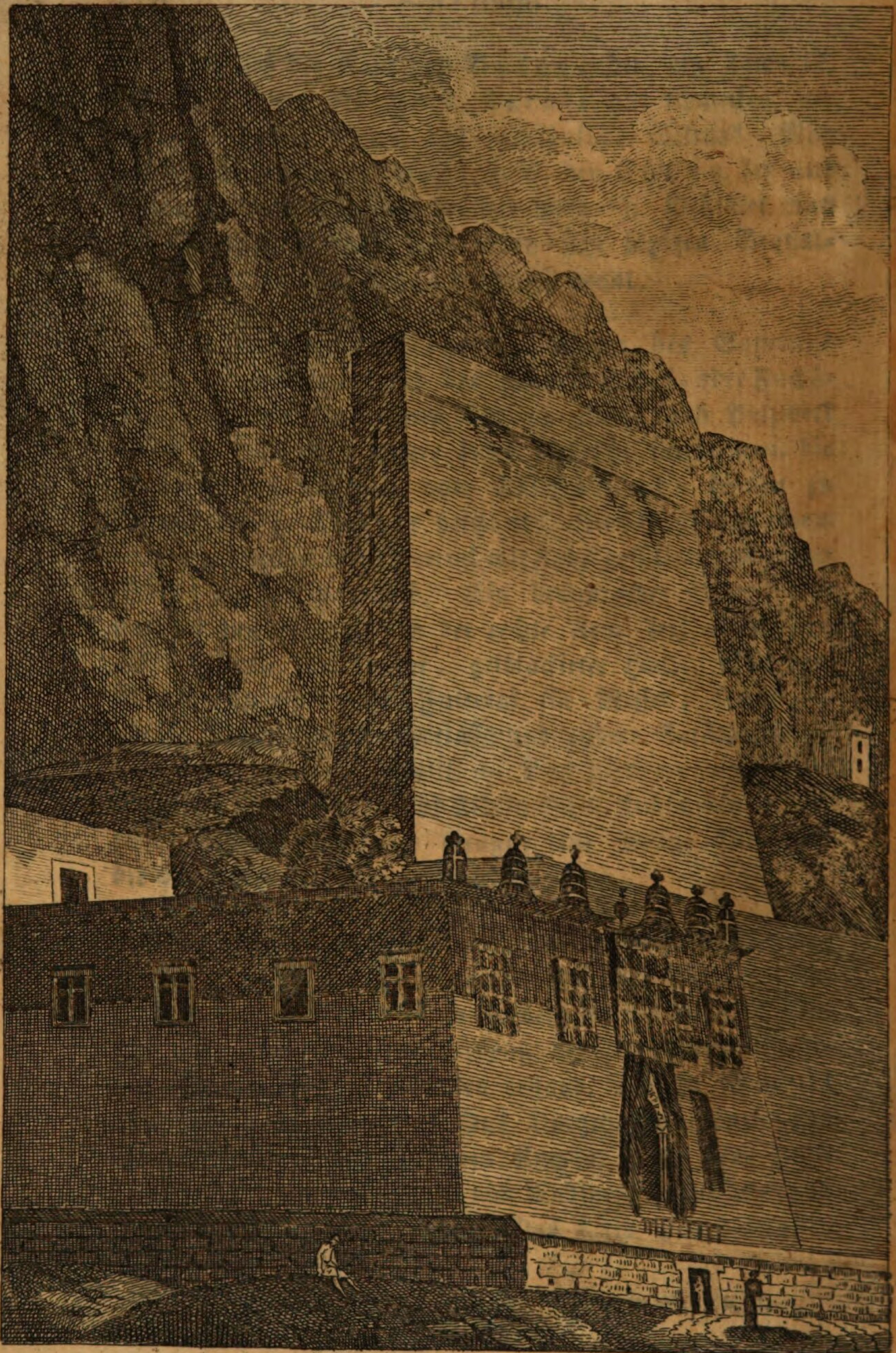
Von der Lebensart und den Sitten des gemeinen Volkes und der Laien wiſſen wir nur wenig. Nach Hakmann nähren ſich die Tibetaner vorzüglich von Kuhmilch, aus welcher ſie Käſe und Butter bereiten. Aus den Flüſſen und Seen werden ſie hinlänglich mit Fiſchen verſorgt und die großen Heerden von Schafen, Rindvieh und Schweinen geben ihnen hinlänglich Fleiſch. Das Schaffleiſch wird auf eine ſonderbare Art zubereitet; ſie ſtellen nämlich ganze geſchlachtete Schafe, aus welchem die Gedärme herausgenommen ſind, der Sonne und dem Nordwinde aus, wodurch aller Saft ausgetrocknet wird, ſo daß das Fleiſch Jahre lang aufbewahrt werden kann. Dieſe getrockneten Schafe werden dann ohne weitere Zubereitung gegeſſen — Die Geiſtlichen verſichern nichts zu eſſen, was Leben hat; ihre einfache Nahrung beſteht aus Reiß, Getraide, Wurzeln und Baumfrüchte. Geronnene und getrocknete Milch, in Butter gebraten, iſt bei ihnen ein Leckerbiſſen. Sie enthalten ſich auch aller ſtarken Geträn-

ke; doch ließ der Raja von Butan, der ein Lama iſt, ſich den Clairet des Herrn Turner gut ſchmecken. — Thee iſt, wie in China, das gewöhnliche Getränk. Man kennt auch gebrannte Waſſer, z. B. den Chong, der aus Getraide durch Gährung bereitet wird *). Deſtillirt man den Chong, ſo erhält man einen ſehr hitzigen Branntwein, den man in Butan Arra nennt.

Die gemeinen Tibetaner tragen des Sommers wollene ſchwere Zeuge und des Winters Schaf- oder Fuchspelze; nur die Vornehmen ſind in Seide und Pelzwerk gekleidet. Es wird unſere Leſer vielleicht intereſſiren, die Kleidung des Regenten von Tiſchulumbu kennen zu lernen, wie ſie Turner beſchreibt. Sie beſtand aus einem langen gelbatlaſſenen Oberrock mit Zobel gefüttert, mit einem Gürtel um den Unterleib. Ein braunrother Shawl war darüber geworfen, ſo daß der rechte Arm frei blieb, den Kopf bedeckte ein runder, gelblackirter Hut. Von dem Gürtel hing ein kleines Futteral für Meſſer, ferner ein großer Beutel für die Theetaſſe und andere Geräthſchaften. Dabei trug er rothe Stiefel — Das Pferd war mit rothen Quaſten, Schabracken und Tibetaniſchen Kuhſchwänzen verziert, und an dem Halſe hiengen eine Menge Glöckchen, die bei jeder Bewegung klingelten.

Um auch ein Beiſpiel von einer weiblichen Kleidung zu geben, entlehnen wir Turner's Beſchreibung des Anzuges der Mutter des jungen wiedergebornen Groß-Lama. Sie trug einen koſtbaren Kopfputz, der aus Perlen, Rubinen, Smaragden und Korallen beſtand, und ihr ſchwarzes Haar faſt ganz bedeckte. Das Ohrgehänge glänzte von Perlen, Rubinen und goldenen Kugeln. An dem Halſe hiengen verſchiedene Schnüre von Rubinen, Lazurſtein und Korallen, eine über der andern. Das Kleid war bis an den

*) S. Turner, überſetzt von Sprengel. S. 12. f.



Pallast des Lama Teſsaling
mit dem Tempel Kugopea in Tibet

Hals dicht zugeknöpft, aber um den Unterleib durch einen Gürtel befeſtigt, den eine goldene Schnalle in der Mitte, mit einem Rubin verſehen, zuſammenhielt. Ueber das Kleid war ein braunrother Shawl, mit weißen Sternen durchwirkt, geworfen. Sie trug große rothe Stiefel.

Die Wohnungen der Tibetaner haben manches Eigenthümliche, doch bemerkt man den Einfluß des Chineſiſchen Geſchmacks. Auffallend iſt es, in einem trockenen Lande, wie Butan, Häuſer zu ſehen, die nicht unmittelbar auf der Erde ruhen, ſondern von Säulen getragen werden. Die Häuſer und Klöſter in Tibet ſind zum Theil auf Europäiſche Art gebaut; doch ſind die Chineſiſchen Dächer beliebt. Die Fenſter haben kein Glas, ſondern werden nur durch Vorhänge und Jalouſieen verwahrt. Es gibt Häuſer und Palläſte von mehreren Stockwerken in Tibet, aber man ſteigt nicht auf Treppen, ſondern auf gewöhnlichen Leitern hinauf. Die Anſicht eines Tibetaniſchen Pallaſtes gewährt der abgebildete, und bereits im 2ten Hefte dieſes Bandes gelieferte Pallaſt des Lama Teſſaling.

Die Sitten eines Volkes, das ganz unter der Herrſchaft der Prieſter ſteht, kennen zu lernen, würde von großem Intereſſe ſeyn. Aber die Nachrichten der Reiſenden ſchweigen davon. Das Auffallendſte jedoch, was ſie uns davon berichten, iſt unſtreitig der ſeltſame und einzige Gebrauch, daß hier nicht ein Mann mehrere Weiber, ſondern eine Frau mehrere Männer nehmen kann. Wegen der großen Zahl der Prieſter, von der Sekte der Gelbmützen, die nicht heirathen dürfen, läßt ſich dieſer Gebrauch in einem ohnehin nicht ſehr bevölkerten Lande kaum begreifen; er würde unglaublich ſeyn, wenn ihn nicht alle Reiſende einſtimmig beſtätigten. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob man, dieſer Sitte wegen, die zwar überall im Gebrauch, aber nur in Tibet öffentlich anerkannt iſt, die Tibetaner für Philoſophen, oder wie andere ehrliche

Nationen, für Sklaven der Gewohnheit halten ſoll. Aber leicht zu begreifen iſt es, daß Männer, die ein für allemal den vornehmtn Anſprüchen der Treue entſagt haben, ruhig mit ihrer Frau leben, und ſie mit Schonung und Achtung behandeln. Mehrere Brüder haben gewöhnlich nur eine Frau, die von dem älteſten gewählt wird; ihm gehört auch das älteſte Kind, und die folgenden den andern nach dem Alter; daher Niemand mit Zuverläſſigkeit ſeinen Vater kennen kann.

Worin die Freuden des Volks in Tibet beſtehen, welche Feſte es feiert, und welches Licht die e auf den Nationalcharakter werfen? darüber können wir erſt dann belehrt werden, wenn neuere Reiſende nicht bloß auf die Religion und Gebräuche der Prieſter, ſondern auch auf den Zuſtand der Laien aufmerkſam ſeyn werden. Turner würdigt ſie kaum eines Seitenblicks. Die einzige lebendige luſtige Scene, die er, — jedoch nur kurz, beſchreibt, war ein Bettleraufzug in der Nähe eines Kloſters, wo Männer und Weiber, Alt und Jung durch Poſſen und Masken und tölpiſche Sprünge die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. — Der fromme Raja von Butan beluſtigte ſich und ſeine Gäſte, bei einer andern Gelegenheit, durch ein Stiergefecht. — Von andern Spielen der Tibetaner kennen wir nur das Schachſpiel.

Es iſt ſehr möglich und ſogar wahrſcheinlich, daß bei einem Volke, das unter Vormundſchaft der Prieſter ſteht, die Zeit, die ihm Arbeit und Sorgen übrig laſſen, durch fromme Ceremonien ausgefüllt werde! Die Miſſionäre haben uns die Anhänglichkeit der Gläubigen an dieſe Ceremonien und ihre Prieſter mit eben ſo lebhaften, als ſchmutzigen Farben geſchildert; denn ſie verſichern, daß ſogar der tägliche Abgang des Dalai-Lama in Perlen geformt und von frommen Leuten als geweihte Würze zu den Speiſen geſetzt wird. Es iſt aber dieſe

Nachrede ſicher nur ein Capuziner-Spaß; denn die Lama's vertheilen wohl, ſo gut wie andere Fakirs, Kügelchen aus geweithem Mehl bereitet; aber von jener ſchmutzigen Frömmigkeit wiſſen wenigſtens die glaubwürdigeren Engländer nichts.

Von dem Fleiß und der Geſchicklichkeit der Tibetaner in nützlichen Künſten haben wir ebenfalls nur ſehr dürftige Nachrichten. Sie ſind aufmerkſame Ackerbauer, und bearbeiten terraſſenförmig ihre Berge, auf welche ſie Waſſer bis zu den Höhen hinaufleiten. In ihren Gärten ziehen ſie vortreffliches Obſt. Von dem guten Zuſtande der Viehzucht zeugen ihre großen Heerden und Stutereien. Sie haben geſchickte Schmiede, welche Götter und andere Zierrathen für die Tempel, desgleichen Waffen als Säbel, Dolche und Pfeilſpitzen verfertigen. Sie ſollen den Bergbau verſtehen. In den Wollenmanufacturen werden ſtarke Zeuge gewebt, die wegen Feinheit der Wolle ſehr weich anzufühlen ſind. Aus der Bauart der Klöſter und Tempel muß man ſchließen, daß ſie gute Maurer ſind. Ob die Malereien in den Tempeln und Wohnungen der Großen von einheimiſchen oder chineſiſchen Künſtlern gemacht werden, ſcheint uns noch zweifelhaft zu ſeyn. Unter den andern ſchönen Künſten dürften ſie es in der Muſik am weiteſten gebracht haben, weil dieſe Kunſt zur Erhöhung ihrer religiöſen Feierlichkeiten angewendet wird. Sie haben eine Menge Inſtrumente, kleine und große Trommeln, Cymbeln Flöten aus Menſchen-Schenkeln gemacht, Trompeten, Guitaren, Oboen ꝛc. Obgleich dieſe Inſtrumente, ſagt Turner, einzeln einen rauhen unangenehmen Ton haben: ſo machen ſie dennoch, vereinigt mit den Stimmen von zwei bis dreihundert Knaben und Männern, und durch ihr Steigen und Fallen, großen Effect.

Von den Wiſſenſchaften der Tibetaner läßt ſich aus Mangel an zuverläſſigen Nachrichten, nicht viel ſagen.

Sie haben viele Schriften, die ſich aber größten Theils auf ihre Religion beziehen; doch ſind auch hiſtoriſche Werke in ihren Bibliotheken zu vermuthen. Sie haben einige Kenntniß von der Aſtronomie, wiewohl dieſe ſehr dürftig zu ſeyn ſcheint. Die Lama's beſchäftigen ſich mit der Heilkunde, doch ungefähr nur ſo weit, als es bei uns die alten Damen zu thun pflegen *). —— Die Buchdruckerkunſt wird in Tibet ſchon ſeit alten Zeiten betrieben; man kennt aber die beweglichen Lettern nicht, ſondern die Buchſtaben ſind, wie in China, in hölzerne Tafeln eingeſchnitten und werden auf dünne ſchmale Papierſtreifen eingedruckt, ſo daß man den Druck auf beiden Seiten erkennen kann.

Die Tibetaniſche Sylbenſchrift iſt ein Ueberbleibſel der alten Oiguriſchen **) Schrift, folglich Katariſchen Urſprungs. Ihre Aehnlichkeit mit der Samſcrit = Schrift, kann nicht beweiſen, daß die Tibetaner aus Indien ſchreiben lernten, weil die Samſcrit = Schrift ſelbſt aus dem Oiguriſchen Syllabarium entſtanden iſt.

*) Unter den Krankheiten der Tibetaner ſind beſonders die Kinderblattern ihnen fürchterlich. Um ſich dagegen zu ſchützen, kennen ſie kein beſſeres Mittel, als daß ſie die Kranken wie Peſtartige fliehen und ſich iſoliren. Die veneriſche Krankheit hat gleichfalls den Weg zu ihnen gefunden.

**) Aus der Oiguriſchen Schrift, welches eine Sylbenſchrift iſt, ſind verſchiedene andere hervorgegangen, als: 1) das Devà=Nàgary, oder die heiligen Charaktere der Braminen; 2) das Stranghèlo oder Alt=Syriſche, das erſt im 2ten Jahrhundert n. C. G. entſtand und gegenwärtig außer Gebrauch iſt; 3) ging die Oiguriſche Sylbenſchrift auch zu den Mongolen und Mantſchu über; 4) ſind, nachdem die Strangheloſchrift aus der Oiguriſchen Sylbenſchrift Buchſtaben abgeleitet hatte, daraus hervorgegangen die Pſchuto = Schrift oder das Neuſyriſche, das Kufiſche oder Alt = Arabiſche, und das Neskhy oder Neu = Arabiſche.

Der wichtigſte Gegenſtand, der in Tibet die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich gezogen hat, iſt die Religion dieſes Landes. Wir haben bereits oben geſagt, daß dieß die Religion des Buddha ſey, die ſich in der Halbinſel jenſeits des Ganges, in China unter den Mongolen und Mantſchu und auch in Japan ausgebreitet hat. Die Lehre von der Seelenwanderung und Incarnation oder Menſchwerdung des Wiſchnu, hat hier ſich ſo feſtgeſetzt, daß die Tibetaner überzeugt ſind, die Seele eines Dalai-Lama gehe nach ſeinem Tode in einen andern Menſchen über oder werde wiedergeboren. Da dieſes ſeit dem Buddha immer ſo fortgegangen iſt, ſo wird der Groß-Lama als Buddha oder ſelbſt als lebendiger leiblicher Gott verehrt. Dieß hat jedoch, wie wir geſehen haben, nicht gehindert, daß der Gott einmal ins Gefängniß geworfen wurde; auch haben bei der Spaltung der Sekten die Gelbmützen die Gottheit des rothmützigen Gottes und vice verſa dieſe jene nicht anerkennen wollen. Jetzt leben dieſe Götter aber wieder in gutem Vernehmen.

Die Miſſionäre fanden in dieſer Religion eine Dreieinigkeit, die Taufe, die Beichte, den Roſenkranz, einen Himmel voll Heiliger und eine Hölle mit Teufeln angefüllt.

So merkwürdig auch dieſe Uebereinſtimmung zweier, in verſchiedenen Weltgegenden entſtandenen Religionen iſt, ſo wollen wir uns doch nicht dabei aufhalten, ſie zu erklären, oder, was hier allein möglich iſt, unſere Vermuthung darüber zu äußern; ſondern führen nur eine Stelle aus Turner's Reiſe an, die uns geeignet zu ſeyn ſcheint, Achtung für den Geiſt dieſer Religion einzuflößen. Der Raja von Butan erhob Herrn Haſtings, den damaligen General Gouverneur von Oſtindien, mit vielen Lobſprüchen, und verſicherte, er ſtünde mit ihm in geiſtiger Verwandtſchaft. „Beide wären, ſagte, er, nach ſeinen Religionsbegriffen Ausflüſſe oder Emanationen aus derſel-

den Seele, wodurch er eine beſondere Verwandſchaft von gränzenloſem Umfange auszudrücken ſuchte, um den immateriellen Geiſt, das Princip alles Großen und Erhabenen zuſammen zu faſſen, welches auf keinen Ort, Volk, oder irgend eine Religion beſchränkt iſt, ſondern ſich unwandelbar, durch eine beſtimmtere, immer bleibende Uibereinſtimmung unterſcheidet, als irgend eine leibliche Verwandſchaft mitzutheilen vermag." Gibt es einen mildern, humaneren Geiſt, als denjenigen, welcher uns lehrt, daß Alles was groß und gut iſt, einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat, und daß dieſe gemeinſchaftliche Quelle des Guten und Erhabenen von jedem Volke entdeckt, an jedem Orte gefunden werden könne? — Wahrlich die Capuziner, die um zu lehren, nach Tibet giengen, hätten dort viel lernen können, wären ſie nicht Capuziner geweſen. — Die reine Moral in dem Syſtem des Buddha iſt von mehreren unbefangenen Reiſenden anerkannt worden und die Humanität und das Gefühl für Gerechtigkeit, das den Tibetaniſchen Papſt beſeelte, iſt unter andern auch aus den Briefen ſichtbar, die der Dalai-Lama an Herrn Haſtings ſchrieb, worauf wir unſere Leſer verweiſen müſſen *).

Von der Mythologie dieſer Religion von dem Glauben, daß in jedem Thiere eine Seele gewandert ſey, das alſo wenigſtens ein Prieſter nicht tödten oder verzehren dürfe, und von dem weitleiftigen Ritus erlaubt uns der Raum hier nicht zu ſprechen. Als eine Sonderbarkeit müſſen wir jedoch die Gebetmaſchinen anführen. Dieſe beſtehen aus einem Cylinder, an welchem ein Papier ſich herumbewegen kann, ungefähr wie unſere Kinder um ein Stückchen Holz Papierſchnitzel hängen und es auf den Ofen ſetzen, da denn die Hitze das Papier in Bewegung

*) Sie finden ſich im Orginal von Turner's Reiſen und auch in der Franzöſiſchen Uiberſetzung derſelben.

416.

Bewohner
von Insu oder Fedso

ſetzt. Auf dem Papier der Tibetaniſchen Maſchinen iſt eine Gebetsformel geſchrieben, welche heißt: Hom Manipemehum, welches ungefähr ſo viel ſagen will, als: heiliger Manipus bitte für uns! Wenn nun ein Geiſtlicher die Maſchine in der Hand hält und ſie ſchüttelt, ſo läuft das Papier um den Cylinder, und dieſe Bewegung der heiligen Worte wirkt gerade ſo viel, als wenn ein frommer Mann ſeine Lunge in Bewegung ſetzt und die Worte ausſpricht. — Die Geiſtlichen leben ſämmtlich in Klöſtern und ſind wahre Mönche. Die Zahl derſelben iſt ſehr groß. In einem Kloſter zu Tiſchumlumbu waren 2500 Geiſtliche, um den täglichen Gottesdienſt zu verrichten. Es gibt verſchiedene Abſtufungen unter ihnen. Der Vorſteher oder Abt eines Kloſters und die übrigen heißen, nach Turner, Tuppe, Tohba und Ghylongs. Georgi führt dagegen neun Abſtufungen an. In den Klöſtern wird aus den Ghylongs jährlich ein Vorſteher gewählt, dem die Disciplin obliegt. Er muß für Ruhe und Ordnung im Kloſter ſorgen, die Aufſicht über Vertheilung der Speiſen führen, hat das Recht die Zellen der Geiſtlichen zu unterſuchen, und muß bei allen Prozeſſionen und Andachtsübungen zugegen ſeyn. Als Zeichen ſeiner Würde trägt er eine Gerte in der einen Hand, und in der andern Hand einen Stab, von deſſen Ende ein kleines Rauchfaß in Ketten niederhängt; bemerkt er Unregelmäßigkeiten unter den Ghylongs oder Unachtſamkeit, ſo kann er Schläge austheilen oder den Schuldigen mit dem brennenden Rauchfaß berühren.

Es gibt auch viele Nonnenklöſter in Tibet. Die Mönche dürfen dieſe frommen Damen beſuchen und Beſuch von ihnen annehmen; aber kein Geſchlecht darf eine Nacht in dem Kloſter des andern zubringen.

Faſten, ſich caſteien und beten ſcheinen die Hauptbeſchäftigungen der Geiſtlichen zu ſeyn. Wie ſtreng ſie die

Tugend der Enthaltſamkeit üben, wagen wir nicht zu entſcheiden. Turner ſah unter den Waſſerträgerinnen in den Klöſtern einige ſchöne Geſchöpfe. — Am gewiſſenhafteſten wird die Pflicht des Betens beobachtet. Jeden dritten Tag verkündigen die Prieſter mit lauter Stimme die Eigenſchaften und das Lob des höchſten Weſens, wobei ſie ſo entſetzlich ſchreien, daß es einem Europäer ordentlich unanſtändig ſcheint. Man denke ſich hierzu die Muſik von vielen Inſtrumenten, Trompeten, Keſſelpauken ꝛc, und man wird überzeugt ſeyn, daß das Lob Gottes in Tibet laut verkündigt wird. — Prozeſſionen ſind hier ſehr häufig. Der Körper des Ober-Lama wird nach ſeinem Tode verbrannt; andere geringere Prieſter werden auf den Gipfeln der Berge den Vögeln ausgeſetzt, wobei das Fleiſch wohl von den Knochen geſchabt wird, um den Vögeln oder auch den Hunden die Speiſe zuzubereiten. Das Begraben iſt die niedrigſte Art, uud ſcheint ſogar für eine Entehrung gehalten zu werden.

Die Verfaſſung des Landes iſt innig mit der Religion verwebt. Das weltliche uud geiſtliche Oberhaupt zugleich ſind die Groß-Lama's, deren es zwei gibt, der Dalai-Lama zu Laſſa im Norden und der Boydo oder Tiſchu Lama im Süden. Obgleich dieſe Oberprieſter die Regenten des Landes ſind, ſo geben ſie ſich doch wenig mit weltlichen Regierungsgeſchäften ab; ſondern jeder hält ſich einen Tipa oder weltlichen Vicekönig. der Obermundſchenk oder Sadik iſt gleichfalls eine wichtige Perſon und gleichſam der Miniſter des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich der Schatzmeiſter. — Da der Groß Lama, wenn er wiedergeboren wird, ein Kind iſt, ſo ſind Vormundſchafts-Regierungen nicht ſelten. Bei dieſer Wiedergeburt ſcheint es ganz natürlich herzugehen, indem der Groß-Lama gewöhnlich ein Kind ernennt, in welches ſeine Seele überzugehen geſonnen ſey.

Bisweilen findet auch eine Wahl unter den Geiſtlichen Statt. Da dieſe Angelegenheiten ſehr geheim betrieben werden, ſo iſt es ſchwer deutliche Begriffe davon zu erhalten.

Die ordentlichen Einkünfte, die der Tibetaniſche Papſt von ſeinen Unterthanen bezieht, können nicht ſehr beträchtlich ſeyn; denn die Abgaben des Volkes betragen ungefähr einen Gulden für den Kopf, welche theils in Gold und Silber, theils in Pelzwerk erhoben werden. Außerdem aber beſitzt der Dalai-Lama große Domänen, denn jedes Kloſter hat ſeine Aecker und Felder, und daß die dem Dalai-Lama gehörigen die beſten im Lande ſeyn werden, läßt ſich vermuthen. Die Geſchenke der auswärtigen rechtgläubigen Fürſten liefern die anſehnlichſten Beiträge zu den Revenüen des eingefleiſchten Gottes. Als im Jahre 1779 der Dalai-Lama nach China reiſte, brachte ein Mongoliſcher Fürſt, welcher ſich mit 5000 Begleitern auf den Weg gemacht hatte, Se. Heiligkeit zu ſehen, 300 Pferde, 70 Maulthiere, 100 Kameele, 1000 Stück Brocate, und an gemünztem und ungemünztem Silber für 14,000 Pfund Sterling zum Geſchenk.

Das ganze Volk iſt in zwei verſchiedene, abgeſonderte Claſſen abgetheilt, in ſolche, welche die weltlichen, und in diejenigen, welche die überirdiſchen Geſchäfte beſorgen. Die Layen nehmen keinen Antheil an den vorgeſchriebenen Pflichten der Geiſtlichen, ſie beſorgen alle Arbeiten und ſo viel man weiß, allein die Bevölkerung des Staates. Den Unterſchied der Indiſchen Kaſten kennen die Tibetaner nicht. Von den Verhältniſſen der verſchiedenen Stände oder Staatsbeamten ſchweigen die Berichte. Das Niederwerfen in den Staub, bei dem Anblick eines Vornehmen, iſt hier eine gewöhnliche Verbeugung. Die großen Herren laſſen ihre Anweſenheit durch blaſende Adjudanten verkündigen, welche aus Leibeskräften ſo lange in

die Trompete ſtoßen, als ein Menſch in der Nähe des Großen ſich befindet.

Aeltere Reiſende ſchätzen die Kriegsmacht in Tibet nicht geringer als 690,000 Mann; dieſe Zahl iſt aber ſicher eben ſo übertrieben, als die Bevölkerung, die ſie auf 33 Millionen angeben. Drei Familien uud Feuerſtellen müſſen einen Mann zum Militär abgeben, wovon ſie aber befreit ſind, wenn in dieſen drei Familien zuſammen ſich nur ein Mann findet. Die Provinz Amdoa ſtellt gar keine Rekruten; auch ſind alle Familien befreit, welche einen ihrer Söhne als Mönch einweihen laſſen. Wie läßt ſich demnach in einem ſo menſchenleeren Lande eine ſolche Armee erwarten?

Der Kaiſer von China iſt oberſter Schutzherr von Tibet und hält hier auch eine Beſatzung in den vorzüglichſten Plätzen. Die Tibetaner ſehen die Oberherrſchaft der Chineſen nicht gern, beſonders auch deswegen, weil die eiferſichtige Politik derſelben ihnen den Handel mit Indien und Rußland erſchwert.

Topographie. Wir haben bereits oben geſagt, daß die Topographie des Landes ſo gut als völlig unbekannt iſt. Die Eintheilung in Ober-, Mittel- und Nieder-Tibet wird von Einigen beſtritten. Georgi *) gibt folgende Reiche und Provinzen an.

1. Das Reich Lata oder Ladek, welches gegen Abend an Hindoſten, gegen Morgen an Ngari, gegen Mitternacht an die Tatarei nach Usbek zu gränzt. Einige Geographen halten Ladek für das ehedem ſogenannte kleine Tibet.

2. Das Reich Ngari, mit den 3 Provinzen Sangkar, Purang und Tomo.

*) Alphabet. Tibet. p. 417.

3. Die Provinz Tzang gränzt gegen Weſten an Nepal, gegen Norden an Ngari, g. S. an Lotanche und Bredſchion, g. O. an die Provinz U. In dieſer Provinz liegt Tiſchulumbu oder Lubron, eine Hauptſtadt und die Reſidenz des zweiten Groß-Lama, dem die Mongolen und Chineſen einen Vorrang vor dem Lama von Laſſa, oder dem Dalai-Lama geben. Er kam auch ſpäter, als dieſer unter die Hoheit des Kaiſers von China. Turner, der in Tiſchulumbu war, beſchreibt die Pracht des Kloſters, und vorzüglich das Grabmal der verſtorbenen Tiſchulama's. Dieſes ſtand innerhalb eines viereckigen, mit Mauern umgebenen Platzes, welcher an drei Seiten mit einer Colonnade für Pilgrimme und andere Andächtige verſehen war. An den Wänden derſelben waren mancherlei gigantiſche, mythologiſche Figuren mit blauen und rothen Farben gemalt. Die Säulen waren roth angeſtrichen und vergoldet. Das Grabmal ſtand gerade vor dem Thor der Colonnade, welche eigentlich der Vorhof oder Eingang des ganzen Gebäudes war. Daſſelbe beſtand aus einem viereckigen Thurm, von dicken Mauern, die keine andern Oeffnungen, als eine einzige in der Fronte hatten, um das Innere zu erhellen. Hinter dem Eingange öffneten ſich zwei ungeheure Pforten, roth angeſtrichen und mit großen vergoldeten Buckeln beſchlagen, und man ſahe, daß das große Gebäude nur zum Gebäuſe einer ſchönen Pyramide diente, in welcher der goldene Sarg des verſtorbenen Lama ſtand. Oben auf der Pyramide war eine große Muſchel angebracht, in deren Höhlung ſich eine goldene Bildſäule des Lama befand. Er ſaß auf Küſſen, war mit einem Mantel von gelbem Atlas bekleidet, und hatte eine Art von Biſchofsmütze auf dem Kopf. Aus dem Innern der Muſchel brachen rothe und weiße Strahlen hervor, welche einen Baldachin über das Bildniß bildeten. Von dem Baldachin hiengen mehrere Roſenkränze herab, welche der Lama bei ſeinen Leb-

zeiten gebraucht hatte. Sie waren von Perlen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Corallen, Ambra, Cryſtall, Lapis Lazuli und ſelbſt von gemeinem Rohr. — Die Pyramide ſelbſt war mit Silberplatten belegt, und erhob ſich von unten ſtufenweiſe empor. Auf dieſen Stufen waren allerlei Seltenheiten und Koſtbarkeiten geſtellt, die der Lama von ſeinen Anhängern zum Geſchenk erhalten hatte. An der rechten Seite der Pyramide ſtand ein anderes Bild des verſtorbenen Lama von gediegenem Silber in Lebensgröße. Von der Decke hiengen ganze Stücke Atlas und andere ſeidene Stoffe herab. An den Wänden waren Reihen von Ghylongs in betender Stellung gemalt. Auf dem Fußboden lagen ganze Haufen religiöſer Tibetaniſcher Schriften umher. — Das hohe äußere Gebäude, welches alle dieſe Schätze *) umſchließt, gewährt in der Ferne einen ſchönen Anblick und ragt über das Kloſter hervor. Ein vergoldetes, gebrochenes Chineſiſches Dach bedeckt das Ganze. —

Der Erwerb der weltlichen Bewohner von Tiſchulumbu ſcheint ſich größten Theils auf die Bedürfniſſe der Geiſtlichen zu beziehen. Turner verſichert, daß hier eine große Menge gegoſſener, meſſingener Götzenbilder verfertigt werden. Die Lage dieſes Ortes ſetzt derſelbe Reiſende 29° 4′ 20″ N. Br. und 89° 7′ O. L. von Greenwich; außer den Tempeln, Mauſoleen und dem Pallaſt des regierenden Lama, ſoll dieſe Hauptſtadt nur drei bis vierhundert Häuſer haben.

4 Das Reich Bredſchion oder Bramatſchion.

*) Dieſe Schätze ſind gegenwärtig nicht mehr in Tiſchulumbu; ſie wurden vom Könige von Nepal, da dieſer i. J. 1792 mit einem zahlreichen Heer in Tibet einfiel, geraubt, und ob gleich der König nachher von den Chineſen genöthiget wurde, ſeine Beute wieder herauszugeben, ſo ſind die Koſtbarkeiten doch nachher wahrſcheinlich zerſtreut worden.

gränzt g. N. an Tzang, g. S. an Moe, Altibary und Brukpa, g. O. an Loba und Kombo, g. W. an Moranga und Nepal. Die Hauptſtadt dieſer Provinz iſt Stſigaze, der ehemalige Sitz der Könige.

5. Die Provinz U, gränzt g. W. an Tzang, g. O. an Stſchiarbigante, g. S. an Jalha und Takpo, g. N. an Ratren und Talung.

Laſſa oder Dſaſſa, die Hauptſtadt dieſer Provinz und des nördlichen Tibet, ſoll ſechs geographiſche Meilen im Umkreiſe haben, und mit einer Mauer befeſtiget ſeyn, die drei Klafter hoch und ſo dick iſt, daß fünf Mann neben einander auf derſelben reiten können. Laſſa iſt durch viele anſehnliche Gebäude und beſonders durch eine Menge Klöſter geziert. Mitten in derſelben liegt ein berühmter Tempel, wo das Bildniß des Schigemuni *) aufbehalten wird, welchen unaufhörlich eine Menge andächtiger Pilger aus allen Gegenden beſuchen, und reichliche Geſchenke zu ſeinen Füßen legen. Die Stadt hat zwei hohe Schulen. Hier wird der größte Handel mit China und ehedem auch mit Indien getrieben **). Da der Buramputer nahe bei der Stadt vorbeifließt, ſo könnte, — wenn der Handel nach Bengalen frei wäre, und die Bergfürſten, durch deren Gebiet ſich der Strom windet, an Verträge gebunden werden könnten, — die Handelsverbindung zwiſchen Tibet und Bengalen vielleicht einmal bedeutend werden.

*) Das Wort bedeutet großer Heiliger, worunter wahrſcheinlich Buddha ſelbſt verſtanden wird.

**) Die Stapelartikel des Tibetaniſchen Handels ſind: Gold, Moſchus, Bezoar, Kuhſchweife von ſeidenhaarigem Rindvieh, und die feinſte Schafwolle; der letztere Artikel wird jetzt weniger ausgeführt, als ſonſt, weil die Chineſen den Handel, wie überhaupt alle Gemeinſchaft mit dem Auslande erſchweren.

Einige Meilen von Laſſa liegt auf einem Berge das Kloſter Putala, wo der Dalai-Lama ſeine gewöhnliche Reſidenz hat. La heißt ein Berg, daher Puta-La oder Buda-La vielleicht Berg des Buddha bedeuten ſoll.

6. Die Provinz Kiang, gr. g. W. an Ngari; g. N. an Kokonor; g. O. an Kahang; g. S. an U. In dieſer Provinz liegt das Fürſtenthum Dam. Die Einwohner ſind größten Theils Nomaden und leben unter Zelten.

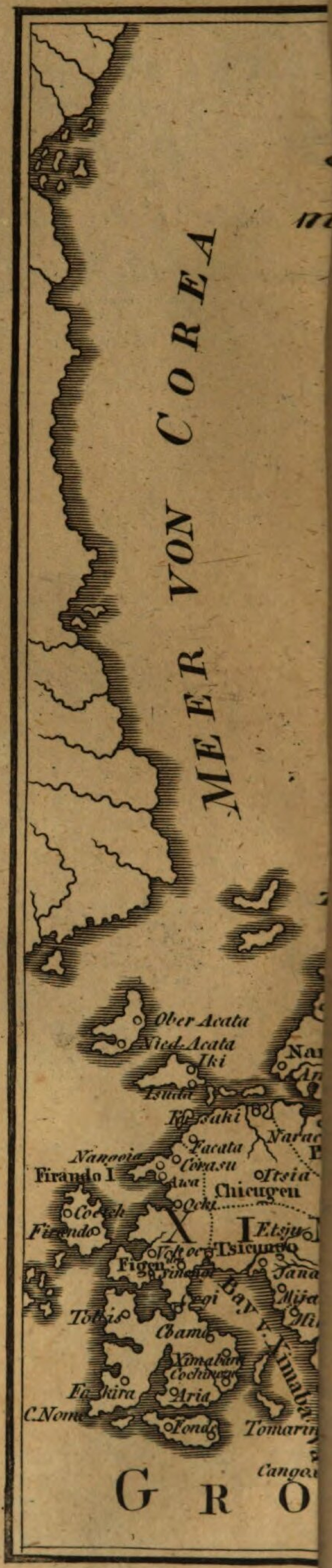
7. Die Provinz Takopo iſt groß und gr. g. N. an U, g. S. an Kombo, g. O. an Kahang, g. W. an Tzang.

8. Die Provinz Kombo, gr. g. N. an Takpo, g. O. an Kahang, g. S. an Lokaha-ptra, und g. W. an Bretſchion und Loha.

9. Das Fürſtenthum Kahang, gr. g. W. an Bikun, Takpo und Kombo, g. N. an Kokonor und Kiang, g. O. an Tartſchenton und Amdoa, g. S. an Bengalen, Pegu und Siam.

10. Das Reich Amdoa, ungefähr 45 Tagereiſen von Laſſa, gr. g. O. an China, g. N. an Kokonor und Kiang, g. S. an Siam, Pegu und Tunkin; die letzteren Gränzen ſind aber ungewiß, weil die Tibetaner dieſe Königreiche nicht kennen ſollen. Die Bewohner von Amdoa werden für die gelehrteſten unter allen Tibetanern, und ihre Sprache wird für die reinſte Mundart des Tibetaniſchen gehalten.

11. Die Landſchaft Hor, zwiſchen der Tatarei, und den Provinzen Ngari und Kiang, wird von rohen Nomaden bewohnt, die Tatariſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen.


MEER VON COREA
Ober Acata
Nied-Acata
Iki
Firando I
Firando
Chicugen
Figen
Tobis
Obama
Aria
C.Nomo
Tomarin
G R O

IV. Kaiſerthum Japan.

1.

Allgemeine Anſicht. Name. Entdeckung. Geſchichte.

Im Oſten von Aſien, in der Parallele zwiſchen 31° und 42° N. Br. und zwiſchen 146° 45′ und 159° O. L. von Fero liegen, umgeben von einer noch ungezählten Menge kleiner Eilande, drei große Inſeln, die den Europäern unter dem Namen des Japaniſchen Reiches bekannt ſind. Ein ſtürmiſches Meer, hohe felſigte Ufer, und noch mehr die Politik ſeiner Beherrſcher, ſondern dieſen Inſelſtaat von der übrigen Erde ab, und bilden daraus eine eigene Welt im Kleinen.

Der öſtlichen Lage wegen haben die Chineſen dieſe Inſeln Yang-hu, d. i. Magazin der Sonne, und Gepon, Wohnort des Lichtes, genannt; nach der gemeinen Japaniſchen Mundart wird es Nipon oder Nifon genannt, welches ſo viel als eine Grundveſte der Sonne bedeutet. Unter den andern Namen ſcheint Tenka, d. i. das Unterhimmliſche, nur ein poetiſcher Ausdruck zu ſeyn, weil er nach Kämpfer's Verſicherung mehr in Schriften, als im Geſpräch gebraucht wird. Awadſi Sima iſt der uralte Name, der auf die Sage von der Entſtehung der Inſel anſpielt und ſo viel heißt als erdigte Schauminſel. Als nämlich der erſte Geiſt das Chaos ordnen wollte, rührte er es mit einem Stabe um, und als er dieſen herauszog, tröpfelte ein moderiger Schaum davon herab, woraus die Japaniſchen Inſeln gebildet wurden. Ob der in Europa gebräuchliche Name, Japan, (oder wie ihn die Franzoſen und Engländer ausſprechen, Dſchapon,) durch eine Corruption aus Nipon, oder ſonſt woher entſtan-

den ſey, ſcheint uns noch nicht ausgemacht zu ſeyn. Der älteſte Europäiſche Reiſende, der einige Nachricht von Japan bekannt machte, iſt Marco Polo; er nennt es Zipangri oder Zipangu. In der Reiſe zweier Muhammedaner aus dem neunten Jahrhundert wird des Landes Zapage erwähnt, das China gegenüber liegt, und von da ſo viele Meilen entfernt iſt, als man auf einer Fahrt zur See, bei günſtigem Winde, in einem Monate, oder in noch kürzerer Zeit, zurücklegen kann. Nach der Beſchreibung des Arabers von dem Kunſtfleiß und Reichthum der Einwohner iſt es wahrſcheinlicher, daß Zapage einerlei mit Zipangri und nicht, wie einige Ausleger glauben, eine der Philippiniſchen Inſeln ſey.

Dieſe früheren Nachrichten ſind jedoch ſpäter hervorgeſucht worden. Erſt in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde Japan von den Portugieſen eigentlich entdeckt. Es ſey nun, daß der berüchtigte, des Lügens ſtreng beſchuldigte Fernando Mendez Pinto im Jahre 1542 an die Küſten dieſes Landes verſchlagen wurde, oder daß in demſelben Jahre drei andere Portugieſen die erſten waren, welche hier landeten. Den zu jener Zeit wohl unterrichteten Portugieſen entgieng es nicht, welche bedeutende Vortheile ſich von einem Handel mit Japan erwarten ließen. Sie waren daher ſogleich bemüht, dieſen Handel in Gang zu bringen. Wie ſie aber überall wohin ſie kamen, mit Recht und Unrecht anſehnliche Schätze holen wollten, ſo waren ſie auch bemüht, durch alle Mittel der Intrigue die Fahne des Chriſtenthums aufzupflanzen. Die Spanier, deren König damals auch Portugall beherrſchte, beſuchten ebenfalls bald nach der Entdeckung von Japan dieſe Inſeln. So wie der Geiz hier hinlängliche Nahrung fand, ſo hatten die chriſtlichen Prieſter noch kein Land entdeckt, wo ihre Lehre ſich ſchneller ausbreitete und zahlreichere Anhänger zu ihrer Fahne ſchwu-

ren. Selbſt Prinzen ließen ſich zur Padriſchen Religion, wie die Japaner die Lehre der Patres nannten, bekehren. Ja, nach einer Japaniſchen Chronik hatte ſelbſt ein Kaiſer, der aber entſetzt wurde, das Chriſtenthum angenommen. Die Berichte der Miſſionare waren lange die einzige Quelle, aus welcher die Europäer ihre Kenntniſſe von Japan ſchöpften.

Ein Holländiſches Schiff, das im Jahre 1600 nach einem Sturme im Haven von Bungo 35° 30′ N. Br. einlief, gab die Veranlaſſung, daß die Holländer von Batavia aus einen Handel mit Japan eröffneten. Sie wußten ſich durch ihr demüthiges, von niedriger Kriecherei bisweilen ſchwer zu unterſcheidendes, Betragen, die Gunſt der Japaner zu erweben. Da überdieß die Portugieſen und Spanier, unter dem Vorwande des Chriſtenthums ſich die abſcheulichſten Ränke hatten zu Schulden kommen laſſen; da ihr Geiz und ihr Stolz die Japaner gegen ſie aufgebracht hatten; die chriſtlichen Biſchöfe anfingen ſich für die Herren des Landes anzuſehen, den Großen die Achtung zu verſagen und ſogar eine Verſchwörung angezettelt hatten, die dem Kaiſer das Leben koſten und die Staatsverfaſſung umſtoßen ſollte: ſo benutzten die Holländer die Gelegenheit, welche ihnen einen ſchriftlichen Beweis dieſer Verſchwörung einhändigte, und denuncirten ihre Nebenbuhler im Handel und ihre Feinde *), bei der Japaniſchen Regierung, welche nun die ernſthafteſten und grauſamſten Maaßregeln zur Verbannung der Portugieſen und Spanier und zur Ausrottung des Chriſtenthums nahmen. Vierzig Jahre hat dieſe Chriſtenverfolgung gedauert, die durch empörende Gewaltthätigkeiten die Laſter der Portugieſen

*) Spanien, dem damals auch Portugall unterworfen war, führte Krieg gegen die Holländer, deren erkämpfte Unabhängigkeit es nicht anerkennen wollte.

rächte. Die Holländer ſelbſt haben dabei hülfreiche Hand geleiſtet und dadurch zwar den Japanern ihre Anhänglichkeit bewieſen, ſich aber bei dieſen ſelbſt verächtlich gemacht.

Seit der Verbannung der Portugieſen und Spanier ſind die Holländer die einzige Europäiſche Nation, welche mit Japan Handel treiben durfte. Sie haben ſich jedoch, um dieſe Begünſtigung zu erhalten, ſehr demüthigende Bedingungen gefallen laſſen, und ſind in dem Verkehr mit den Einwohnern auf Decima, einer elenden Vorſtadt von Nangaſaki, eingeſchränkt, wo ſie nicht viel beſſer als Gefangene behandelt werden.

Der Politik der Holländer gemäß haben ſie die Nachrichten von Japan verſchwiegen, und wir würden von ihnen wenig oder nichts erfahren haben, wenn nicht zwei fremde Aerzte, ein Teutſcher und ein Schwede, im Dienſt der Holländiſch=Oſtindiſchen Compagnie nach Japan gekommen wären und ihre Reiſebeſchreibung durch den Druck bekannt gemacht hätten.

Der erſte, Engelbert Kämpfer, geboren 1651 in der Grafſchaft Lippe, kam im Jahre 1690 nach Japan und hielt ſich daſelbſt 2 Jahre auf. Sein Werk über dieſen öſtlichſten Staat in Aſien hat anerkannt klaſſiſchen Werth und iſt das beſte, was wir über Japan beſitzen. Der Schwede Thunberg war im Jahre 1775 in Japan und hat ebenfalls ſeine Reiſe beſchrieben, die jedoch vorzüglich nur in naturhiſtoriſcher Rückſicht wichtig iſt.

Der Ruſſiſche Weltumſegler Kruſenſtern hat i. J. 1805 ſich mehrere Monate im Haven von Nangaſaki aufgehalten; doch befand ſowohl er, als der Ruſſiſche Geſandte *) an den Kaiſer von Japan, ſich dort in einer

*) Er wurde bekanntlich nicht angenommen und mußte un=

wahren Gefangenſchaft, ſo daß unſere Kenntniß des inneren Landes durch dieſen Aufenthalt wenig gewonnen hat. Indeſſen verdanken wir Herrn von Kruſenſtern eine genaue Aufnahme des Havens von Nangaſaki und einige zuverläßige Beſtimmungen der Küſten und Japaniſchen Gewäſſer.

Die Japaner haben eine ſehr alte Geſchichte und das Studium derſelben beſchäftiget, nach der Religion, am meiſten die Gelehrten unter ihnen. Ihre älteſte Geſchichte enthält, wie dieß bei allen Völkern der Fall iſt, viel fabelhafte unglaubliche Dinge. Unſere Urväter, die 800 bis 900 Jahr alt wurden, ſind nur unbärtige Jünglinge gegen die erſten Japaniſchen Könige, von denen einige 200,000 bis 800,000 Jahre zählen. Wo ihre Geſchichte dem gewöhnlichen Gange des Menſchenlebens ähnlich wird, da finden wir, daß Chineſiſche Könige über Japan geherrſcht haben. Wahrſcheinlich haben auch die Japaner, welche ein Urvolk zu ſeyn ſcheinen, von China aus Cultur und Geſetze erhalten. Als etwa 660 Jahre vor Chr. Geb. die monarchiſche Regierungsform eingeführt und ein Mann aus einer alten heiligen Familie zum Haupt des Staates und der Religion erwählt wurde, ſcheinen die andern Fürſten und Herren in den einzelnen Ländern einen Theil ihres Anſehens ihm übertragen zu haben, ohne jedoch ihrer Macht völlig zu entſagen. Daraus iſt in Japan eine Verfaſſung entſtanden, welche der Altteutſchen, und überhaupt dem Lehenswesen ſehr ähnlich iſt; denn der Kaiſer oder Dairi iſt nur das Haupt der Fürſten, die faſt unumſchränkt in ihren Provinzen herrſchten. Bis zum Jahr 1693 n. C. ſind, nach Kämpfer, 114 Erbkaiſer von einer Familie auf den Thron von Japan gefolgt. Schon früher aber, im Jahre 1585 n. C., hatten ſie ihr Anſehen

verrichteter Sache zurückreiſen. Auch die Geſchenke an den Kaiſer wurden abgewieſen.

als weltliche Regenten verloren. Die Dairi oder Kaiſer hatten nämlich, um die unruhigen lehnspflichtigen Fürſten in Gehorſam zu erhalten, ein militäriſches Amt, unter dem Titel: Seogun oder Kubo errichtet und dem Kubo unumſchränkte Gewalt über die Armeen gegeben. Fide-Schoſſi, eines Bauern Sohn, der im genannten Jahre 1585 Kubo wurde, entriß dem Dairi alle weltliche Gewalt, wies ihm die Stadt Miako zur Reſidenz an, nahm für ſich den Titel Tâko, unumſchränkter Herr, an, und ſchlug ſein weltliches Hoflager zu Jeddo auf. Seit der Zeit wird Japan von zwei Kaiſern, einem geiſtlichen und weltlichen, ſo viel man weiß, bis auf den heutigen Tag regiert. Der erſte oder Dairi, den die Reiſenden auch wohl den Japaniſchen Papſt nennen, wiewohl dieſe päpſtliche Heiligkeit mit zwölf Frauen verheirathet iſt, hat nur ein heiliges Anſehen, und kann allein ſelbſt dem Tâko gewiſſe Titel verleihen. Der letztere aber iſt der eigentliche Herr des Landes. Doch gibt es noch gegenwärtig Vaſallenfürſten, die in ihrem Gebiet eine große Gewalt ausüben.

2.

Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima. Boden. Gewäſſer.

Wir haben die geographiſche Lage von Japan bereits oben angegeben und bemerken hier nur noch, daß dieſer Inſelſtaat in Oſten und Süden vom ſtillen Meere oder großen Ocean und in Nordweſten vom Japaniſchen Meere umgeben iſt. In Süden trennt die Straße von Diemen die Inſel Kiuſiu von den kleinen Eilanden Tanego-Sima, Jakono-Sima ꝛc. Durch die Straße von Korea wird Japan von dieſer Halbinſel, und durch

die Meerenge von Sangar, von der Inſel Jeddo*) Jeſſe oder Matmay getrennt. Zwiſchen Japan und Korea liegen die kleinen Inſeln Tſus, Colnet ꝛc.

Die nächſten Nachbaren der Japaner ſind gegen Weſten die Chineſen und Koreaner, gegen Norden die Aino's auf der Inſel Jeddo, gegen Oſten trennt ſie der große Ocean von Amerika, gegen Süden liegen die Lieu-Kieu-Inſeln und noch ſüdlicher Formoſa und die Philippinen.

Um die Größe des Reiches mit Gewißheit beſtimmen zu können, iſt daſſelbe noch lange nicht hinlänglich bekannt. Gatterer nimmt 8625 geographiſche Quadratmeilen an; Herr von Zimmermann 9000 Quadratmeilen. Die Richtung der drei Hauptinſeln Kiuſiu, Sikokf und Nipon geht, von der Straße von Diemen bis zur Straße von Sangar, von Südweſt nach Nordoſt. Das Land hat eine faſt halbmondförmige Geſtalt mit der ausbeugenden Krümmung gegen Südoſt. Von dem äußerſten Ende der Provinz Fiſen in Kiuſiu, bis zur Nordſpitze der Provinz Osju in Nipon rechnet man 200 teutſche Meilen.

Das Land iſt ſehr gebirgig; beſonders an den Küſten gibt es viele Felſen und die Häven werden durch Klippen und Bänke für die Schiffer ſchwer zugänglich. Der Furi iſt der höchſte Berg und faſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Das in ſeiner Nachbarſchaft liegende Gebirge Taconie umgibt einen kleinen See gleiches Namens. Die Vulkane ſind hier, wie auf den meiſten Inſeln des großen Oceans ſehr häufig.

*) Auf dem ſüdlichen Theil von Jeddo üben zwar die Japaner eine Art von Oberherrſchaft aus; allein in dem größten Theil derſelben ſind die Einwohner noch frei und unabhängig, daher wir auch die Beſchreibung dieſer Inſel für ein eigenes Kapittel aufſparen.

Der Boden auf dieſen felſigen, gebirgigen Inſeln iſt meiſtentheils trocken und unfruchtbar; doch hat der Fleiß dieſen Mangel erſetzt und iſt unter einem ſo milden Himmelsſtreich auch hinlänglich belohnt worden.

Das Klima wird mit Recht als geſund gerühmt, d. i. vorzüglich für die Eingebornen; denn wer von Jugend auf an den Wechſel von Hitze und Kälte gewöhnt wird, deſſen Nerven müſſen ſtark, deſſen Libenskräfte müſſen in ſteter Uebung erhalten werden. Im Sommer iſt die Hitze groß und im Winter die Kälte, für dieſe Parallelen, lang anhaltend. Japan ſcheint uns den ſprechendſten Beweis zu liefern, daß nicht bloß die Breitengrade und die Erhöhung über der Meeresfläche das phyſikaliſche Klima eines Landes beſtimmen. Unter gleicher Breite mit dem ſüdlichen Spanien und dem nördlichen Afrika iſt die Luft im Allgemeinen im Winter hier ungleich rauher, und doch liegt es, nach den Beſchreibungen der Reiſenden zu ſchließen, nicht auffallend höher. Der Einfluß der öſtlichen Längengrade, ſo wenig wir ihn auch erklären möchten, iſt in der That nicht zu läugnen; aber von den Naturforſchern noch zu wenig beachtet.

Orcane, Stürme, Gewitter und Erdbeben ſind häufig. Im Junius und Julius herrſcht die Regenzeit, die unerläßliche Bedingung der Fruchtbarkeit in dieſem Lande.

Nach Thunberg's Beobachtungen war im Auguſt der höchſte Grad der Hitze in Nangaſak, 98° Fahrenheit (+ 28° Reaum.) und im Januar die größe Kälte 35° Fahrenheit (+ 1½° Reaum.) Herr Malte=Brun behauptet, (in ſeiner Géographie mathem., phys. et politique) daß man ſich hieraus einen vollkommenen Begriff von dem Klima von Japan machen könne. Wir behaupten gerade das Gegentheil; nämlich daß man gar nichts daraus ſchlißen könne; denn 1) können die Beobachtungen eines Jahres in einer der ſüdlichſten Städte,

unmöglich auf alle Jahre, noch weniger auf das ganze Land paſſen; 2) muß man nicht nach den hier angegebenen beiden Angaben allein aus Thunberg Reſultate ziehen, indem dieſer aufmerkſame Reiſende viel genauer den Wechſel der Temperatur angegeben hat. Auch berichtet Thunberg ausdrücklich, daß die Kälte im Winter viel größer iſt, als ſie, durch das Thermometer erkannt wird, weil die heftigen Nord- und Oſtwinde die Empfindung der Kälte vermehren. Die größere Empfindlichkeit der belebten Faſer, (um einen alten guten Ausdruck zu brauchen) im Vergleich mit der Empfindlichkeit des Queckſilbers, ſcheint uns viel charakteriſtiſcher, als jene luftige Angabe des höchſten und geringſten Thermometerſtandes zu ſeyn. Uebrigens muß man ſich über die Seichtigkeit dieſer und ähnlicher Angaben nicht wundern, da alle Geographieen von ſolchen Schlüſſen wimmeln. Die Winde, die Nähe des Meers, die Höhe des Landes, der Strich der Gebirge, ihr Gehalt, die Ausbrüche der Vulkane und viele andere Rückſichten dürfen hier ſchlechterdings nicht überſehen werden, um ſich einen Begriff vom dem Klima eines Landes zu bilden. Wir glauben daher, daß der Erdkunde mehr damit gedient ſey, wenn man offenherzig geſteht, wo es noch an ausgiebigen Beobachtungen fehlt, als wenn man vollſtändige Begriffe vorgibt, und in der That ſo viel als nichts weiß.

Uebrigens hat Herr von Kruſenſtern während ſeines ſechsmonatlichen Aufenthalts im Haven von Nangaſaki meteorologiſche Beobachtungen angeſtellt und in ſeiner Reiſebeſchreibung mitgetheilt, die intereſſanter als die älteren von Thunberg und Kämpfer ſind. Wir müſſen den Leſer, der ſich näher unterrichten will, auf das Werk des Ruſſiſchen Weltumſeglers verweiſen, und können hier nur einige der auffallendſten Erſcheinungen angeben.

Im Oktb. 1804 war das Wetter durchgängig ſchön, den 24. ausgenommen, wo der Himmel umwölkt war und es ein paar Stunden regnete. Der höchſte Barometerſtand bei hellen Wetter und ſchwachen NOWinde = 29 Z. 99. Der niedrigſte bei umwölktem Himmel und friſchem Winde aus SW = 29 Z. 62, wo auch das Hygrometer den höchſten Feuchtigkeitsgrad, nämlich 70° anzeigte *). Der niedrigſte Thermometergrad war den 2ten Morgens um 7 Uhr, bei einem friſchen Winde aus NOtO = 10° 4. Ueberhaupt waren Hygrometer und Thermometer jeden Tag großen Veränderungen unterworfen; im Schatten betrug der Wechſel des Thermometers von Morgen 6 Uhr bis Mittag oft 9 bis 10 Grad. Alle Morgen bis 9 Uhr ſtarker Nebel.

November. Winde zwiſchen N. und O. Am 4. Nov. 3 Tage nach dem Neumonde, heftiger Sturm aus S. bis Mitternacht, wo er N. wurde und heiteres Wetter brachte. Am 13ten Nov. 3 Tage vor dem Vollmonde und am 28ten wiederum 3 Tage vor dem Neumonde, ähnlicher Sturm aus S, die Luft durchgängig ſcharf, doch oft ſehr heißes Wetter; plötzlicher Uebergang von Hitze und Kälte. So am 13ten Morgen 10°, Mittag 20°, Nachmittag 3 Uhr 24° Wärme. Des Morgens um 6 und 7 Uhr ſelten wärmer als 6°, oft nur 4°. Der Barometer gemeiniglich ſehr hoch; zwiſchen 30 Z. 25 und 30 Z. 20; niedrigſter Stand 29 Z. 66.

December. Faſt durchgängig NOWind. In den letzten Tagen fieng der Paſſatwind an, mehr nördlich zu werden. Dabei fiel das Thermometer auf + 2° und am 27. ſogar + 1½° Morgens. Höchſter Thermometerſtand am 7ten, wo das Queckſilber auf 16° ſtieg. Barmometer

*) Der höchſte Grad der Trockenheit in der Sonne ging bis auf 15 und 18°.

ſelten unter 30 Z. und 30 Z. 20. Am niedrigſten am 29. Dec.; wo er bis auf 29 Z. 77 fiel.

Januar 1805. Der Winter ſcheint mit dieſem Monat anzufangen. Am 2ten bei mäßigem Winde aus NO. und hellem Wetter, Therm. 1° unter dem Gefrierpunkt. Den 31ten Morgens um 5 Uhr $1\frac{1}{2}$° unter 0; um 2 Uhr Nachm. aber $13\frac{1}{2}$° im Schatten, folglich hatte in 9 Stunden ein Unterſchied von 15° Statt. Dabei außerordentlich ſchönes Wetter. Außerdem fiel das Queckſilber nie unter den Gefrierpunkt. Geſchneit mit Hagel hat es nur ein einziges Mal bei ſtarkem Nordwinde; die Berge waren einige Stunden mit Schnee bedeckt. Stürme und ſchlechtes Wetter nur zur Zeit des Neu- und Vollmondes. Barometer faſt durchgängig über 30 Z.

Februar. Therm. bisweilen über $\frac{1}{2}$° unter 0. Regen bei allen Winden. Höchſter Therm. $15\frac{1}{2}$° im Schatten bei ſchwachem SOWinde. Barom. über 30 Z., einmal 92, 67.

März. Die meiſten Stürme. Mit SW. allemal Regen; doch fängt, den Berichten der Japaner zu Folge, die Regenzeit mit dem SWMonſun an, der erſt im Mai mit voller Stärke ſich einſtellt. Auch hier 3 Tage vor und 8 Tage nach dem Neu- und Vollmonde ſtürmiſche Witterung. Der Barometerſtand dabei 29 Z. 64. Am 2ten und 16ten Thmer. 16°; am 5ten und 12ten am niedrigſten, nämlich + 2° und $1\frac{1}{2}$°

April. In den erſten Tagen war der Barometerſtand nur 29 Z. 40, folglich niedriger als bei dem ſtärkſten vorherigen Sturme. Am 4ten höchſter Thermometerſtand 20°; am 14ten niedrigſter Thermometerſtand, nämlich 6° um 6 Uhr Morgens. Gewöhnlich zwiſchen 8 und 12°

So intereſſant auch dieſe Beobachtungen für die wahrſcheinliche Berechnung des Klima's auf den Küſten ſind:

ſo kann man doch daraus nur wenig auf die Witterung des Inneren ſchließen und muß erwarten, daß ein zweiter Kämpfer, mit den Hülfsmitteln der neuern Zeit ausgerüſtet, einſt weiter in das Land dringe, um glaubwürdige Reſultate aufzuſtellen.

Dieſelbe Unbekanntſchaft mit dem Inneren von Japan, die uns nicht erlaubt über das Klima ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, beſchränkt auch unſere Kenntniß der Flüſſe. Große Ströme laſſen ſich in einem ſo ſchmalen Lande nicht erwarten.

Dem Namen nach bekannt ſind folgende Flüſſe: der Nogaja und Jedogana auf Nipon, die beide aus dem See Oitz kommen. Erſterer ergießt ſich in die Owari-Bai (34° N. Br. und 137° O. L. von Grenwich *) und der andere bei der Stadt Oſaka, in den Buſen zwiſchen Sikokf und Nipon.

Der Oginfluß oder Ogingawa ſoll einer der größten Flüſſe ſeyn und ſich einige Meilen weſtwärts der Hauptſtadt Jeddo in den großen Ocean ergießen.

Noch werden die Flüſſe Surigowa, Sakgawa, Joto und Aska genannt.

Der Oitz-See ſoll gegen 40 Meilen lang und durch einen eingeſtürtzten Vulkan entſtanden ſeyn. In der Tiefe finden Taucher bisweilen Cedernbäume.

*) Nach Kruſenſterns Charte.

3.
Produkte.

Dem Fleiße Kämpfer's und vorzüglich Thunberg's haben wir lange Verzeichniſſe der Naturprodukte von Japan zu verdanken. Gleichwohl würde ihre Ausbeute wahrſcheinlich noch größer geweſen ſeyn, wenn die Eiferſucht der Japaner ihnen nicht das Beobachten erſchwert und oft unmöglich gemacht hätte. Thunberg erhielt nur mit Mühe die Erlaubniß auf Deſima botaniſiren zu dürfen. Nachher wurde ihm dieſe Erlaubniß wieder genommen, weil in den Regiſtern von Nangaſaki gefunden wurde, daß ehedem zwar ein Unterchirurgus dieſelbe Vergünſtigung erhalten hätte, daß aber dieſer Fall, dem zufolge man Anfangs ſie auch Herrn Thunberg zugeſtand, nicht anwendbar ſey, weil dieſer kein Unterchirurgus, ſondern ein Oberchirurgus ſey. Unter ſolchen eiferſüchtigen, man kann mit Recht ſagen, albernen Politikern, iſt es ein Wunder, daß jene Männer auf dem Wege von Nangaſaki nach Jeddo, von dem ſie ſich nie entfernen durften, dennoch ſo reiche Beobachtungen anſtellen konnten. Wir wollen hier unſerm Zweck gemäß nur die vorzüglichſten Produkte anführen.

Mineralreich. In einem an Vulkanen ſo reichen Lande als Japan, muß der Schwefel keine Seltenheit ſeyn. Auch wird er nach Kämpfer häufig in Subſtanz gefunden, vorzüglich im Lande Satzuma, dem ſüdlichen Theil der Inſel Kiuſiu. Hier liegt eine kleine Inſel Iwogaſima, d. h. Schwefelinſel, welche noch vor etwa 200 Jahren, der vielen Dämpfe wegen, für einen Aufenthalt böſer Geiſter gehalten und ſorgfältig vermieden wurde. Ein kühner Japaner, der den Teufel nicht fürchtete, un-

terſuchte zuerſt den Zuſtand dieſer Inſel und fand den Schwefel, der gegenwärtig ihrem Beſitzer großen Gewinn einträgt. Steinkohlen liefern die nördlichen Provinzen. Salz wird aus Seewaſſer bereitet, auch aus den warmen Bädern geſotten. Nach Thunberg findet man Porzellanthon, weichen und feinſtrahligten Asbeſt, der zu Zeugen verarbeitet wird, rothen Arſenik, Speckſtein, Bimsſtein, ſpathartigen Tropfſtein, natürlichen Zinnober, Queckſilber, runden Quarz, Marmor, Bleiglanz mit Kupferkies, Salpeter, Bergöl ꝛc. Außer den Metallen, Gold Silber, Kupfer, Zinn und Eiſen, werden auch Juwelen gefunden.

Am Gold und Silber iſt Japan ſehr reich. Die Portugieſen und ſpäter die Holländer haben dieß zu ihrem großen Vortheil erfahren. Mehrere Provinzen liefern Gold und vielleicht gibt es kein Land in der Welt, das in dieſer Hinſicht den Vorzug verdiente. Es wird theils als Waſchgold gefunden, theils aus den Kupferkieß geſchieden. Damit das Metall nicht zu gemein werde, darf nur bis zu einer gewiſſen Tiefe, und nie ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaiſers gegraben werden. Die Abgaben an die Krone betragen dann $\frac{2}{3}$ der Ausbeute und nur $\frac{1}{3}$ bleibt dem Eigenthümer. Kämpfer berichtet, daß am Golf von Okus ein überhängender Berg ins Meer ſtürzte, und ſein Inneres ſich dabei ſo reich an Gold zeigte, daß das Erz 50 Procent reines Gold enthielt. Das Meer verſchwemmte nachher dieſe Fundgrube, die noch lange von Tauchern benutzt wurde.

Silber findet man in der Provinz Bungo, (auf der Oſtſeite von Kiuſiu,) und in den nördlichen Provinzen von Nipon. Eine alte Sage gibt noch zwei Inſeln, Ginſima und Kinſima, im Oſten von Japan an, die vorzüglich reich an edlen Metallen ſeyn ſollen; deren Lage aber abſichtlich verheimlichet wird. Auch Herr von

Kruſenſtern hatte vom Ruſſiſchen Miniſterium den Auftrag, ſie aufzuſuchen; er fand ſie aber nicht, weil ſie vielleicht nirgends zu finden ſind.

Japan liefert das beſte Kupfer in der Welt, vorzüglich findet man es in der Provinz Kyno-Kuni. Auch Satzuma hat Kupfererz. Das Kupfer wird in Barren gegoſſen und wurde ehedem von den Holländern häufig ausgeführt, und auf der Küſte Koromandel abgeſetzt.

Zinn iſt nicht häufig. Auch an Eiſenerz ſcheint kein Ueberfluß zu ſeyn.

Pflanzenreich. Den Leſer, den ein langes Verzeichniß von Pflanzen intereſſiren würde, müſſen wir auf Kämpfer's und Thunberg's Schriften verweiſen. Wir bemerken nur die vorzüglichſten. Getraide, beſonders Reiß, (der Japaniſche Reiß ſoll vorzüglich nahrhaft ſeyn), Gerſte, Weizen, Bohnen, Erbſen, Hirſe; Gemüſe, als Rüben, Mähren, Peterſilie, Zwiebeln, Kartoffeln ꝛc. Kürbiſſe, Melonen, Fenchel, Anis, Amomum Mioga, Tabak, Baumwolle, Hanf; verſchiedene Oelpflanzen, Orangen, Citronen, Feigen, Aprikoſen, Pfirſiche, Pflaumen, Kirſchen, Aepfel, Birnen, Kaſtaniebäume, Wallnußbäume, Weintrauben, Thee, Lorbeerbäume, Papier-Maulbeerbäume, Firnißbäume, Rhus vernix, Maulbeerbäume, Cypreſſen, Bambus, Tannen ꝛc. Die Blumenflor iſt ſchön und ungemein reich an Roſen- und Lilienarten, Iris, Matricaria, Nelken, Narziſſen ꝛc. Ferner ſind merkwürdig die thuya dolabrata, einer der ſchönſten und größten Bäume; Oſyris Juponica, welche Blumen mitten auf den Blättern trägt; Acer Japonicum, Gardenia florida, Nymphaea Nelumbo etc.

Thierreich. Japan beſitzt nicht viele Arten vierfüßiger Thiere. Das Wild findet in dieſem angebauten,

ſtark bevölkerten Lande keinen ſicheren Zufluchtsort, und die Zucht der Hausthiere iſt unbedeutend, da die Japaner wenig Fleiſch eſſen. Die Pferde ſind klein, aber lebhaft. Die beſten kommen aus Satzuma und Osju; eine ſehr kleine, gedrungene Art aus der Provinz Kai. Ochſen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter zu genießen iſt hier eine unbekannte Sache; ſtatt der letzteren bedient man ſich des Pflanzenöls. Es gibt hier eine Art Büffelochſen mit hohem Buckel. Eſel, Maulthiere, Kameele, Schafe und Ziegen kennt man nicht, und was die Europäer davon zugeführt haben, ſcheint nicht geachtet worden zu ſeyn. Schweine werden nur in der Gegend von Nangaſaki für den Bedarf der Chineſiſchen Kaufleute gezogen. Die Hunde wurden, als Kämpfer in Japan war, mit großer Sorgfalt aus Reſpect für den Kaiſer gepflegt, weil dieſer nämlich im Zeichen des Hundes *) geboren wurde. Die hieſigen Katzen ſind weiß, mit ſchwarzen und gelben Flecken; ſie mauſen gar nicht, und werden bloß von den Damen zur geſellſchaftlichen Unterhaltung gepflegt. Ratzen und Mäuſe ſind hier daher im Ueberfluß vorhanden. Von Wild nennt Kämpfer bloß Füchſe, Hirſche, Haſen und wilde Schweine. Tieger, Löwen und Elephanten findet man nicht.

An Geflügel unterhält man Hühner und bisweilen auch Enten. Sie dürfen aber nicht jederzeit geſchlachtet werden, theils verbietet dieſes die Religion, theils der Staat, wenn nämlich ein Kaiſer geſtorben iſt, oder Se. Japaniſche Majeſtät ſonſt Vergnügen daran findet, das Hühnereſſen zu verbieten. — Die wilden Vögel ſind hier zum Theile ſo zahm, daß man einige für Hausthiere halten ſollte. Kämpfer nennt unter den Vögeln den Kran=

*) Nach dem Thierkreiſe der Japaner.

nich, verſchiedene Arten Reiher, wilde Gänſe und Enten, Faſane von ungemeiner Schönheit; ferner Feldhühner, Feldtauben, Störche, Falken, Habichte, Raben, Elſter, Schwalben, Sperlinge ꝛc. Die Lerche ſingt ſchöner als in Europa, die Nachtigal ſchlechter. Es gibt mehrere Seeraubvögel.

An Fiſchen ſind die Gewäſſer ſehr reich. Unter den andern Seethieren führt Kämpfer die Schildkröten, Krebſe und andere Schalthiere an.

Gemeine Inſekten ſind Bienen, Hummeln, Fliegen, Moſkiten, Heuſchrecken, ſpaniſche Fliegen ꝛc. Weiße Ameiſen ſind eine gewöhnliche Landplage. Giftige Schlangen gibt es nur wenige.

4.

Einwohner.

Nach dem lebhaften Charakter der Japaner und einigen ihrer alten Gebräuche, ſo wie nach dem Zuſtand ihrer Künſte zu ſchließen, würden wir glauben, daß ſie urſprünglich Malajen wären, die von den Chineſen kultivirt wurden. Indeſſen verſichert Kämpfer, daß ihre Sprache, als das älteſte Denkmal der Geſchichte eines Volkes mit keiner Aſiatiſchen oder andern bekannten Sprache die geringſte Aehnlichkeit habe und ſchließt daraus, daß die Japaner ein Urvolk wären. Wenn dieſe Verſicherung gegründet iſt, ſo läßt ſich gegen den Schluß nichts einwenden. Indeſſen hat die Vergleichung Aſiatiſcher Sprachen, wegen der, einem Europäiſchen Ohre ſo ſchwer zu unterſcheidenden Artikulation und Ausſprache, große Schwierigkeiten und ſetzt eine genauere Bekannt-

ſchaft mit dem ganzen Umfange der Worte und dem Geiſt der Grammatik voraus, als wir ſie dem ehrlichen Kämpfer zutrauen können, der ſich darin zu gefallen ſcheint, die Japaner vom Thurme zu Babel abzuleiten, was in der That mit ſeinem übrigens ſehr verſtändigen Raiſonnement ſeltſam kontraſtirt. Er unterſucht die Sagen, welche zum Theil die Europäer über den Urſprung der Japaner ausgeſtreut, zum Theil die Einwohner ſelbſt in ihren Jahrbüchern aufbewahrt haben; widerlegt jene und führt an, daß die Japaner eine uralte Erzählung hätten, als ſey unter einem Chineſiſchen grauſammen Kaiſer ein Chineſiſcher Arzt mit 300 Jünglingen und eben ſo viel friſchen Mädchen nach Japan gekommen und dort der Stammvater des Volkes geworden. Eben dieſe Jahrbücher nennen aber mehrere Könige, die bereits lange vorher auf dieſen Inſeln geherrſcht haben. Auch wollen die Japaner durchaus nicht von den Chineſen abſtammen und leiten ſich vielmehr unmittelbar von den Göttern her.

Bei dieſen Widerſprüchen müſſen wir den Urſprung dieſes Volkes auf ſich beruhen laſſen, bis eine nähere Bekanntſchaft mit der Sprache in Europa näheren Aufſchluß über ihre Verwandtſchaft mit anderen Nationen zu verbreiten im Stande ſeyn wird. Als merkwürdig führen wir nur noch an, daß man hier nicht, wie auf andern Inſeln des großen Oceans, verſchiedene Völker antrifft, ſondern daß die Japaner alle eines Stammes zu ſeyn ſcheinen. Doch hat ſich unter ihnen die Sage erhalten: daß ſie in einigen Gegenden ſchwarze Einwohner mit langen Haaren verjagt hätten. Ein Ueberreſt dieſes Volkes, das Kämpfer für eine Malajiſche Raſſe hält, ſoll zur Zeit dieſes Schriftſtellers noch auf einer kleinen Japaniſchen Inſel angetroffen worden ſeyn.

Aus der Phyſiognomie der Japaner blickt der Mongole mit ſeinen kleinen länglichten Augen hervor; dieſe

Mongoliſche Geſichtsbildung, wenn ſie anders nicht allen Oſtaſiaten angehört, iſt wahrſcheinlich durch die Vermiſchung mit den Chineſen in die Japaner übergegangen, ohne daß dieſe deswegen von den Mongolen urſprünglich abzuleiten wären.

Die Japaner ſind nach Thunberg gut gewachſen, geſchmeidig und behende und haben ſtarke Gliedmaßen, wiewohl ſie den nördlichen Europäern an Stärke nicht gleich kommen. Die Männer haben einen mittelmäßigen Wuchs, und werden ſelten fett. Unter den Weibern gibt es einige, die ſo klein ſind, daß man ſie für Puppen halten ſollte. Die Farbe der Japaner iſt durchgängig gelblich, doch ſo, daß ſie bei einigen ins Braune, bei andern ins Weiße fällt. Die vornehmen Herren und Damen, die ſich der Sonne wenig ausſetzen, ſind weiß. Die länglich ſchmalen Augen haben immer etwas liebäugelndes. Die Augenbraunen ſitzen höher, als gewöhnlich bei den Europäern. Der Kopf iſt bei den Meiſten groß, der Hals kurz, das Haar dick und von Oel glänzend, die Naſe zwar nicht platt, doch etwas dick und kurz.

Den Charakter dieſer Nation haben die Miſſionare mit großer Vorliebe geſchildert und ihm faſt alle Tugenden zugeſchrieben. Es iſt möglich, daß einige fromme Männer, erfüllt von Widerwillen gegen die Europäiſchen Laſter, hier manchen Beweis der urſprünglichen Unverdorbenheit des Menſchen fanden und in ihrer Freude darüber die andern Fehler der Japaner nicht ſahen; wahrſcheinlicher aber iſt es, daß dieſe Schilderungen nur nach Europa geſchickt wurden, um dem neuen Prieſterreich, das dieſe Herren dort gründen wollten, deſto mehr geiſtliche Rekruten zu ſammeln, und durch die Zahl ſich mächtiger zu machen. Indeſſen ſagen auch Kämpfer und Thunberg viel lobenswürdiges von den Japanern, und wir zweifeln nicht, daß unter dieſem ſchönen Himmel die Güte

der menſchlichen Natur ſich mannichfaltig erprobt hat, obgleich wir auch in Japan, wie in ganz Aſien das dieſen Welttheil charakteriſirende Phänomen, Despotismus und Sklavenſinn, wieder finden, womit ſich eine moraliſche Würdigkeit der Völker nicht vertragen kann.

Thunberg ſagt: „die Schilderung des Charakters der Nation enthält im Allgemeinen folgende Züge: verſtändig und vorſichtig, frei, gehorſam und höflich, neugierig, fleißig und in Handarbeit geſchickt, ſparſam und nüchtern, reinlich *), gutdenkend und freundſchaftlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, argwöhniſch, abergläubig, hochmüthig und ſtolz, unverſöhnlich, tapfer und unüberwindlich.“

Das ſind in Wahrheit reſpectable Eigenſchaften und ſelbſt die ſchlimmen werden kaum zu tadeln ſeyn. Schade nur, daß Thunberg, der ein großer Pflanzenkenner war, ſich in ſeinem Werke oft als ein unerfahrner Menſchenkenner zeigt. Auch laſſen ſich mehrere dieſer Züge, mit der Verfaſſung und den Sitten der Japaner nicht gut vereinigen. So weiß man nicht, wie ein Volk frei genannt werden kann, das von Jugend auf an eine knechtiſche Verehrung der vornehmen Herren gewöhnt wird, das, wenn der Kaiſer einen Elephanten zum Geſchenk erhält, dieſes kaiſerliche Präſent nicht zu Fuß nach der Hauptſtadt gehen läßt, ſondern ſeine Schultern herleiht, um die Beſtie 100 Meilen weit bis zu den Stufen des Thrones zu tragen; das ſeinem Gebieter unbedingt gehorcht, und ſich fürchtet, nach ſeinem Namen zu forſchen, daher es denſelben oft erſt nach ſeinem Tode erfährt. Es ſcheint uns, daß alle Eigenſchaften der Japaner ſich aus ihrem lebhaften Temperament erklären laſſen, das im Klima und den davon abhängigen Lebensmitteln ſeinen Grund hat. Das Feuer ihres Blutes, das ſchneller durch die Adern läuft, macht ſie unternehmend, ſtellt alle Leidenſchaften auf die Spitze, und

*) Die Japaner baden ſich täglich, und oft mehr als einmal.

verführt ſie in der Freundſchaft, wie im Haß zu Extremen. Ihre Verachtung des Todes und die Leichtigkeit, mit welcher ſich ein Japaner ſelbſt entleibt, haben auch ihren Grund in dieſer inneren Glut, die ſie verzehrt, und die in noch höherem Grade bei den Malajen angetroffen wird, die nicht, wie die Japaner durch eine Chineſiſche Verfaſſung gezähmet wurden.

Wir werden in ihren Sitten, in ihren Künſten und in der Staatsverfaſſung den Geiſt und Charakter der Japaner noch näher kennen lernen und müſſen uns hier mit dieſer flüchtigen Skizze begnügen.

5.

Lebensart. Nahrung. Kleidung. Wohnung.

Der Japaner iſt mäßig, reinlich und einfach; Tugenden, die man ſelten bei cultivirten und reichen Völkern findet. Reich iſt er zwar nur in ſo fern, als Gold und Silber auf den Inſeln häufig ſind, dagegen ſteht er in Aſien nur dem Hindus in der Cultur nach und behauptet den Vorrang vor dem Chineſen.

Man ißt in Japan gewöhnlich dreimal des Tages. Eins der gewöhnlichſten Gerichte iſt die Miſoſuppe, aus Fiſchen und Zwiebeln bereitet. Sie haben mehrere Arten von Ragouts. Das Fleiſch wird in kleine Stücken geſchnitten und auf porzellänenen oder lackirten Tellern aufgetragen. Wenn ſie auf der See ſind, ſchlachten ſie kein Thier: etwa weil die Seelen der Thiere ihnen dann gefährlich werden können? Sie trocknen häufig Obſt und Früchte und machen ſie wie die Chineſen ein. Ihre Nudeln, die ſie Laxa nennen, beſtehen aus zwei Ellen

langen Fäden; man thut ſie zur Suppe, oder mit Zwiebeln und Fiſchen, wozu noch Pfeffer und Soja hinzukommt. Grüngefärbte Kuchen aus Reißmehl ſind ſehr beliebt; man genießt ſie auch zum Thee. Der Zuckertang (fucus sacharinus) den die See in Menge auswirft, wird häufig gegeſſen, entweder gekocht oder auch roh. Er darf nicht fehlen, wenn man ſich beim Sakki luſtig macht. Dieſer iſt eine Art Bier aus Reiß bereitet und nächſt dem Thee, das gewöhnlichſte Getränk. Wein und andere ſtarke Getränke ſind hier unbekannt. Ohne Tabak kann der Japaner nicht leben; er raucht faſt den ganzen Tag.

Die Japaniſche Kleidung *) verdient in der That den Namen einer Nationaltracht; denn ſie iſt nicht nur dem Lande ganz eigenthümlich, ſondern auch bei jedem Stande und Geſchlechte dieſelbe. Der Kaiſer und der Bettler, wie die Dame tragen ſich gleich und haben ſeit 2500 Jahren nie die Mode gewechſelt. Die Haupttracht iſt ein langer weiter Talar, in Form unſerer Schlafröcke. Die Vornehmen und Reichen tragen ihn von dem feinſten ſeidenen, die Armen und Geringen von baumwollenem Zeuge. Bei den Frauen reicht er bis auf die Füße, bei den Männern nur bis zur Ferſe. Die Fußreiſenden, die Krieger und die gemeinen Arbeiter ſchürzen ihn entweder auf, oder tragen ihn ſo kurz, daß er nur bis ans Knie geht. Die Männer nehmen einfarbiges, die Frauen geblümtes Zeug, worein nicht ſelten goldene Blumen gewirkt ſind. Im Winter ſind dieſe Schlafröcke mit ſeidenen oder baumwollenen Watten gefüttert. Ein vornehmer Herr zieht ſelten mehr als drei oder vier an; die Damen aber tragen wohl 30 bis 50 und oft noch mehr auf einmal und doch wiegt

*) S. Thunberg's Reiſe, überſetzt von Groskurd. B. II. Th. 1. S. 175.

Japanische National-Trachten.

dieſe ganze Garderobe kaum 4 bis 5 Pfund, wie Thunberg ausdrücklich verſichert. Das unterſte dieſer Gewänder vertritt die Stelle des Hemdes, und iſt entweder weiß oder bläulich, gewöhnlich dünn und durchſichtig. Alle werden um den Leib mit einem Gürtel befeſtiget, der beim männlichen Geſchlecht ungefähr eine Hand, beim weiblichen hingegegen eine halbe Elle breit und ſo lang iſt, daß er wenigſtens zweimal um den Leib geht, und in einen Knoten mit großen Schleifen bequem zuſammen geknüpft werden kann. Bei verheiratheten Damen ſitzt dieſe Schleiſe vorn, bei ledigen Mädchen hinten. Zu dieſen Gürtel ſtecken die Männer den Säbel, den Fächer, die Tabakspfeife, den Tabaksbeutel, und die Arzneidoſe. Am Halſe iſt das Kleid allezeit rund ausgeſchnitten, ohne Kragen und vorn offen, ſo daß der Hals ſtets bloß iſt. Die Aermel ſind unförmlich weit, und vorn bei der Oeffnung bis zur Hälfte zuſammen genähet, ſo daß ſie einen Beutel bilden, der ſtatt einer Taſche dient, um Papier und andere leichte Sachen darin aufzubewahren. Bei jungen Mädchen hängen die Aermel oft bis zur Erde.

Außer dieſer allgemeinen Tracht finden einige geringe Unterſchiede ſtatt. Die gemeinen Leute gehen bisweilen ganz nackt, und verbergen nur die Geſchlechtstheile mit einem Gürtel, der zwiſchen den Beinen durch geht und am Rücken feſtgemacht wird, wie man dieß bei vielen Malajen findet. — Die Vornehmen tragen über den langen Talar noch einen kurzen Ueberrock und Beinkleider. Jener reicht bis auf den Unterleib und wird mit einem Bande zuſammen gebunden. Das Zeug dazu iſt ſo dünn als Flor und gewöhnlich von ſchwarzer, bisweilen von grüner Farbe. Wenn ſie zu Hauſe kommen, aber auch in ihren Amtszimmern, wenn nicht höhere Perſonen zugegen ſind, nehmen ſie dieſes Oberkleid ab und legen es nett zuſammen. — Die Beinkleider ſind aus Hanf, ſehr dicht und fein

gearbeitet und gleichen mehr dem Unterrock unſerer Frauen. Unten bei den Füßen ſind ſie an der inneren Seite zuſammen genäht, aber an beiden Seiten, bis zwei Drittheil der Länge, offen gelaſſen. Dieſe Beinkleider werden mit einer Art Hoſenträger befeſtiget, an welchem hinten ein dreieckiges dünnes Brettchen hängt.

Bei feierlichen Gelegenheiten tragen ſie ein eigenes Compliment-Kleid, wie Thunberg den Japaniſchen Namen überſetzt. Es iſt eine Art Wams mit ſehr breiten hervorſtehenden Schultern. Dazu muß man blaue, weißgeblümte Beinkleider anziehen.

Strümpfe ſind nicht üblich. Im Winter trägt man Socken von Hanf, mit Sohlen von baumwollenem Zeuge. Die Pantoffeln ſind ſehr unanſehnlich und von Reißſtroh oder Rohr gemacht. Sie beſtehen bloß aus einer Sohle, ohne Oberleder und Hintertheil. Vorn geht ein Bügel quer über die Sohle. Von der Spitze des Schuhes bis zu dieſem Bügel geht ein rundes Band, das zwiſchen der großen und zweiten Zehe den Schuh befeſtigt. Beim Gange klappern dieſe Pantoffeln. Wenn der Japaner in ein Haus tritt, ſo läßt er dieſe Schuhe am Eingange ſtehen.

Der Kopf wird ganz glatt geſchoren; nur an den Schläfen bleiben einige Haare ſtehen, die ſtark mit Oel geſchmiert, mit Papier umwickelt und gegen die Scheitel in einen Zopf gewunden werden. Prieſter und Aerzte haben den Kopf ganz kahl geſchoren. — Die Weiber behalten ihr Haar; nur geſchiedene Frauen ſcheeren es ab. Der Haarputz der Damen iſt ſtark mit Oel geſchmiert und an beiden Seiten in Flügelform ausgedehnt. Durch die Wulſt ſtecken ſie Kämme, Schildkrötenſchalen und dergleichen. Ohrgehänge und Ringe, Juwelen und Perlen kennen ſie nicht; dagegen ſchminken ſie ſich, und zwar nicht die Wangen, ſondern die Lippen. Will man recht ſchön ſeyn, ſo

färbt man die Lippen violett, die Zähne ſchwarz, und reißt dabei alle Haare aus den Augenbraunen aus.

Die Japaner gehen immer mit entblößtem Haupte; nur auf Reiſen tragen ſie einen Hut der kegelförmig aus Gras und Binſen geformt iſt. Durchgängig bedient man ſich der Sonnen- und Regenſchirme, ingleichen der Fächer. — Auf Reiſen trägt man auch Regenmäntel, aus mit Oel getränktem Papier gemacht.

Auf die Kleidungsſtücke laſſen die Japaner gewöhnlich ihre Wappen ſticken; auf den Aermeln oder zwiſchen den Schultern.

Statt Schnupftücher und Servietten braucht man feines dünnes Papier.

Die Häuſer *) ſind von Fachwerk und weiß übertüncht, daher ſie wie ſteinerne Gebäude ausſehen. Jedes Haus beſteht eigentlich aus einem einzigen großen Zimmer; denn die papiernen Rahmen, wodurch man den Raum abtheilt, kann man nicht wohl Zwiſchenwände nennen. An den Hauptwänden, ſind Fugen angebracht, in welche dieſe Rahmen paſſen; man kann, indem man ſie mehr oder weniger weit auseinander ſetzt, die Zimmer in jedem Augenblick größer oder kleiner machen. Jene Rahmen beſtehen aus lackirten hölzernen Leiſten, die mit dickem, gefärbten und daher undurchſichtigem Papier überzogen werden.

Die Häuſer werden mit Ziegeln, bei den Armen nur mit Schindeln gedeckt. Das Dach ragt, wie bei den Chineſen, gewöhnlich hervor, und wird von einer Säulengallerie getragen. Fenſter von Glas kennt man nicht, ſondern begnügt ſich mit Papier. Dieſe Fenſter gehen vom Dach bis auf den Boden.

*) Thunberg a. a. O. S. 166

Der Fußboden iſt mit feinen Binſenmatten bedeckt. Die Wände und die innere Fläche des Daches werden mit dickem Papier überklebt, worauf allerlei Blumen gedruckt ſind. Dieſe Tapeten ſind grün, gelb oder weiß; bisweilen iſt auch Silber und Gold darauf angebracht.

Wie in China ſind auch hier die Häuſer nur ein Stockwerk hoch; der zweite Stock dient zu Vorrathskammern.

In den Häuſern der Kaufleute und Handwerker macht der an der Straße liegende Vordertheil gewöhnlich die Bude oder Werkſtätte aus. Darauf folgt die Küche und die Zimmer für das Hausgeſinde. Der nach dem Hofe gehende Theil wird von der Familie bewohnt. Der Hof iſt mit Bäumen, Gebüſchen und Blumen, auch wohl mit einem künſtlichen Hügel verziert.

In der Küche ſieht man keinen Heerd, ſondern nur ein großes viereckiges Loch im Boden, das mit Steinen ausgelegt iſt. Da es keine Schornſteine gibt, ſo dringt der Rauch oft durch das ganze Haus und macht alle Wände ſchwarz. Oefen und Kamine ſind hier unbekannte Dinge; man erwärmt die Zimmer mit Kohlendampfe.

Man ſieht hieraus, daß die Häuſer ſich nicht beſonders ſchön ausnehmen können, und daß ſie ſchlecht gegen Feuersgefahr geſchützt ſind. Die öffentlichen Gebäude, Tempel und Palläſte gleichen den Chineſiſchen.

So einfach die Bauart der Japaner iſt, ſo ſchmucklos iſt ihr Amöblement, wenn man ihren unbedeutenden Hausrath ſo nennen will. Sie ſchlafen auf Matten und baumwollenen Matratzen; das Kopfkiſſen iſt ein längliches Stück Holz, der weite Schlafrock dient ſtatt der Decke.

Stühle wären ihnen überflüſſig, da ſie gewohnt ſind ſich auf den Matten zu ſetzen, wobei ihnen die eigenen Ferſen als Unterlage dienen. Beim Eſſen wird ein klei-

ner, vier Zoll hoher Tiſch mit den Gerichten ihnen vorgeſetzt. Sie eſſen, wie die Chineſen mit Stäbchen, die ihnen ſtatt Meſſer und Gabel dienen.

Die Japaniſchen Spiegel ſind nicht von Glas, ſondern aus einer Compoſition von Kupfer und Zink gemacht; man ſieht ſie nicht in den Zimmern, indem ſie bloß bei der Toilette gebraucht werden, und wie die andern Erforderniſſe des Putzes in kleinen lackirten, mit vielen Schubladen verſehenen Schränken aufbewahrt werden.

Ein gewöhnliches Möbel iſt der hohe Schirm, der vor ihren Schlafſtellen, vor den Fenſtern oder um etwas zu verbergen, nach Belieben geſtellt werden kann. Sie ſind gewöhnlich aus ſechs beſondern Rahmen zuſammengeſetzt, deren jeder eine Elle breit iſt.

Die Städte ſind zum Theil ſehr groß, haben aber kein beſonders impoſantes Anſehn, wie man leicht daraus abnehmen kann, daß die zahlloſeſte Wiederholung der eben beſchriebenen Häuſer nur ermüdend, aber nicht ſchön ſeyn muß. Einige Städte ſind mit Wällen und Gräben umgeben und mit einer Citadelle und Thürmen verſehen, beſonders wenn ein Fürſt ſeine Hofhaltung darin hat; alle haben Thore.

Die Dörfer unterſcheiden ſich von den Städten nur dadurch, daß ſie offen ſind und eine einzige Straße haben. Bei einigen braucht man mehrere Stunden Zeit, um zu Fuß hindurch zu kommen. Andere liegen ſo nahe bei einander, daß nur ein Fluß, und eine Brücke ſie von einander ſcheidet, welches auf die Bevölkerung des Landes ſchließen läßt.

6.

Sitten und Gewohnheiten.

Der Japaner hat nur eine rechtmäßige Frau, doch halten ſich die Vornehmen mehrere Beiſchläferinnen, und ſelbſt der Papſt oder geiſtliche Kaiſer hat deren zwölfe. Die Frauen ſind nicht, wie in China gefangene Sklavinnen der Männer, ſondern nehmen Theil an der Geſellſchaft und haben die Freiheit, bei ihren Verwandten und Freunden ungehindert Beſuche zu machen.

Eine merkwürdige Sitte, in Bezug auf das weibliche Geſchlecht, finden wir in Japan, die an die Hetären der Griechen erinnert. In jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, gibt es Häuſer, worin öffentliche Mädchen für die Unterhaltung lediger oder auch verheiratheter Herren beſorgt ſind. Dieſe Häuſer werden nicht als unanſtändige Oerter angeſehen, ſie ſind nicht ſelten dicht an den Tempeln der Götter erbaut, gehören zu den ſchönſten Gebäuden und die rechtlichſten Männer beſuchen ſie, wenn ſie ſich mit ihren Freunden eine frohe Stunde beim Sakki bereiten wollen. — Wenn Aeltern mehrere Töchter haben, als ſie ernähren können, ſo verkaufen ſie ſie früh, oft ſchon im fünften Jahre, an die Inhaber ſolcher öffentlichen Häuſer. Hier dienen ſie Anfangs als Aufwärterinnen der erwachſenen Schönen. In ihrem ſechzehnten Jahre werden ſie mit vieler Feierlichkeit, oft auf Koſten derjenigen, welcher ſie aufgewartet haben, für frei von Aufwartung und geringen Verrichtungen erklärt und zu förmlichen Damen des Hauſes eingeweihet. Das Sonderbarſte, ſagt Thunberg *), iſt, daß dieſe Mädchen,

*) A. a. O. S. 208.

wenn ſie in dem Hauſe, wohin ſie in ihrer Kindheit verkauft wurden, einige Jahre in beiden Eigenſchaften gedient haben, ihre völlige Freiheit wieder erhalten, und im geringſten nicht als entehrt angeſehen, ſondern oft auf eine ſehr honnette Art verheirathet werden.

Ueber die Kindererziehung führt Thunberg Folgendes an: „Durchgängig habe ich bemerkt, daß Aeltern die Kinder zwar früh zu ſtrengem Gehorſam gewöhnen, aber ſie faſt nur mit guten Worten und Zureden regieren. Scheltworte oder harte Verweiſe habe ich ſelten gehört, und Stöße, Schläge und Gebrauch der Ruthe faſt niemals geſehen. In den Schulen leſen faſt alle Kinder zugleich, und zwar ſehr laut; dies gibt ein Geſchrei, daß man dort in Gefahr iſt, das Gehör zu verlieren.“

Der Japaner ſcheint geſelliger, als der Chineſe zu ſeyn, wozu ſchon die größere Freiheit, worin das andere Geſchlecht bei ihnen lebt, beitragen muß. Bei ſeinen geſellſchaftlichen Unterhaltungen trinkt er gern Sakki, ſpielt auch wohl Karten, oder vertreibt ſich die Zeit mit Mädchen, deren Studium ſeine Aufheiterung iſt. — Bei Beſuchen ſeiner Freunde iſt es Sitte, allemal ein Geſchenk vorauszuſchicken. Dieſes iſt oft ſehr unbedeutend, weil man dabei auf den guten Willen, nicht auf den Werth der Gabe ſieht. Ein friſcher Fiſch iſt dazu hinlänglich. Alle Zeit werden dieſe Geſchenke auf eine feierliche Art überſchickt, auf einem beſonders dazu verfertigtem Tiſche, mit Papier, das nach einer gewiſſen Form zuſammen gelegt iſt, umwunden, und dergleichen.

Die Japaner haben eine Menge Feſte, doch keinen Sonntag. Nur der erſte und funfzehnte in jedem Monate ſind Ruhetage. An dieſen Tagen arbeitet kein Handwerksmann; ſelbſt die gefälligen Jungfrauen würden es für einen Schimpf halten, wenn man ihnen zumuthen wollte, dann ihr gewöhnliches Geſchäft zu treiben. Sie bedürfen,

wie jeder andere Arbeiter, der Erholung. Der erſte Tag im Monate iſt mehr ein bürgerliches, als ein religiöſes Feſt, und heißt daher auch Reibi, d. i. Viſitentag. Man beſucht an demſelben vorzüglich ſeine Obern und Freunde und bezeugt ihnen ſeine Achtung. An dem zweiten monatlichen Feſttage werden mehr die Götter in den Tempeln, als die Freunde und Vorgeſetzte beſucht.

Außerdem gibt es Feſte, die nur alle Jahre einmal gefeiert werden. Dieſe ſind: 1) der Neujahrstag; 2) der dritte Tag des dritten Monats; 3) der fünfte Tag des fünften Monats; 4) der ſiebente Tag des ſiebenten Monats; 5) der neunte Tag des neunten Monats.

Das Neujahrsfeſt wird durch ganz Japan mit der größten Feierlichkeit begangen. Man zieht ſein beſtes Kleid an, und gratulirt, bei allen Bekannten, Vornehmen und Geringen. Dabei präſentirt man eine Schachtel mit zwei oder drei Fächern, auf welche ein Stück von getrocknetem Fleiſch der Muſchel Awabi, als ein Zeichen des Wohlſtandes und des Glückes, geklebt iſt. Man pflegt dieſes auch mit ſeinem Namen zu beſchreiben. In vornehmen Häuſern nimmt ein Schreiber im Vorſaal dieſe Geſchenke in Empfang und ſtattet Bericht über die aufmerkſamſten Gratulanten ab. — Iſt der Morgen auf dieſe Art vollbracht, ſo gehen die Freuden der Tafel an. Das Complimentiren wird während den erſten drei Tagen fortgeſetzt; die Schmauſereien aber dauern einen ganzen Monat. Beſonders in den erſten drei Tagen muß Alles in Freude und Ueberfluß ſchwimmen und jeder auf's prächtigſte und beſte gekleidet ſeyn. Der ärmſte Taglöhner unterläßt nicht, ſich ein Complimentenkleid und einen Säbel zu miethen, um eine Rolle in dem öffentlichen Luſtſpiele mitzuſpielen.

Das zweite Feſt iſt eine Frühlingsfeier, wobei man ſich mit Promenaden erluſtiget und Gaſtmäler den Töchtern zu Ehren anſtellt; es wird zum Andenken einer Göttin

gegeben, welche einſt 500 Eier legte und ſolche in einem Käſtchen in den Fluß warf. Ein armer Fiſcher fand die Eier, brütete ſie auf Chineſiſche Art aus, und ſiehe da, es kamen 500 Kinder zur Welt. Es wurde den armen Leuten ſchwer, ſo viel Kinder zu ernähren, daher dieſe, als ſie erwachſen waren, ſich durch Betteln und Raub ernähren mußten. Sie kamen einmal vor das Haus ihrer Mutter, wurden dort erkannt und herrlich bewirthet.

Das dritte Feſt wird zur Erheiterung und zum Gedeihen der Knaben gefeiert. Man beluſtiget ſich vorzüglich mit Waſſerfahrten.

Das vierte Feſt iſt dem Andenken einer himmliſchen Eheſtandsgeſchichte gewidmet. Zwei Eheleute nämlich, Inkai und ſeine Gemahlin Tanabatta ſind durch einen himmliſchen Strom Amano Gave, d. i. die Milchſtraße, von einander getrennt. Nur in der Nacht des ſiebenten Tages des ſiebenten Monats kommen ſie zur Begattung zuſammen. Im Fall dieſe Statt findet, entſtehet ein trockenes Jahr und Theuerung; wird ſie aber verhindert, ſo folgt ein fruchtbares Jahr. Die Vereinigung zu verhindern, iſt der geringſte Regen hinreichend; daher die Japaner bis an den frühen Morgen des andern Tages zu wachen und den Regentropfen mit Verlangen entgegen zu ſehen pflegen.

Das letzte Feſt läßt ſich mit unſerm Faſching oder mit den alten Bachanalien vergleichen; es wird mit vorzüglicher Luſtigkeit begangen und Jedermann muß an dem allgemeinen Wohlleben Theil nehmen. Kein Fremder geht einem Hauſe, wo geſchmauſt wird, vorüber, ohne eingeladen zu werden. Tänze und Muſikanten ziehen in Proceſſionen durch die Straßen.

Es giebt noch verſchiedene andere Feſte zum Gedächtniß der Götter, oder berühmter Männer, die dem Lande irgend

eine Wohlthat erwieſen haben. Auch werden nach heiligen und berühmten Orten häufige Wallfahrten angeſtellt. Bei allen dieſen Gelegenheiten iſt die Hauptbedingung die Fröhlichkeit, wodurch die Japaner ihre Götter und Helden mehr zu ehren glauben, als durch Beten, Kaſteien, Zerknirſchung und dergleichen.

Die vornehmſten Privatfeſte ſind die Hochzeiten. Es ſind damit ſehr einfache religiöſe Ceremonieen verknüpft. Braut und Bräutigam nehmen eine brennende Fackel und treten damit vor das Bild einer Gottheit, wo die Braut, um zu beweiſen, daß ſie entſchloſſen ſey, eine ernſthafte Frau zu werden, ihre Puppen und Spielwerk verbrennt. Die Anweſenden wünſchen ihr darauf Glück und ſuchen durch allerlei Geſchenke den Verluſt der verbrannten Sachen zu erſetzen. Die Ergötzlichkeiten dauern ſieben Tage, wo Muſik, Tanz, Gaſtmähler, Spiele, Masqueraden und Theater mit einander abwechſeln, um die Freude ſtets wach zu erhalten. Nach Verlauf dieſer Zeit, wird die Braut erſt mit großen Feierlichkeiten in das Brautzimmer geführt.

Die Todten werden durch prächtige Leichenbegängniſſe und durch jährliche Feſte zu ihrem Andenken, ungefähr wie bei den Chineſen, geehrt. Es herrſcht hier die Gewohnheit, die Leichen zu verbrennen. Auf den Scheiterhaufen werden wohlriechende Kräuter, Blumen, Kleider, Geld und Lebensmittel geworfen, zum Gebrauch in der andern Welt. Reden, Geſänge und eine Muſik, welche traurige Ideen nicht erzeugen, ſondern verbannen ſoll, dürfen dabei nicht fehlen. Die Prieſter ſind bei deſſen Feſten gegenwärtig, und wiſſen ſehr genau die Bedürfniſſe der Verſtorbenen anzugeben, daher, beſonders bei der jährlichen Gedächtnißfeier von den Verwandten ohne Weigerung oft ſehr anſehnliche Geſchenke geopfert werden, die den frommen Betrügern zu gute kommen. — Die Aſche der Verbrannten wird in prächtigen Urnen aufbewahrt.

Zum Beſchluß dieſer Skizze der Japaniſchen Sitten, müſſen wir noch eine ſeltſame Art von Zweikampf anführen, welche darin beſteht, daß jeder der Duellanten ſich ſelbſt den Bauch mit dem Säbel aufſchlitzt. Man verfährt dabei nicht ſelten mit einer gewiſſen Manier und Anſtändigkeit: „Mein Säbel iſt beſſer als der Ihrige," ſagt der eine, und zum Beweiſe ermordet er ſich; „Sie ſollen ſehen, daß mein Säbel dem Ihrigen nichts nachgibt," antwortet der andere und folgt dem Beiſpiel ſeines Feindes. Eine ſolche Aufforderung auszuſchlagen, würde ſchimpflich ſeyn. Dieſe barbariſche Sitte findet ihre Nahrung in der heroiſchen Verachtung des Todes, zu welcher die Japaner von Jugend auf angeleitet werden, und die man ihnen als die erſte und vornehmſte männliche Tugend anpreiſt.

Es dürfte nicht leicht zu entſcheiden ſeyn, ob das Japaniſche Duell vor dem unſrigen den Vorzug verdient; wenigſtens kann dort nicht, wie bei uns ein Feiger den Bramarbas ſpielen; denn es gilt zunächſt das eigene Leben.

7.
Induſtrie.

Der Fleiß der Japaner, in Bearbeitung der Felder, gleicht wenigſtens dem der Chineſen, wenn er ihn nicht übertrifft. Als der Ruſſiſche Weltumſegler, Herr von Kruſenſtern, der Küſte von Satzuma nahe vorbei ſegelte, konnte er die Schönheit des Landes deutlich beobachten. „Das ganze Land, ſagt er *), beſteht aus hohen

*) S. deſſen Reiſe um die Welt. Erſter Teil. Berliner Ausgabe. S. 347.

ſpitzen Gipfeln, die ſich bald in der Geſtalt einer Pyramide, bald unter der einer Kuppel oder eines Kegels zeigten, und gleichſam unter dem Schutz der ſie umgebenden Berge zu ſtehen ſchienen. So verſchwenderiſch auch die Natur in der Auszierung dieſer Gegend geweſen iſt, eben ſo viel hat hierzu noch die Induſtrie der Japaner beigetragen. Nichts in der That kann der außerordentlichen Cultur gleichkommen, die man allenthalben gewahr wird. Daß die Thäler, die wir von dieſer Küſte ſahen, auf's fleißigſte bearbeitet ſind, dies würde unſer Erſtaunen nicht ſo ſehr erregt haben, da man auch in den Ländern Europa's, wo Ackerbau nicht verachtet iſt, Land, welches der Cultur fähig iſt, nicht leicht unbenutzt läßt. Allein hier ſahen wir nicht nur die Berge bis zu ihren Spitzen, ſondern auch die Gipfel der Felſen, welchen die Ufer der Küſte begränzen, mit den ſchönſten Feldern von Pflanzungen bedeckt, welche mit den ſchwarzgrauen düſtern Felſenmaſſen, die ihnen zur Grundlage dienen, einen ſehr auffallenden und unſern Augen ganz ungewohnten Kontraſt bildeten. Ein anderer Gegenſtand, der unſer Erſtaunen erregte, war eine Allee von hohen Bäumen, die, ſo weit das Auge reichte, in der Richtung der Küſte über Berg und Thal geführt war. In gewiſſen Entfernungen ſah man Lauben, wahrſcheinlich zum Ausruhen der Fußgänger beſtimmt, für die wohl dieſe Alleen angelegt ſeyn mögen. Weiter kann die Sorge für Reiſende nicht leicht gehen. Alleen müſſen in Japan nicht ungewöhnlich ſeyn, da wir eine dieſer ähnliche in der Nähe von Nangaſaki, ja ſogar eine auf der Inſel Meacſima ſahen."

Die Schönheit und Bequemlichkeit der Straßen iſt ſchon von älteren Reiſenden bemerkt worden, und kann als ein Beweis der Japaniſchen Cultur angeſehen werden. Ein Land, in welchem die Landſtraßen vernachläſſiget ſind, muß ſich noch im Zuſtande der Barbarei befinden, indem

die erſte Bedingung eines leichten Verkehrs, woraus die größten Vortheile für den Wohlſtand und die Cultur entſtehen, dort fehlen; und ein Fürſt, der ſich darum nicht bekümmert, würde als Staatsmann einem Menſchen gleichen, der den Titel eines Gelehrten führt und nicht buchſtabiren kann.

Thunberg erwähnt der natürlichen Geſchicklichkeit der Japaner, alle Arten Handarbeit leicht zu lernen, und ſehr gut zu machen; ſie ſind darin auch erfinderiſch. An Induſtrie, Fleiß und Arbeitſamkeit, ſagt er, übertreffen ſie die meiſten andern (Aſiatiſchen) Völker. Sie ſchränken ſich aber auf das Nöthige und Nützliche ein. Ihre Kupfer- und Metallarbeit iſt ſchön. Was ſie von Holz verfertigen, iſt nett und dauerhaft. Ihre gehärteten Säbelklingen und ihre lackirten Waaren, ſind von vorzüglicher Güte und Schönheit. Das Japaniſche Porzellän wird dem Chineſiſchen vorgezogen. Von ihrer Geſchicklichkeit im Weben kann man aus der Feinheit der ſeidenen Zeuge urtheilen. Wir haben oben angeführt, daß 50 Damenkleider nur einige Pfund wiegen. Das Boot des Prinzen von Fiſen, das Hr. von Kruſenſtern*) beſchreibt, beweiſt, daß die Japaner in mehreren mechaniſchen Künſten es weit gebracht haben müſſen. „Das Boot übertraf an Größe (es war 120 Fuß lang) und Pracht Alles, was ich von dieſer Art geſehen habe," ſagt der Weltumſegler. „Die Wände und Platfonds der vielen Cajüten und Abtheilungen waren alle mit dem ſchönſten Lacke überzogen; die Treppen, von rothem Holze, ſo fein polirt, daß dieſe Politur ſelbſt vom Lacke kaum übertroffen wurde. Die Dielen waren mit Matten und koſtbaren Teppichen belegt. Die Vorhänge vor den Thüren waren von reichen Stoffen und über das ganze Boot hiengen in doppelten Reihen ſeidene Zeuge von verſchiedenen Farben."

*) A. a. O. S. 391.

8.

Handel.

Der inländiſche Handel *) iſt frei von Zöllen und Abgaben und in einem blühenden Zuſtande. Es gibt viele und große Handelsſtädte; die Häven ſind ſtets mit großen und kleinen Fahrzeugen angefüllt; die Landſtraßen wimmeln von Reiſenden und von Leuten, die Waaren tragen; die Kaufläden und Magazine ſind überall mit Waaren und Gütern von allen Enden des Reichs angefüllt. In dieſen Städten, vorzüglich zu Miako, werden auch große Märkte gehalten, zu welchen Kaufleute aus allen Gegenden des Landes zuſammen ſtrömen. Die vorzüglichſten Artikel des inländiſchen Handels ſind Thee, Soja **) Seide, Porzellan ꝛc. In den Krambuden findet man ſelbſt in den Dörfern: Möbeln, Hausgeräth, Küchengeſchirr, Werkzeuge, alle Arten Kleidungsſtücke, lackirte Arbeit, Porzellan in unglaublicher Menge ꝛc.

Auswärtiger Handel wird bloß mit den Chineſen und mit den Holländern getrieben; denn der Handel mit Korea und den Lieu-kieu-Inſeln ſoll ganz aufgehört haben. Ueber den Chineſiſchen Handel hat der neueſte Reiſende, Herr von Kruſenſtern, Folgendes erfahren ***).

Zwölf Schiffe aus Uingpo (die Japaner ſprechen es Simfo aus) haben die Erlaubniß, jährlich nach Nan-

*) Thunberg a. a. O. 2ten B. 2ter Th. S. 74.

**) Eine Eſſenz, die zu Saucen gethan wird, und auch in Europa durch die Holländer bekannt geworden iſt.

***) A. a. O. S. 395.

gaſaki zu kommen. Von dieſen kommen 5 im Junius an und ſegeln im October ab. Die andern 7 kommen im December an und gehen im März oder April zurück. Ihre Ladung beſteht vorzüglich in Zucker, Elfenbein, Zinnplatten, Blei, ſeidenen Zeugen und Thee *). Die Ausfuhr der Chineſen aus Japan beſteht in etwas Kupfer, Kampher, lackirten Waaren, Regenſchirmen, vorzüglich aber in dem Tintenfiſch, den man in China als Arzenei braucht; ferner in einer Seepflanze und getrockneten großen Muſcheln, welche letztere zwei Artikel zu Nahrungsmitteln dienen.

Zur Zeit Thunberg's kamen noch 70 Chineſiſche Schiffe nach Nangaſaki, und ſchon damals war der Chineſiſche Handel im Verfall. Ehedem kamen wohl 200 Schiffe dieſer Nationen nach Japan; da aber ſeit der Chriſtenverfolgung die Chineſen die Unvorſichtigkeit begiengen, katholiſche Bücher einführen zu wollen, ſo geriethen ſie in Verdacht, und ſind beinahe eben ſo ſehr als die Holländer eingeſchränkt. Doch haben ſie in der Stadt ſelbſt einen Tempel, um dort ihren Gottesdienſt verrichten zu können. Nach der Hauptſtadt ſchicken ſie keine Geſandten. Uebrigens dürfen ſie nur auf einer kleinen Inſel wohnen, und werden beim Kommen und bei der Abreiſe argwöhniſch und ſtrenge viſitirt.

Der Handel mir den Holländern war ehedem für dieſe ſehr vortheilhaft. Sie hatten eine Factorei auf einer Inſel bei der Stadt Firando, wo ſie große Geſchäfte machten. Da ſie aber auf einem ſteinernen Packhauſe die Aufſchrift der Jahrszahl mit dem Beiſatze Anno Christi geſetzt, und auch andere Verſtöße gegen die Politik der Japaner begangen hatten: ſo mußten ſie Firando ver-

*) Der Japaniſche Thee iſt nämlich ſchlechter als der Chineſiſche; daher dieſer eingeführt wird.

laſſen und die Inſel Decima bei Nangaſaki wurde ihnen zum Handel, jedoch unter ſehr drückenden Bedingungen angewieſen. Anfangs brachten die Holländer rohe Seide, ſeidene und halbſeidene Zeuge, Sitze, Kattune, Tuch, Braſilienholz, Büffelhäute, Büffelhörner, Haifiſchhaut, Korduan, Pfeffer, Zucker, Gewürznelken, Muskaten, Baroskampher, Wachs, Queckſilber, Blei, Safran, Salpeter, Borax, Alaun, Biſam, Lacca, Benzoe, Storax, Katechu, Ambra, Arabiſche Coſtwurz, Korallen, Antimonium, Feilen, Nadeln, Spiegel, Gläſer, Brillen, Vögel ꝛc. nach Japan. Der Gewinn war ſehr anſehnlich, denn die Holländer führten dafür Waaren für ſechs Millionen Gulden aus, wobei ſich allein für vier Millionen Silber befand. Auf der Holländer eigenes Begehren, wurde der Handel mit Silber in Handel mit Kupfer verwandelt, weil damals auf Kupfer mehr zu verdienen war. Zugleich aber wurde auch die Ausfuhr des Silbers ſtrenge verboten. Dieſer blühende Handel hat nicht lange gedauert. Schon im Jahre 1685 wurde von der Japaniſchen Regierung die ganze Verkaufs-Summe auf 300,000 Thail herabgeſetzt, wobei noch die Einſchränkung ſtatt findet, daß die Gouverneure von Nangaſaki den Preis der Waaren beſtimmen.

Es ſteht zu erwarten, welche Schickſale der Handel der Holländer in Japan haben wird, ſeitdem ſie mit Frankreich vereiniget worden ſind, und dadurch zwar einen mächtigen Schutz erhalten, aber zugleich, bei der Uebermacht der Engländer in den Aſiatiſchen Gewäſſern nun, nach den neueſten Nachrichten, ſowohl die Molukken, als die Hauptſtadt ihrer Colonieen in Aſien, Batavia verloren haben. Welche große Intereſſen wird der künftige Friede ausgleichen! Wie ſchwierig übrigens auch dadurch das Friedensgeſchäft werden mag, ſo iſt es doch ein Troſt für uns, daß die Welt groß genug iſt, um

die Anſprüche zweier mächtigen Nationen an den Welthandel auf eine Art zu befriedigen, die mit der Ehre, mit der Gerechtigkeit und mit dem Intereſſe der Völker beſtehen kann. Würden die Chineſen, Japaner, die Bewohner der Halbinſel jenſeits des Ganges, die noch unabhängigen Fürſten auf den Sundainſeln, Philippinen ꝛc. ꝛc. den Handel der Europäer ſo ſchimpflich einſchränken können, wenn die Eiferſucht der Europäer ſie nicht in den Stand ſetzte, ihre barbariſchen Geſetze zu behaupten? Wenn Europa einig iſt, muß die übrige Welt gehorchen. Und kann es jetzt nicht leichter, als jemals einig werden?

Wir haben dieſe Bemerkungen, die wir weder für Prophezeiung, noch für die Anmaßung einer tiefſinnigen Politik auszulegen bitten, hier nur eingeſchaltet, um unſere Leſer darauf aufmerkſam zu machen, bei der Beurtheilung der Gegenwart nicht bloß auf Europa zu ſehen, ſondern auch den Zuſtand der Dinge in den andern Welttheilen zu erwägen.

9.

Künſte und Wiſſenſchaften.

In der geiſtigen Cultur ſtehen die Japaner mit den Chineſen ungefähr auf einer Stufe; doch behaupten ſie darin einen Vorzug, daß ſie ſich nicht einbilden, ſchon Alles zu wiſſen, was dem Menſchen zu wiſſen nöthig und nützlich iſt. Wenigſtens behauptet Thunberg, daß mehrere Japaner ihm eine große Lernbegierde bewieſen haben. Schon die Neugierde, die als ein auffallender Zug in dem Nationalcharakter der Japaner be-

merkt wird, läßt erwarten, daß ſie, bei ihren Verſtandes-fähigkeiten, in den Künſten und Wiſſenſchaften der Europäer Fortſchritte gemacht haben würden, wenn die Portugieſen ſich nicht durch ihre heuchleriſchen Ränke verhaßt, die Holländer durch ihre niedrige Demuth ſich nicht verächtlich gemacht hätten, und wenn die Politik der Japaniſchen Regierung, zur Sicherung gegen die Europäer, auf ein anderes Mittel verfallen wäre, als jenes der argwöhniſchſten Abſonderung von dem Verkehr mit allen Völkern. Jetzt iſt es dem Japaner bei Lebensſtrafe verboten, ſein Vaterland zu verlaſſen, er darf mit dem Europäer nur vermittelſt der Dollmetſcher ſich unterhalten, nur dieſe, etwa 150 an der Zahl, lernen eine ausländiſche Sprache, Holländiſch oder Chineſiſch, und keiner darf einem Europäer Japaniſch lehren. Unrer ſolchen Umſtänden iſt an keinen Unterricht von den Ausländern zu denken.

Die vaterländiſche Geſchichte macht ein Hauptſtudium der Japaner aus, welches, wenn ihre Geſchichte nur nicht durch Nationalvorurtheile und Aberglauben verunſtaltet wäre, allerdings als ein muſterhaftes Beiſpiel empfohlen zu werden verdiente. Es gibt für die Bildung eines Volkes kein wirkſameres Mittel, als die Bekanntſchaft mit ſeiner Geſchichte. Sie iſt der Spiegel der Gegenwart und die reinſte Quelle der Klugheitsregeln; ſie kann den Muth beleben, wie die Eitelkeit demüthigen; denn manches Volk, das mit ſeinen Ahnen prahlt, würde richtiger über ſeinen eigenen Werth urtheilen, wenn es die Geſchichte mit Unbefangenheit ſtudierte, und erkennte, daß es von Barbaren abſtammt, die es nicht nachahmen, ſondern übertreffen ſoll. — Thunberg rühmt die Zuverläſſigkeit der Japaniſchen Geſchichte. Wir haben oben eine Skizze derſelben mitgetheilt.

In der Aſtronomie ſind die Japaner noch hinter den Chineſen zurück, ohne deren und der Holländer Hülfe ſie keine Kalender machen können. Herr von Kruſenſtern erfuhr von dem Dollmetſcher, daß es im nördlichen Japan, und zwar in einer Stadt, die in einer geringen Entfernung nördlich von Jeddo liegt, Leute geben ſoll, welche in Tempeln ihre Wohnungen haben und Iſſis genannt werden, die die Kunſt beſitzen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorauszuſagen; Thunberg verſichert dagegen, ſie wären nicht im Stande, ſie auf Minuten und Secunden zu berechnen.

Die Medizin hat bis jetzt noch keine bedeutende Fortſchritte gemacht; die Anatomie iſt ihnen völlig unbekannt, und ihre Kenntniß der Krankheiten iſt ſehr verworren und oft fabelhaft. Von Phyſik und Chemie wiſſen ſie nicht vielmehr, als was ſie in ſpäteren Zeiten von Europäiſchen Aerzten gelernt haben. Botanik und Kenntniß der Arzeneimittel machen ihre ganze Arzneikunde aus. — Es gibt Aerzte und Wundärzte unter ihnen, und eine geringere Klaſſe gibt ſich bloß damit ab, mit Moxa zu brennen, oder mit Nadeln zu ſtechen, oder auch nur zu frottiren. Das letzte iſt in einem Lande, wo man ſich leicht den Erkältungen ausſetzt, allerdings heilſam. Das Brennen mit Moxa iſt auch von Europäiſchen Aerzten oft mit Nutzen in Gicht, Bruſtentzündung ꝛc. angewendet worden. Durch das Stechen mit Nadeln heilt man in Japan die Colik. Man bohrt oft neun Löcher in den Unterleib mit Nadeln, die fein wie ein Haar und von Gold oder Silber ſind. Die Aerzte, die ſich mit innerlichen Krankheiten befaſſen, unterſcheiden ſich durch einen kahl geſchorenen Kopf, der dort für eben ſo gelehrt geachtet wird, als ehedem bei uns eine große Peruke. Sie bedienen ſich nur einfacher Mittel in einem Decoct, um Schweiß und Urin zu treiben. Bisweilen fühlen ſie auch den Puls, und dieß dauert

dann, wie bei den Chineſen ſehr lange. — Die Dolmetſcher, welche von den Europäiſchen Aerzten einigen Unterricht erhalten, haben den Vortheil davon eingeſehen, und ſind auch oft die beſten Aerzte im Lande. Coliken, triefende Augen, Drüſengeſchwülſte, Blattern und Maſern ſind gewöhnliche Krankheiten. Die Impfung war zu Thunberg's Zeit noch unbekannt. Die Luſtſeuche verdanken ſie den Europäern.

„Die Rechtsgelehrſamkeit macht in Japan kein weitläuftiges Studium aus. Kein Land hat ein kürzeres Geſetzbuch und weniger Richter, als dieſes. Erklärungen der Geſetze und Advocaten ſind hier etwas ganz unbekanntes. Aber in keinem Lande werden die Geſetze ſtrenger und ſorgfältiger gehandhabt und ohne Partheilichkeit. Die Geſetze ſind ſcharf, und der Proceß iſt kurz.“

So beſchreibt Thunberg den Zuſtand des Rechts in Japan mit ſichtbarer Vorliebe. Es iſt nicht zu läugnen, daß der geſunde Verſtand und die Rechtlichkeit der Richter, wenn man ſich darauf verlaſſen könnte, ſicherere Bürgſchaft gegen Unrecht ſeyn würden, als dicke Geſetzbücher und ſchlaue Advocaten. Da aber unter keinem Volke der Verſtand und die Unpartheilichkeit der Richter verbürgt werden kann: ſo ſind unter den nothwendigen Uebeln, ein ausführliches Geſetzbuch und viele Richter, noch immer der Willkür einzelner Beamten vorzuziehen.

Gleiches Lob ertheilt Thunberg der Sittenlehre der Japaner; ſie beſteht nach ihm nicht in künſtlichen Syſtemen, ſondern in einfachen Vorſchriften, welche durch ein tugendhaftes Leben auszuüben, ihr Beſtreben iſt. Dieſe Moral wird von allen Religionspartheien gelehrt, und nie von der Religion getrennt, mit welcher ſie in inniger Verbindung ſteht.

Die Kriegswiſſenſchaft iſt bei dieſem Volke, wie bei andern morgenländiſchen Völkern, ſehr einfach. Muth,

Tapferkeit, Standhaftigkeit und Liebe zum Vaterlande, erſetzen, was ihnen an Regeln abgeht. Mit dieſen Eigenſchaften haben ſie allezeit geſiegt und ſich nie von einem Feinde unterjochen laſſen. Im Jahre 1284, als die Mongolen China eingenommen hatten, wurde der Feldherr Mooku mit 4000 Fahrzeugen und 240,000 Mann hierher geſchickt, um Japan zu erobern; aber er konnte ſeinen Zweck nicht erreichen.

Die Japaner ſchreiben, wie die Chineſen in ſenkrecht herabgehenden Zeilen von der Rechten zur Linken, und bedienen ſich dazu der Tuſche und des Pinſels. Die Gelehrten bedienen ſich der Chineſiſchen Schrift; zum gewöhnlichen Gebrauch hat man eine eigene Schrift. Ueber die Japaniſche Sprache, die eine Urſprache iſt, hat Thunsberg einige Bemerkungen und ein kleines Wörterbuch mitgetheilt, worauf wir hier, des Raumes wegen, verweiſen müſſen. Die Buchdruckerkunſt, doch ohne bewegliche Lettern, iſt in Japan ſehr alt.

Die Japaner kennen auch die ſchönen Künſte, aber ihr Geſchmack dürfte in Europa wenig Freunde finden. Sie haben Zeichner, Maler, Bildhauer und Kupferſtecher; ſind Freunde der Muſik, der Dichtkunſt, und des Theaters.

In den bildenden Künſten, vermißt man Richtigkeit der Zeichnung; auch wiſſen ſie wenig von Schatten und Licht. Ihr Colorit iſt lebhaft, aber bedeutungslos. Die beliebteſten muſikaliſchen Inſtrumente ſind: Trommeln, Pfeifen, Glocken und Schellen. Die Saiteninſtrumente ſind ſehr unvollkommen, und ſelbſt die Laute der Damen gibt einen unangenehmen Ton.

Das Theater der Japaner erinnert an das Bockſpiel der Alten. Auf der einfachen, ſchlecht verzierten Bühne erſcheinen nur zwei, ſelten mehr Schauſpieler zu-

gleich, und dieſe ſind dergeſtalt maskirt, daß ſie eher erſchrecken, als beluſtigen können. Die Action iſt ſeltſam und ungereimt; ſie beſteht in künſtlichen Wendungen des Körpers, die mit vieler Mühe erlernt werden. Gewöhnlich wird eine Heldenthat oder eine Liebesgeſchichte ihrer Götter und Heroen dargeſtellt. Bisweilen begleitet Muſik die Handlung.

Auch die Tanzkunſt iſt beliebt; es gibt aber keine geſellſchaftliche Tänze, ſondern nur pantomimiſche Ballete. Die Tänzerinnen in Japan ſorgen, wie an andern Orten, gewöhnlich für alle Arten der Freude.

Endlich dürfen wir in der Aufzählung der Künſte in Japan nicht vergeſſen, daß ſie auch geographiſche Charten zu machen verſtehen, deren Richtigkeit aber nicht zu verbürgen iſt.

---

10. Religion.

Es gibt in Japan verſchiedene Secten, und obgleich die Lehren des Confucius und die Religion des Budd-ha ſehr ausgebreitet ſind, ſo findet man doch religiöſe Syſteme unter ihnen, die nicht vom Auslande zu ihnen gekommen ſind, ſondern dieſen Inſeln eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen.

Die Sintoreligion ſcheint die älteſte oder einheimiſche zu ſeyn. Sie lehrt die Geſchichte des Urſprungs des Menſchen, die Ableitung des Dairi oder geiſtlichen Kaiſers von den Göttern, nimmt ein Chaos an, aus welchem ſich die Welt durch den Geiſt gebildet hat, und einen allgemeinen Geiſt, der an keinen Ort gebunden iſt, und

zu dem die Seelen nach dem Tode zurückkehren, wobei alle Perſönlichkeit aufhört. Die Mythologie iſt ſehr reich an Göttern, und an Kriegen und Liebesgeſchichten derſelben. Dieſe Götter ſind eigentlich die Vorſteher und Regenten der Elemente oder überhaupt der ſichtbaren Welt. Sie haben daher auch Einfluß auf das Schickſal der Menſchen und man ruft ſie um ihren Beiſtand an. Ueber ſie erhaben gibt es andere reinere Götter, die aber in ihrem Aether ſich um nichts Irdiſches bekümmern, daher auch nicht angerufen werden. Dieſe Lehre wird ſehr geheim gehalten, und nur den Eingeweihten, nach langer Prüfung mitgetheilt. Sie iſt die Staatsreligion, weil ſich der Dairi zu ihr bekennt. Die einfachen, von Holz erbauten Tempel liegen in ſchattigen Hainen oder am Abhange eines Hügels; ſie haben ein Allerheiligſtes, worin Reliquien von den Gebeinen oder auch Arbeiten der Götter aufbewahrt werden. Die verheiratheten Tempeldiener halten ſich für Edle des Landes, uud von hoher, göttlicher Abkunft. Die Anhänger dieſer Lehre ſollen nach Kämpfer keine heiligen Bücher haben. Es gibt zwei verſchiedene Secten in dieſer Religion. — Man findet unter ihnen auch Eremiten, die einſam auf Bergen wohnen, aber nöthigen Falls auch in den Krieg ziehen, und daher Jammabo, d. i. Bergſoldaten genannt werden.

Die Buddhareligion wird hier Budsdo genannt oder auch Fotoke; ſie ſtammt aus Indien und iſt wahrſcheinlich von China aus hier eingeführt worden. Die Bekenner dieſer Secte haben Tempel und Klöſter für beide Geſchlechter.

Die Lehre des Confucius ſtudieren die aufgeklärten Leute und Philoſophen. Nach Kämpfer haben die Anhänger derſelben eigentlich keine Religion, ſondern ſie ſuchen ihre Vollkommenheit und ihr höchſtes Gut bloß in der Zufriedenheit des Gemüths, die ſie durch ein tugend-

haftes und unſträfliches Leben zu erlangen ſuchen. Sie glauben keine andere Belohnung von Tugend und Laſter, als die in den natürlichen Folgen der Handlungen beſtehen. Sie glauben an eine allgemeine Weltſeele, welche die Regentin, aber nicht die Schöpferin der materiellen Welt ſey. Die Anhänger dieſer Lehre haben keine Tempel, ſondern nur Gebäude, worin ſie das Andenken großer Männer feiern.

11.

Staatsverfaſſung *).

Das ganze Reich wird in ſieben Theile, und dieſe werden wieder in 68 Landſchaften und in 604 Gerichtsbezirke eingetheilt.

Gegenwärtig iſt der Kubo oder weltliche Kaiſer der Herr des ganzen Landes; unter ihm regiert in jeder Landſchaft ein Fürſt. Die größeren von dieſen Fürſten heißen Daimio, die kleineren Siomio. Der Kaiſer hat das Recht, ſie abzuſetzen, zu verweiſen und ſelbſt am Leben zu ſtrafen. Um die Fürſten in Gehorſam zu erhalten, iſt man auf ein ganz eigenes Mittel verfallen; ſie müſſen nämlich jährlich eine Reiſe nach Hof machen, ſich ſechs Monate daſelbſt aufhalten, und wenn ſie abreiſen, ihre ganze Familie, zum Unterpfand ihrer Treue, in der Reſidenz des Kaiſers zurücklaſſen.

Dem Kubo oder oberſten Herrſcher, der das Ruder der Regierung lenkt, ſteht ein Staatsrath zur Seite, der aus ſechs, gewöhnlich bejahrten Männern beſteht. — Thunberg.

*) Nach Thunberg.

führt nicht an, von wem ſie ernannt werden. Wahrſcheinlich vom Kubo ſelbſt.

Der Kubo genießt, außer den anſehnlichen Geſchenken, die jeder Fürſt von den Produkten ſeiner Landſchaft ihm jährlich bringen muß, noch beſonderer Einkünfte aus den fünf Kaiſerlichen Provinzen, oder Kronländern *). Dieſe ſollen nach Thunberg nicht weniger als 44 Billionen und 400 Millionen Säcke Reiß ausmachen. Die Wahrheit iſt wohl, daß man von dem Betrag der Einkünfte des Kaiſers nichts Gewiſſes weiß. Nach Varenius betragen die Einkünfte von ganz Japan über 670 Millionen Franzöſiſche Livres; dieß ſollen aber die Einkünfte aller Fürſten ſeyn und der Ertrag der Kaiſerlichen Provinzen iſt nicht mit darin begriffen. Dem Fürſten nämlich gehören die ſämmtlichen Einkünfte ſeiner Provinz, womit er ſeinen Hof, ſeine Kriegsmacht, die Landſtraßen und dergleichen unterhalten, ſeine jährliche Hofreiſe, mit einem, der Größe ſeiner Provinz angemeſſenen, Staat und auch die Ausgabe für die anſehnlichen Geſchenke an den Kaiſer beſtreiten muß.

Die Macht des geiſtlichen Kaiſers oder Dairi, der ehedem alleiniger Regent war, iſt gegenwärtig bloß auf Angelegenheiten der Religion und des Kirchenweſens beſchränkt, wobei ihm in der Meinung der Gläubigen faſt göttliche Ehre erwieſen wird. Aber Se. Japaniſche Heiligkeit muß dieſelbe theuer erkaufen; denn der Dairi wird für ſo erhaben geachtet, daß er von keinen andern, als den zu ſeiner Bedienung verordneten Perſonen, am wenigſten von einer fremden Mannsperſon, geſehen werden darf. Daher kommt er ſelten aus ſeinen Zimmern und lebt dort wie ein Gefangener. Will er einmal im Garten friſche Luft ſchöpfen, ſo wird er von vertrauten, dazu beſtell-

*) Dieſe Kronländer werden nicht von Fürſten, ſondern durch Gouverneure regiert.

ten Trägern auf den Schultern dorthin getragen; zuvor aber wird ein Zeichen gegeben, daß Jedermann ſich entfernen ſoll. Er wird geboren, lebt und ſtirbt in dem Bezirke ſeines Hofes, findet und genießt alle Vergnügungen innerhalb deſſelben, und kommt in ſeinem ganzen Leben nicht heraus. Seine Haare, Nägel und ſein Bart dürfen nicht am Tage gereiniget oder beſchnitten werden, ſondern dieß muß heimlich des Nachts, wenn er ſchläft, geſchehen; ohne Zweifel, weil des Nachts die heilige Seele abweſend und nur der irrdiſche Leichnam zurückgeblieben iſt. Er ſpeiſet jedesmal von neuen Tellern und Schüſſeln, welche nachher zerbrochen werden, damit ſie nicht von andern entheiliget werden. Auch zieht er täglich ein neues Kleid an. Der ganze Hof, an welchem viel Pracht herrſcht, beſteht nur aus Mitgliedern ſeiner Familie. Er hat zwölf Gemahlinnen und reſidirt zu Miakko in einem prächtigen Pallaſt mit vielen Thürmen. An ſeinem Hofe befindet ſich auch die einzige Akademie der Wiſſenſchaften in Japan. Zu ſeinen vorzüglichſten Gerechtſamen gehört die Macht, vornehme und heilige Titel auszutheilen. Selbſt der Kubo und der Kronprinz nehmen Titel von ſeiner Gnade an. — Der Kubo läßt ihm auch jährlich durch Geſandtſchaften ſeine Achtung bezeigen und Geſchenke überreichen.

Das Merkwürdigſte, was uns die Reiſenden von den innern Staatseinrichtungen melden, bezieht ſich auf die ſtrenge Polizei und die Vorſorge, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Jede Stadt hat vier Bürgermeiſter, welche in jeder Straße einen Commiſſär haben, deſſen Amt eine genaue Controlle Alles deſſen, was in der Straße geſchieht, erfordert. Er berichtet über Geburten, Sterbefälle, Quartierveränderungen, Abreiſen ꝛc. an die Bürgermeiſter. Merkwürdig iſt, daß er von den Einwohnern einer Straße ſelbſt gewählt und auch aus ihrer

Kaſſe beſoldet wird. Eine Menge Spione ſetzen ihm in den Stand Alles zu erfahren, was in ſeinem Bezirk vorfällt. Nicht bloß die Städte haben alle Thore, ſondern jede Straße hat ein eigenes Thor, welches Nachts geſperrt wird. — Die Feueranſtalten ſollen muſterhaft ſeyn.

Jeder Beamte muß beim Antritt ſeines Amtes einen ſchweren Eid ablegen, daß er es mit Treue und Redlichkeit verwalten wolle. Die Geſetze ſind ſtrenge und jede Uebertretung wird ohne Anſehn der Perſon beſtraft. Es ſollen daher auch wenige Verbrecher in Japan gefunden werden. Die meiſten Verbrechen werden mit dem Tode beſtraft, nicht nach dem Maße der That, ſondern weil jede Uebertretung des Geſetzes für gleich ſtrafwürdig gehalten wird. Geldſtrafen, ſagen die Japaner, ſtreiten gegen die Vernunft, indem der Reiche dabei begünſtigt iſt. In den Städten werden oft die Bewohner einer ganzen Straße um eines einzigen Verbrechers willen geſtraft, weil Jeder verpflichtet iſt, für die Verhütung einer unerlaubten That zu wachen. Aus eben dieſem Grunde iſt der Herr für das Betragen ſeines Knechts und die Aeltern ſind für die Aufführung ihrer Kinder verantwortlich.

Die Urtheile der Richter in bürgerlichen Streitigkeiten werden, wie der Pater Charlevoix bemerkt, mit großer Unterwürfigkeit angenommen; nicht immer aber iſt es ſo mit den Todesurtheilen. Es iſt ſelbſt nicht leicht, ſagt der genannte Jeſuit, ſich eines Verbrechers zu bemächtigen, welcher Zeit gehabt hat, ſeine Maßregeln zu nehmen. Oft wird viel Blut vergoſſen, ehe man einen Menſchen ergreift, der ſich zu vertheidigen entſchloſſen iſt. Da er aber Gefahr läuft, in ſeinem Hauſe lebendig mit ſeiner ganzen Familie verbrannt zu werden, und alle die Seinigen mit ſich ins Verderben zu ſtürzen; da überdieß die öffentliche Meinung eine zu große Liebe zum Leben, welche ein ſol-

cher Widerſtand verrathen würde, mit Schande belegt; ſo pflegt ein Japaner, der Ehrgefühl hat, das Auskunfts-mittel zu wählen, daß er ſich ſelbſt den Bauch aufſchneidet, wenn er zum Tode verurtheilt iſt, und nicht von der Hand des Henkers ſterben will. Bisweilen wird auch der Befehl zu einem ſolchen Selbſtmorde den Vornehmen von den Fürſten zugeſchickt, wenn man ihr Staatsverbrechen nicht mit der letzten Strenge ahnden will. Bei ſolchen Entleibungen werden von dem zum Tode entſchloſſenen Japaner oft ſchöne Reden an ſeine Familie gehalten. Ein ſolcher Tod hat alsdann auch nichts Schimpfliches und verſöhnt jede That.

Die Abgaben müſſen ſehr groß ſeyn, denn bloß von den Landgütern und Aeckern betragen ſie oft über die Hälfte, bisweilen zwei Drittheile des Ertrags.

Thunberg verſichert, daß im Allgemeinen in Japan, ſowohl die oberſte Regierung, als die übrigen Beamten und öffentlichen Staatsdiener oder Banjos mehr als in den meiſten andern Ländern auf das Wohl des Staates, auf die Erhaltung der Ordnung und auf Sicherſtellung der Unterthanen und ihres Eigenthums bedacht ſind.

12.

Topographiſche Beſchreibung

Die Miſſionare haben ſich mehr um die Sitten der Einwohner, und um die Fortſchritte des Chriſtenthums, als um die Topographie des Landes bekümmert. In neuern Zeiten, da Japan den Europäern faſt verſchloſſen wurde, haben die Reiſenden, welche die Holländiſchen Geſandtſchaften an den Kaiſer begleiteten, keinen Theil des

Reiches betreten dürfen, der außer dem Wege von Nangaſaki nach der Hauptſtadt liegt. Daher kennen wir auch, außer den Küſten wenig mehr als die Städte, welche auf dieſem Wege angetroffen werden. Wir wollen in unſerer topographiſchen Beſchreibung die merkwürdigſten Orte aufführen, dabei von der größten Inſel anfangen und mit einer kurzen Notiz von den kleinen Eilanden ſchließen.

I. Nipon oder Nifon, die größte der Japaniſchen Inſeln liegt zwiſchen 33° 20′ und 41° 30′ N. Br. und zwiſchen 131° und 142° 20′ O. L. von Greenwich. Eine Bergkette durchzieht dieſelbe von Südweſt nach Nordoſt. Die größere ſüdöſtliche Hälfte hat meiſtens fruchtbares Getraideland; unfruchtbar iſt dagegen die kleinere Nordweſtliche Hälfte.

Jedo, die Hauptſtadt des ganzen Reiches, Reſidenz des Kubo und die erſte unter den fünf kaiſerlichen freien Handelsſtädten liegt 35° 52′ N. Br. nach Kämpfer und etwa 139°′ O. L. von Greenwich, nach Kruſenſtern's Charte, an einem Meerbuſen, deſſen Küſten die Provinzen Muſaſi, worin Jedo liegt, Samacuru, Idſu, Kudſu und Awa bilden. In der Nähe der Hauptſtadt iſt der Golf ſumpfig und kann nur von kleineren Fahrzeugen befahren werden. Die Stadt iſt ſehr groß und ſoll nicht weniger als 21 Stunden im Umfange haben, ihre Breite wird zu 5 und ihre Länge zu 7 Stunden angegeben. Ein anſehnlicher Fluß durchſtrömt dieſe große Hauptſtadt und verſorgt nicht nur die Gräben des Schloſſes, ſondern auch verſchiedene Kanäle mit Waſſer. Die Stadt iſt mit keinen Wällen oder andern Befeſtigungen umgeben, welche überhaupt bei den Japaniſchen Städten nicht gefunden werden; nur einige Gräben ſind um und durch die Stadt gezogen, und mehr um die Mittel zum Löſchen zu vervielfältigen, als der Vertheidigung wegen. Die Feuersbrünſte ſind hier ſehr häufig, trotz der guten Anſtalten der Polizei; denn da die Häuſer aus Tannenholz und dünnen Lehmwenden gemacht, im Innern die Zimmer mit papiernen Schirmen abgetheilt, mit Fenſtern von Papier verſehen, der Boden mit feinen Binſen=

matten belegt und die Dächer mit Tannenſchindeln gedeckt ſind: ſo läßt ſich begreifen, daß alle Vorſicht nicht hinreicht, dieſe Häuſer, die gleichſam aus Zunder beſtehen, gegen das Feuer zu ſchützen. Im Jahre 1703 brannten nicht weniger als 100,000 Häuſer ab, woraus man auf den Umfang der Stadt ſchließen kann, beſonders wenn es wahr iſt, daß noch 50,000 Häuſer von der Wuth der Flammen gerettet wurden. Da die Familien aller Fürſten in Jeddo leben müſſen, und dieſe ſelbſt ſich 6 Monate in der Hauptſtadt aufhalten, auch ſich überdieß eine Menge geiſtlicher ſowohl, als weltlicher Perſonen aus dem ganzen Reiche hier zuſammen drängen, und der Hof ſelbſt zu ſeinem Staate eine unzählige Menge von Beamten um ſich her verſammelt: ſo iſt es glaublich, daß die Stadt ſehr volkreich und belebt ſeyn müſſe, wenn auch die Angabe der Reiſenden, die ſich auf die Ausſage der prahleriſchen Japaner verlaſſen mußten, ein wenig übertrieben ſeyn ſollte. Die Stadt iſt weder regelmäßig noch ſchön, denn Häuſer, die nur ein oder wenigſtens zwei Stock hoch ſind, können keinen impoſanten Anblick gewähren. Selbſt die Palläſte, deren es eine große Anzahl gibt, ſind keine architektoniſchen Meiſterſtücke, und mehr durch die innere Verzierung mit lackirten Treppen, und koſtbaren Tapeten, als durch ihr äußers Anſehen merkwürdig. Die vielen Klöſter und Wohnungen der Prieſter unterſcheiden ſich nur durch die angenehme Lage von andern Häuſern. Die kaiſerliche Burg liegt im nördlichen Theile der Stadt und iſt als eine eigene Stadt anzuſehen; denn ſie liegt 5 Stunden im Umfange und umſchließt nicht nur die eigentliche Wohnung des Kaiſers, ſondern auch die Palläſte der fürſtlichen Familien — Die Burg beſtehet aus einer Vorburg, einer großen Feſtung, in welcher der Kaiſer reſidirt, zwei befeſtigten Nebenſchlößern und einigen großen Luſtgärten. Die erſte und äußerſte Burg iſt mit Wällen, ausgemauerten Gräben und Thoren und mit einer anſehnlichen Wache verſehen. Beim Eingange in dieſe Burg geht man über eine große, mit meſſingnen Knöpfen verſehene Brücke, unter welcher ein breiter, mit vielen Fahrzeugen angefüllter Strom fließt. In dieſer äußeren Burg befinden ſich die Palläſte der Fürſten, nebſt mehrern Wachthäuſern. — In der zweiten oder inneren Burg liegt die Kaiſerliche Reſidenz auf einem Hügel und iſt mit gemauerten Gräben

und thurmförmigen Wachthäuſern umgeben. Ein über die andern Gebäude hervorragender viereckiger weißer Thurm, mit vielen Stockwerken, Prunkdächern und Zierathen verſehen, gibt der Reſidenz ein prachtvolles Anſehen; außerdem ſind alle Gebäude mit koſtbaren Chineſiſchen, an den Ecken mit Drachenköpfen prunkenden, Dächern geſchmückt. Das Wohngebäude des Kaiſers hat nur ein Stockwerk, das aber ziemlich hoch iſt. Auch die Zimmer des Kaiſers ſind durch bewegliche Schirme abgetheilt und können nach Belieben größer oder kleiner gemacht werden. Die Decken, Balcken und Säulen ſind von Zedern- oder Kämpherholz und lackirt oder vergoldet. Die Schirme oder Wände ſind gemalt und gleichfalls vergoldet. Der Fußboden iſt mit weißen, feinen, am Rande mit Goldbändern eingefaßten Matten belegt. Das Audienzzimmer beſteht aus drei Abtheilungen, von denen eine immer eine Stufe höher als die andere iſt. Zur Rechten dieſes Zimmers iſt ein Saal, deſſen Boden mit tauſend Matten belegt iſt, daher er der Tauſendmattenſaal heißt. Er ſoll 3000 Ellen lang und 1500 Ellen breit ſeyn, und iſt der Verſammlungsort der Fürſten und höchſten Staatsperſonen.

Miako oder Kio, ungefähr in der Mitte der Inſel, iſt die Reſidenz des geiſtlichen Kaiſers und eine der größten und anſehnlichſten Städte des Reichs, die daher auch nur ſchlechtweg die Stadt heißt; denn Miako bedeutet eine Stadt. Der Dairi wohnt in einem eigenen abgeſonderten Theil, der für ſich als eine Stadt angeſehen werden kann, und ſelbſt den Japanern, um ſo viel mehr den Europäern unzugänglich iſt. Die Reiſenden beſchreiben eine Menge prachtvoller Tempel und Klöſter. Das kaiſerliche Kloſter Tſchugannin oder Tſuowoin, hat 28 Tempel in ſeinem Umfange und iſt mit ſchönen Gärten verſehen. In einem der Tempel, der übrigens, wie ſie alle von Holz *) erbaut war, ruhte das Dach auf 56 runden, faſt zwei Klafter dicken hölzernen Säulen. — Den Tempel Gibon oder Blumentempel umgeben einige 30 Kapellen. — Der große Tempel Kiamitz oder Kiomitz hat einen hohen Thurm von ſieben Dächern und be-

*) Die häufigen Erdbeben erlauben es nicht, in Japan ſteinerne Gebäude aufzuführen.

wahrt in ſeinem Innern eine Menge Bilder und Götzen. — Ein dem Buddha geweihter Tempel, Daibuts-Tempel, iſt mit Marmor gepflaſtert. Das Bild des Gottes im Innern des Tempels iſt von ungeheuerer Größe; die Japaner verſichern, daß allein in ſeiner Hand ſechs Perſonen ganz bequem nach Landesſitte ſitzen können *). — In dem Quanwontempel hat der Götze 36 Arme und iſt von 16 Heiligen oder Helden umgeben.

Miako iſt der Stapelplatz aller Künſte, Manufacturen und des Handels von Japan. Auch findet ſich hier die kaiſerliche Münze. Man raffinirt Kupfer, webt die koſtbarſten Gold- und Silberſtoffe, verfertiget künſtliches Schnitzwerk, muſikaliſche Inſtrumente, Gemälde, lackirte Waaren, Goldarbeiten, Stahlwaaren, Säbelklingen, Kleidungsſtücke, Galanteriewaaren, Puppen und allerhand Spielwerk. Auch findet man hier die beſten Färbereien und mehrere Buchdruckereien. Da der Hof die Gelehrten um ſich her verſammelt, ſo iſt hier auch der Verein der Japaniſchen Wiſſenſchaften. Die Anzahl der Einwohner ſoll ſich über eine Million belaufen.

Muru eine anſehnliche Stadt, mit einem ſichern Haven an dem Canal zwiſchen Nipon und Sikokf.

Oſakka, eine kaiſerliche Stadt an dem Fluſſe Jedogewa der aus dem See Oitz kommt, liegt nach Kämpfer unter 34° 50′ N. Br. in einem fruchtbaren Felde und an einem ſchiffbaren Meerbuſen. Die Stadt iſt mit Canälen durchſchnitten und dieſe ſind mit mehr als 100 ſchönen Brücken bedeckt. Die Japaner geben die Bevölkerung auf 80,000 waffenfähige Männer an; man weiß aber, daß ſie gern prahlen. An der Nordoſtſeite liegt eine Feſtung, die eine Stunde im Umfange beträgt.

Sürunge oder Syrinpa, eine kaiſerliche Stadt in der gleichnamigen Provinz, an einem Meerbuſen, der von dem Golf bei Jedo durch die Halbinſel Idſu getrennt wird.

*) Die Japaner ſitzen auf ihren Ferſen, in einer, dem Europäer ſehr unbequemen Stellung.

Simonoſeki, unter 34° N. Br., an einem be- rühmten Seehaven, die weſtlichſte Stadt in Nipon, der Inſel Kiuſiu gegen über.

II. Die Inſel Kiuſiu oder Ximo iſt 48 teutſche Meilen lang und 40 bis 50 Meilen breit; im Südweſten derſelben befindet ſich eine große Bai, an welcher

Nangaſaki oder Nagaſaki, eine der fünf großen Reichsſtädte. Der Eingang des Havens von Nangaſaki liegt, nach der genauen Beſtimmung des Herrn von Kruſenſtern in 32° 43′ 45″ N. Br. und 230° 15′ 00″ W. L. von Greenwich, in der Mitte der Bai Kiuſiu, welche durch Cap Nomo in Süden und Cap Seurote in Norden gebildet wird. Nangaſaki iſt von ſehr hohen Bergen umringt. Im ganzen Japaniſchen Reich iſt dieſer Haven allein den fremden Nationen zugänglich, und wenn Schiffe an andere Küſten wegen Schiffbruch oder Sturm verſchlagen werden, ſo müſſen ſie, ſo bald als möglich, und oft mit großen Koſten, die jedoch Se. Japaniſche Majeſtät trägt, hierher gebracht werden. — Die innere Stadt beſteht aus 26 Straßen und zählt 62 Tempel, unter denen der Suwatempel der berühmteſte iſt. Die Gaſſen ſind enge, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorſtädte verwieſen und dort wie Gefangene bewacht; die Holländer auf der Inſel oder Klippe Deſima, die Chineſen auf Jakujin am ſüdlichen Ende der Stadt. Der ſüdliche Theil von Nangaſaki, Mariam oder Kaſjimatz, d. i. Mädchenſtadt genannt, beſteht in mehreren Gaſſen und hat die ſchönſten Häuſer, die ſämmtlich von Unternehmern der öffentlichen Luſthäuſer bewohnt werden. Ihre Anſtalt wird nach der in Miako für die berühmteſte gehalten. Die Stadt wird von zwei Gouverneuren regiert, und iſt des Handels wegen ſehr lebhaft; doch ſollen hier die ſchlechteſten und zugleich theuerſten Waaren vorhanden ſeyn, wie ſie für den Ausländer gut genug ſeyn müſſen.

Sango, die Hauptſtadt des Fürſten von Fiſen, iſt groß und volkreich. Das hieſige Porzellan iſt berühmt; der Boden in der umliegenden Gegend fruchtbar. Dem Fürſten ſollen 10,000 Dörfer gehören.

III. Die Inſel Sikokf oder Xikoke iſt den Europäern faſt gänzlich unbekannt. Die Hauptſtadt ſoll Awa heißen. Der Graf Benjowsky lief in den Haven Tuſa auf der Inſel Sikokf ein, mußte ſich aber bald wieder entfernen, da er hier nicht landen durfte.

IV. Unter den kleinen unzählbaren Inſeln bemerken wir nur die Gotto = Inſeln, die Inſel Firando, mit dem Titel eines Königreichs, und die Inſeln Iki, Oki, Sado und Awadſi, die insgeſammt wenig bekannt ſind.

Aſien.

Achtzehnte Abtheilung.

Beſchreibung der einzelnen Länder.

E. Oſt-Aſien.

Inſel Jeſſo. Halbinſel Sagalien. Litteratur zur Kunde von Aſien.

Oſt = Aſien.

Inſel Jeſſo und Halbinſel Sagalien.

Die Oſtküſte von Aſien mit den ihr gegen über liegenden Inſeln, iſt erſt in neueren Zeiten den Europäern näher bekannt geworden. Der unglückliche La Perouſe, der Engländer Broughton und der erſte Ruſſiſche Weltumſegler Herr von Kruſenſtern, haben ſich um die Geographie dieſer entfernten Weltgegenden verdient gemacht und das Dunkel aufgehellt, das ſie bisher verhüllte. Am äußerſten Ende der alten Welt, von einem ſtürmiſchen Nebelmeer umfloſſen und zum Theil unbewohnt, waren dieſe Länder von dem kultivirten Theil der Erde entfernter und in einem höheren Grade abgeſchnitten, als Neuholland, deſſen nördliche Küſten den reichen Gewürzinſeln ſo nahe liegen. Es gehörte der Muth enthuſiaſtiſch den Wiſſenſchaften ergebener, Seefahrer, es gehörte eine, die neuere Zeit auszeichnende, liberale Geſinnung der Regierungen, welche auch im Gebiete der Wiſſenſchaften Eroberungen machen wollten, es gehörte ein hellſehendes Zeitalter dazu, Unternehmungen zu begünſtigen, die keinen andern Zweck hatten, als die Erdkunde zu bereichern.

Die Exiſtenz der Inſel Jeſſo, des Landes Sagalien und der ſüdlichen Kurilen, war zwar den Europäern ſchon ſeit dem 17ten Jahrhundert bekannt; der Jeſuit Hieronymus de Angelis, oder Père des Anges,

wie ihn die Franzoſen nennen, war der erſte Europäer, welcher im Jahre 1620 nach Jeſſo kam. Drei und zwanzig Jahr ſpäter, beſuchten die Holländer, unter Vries, gleichfalls die Küſten der Inſel; aber es fehlte viel, daß die Gränzen dieſer Länder, ihre aſtronomiſche Lage, ja ſelbſt der Zuſammenhang der ſie umgebenden Meere mit einiger Zuverläſſigkeit hätte angegeben werden können. Erſt den eben genannten Männern, die den drei gegenwätig mächtigſten Nationen Europa's angehören, iſt es gelungen, die Straßen zwiſchen Jeſſo und Sagalien zu befahren und die Gränzen der ſogenannten Katariſchen Meerenge dergeſtalt zu beſtimmen, daß dieſelbe ein großer Golf ſey und keinen Ausfluß in das Ochotskoi'ſche Meer habe. Das Innere jener Länder, iſt deſſen ungeachtet noch völlige terra incognita. Ein kurzer Ueberblick der Entdeckungsgeſchichte, wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Im Jahre 1643 *) gab die Holländiſch-Oſtindiſche Compagnie den Befehl, daß von Indien aus zwei Schiffe nach Norden geſandt werden ſollten, um die Straße von Japan nordwärts zu unterſuchen, und ſelbſt bis nach Nord-Amerika vorzudringen, um dort einen Durchgang zu ſuchen. In Folge dieſes Befehls ſegelte das Schiff Caſtricum unter Commando des Capitain Vries und das Schiff Breskes unter dem Capitain Sharp von der Inſel Ternate ab. Beide Schiffe wurden an der Oſtküſte von Japan durch einen Sturm bald getrennt **). Der Breskes ſegelte durch die Straße Sangar, welche die Inſel Jeſſo von Nipon trennt. Dieß ſoll unter 41° 50′ N. Br. und 148° 0′ O. L. von

*) S. Forſters Reiſen nach dem Norden.

**) S. Entdeckungen der Ruſſen, herausgegeben von Müller, Th. I. S. 362.

Greenwich geſchehen ſeyn. Die Breite ſtimmt mit der Angabe Broughton's, der gleichfalls durch dieſe Straße ſegelte, ziemlich überein; in der Länge aber findet ein Unterſchied von 8° ſtatt, indem ſowohl nach den Beobachtungen des genannten Engländers, als auch nach jenen des Herrn von Kruſenſtern, der weſtliche Eingang der Straße bei 140° O. L. von Greenwich liegt und die ganze Länge der Straße noch nicht zwei Grade beträgt. Der Capitain Scharp ſchätzte alſo ihre Lage um mehr als 90 teutſche Meilen zu weit öſtlich. In der Höhe von 43° 4′ N. Br. 43° 45′ ferner 44° 4′ und 44° 12′ ſahen die Holländer zu verſchiedenen Malen Land. Das andere Schiff Caſtricum, ſegelte gleichfalls an der ſüdöſtlichen Küſte von Jeſſo, und fuhr, zwiſchen den ſüdlichen Kurilen, durch die, nach dem Commandanten ſogenannte Vrießſtraße. Auch Sagalien wurde vom Capitain Vries beſucht, und namentlich entdeckte er die Bai Aniwa und den Golf Patience. Die Holländer ſchloſſen aus dieſen Reiſen, daß die verſchiedenen Küſten einem zuſammenhängenden Lande angehören müßten. Die Ruſſen kamen unter Spangberg 1739 nach Jeſſo und bereicherten die Geographie dieſer Gegenden, gaben aber auch, ſo wie ſpäter Laxman (im Jahre 1792), durch die Nachrichten, die von den Japanern erhalten waren, zu neuen Irrthümern Anlaß. Es ſcheint nämlich, daß die verſchiedenen Namen, die ſie von den Eingebornen und Japanern erfuhren, die Idee erzeugten, als wären hier verſchiedene Inſeln zu finden. Japaniſche Charten, die man ſich zu verſchaffen wußte, gaben dieſer Idee neue Nahrung und ſo entſtanden aus der einzigen Inſel Jeſſo die verſchiedenen Inſeln Matſumai, Chica, Karafuto, Atkis u. ſ. w. Bei dem Schwankenden der älteren Angaben, kann man ſich nicht darüber wundern, daß jeder, der eine Beſchreibung dieſer Weltgegend oder eine Charte derſelben liefern wollte, nach

eigenem Gutdünken hier Inſeln und Meerengen ſchuf. Man darf nur die älteren Charten anſehen, um ſich davon zu überzeugen. Noch auf der Charte zu Cooks dritter Reiſe beſteht Jeſſo aus mehreren Inſeln, welche durch die eingebildete Straße Teſſo von dem feſten Lande getrennt werden; über dieſe Straße öffnet ſich das Meer, und Sagalien liegt weit entfernt von Jeſſo hoch im Norden. Daher bemerkt der treffliche Buache von dem Lande Jeſſo, es ſey von Oſten nach Süden transportirt, dann nach Weſten und endlich nach Norden verſetzt worden. Nicht beſſer gieng es mit Sagalien, und noch in neueren Werken, ſelbſt, nachdem die Reiſen von La Perouſe und Broughton bekannt geworden ſind, haben die Geographen von ihren alten Irrthümern nicht laſſen wollen. So wird in einem, im Jahre 1810 gedruckten, geographiſchen Buche *), Sagalien noch als eine Inſel angeführt, da doch aus Broughton's Reiſe, die bereits im Jahre 1805 ins Teutſche überſetzt wurde, es hätte hinlänglich bekannt ſeyn können, daß das ſogenannte Katariſche **) Meer, das Sagalien von dem Lande der Tunguſen oder Mantſchu trennt, nur ein Buſen und kein Canal ſey; denn Broughton's Unterſuchungen haben es unläugbar bewieſen, daß hier kein Ausgang ins Ochotzkſche Meer, den ſchon La Perouſe vergebens ſuchte, zu finden iſt. Um nicht zu neuen Irrthümern Anlaß zu geben, wollen wir genau die Küſten angeben, welche in neueren Zeiten befahren wurden.

La Perouſe ſegelte im Jahre 1787 durch die Straße

*) Zimmermann's Taſchenbuch der Reiſen.

**) Es wohnen keine Tataren, ſondern Mantſchu, ein von dem Katariſchen durchaus verſchiedener Menſchenſtamm, an der Oſtküſte von Aſien, daher der Name ſehr unſchicklich iſt; wir ſchlagen dafür die Benennung: Tunguſiſcher Meerbuſen vor.

von Korea, hielt ſich an der Küſte dieſer Halbinſel faſt bis 38° N. Br., richtete dann ſeinen Lauf gegen die Südweſt-Spitze von Nipon*), entdeckte die kleine Inſel Dagelet, ſah Cap Noto, welches ungefähr in der Mitte von Nipon, auf der dem feſten Lande zugekehrten, noch ziemlich unbekannten Küſte, liegt. Von hier nahm La Perouſe ſeinen Lauf nach Nordweſt und erreichte das feſte Land an der Gränze zwiſchen Korea und dem Lande der Mantſchu; er folgte dem Laufe der Küſte bis zu 47° 40′ N. Br., ſteuerte dann gegen Süd-Oſt, erreichte den ſüdlichen Theil von Sagalien, in 47° 49′, verfolgte die weſtliche Küſte dieſer Halbinſel, die damals noch für eine Inſel gehalten wurde, bis zu 51° 54′, und ließ durch Herrn von Vaujuas, einen Officier ſeiner Escadre, den Ausgang aus dem Tatariſchen Meer unterſuchen. Vaujuas fand hier nur Sandbänke und konnte nicht weiter vordringen; daher hielt es La Perouſe für wahrſcheinlich, daß kein Ausgang ins Ochotzk'ſche Meer exiſtire; wenigſtens hatte er ſich überzeugt, daß er von größeren Schiffen nicht befahren werden könne**). Hierauf gieng er ſüdlich an der Küſte der Mantſchurei, landete in der Bai Caſtries, deren Bewohner ſich Orotchys nennen und vom Lachsfang leben, ſteuerte dann gegen die Südſpitze von Sagalien, entdeckte die Straße zwiſchen Jeſſo und Sagalien, die jetzt mit Recht ſeinen Namen führt. Nachdem er die Bai Aniwa im Süden von Sagalien berührt hatte, ſegelte er in nordöſtlicher Richtung gegen die Kurilen, zwiſchen welche er

*) Der Capitain King, der Nachfolger des großen Cook, hatte die Nordſpitze, Cap Nabo oder Nambu niedergelgt und die Oſtküſte von Japan befahren.

**) „Mit der Zeit, ſagt La Perouſe, wird ohne Zweifel die Bank ſich über das Meer erheben und Sagalien mit dem feſten Lande verbinden.“

nach die Straſſe der Buſſele, zwiſchen Compagnie-Eiland und Marican, nach der Halbinſel Kamtſchatka ſegelte.

Der Engländer Broughton beſchiffte die ganze öſtliche Küſte des feſten Landes von Aſien, vom Haven Tſchoſan in Korea bis 52° 2′ N. Br., wo er die Verbindung der Mantſchurei mit Sagalien außer Zweifel ſetzte, indem er hier eine geſchloſſene Bai im Norden des Tunguſiſchen Meerbuſens fand. Sodann ſteuerte er ſüdlich längs der ganzen Weſtküſte von Sagalien und dem größten Theil der Weſtküſte von Jeſſo, ging durch die Straße Sangar, zwiſchen Nipon und Jeſſo, fuhr um die Spitze Eſane oder Eſarnie, unterſuchte die Vulkansbai an der Südküſte von Jeſſo, dublirte die Südoſtſpitze dieſer Inſel, und ſegelte längs der Südoſtküſte derſelben bis zu den Kurilen, zwiſchen welchen*) er durchgieng, und an der Nordſeite derſelben bis nach Merikan kam, von wo er durch den Canal der Bouſſole nach der Oſtküſte von Japan zurückkehrte**).

Durch Herrn von Kruſenſtern iſt endlich die Kunde dieſer Gegenden in ihren äußeren Umriſſen vollendet worden. Er gieng von Nangaſaki in Japan durch die Straße von Korea, ſchiffte mitten durch das Japaniſche Meer, weil er, der eiferſüchtigen Politik der Japaner wegen, ſeinen Plan, die nördliche und weſtliche Küſte von Nipon zu unterſuchen, aufgeben mußte, berührte jedoch im 39° 40, dieſe Küſte und legte den größten Theil derſelben, bis zum Eingange der Straße von Sangar, in

*) Wahrſcheinlich zwiſchen Kunachir und Tſchikotan.

**) Wir haben hier der Kürze wegen, nur die Küſten angezeigt, die Broughton beſuchte, ohne ſeinen Cours der Ordnung nach zu verfolgen; denn er war zweimal an der Südküſte von Jeſſo.

ſeinen Charten nieder. Hierauf ſegelte er längs der ganzen weſtlichen Küſte von Jeſſo, die er genauer als Broughton unterſuchte, gieng durch die Straße La Perouſe, zur Aniwa-Bai, nahm dieſelbe auf, umſchiffte das Cap Aniwa, verfolgte in nördlicher Richtung die Oſtküſte von Sagalien bis zur Patience-Bai und gieng von hier mitten durch die Kurilen nach Kamtſchatka. Er kehrte bald wieder nach Sagalien zurück und verfolgte von der Oſtſpitze der Patience-Bai, nördlich hinaufſegelnd, die Oſtſeite von Sagalien, die er bis zur Nordſpitze, Cap Eliſabeth, niederlegte. Herr von Kruſenſtern umſchiffte dieſes Cap, fand an der Nordſeite von Sagalien eine anſehnliche Bai, die Nord-Bai, deren weſtliche, gegen das feſte Land zu liegende, Spitze er Cap Maria *) nannte. Hierauf unterſuchte er die weſtliche Küſte des nördlichen Theils von Sagalien bis 53° 26′ N. Br., wo er zwiſchen der Küſte von Aſien und Sagalien ſüßes Waſſer fand, welches wahrſcheinlich durch den Ausfluß des Amur, der ſich hier ins Meer ergießen ſoll, verurſacht wird. Zwiſchen dieſem Theil von Sagalien (nämlich 53° 26′, bis wohin Herr von Kruſenſtern von Norden nach Süden vordrang,) und der nördlichen Küſte des Tatariſchen Meeres, die Broughton bei 52° 2′ entdeckte, findet alſo ein Raum von etwa 25 geographiſchen Meilen ſtatt, in welchem die Landenge liegt, welche Saglien mit dem feſten Lande verbindet. Die Breite dieſer Landenge läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, weil der Ausfluß der Amur nicht bekannt, wenigſtens nicht aſtronomiſch beſtimmt iſt.

Da wir vorausſetzen können, daß dieſe Reiſe des Hrn. von Kruſenſtern in Jedermanns Händen, oder doch

*) Cap Eliſabeth und Cap Maria erhielten dieſe Namen zur Ehre der beiden Kaiſerinnen von Rußland.

leicht zu haben iſt, ſo laden wir unſere Leſer ein, die Charte zur Hand zu nehmen, die der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes derſelben in der Berliner Ausgabe beigefügt iſt, und damit unſere Skizze der Entdeckungsgeſchichte dieſer Länder zu vergleichen. Sie werden dadurch in Stand geſetzt ſeyn, ſich einen deutlichen Begriff von dem Umfange unſerer Kenntniß einer wenig bekannten Himmelsgegend zu machen. Wir wollen jetzt in Kürze, die wir uns zum Geſetz machen müſſen, die Länder und ihre Bewohner, nach La Perouſe, Broughton und Kruſenſtern zu charakteriſiren verſuchen.

I. Die Inſel Jeſſo liegt zwiſchen 41° 25′ und 45° 30′ N. Br. und 139° 30′ und 147° O. L. von Greenwich *). Sie wird im Süden durch die Meerenge von Sangar, von Nipon; durch die Straße La Perouſe im Norden von Sagalien, und durch eine andere Straße, (die wir in Ermangelung eines anderen Namens Broughton-Straße nennen wollen, weil dieſer Seefahrer ſie befuhr,) von der ſüdlichſten Inſel der Kurilen getrennt. Weſtlich begränzt das Japaniſche, nordöſtlich das Sagaliſche Meer, und ſüdöſtlich der große Ocean die Inſel Jeſſo. Sie iſt von Weſten nach Oſten etwa 100 geographiſche Meilen lang und in der Richtung von der Nordweſtſpitze, Cap Romanzoff, bis zur Südoſtſpitze, etwa 60 ſolcher Meilen breit. Die Inſel hat wegen mehrerere Golfe, die ſich zum Theil tief ins Land hinein erſtrecken, eine ſehr unregelmäßige Form; **) daher

*) Obige Angabe iſt auf Kruſenſtern's Charte geſtützt. Broughton ſetzt die Inſel zwiſchen 41° 49′ und 44° 30′ N. Br. und von 140° 30′ bis 146° 22′ O. L.

**) Die angeführte, aus dem Kruſenſtern'ſchen Atlas von Sotzmann reduzirte Charte, giebt kein ganz treues Bild der Inſel, weil die Mercatorſche Projection mit wachſenden Breitengraden beibehalten iſt; eine Projection, die bekannt-

auch die Schätzung ihres Flächengehaltes ſchwierig iſt; doch glauben wir keinen ſehr großen Irrthum zu begehen, wenn wir ſolchen auf 1500 Quadratmeilen annehmen.

Jeſſo iſt von hohen, zum Theil Schneegebirgen, wie es ſcheint nach verſchiedenen Richtungen durchzogen; auch haben die Seefahrer verſchiedene Vulkane auf derſelben bemerkt. An der Südküſte, die von Broughton beſchifft wurde, fanden die Engländer in der Vulkansbai, drei Vulkane.

Das Land erhebt ſich hier von dem Ufer an allmählich in verſchiedenen Teraſſen, die mit Holz beſetzt ſind, bis zu einer beträchtlichen Höhe und gewährt eine gefällige Anſicht *). Hier liegt der von den Eingebornen ſogenannte Haven Endermo, 42° 33′ 11″ N. Br.; 140° 50′ 32″ O. L. von Greenwich **), der einen vollkommenen Schutz gegen alle Winde gewährt. Der Boden iſt gut und die Vegetation üppig. Broughton verſichert, er hätte wenig Länder geſehen, die einen ſchönern Anblick gewährten, als die nördliche Seite der Vulkans-Bai. In den Wäldern giebt es Ulmen, Eichen, Aeſchen Birken, Buchen, Linden und überhaupt die meiſten in Europa wildwachſenden Bäume ***). Von Säugethieren, ſahen die Engländer nur Pferde, Hunde, Hirſche, Bären, Füchſe und Kaninchen; die Kleidungen der Ein-

lich für Seefahrer bequemer iſt, aber der bildlichen Anſicht gewöhnlicher Leſer weniger zu Hülfe kommt.

*) S. Broughton's Reiſe überſetzt von Ehrmann, S. 84.

**) Broughton a. a. O. In einer andern Stelle der Reiſebeſchreibung giebt Broughton die geograohiſche Lage von Endermo folgendermaßen an: 42° 19′ 29″ N. Br. und 141° 7′ 36″ O. L.

***) An den Küſten des Tunguſenlandes fand La Perouſe eine ähnliche Vegetation.

gebornen aber ſchienen zu beweiſen, daß dem Lande auch verſchiedene andere Arten von Pelzwerk nicht fehlen. Von Vögelarten bemerkten ſie: Adler, Krähen, Tauben, wilde Gänſe, Enten, Seeraben, Reiher, Strandläufer, Sandpfeifer, (Tringa hypoleucos) Rothgänſe ꝛc. Von Fiſchen werden mehrere Arten anführt, vornämlich Wallfiſche, Schildkröten, Meerſchweine, Stockfiſche, Schwerdfiſche, Sonnenfiſche, (Zeus faber) Seeſterne und viele Arten von Schalfiſchen.

Die Einwohner in der Gegend der Vulkans = Bai, welche ihr Land Jnſu nennen, ſcheinen eines Stammes mit den Bewohnern der Kurilen und von Sagalien zu ſeyn. Broughton giebt von ihnen folgende Beſchreibung: „Die Männer ſind klein und haben etwas auswärts gebogene Beine. Die Arme ſind verhältnißmäßig kurz. Ein dicker, großer gekräuſelter Bart bedeckt den größten Theil des Geſichts. Die Kopfhaare ſind ungemein buſchig, vorn an der Stirne und unter den Ohren kurz, hinten aber gerade geſchnitten. Jhre Körper waren faſt ganz mit langen ſchwarzen Haaren bedeckt, und dieß war ſelbſt der Fall bei einigen kleinen Kindern, welche die Engländer ſahen *). Die Weiber hatten ihr Haar rund um den Kopf her abgeſchnitten, doch trugen ſie es noch viel länger als die Männer. Oberhände und Stirne waren tatowirt, und dieß waren ſie auch um den Mund herum. Um den Hals hatten ſie Glaskorallen und anderen Schmuck gebunden. Die Kleidung der Männer beſteht in einem weiten, aus der inneren Rinde des Lindenbaumes gemachten Rocke, der bis auf die Knie herabreicht und in der Mitte durch einen Gürtel zuſammen gehalten wird, in welchem ſie eine Tabaksdoſe, eine Pfeiſe

*) S. Broughton a. a. O. S. 102. Wir werden weiter unten noch einmal auf das Behaartſeyn der Einwohner zurück kommen.

und ein Meſſer ſtecken haben. Einige von ihnen trugen ſilberne Ringe mit herabhängenden Korallen in den Ohren. Bei heißer Witterung tragen ſie nur ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden. Die Kleidung der Weiber iſt nicht ſehr von der der Männer verſchieden, ihre Röcke gehen bloß länger herunter, nämlich bis auf die Mitte der Beine. Einige ſind aus Seekalb- oder Hirſchhäuten gemacht und mit blauem Tuch verziert. Die Geſichtszüge der Weiber ſind angenehm, aber ſie werden ſehr durch die Art, wie ſie ihr Haar tragen, entſtellt. Ihr Betragen iſt beſcheiden, zurückhaltend und ihrem Geſchlechte anſtändig. Die Kinder gehen völlig nackend. Die Männer grüſſen auf die demüthigſte Weiſe, indem ſie ſich mit kreuzweiſe übereinander geſchlagenen Beinen auf die Erde ſetzen, ihre Hände ausſtrecken, dann ihre Bärte damit ſtreichen und ſich faſt bis zur Erde bücken.

Ihre Häuſer ſind von Holz gebaut, und die Wände ſowohl, als das Dach, von Rohr gemacht. In der Mitte befindet ſich die Feuerſtelle, und an jeder Ecke der Decke ſind kleine Oeffnungen angebracht, um den Rauch auszuführen. Ueber der Feuerſtelle ſind kupferne Pfannen, um darin zu kochen, aufgehängt, und ein kleines Gerüſte zum Trocknen der Fiſche und Körner. Ueber den Fußboden erhebt ſich ein Platfond, über welchen Thierfelle und Matten gedeckt ſind, worauf ſie ſchlafen. Ihre Wohnungen ſind im Allgemeinen von einer länglichen Form.

Ihre Hauptnahrung beſteht in getrockneten Fiſchen mit Seetang gekocht und mit ein wenig Oel vermiſcht, das ſie von der Leber des Sonnenfiſches (Zeus Faber) erhalten. Sie eſſen aber auch mehrere Früchte und Vegetabilien, als Trauben, Winterbeere (Prynos), die Frucht des Brombeerſtrauchs, und andere dergleichen Früchte, ſo wie auch Hirſe u. a. m. Bei den Dörfern hatten ſie

junge Bären und Adler in Behältern, wahrſcheinlich um ſie zu eſſen, weil Broughton ſie nicht bewegen konnte, ihm einige dieſer Thiere abzulaſſen. In der That ſcheint auch ihre Armuth ſo groß zu ſeyn, daß ſie nur wenig zu vertauſchen haben, denn ſelbſt Fiſche kann man ſich nur ſelten verſchaffen, ob ſie gleich unaufhörlich beſchäftiget ſind, dergleichen zu fangen. Wilde Trauben giebt es im Ueberfluſſe, auch eine Art von Knoblauch oder Schnittlauch (chives). Ihre Boote ſind meiſt von Tannenholz, mit einem aufgeſetzten Rande, der ihre Weite oben vermehrt, und, indem er vor= und rückwärts fortläuft, ihre beiden Enden ſpitzig macht. Sie ſind mit gedrehten Weiden zuſammen geheftet, und die Nähte oder Fugen mit Moos ausgeſtopft. Um ſie fort zu bewegen, bedienen ſie ſich der Ruder; aber ſtatt die beiden Ruder zugleich zu ziehen, bewegen ſie nur eines nach dem andern, weswegen die Boote in keiner geraden Linie gehen können.

Ihre Netze ſind von der zuſammen gedrehten Rinde des Lindenbaumes gemacht und mit Eichenrinde gefärbt, und ihre Angeln, Harpunen u. ſ. w. verſchaffen ihnen die Japaner. Das Ausbeſſern ihrer Boote und das Einſammeln und Trocknen des Seetang ſcheint ihre Hauptbeſchäftigung zu ſeyn. Von dem letzteren wird eine große Quantität nach Japan ausgeführt, wo es als Speiseartikel geſchätzt wird. Sie handeln auch mit Birkenrinde.

Die Beſchäftigung der Weiber beſteht in dem Weben von Tuch zu Kleidern und anderen nothwendigen häuslichen Bedürfniſſen. Das Tabakrauchen iſt für beide Geſchlechter ein Lieblingsvergnügen.

Dieſe Eingebornen von Inſu ſind den Japanern zinsbar und leben in einer großen Unterwürfigkeit; letztere wendeten Alles an, was ſie konnten, allen Verkehr zwiſchen den Engländern und ihnen zu verhüten, und trieben

ſie, ſo oft ſie ſich ſehen ließen, hinweg. Sie ſchienen eine höchſt gutmüthige, zu Beleidigungen unfähige Menſchenart zu ſeyn, und darum iſt jene Eiferſucht der Japaner um deſto unangenehmer, da ſie es durchaus unmöglich machte, die Sitten und Gebräuche derſelben kennen zu lernen, woran doch ſo viel gelegen war. Sie ſprechen langſam und furchtſam, und ihre Sprache enthält viele Japaniſche Worte. Außer einigen unbedeutenden Anpflanzungen von Indiſchem Korn und Hirse, ſah man keine Spur von Landescultur oder Feldbau, worüber man ſich um ſo mehr wundern muß, da ſie nur wenige Nahrungsmittel zu haben, und dieſe ſehr vom Zufalle abzuhängen ſcheinen, der Boden aber allerdings fähig iſt, Vegetabilien im Ueberfluſſe zu erzeugen, wie die den Japanern gehörigen Gärten beweiſen."

Die um Endermo herumliegende, Halbinſel iſt wenig bevölkert, und in dem Haven ſcheinen die Menſchen keine andere Beſchäftigung zu haben, als Fiſche zu fangen und Seetang (Fucus sacharinus) zu ſammeln. Beide Artikel beleben den Handel mit Nipon.

Indem Broughton die Südoſtküſte von Jeſſo verfolgte, ſah er verſchiedene kleine, zum Theil unfruchtbare felſigte Inſeln; die Küſte von Jeſſo zeigte bald thonigte ſteile Klippen, bald nackte Niederungen, dann wieder ſah man hohes Land liegen. Ob dieſe Küſte bewohnt war, ließ ſich bei den Nebeln, die das Meer bedeckten, nicht unterſcheiden.

An der Südweſtküſte von Jeſſo, am Eingange in die Straße Sangar, liegt die Stadt Matſumay, wie es ſcheint, der Hauptort der Japaniſchen Niederlaſſungen und vielleicht die einzige Stadt auf der Inſel, an einer Bai von ungefähr vier Seemeilen im Umfange, in 41° 32. N. Br. und 140° 4′ O. L. von Greenwich. Die

Stadt hat eine beträchtliche Größe, und iſt auf Japaniſche Art erbaut.

Dieſe Küſte *) bildet einen ſtarken Contraſt mit Japan. Selbſt in der Nähe der Stadt Matſumay wird man nirgends Pflanzungen und Kornfelder gewahr, wie ſie in Japan ſich allenthalben dem Auge darbieten, wo mit ihnen ſelbſt die Gipfel der Berge bedeckt ſind. Die nördliche Spitze von Japan allein hat einige Aehnlichkeit mit dieſer ihrer rauhen Nachbarin. Die nämliche Kette von Schneebergen, die von Süden nach Norden ganz Jeſſo durchſchneidet, ſieht man auch in derſelben Richtung im nordweſtlichen Theile von Japan. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe zwei Inſeln durch irgend eine gewaltſame Revolution von einander geriſſen ſind. Der Straße von Sangar faſt gegen über liegen die beiden Inſeln O-ſima **) und Ko-ſima ***), die nichts anders ſind als ſchwarze nackte Felſen von vulkaniſcher Natur; die erſte von 6 und die zweite von 10 Meilen im Umfange. Weiter nördlich liegt die Inſel Okoſir in 42° 9′ N. Br. und 139° 30′ O. L. von Greenwich, deren Breite 5 und deren Länge 11 Meilen betragen mag. Sie ſcheint unbewohnt, denn nirgends ſah man etwas anders als dicken Wald, mit welchem die Inſel von einem Ende bis zum andern bewachſen iſt. Bis zum 42ſten Breitengrade iſt die Küſte, die tief im Lande liegenden Schneeberge abgerechnet, ſehr gleichförmig, ohne tiefe Einſchnitte oder ſtarke Hervorragungen. In der Bai Kutuſoff in 42° 38′ N. Br. vermuthet Herr von Kruſenſtern einen

*) S. Kruſenſtern's Reiſe. 2r Thl. 2. Abth. Berliner Ausgabe. S. 43.

**) In 41° 31′ 30″ N. Br. und 139° 20′ 15″ O. L. von Greenwich.

***) In 41° 21, 30,′ N. Br. und 139° 46′ O. L. v. Gr.

guten Haven. Eine zweite große Bai, Bai Suchtelen liegt nördlich derſelben, und deren nördliche Spitze in 42° 57′ N. Br. Von Cap Okamuy, in 43° 11′ N. Br. und 140° 24′ 30″ nimmt das Land plötzlich eine ſüdöſtliche Richtung und bildet hier einen großen Meerbuſen, Golf Strogonoff. Sowohl die nordöſtlichen, als die ſüdweſtlichen Küſten dieſes Golfs beſtehen aus Bergen, die, als die Ruſſen hier im Monat Mai vorbei ſegelten, zwar noch mit Schnee bedeckt, allein mit Bäumen vom mäßigem Wuchs bewachſen waren. Die hohe Bergkette, welche tiefer im Lande liegt, iſt vielleicht nie von Schnee entblößt. Zwiſchen den niedrigen Bergen, die zunächſt am Ufer liegen, waren nur wenige Vertiefungen. Nirgend konnte man eine Spur von Cultur gewahr werden, obgleich dieſe Gegend nicht unbewohnt iſt. Herr von Kruſenſtern glaubt, daß ſich ein großer Fluß in dieſe Bai ergieße. Der nördliche Theil von Jeſſo, von der Weſtküſte angeſehen, hat viel Vorzüge vor dem ſüdlichen. Das Land iſt, bis auf eine ziemliche Entfernung vom Meere, wo Schneeberge anfangen, niedrig, mit Holz bewachſen, und der Cultur, dem Anſchein nach, nicht unfähig. Nirgends konnte man eine Spur von Wohnung gewahr werden, die nördliche Spitze ausgenommen, in deren Nähe die Ruſſen einige Fiſcherhütten ſahen. An dem Nordende von Jeſſo landete Herr von Kruſenſtern in einer Bai, die er Bai Romanzoff nannte, und war nicht wenig erſtaunt, in einem ſo ſüdlichen Lande *) in der Hälfte des Mai's, ſo wenig Kennzeichen des Frühlings zu finden. An mehreren Stellen lag tiefer Schnee; die Bäume waren noch nicht belaubt, und, etwas wilden Lauch und Sauerrampfer ausgenommen, ſah man nichts Grünes. Die Bewohner beſtanden theils aus Eingebornen, Aino's genannt, die ein Volk mit den

*) Im 45ſten Grade der Breite.

haarigen Kurilen ſind, theils aus Japaniſchen Kaufleuten, über welche ein Japaniſcher Officier die Aufſicht führte. Die Aino's ernähren ſich vom Fiſchfang, und der ganze Handel, den ſie mit den Japanern treiben, ſcheint in getrockneten Fiſchen und in einigen groben Gattungen von Rauchwerk, als Fuchs- und Wolfsbälgen zu beſtehen, wofür ſie Pfeifen, Tabak und Hausgeräthſchaften eintauſchen.

Die nordöſtliche Küſte von Jeſſo iſt in neueren Zeiten nicht unterſucht worden und bietet daher den Seefahrern noch Gelegenheit zu Entdeckungen dar.

II. Die Halbinſel Sagalien oder Sachalin hat, wie Jeſſo, auf den Charten der Europäer verſchiedene Schickſale gehabt und iſt auch mit verſchiedenen Namen belegt worden, die zur Verwirrung der Geographie vielfältig Gelegenheit gegeben haben. Oku-Jeſſo, Tſchoka, Karafuto, Sagalien u. ſ. w. ſind Benennungen, die, wie wir jetzt wiſſen, nur einem Lande gemeinſchaftlich angehören. Die Halbinſel erſtreckt ſich von der Südſpitze, Cap Crillon, in 45° 54′ 15″ N. Br. bis zur Nordſpitze, Cap Eliſabeth, in 54° 24′ 30″ N. Br. und iſt folglich über 127 geographiſche Meilen lang. Die Breite iſt ſehr verſchieden von 7 bis 24 ſolcher Meilen, zwiſchen 142° und 145° O. L. von Greenwich. Das Land hat eine unregelmäßige Gewalt. Von der großen Bai Patience, faſt in der Mitte der Inſel zieht ſich öſtlich eine Spitze, als eine kleine Halbinſel in den Ocean, während im Weſten der Bai, zwiſchen ihr und dem Tunguſiſchen Meerbuſen, ſich das Land gegen Süden herabzieht, allmälich ſchmäler, dann wieder breiter wird, und zuletzt in zwei Spitzen ausläuft, die eine anſehnliche Bai, die Aniwa-Bai begränzen. Im Norden der Patience-Bai hat es ſeine größte Breite, läuft dann, allmälich ſich gegen Norden verengend, bis zur Parallele, wo es mit dem feſten Lande zuſammenhängt. In dem nördlichſten

Theile von dem muthmaßlichen Ausfluß der Amur bildet es eine eigene Halbinſel, die, wie in Süden, in zwei Spitzen ausläuft und durch die Nord-Bai begränzt wird.

Sagalien iſt, wie Jeſſo, ein gebirgigtes Land, ſcheint aber, obgleich bei weitem nördlicher, fruchtbarer zu ſeyn; nur findet man hier, wie dort keine Spur von Ackerbau. La Perouſe, der an der Weſtküſte landete, bemerkte eine ziemlich üppige Vegetation. „Unſere Botaniker, ſagt er, ſammelten viel ſeltene Pflanzen, und die Mineralogen mehrere Kryſtalle, Spath und dergleichen, aber nichts, das Metall angezeigt hätte. Doch kannten die Bewohner die Metalle, zogen das Silber dem Kupfer, das Kupfer dem Eiſen vor ꝛc. Das Land war reich an Wäldern. Von den gutmüthigen, verſtändigen, wiewohl armen Bewohnern entwirft dieſer Seefahrer ein ziemlich reizendes Bild. Obgleich die Franzoſen kein Wort von der Landesſprache verſtanden, ſo begriffen die Eingebornen doch unglaublich ſchnell alles, was die Fremden wiſſen wollten und ihnen durch Zeichen zu verſtehen gaben. La Perouſe wünſchte, daß ſie ihm ihr Land und das gegenüberſtehende der Mantſchu abbilden möchten. Sogleich erhob ſich ein Greis, der mit ſeiner Pike die Küſte der Mantſchurei, von Norden nach Süden laufend, in den Sand zeichnete; dann zog er in gleicher Richtung eine andere Linie, und legte dabei die Hand auf die Bruſt, um anzuzeigen, daß dieſe ſein Land vorſtelle. Zwiſchen dem feſten Lande und Sagalien hatte er eine Meerenge gelaſſen, zeigte dann auf die Schiffe der Franzoſen und machte eine Bewegung, die andeutete, daß man hindurchſegeln könne. Im Süden von Sagalien hatte er eine andere Meerenge gezeichnet, und gab zu verſtehen, daß auch hier ein Ausweg für die Schiffe ſey. Ein anderer bemerkte, daß die Figuren im Sande nicht Stand hielten; da er zugleich ſah, daß die Franzoſen Papier und Bleiſtift in Händen hat-

ten worauf ſie zeichneten; ſo nahm er das Papier und den Stift und entwarf ein Bild ſeiner Inſel, die er deutlich Tſchoka und Sagalien nannte; er bezeichnete durch einen Strich den kleinen Fluß, an deſſen Ufer man ſich eben befand, und den er ungefähr in zwei Drittel der Länge von Sagalien, von Norden nach Süden, ſetzte. Darauf zeichnete er das Land der Mantſchu, ließ, wie der vorige, einen Ausweg aus dem Kanal und deutete durch einen Strich, etwas ſüdlich von der Nordſpitze ſeiner Inſel, die Mündung eines großen Fluſſes an, den er Sagalien *) nannte. Zugleich gab er durch 7 Striche die Anzahl der Tage zu erkennen, die man brauche, um mit einem Kahn bis zu dieſer Mündung zu kommen. Er gab zu verſtehen, daß ſie den Nankin, worin ſie gekleidet wären, und andere Waaren, von den Leuten erhielten, welche an der Mündung dieſes Fluſſes wohnen. — Die Franzoſen wollten wiſſen, ob der Kanal zwiſchen Tſchoka und dem Lande der Mantſchu breit ſey, und ſogleich begriff ſie der Sagalier. Er hielt ſeine Hände in perpendikulärer und paralleler Richtung neben einander, und gab zu verſtehen, daß er die Breite des kleinen Fluſſes, an dem ſie ſich befanden, vorſtelle; ſodann entfernte er die Hände, und bedeutete, daß dieſe zweite Breite den großen Fluß Sagalien andeute; endlich entfernte er ſeine Hände noch mehr, um ſo die verhältnißmäßige Weite des Kanals anzuzeigen.

LaPerouſe führt mehrere Beiſpiele von dem Verſtande und der leichten Faſſungskraft dieſer Menſchen an. Dabei bewieſen ſie eine hohe Achtung für die Rechte des Eigenthums, berührten nicht einmal die Fiſche, welche die Franzoſen gefangen hatten, und zeigten in ihrem Anſehen, wie in ihrem ganzen Betragen ſich als durchaus

*) Der Amur iſt ſchon früher auch unter dieſem Namen bekannt.

rechtliche, wohlwollende und verſtändige Menſchen. „Unſtreitig, ſagt La Perouſe, hat die unterrichtete Klaſſe der Europäer, einen großen Vorzug vor den Sagaliern; aber der gemeine Mann in Europa ſteht ihnen an Bildung und Betragen weit nach.“ Die Künſte, die Zeuge der Europäer zogen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; ſie betrachteten die Zeuge von allen Seiten, und unterredeten ſich ſehr lebhaft unter einander, offenbar über die Art, wie ſie gemacht waren. Sie haben einen Weberſtuhl, auf welchem ſie gute Leinwand aus Weidenrinde machen. Ob ſie irgend eine bürgerliche Verfaſſung unter ſich eingeführt haben, konnte man in der kurzen Zeit nicht entdecken; wohl aber bemerkte man Achtung für das Alter und ſehr ſanfte Sitten.

Die Bewohner dieſer Küſte ſind im Allgemeinen gut gewachſen und ſtark und am Körper auffallend behaart. Ihre Phyſionomie iſt nicht unangenehm. Selten ſind ſie über fünf Fuß lang. Oel und Fiſche ſcheinen, nebſt Thierfellen, ihr größter Reichthum zu ſeyn. Sie laſſen, wie die Chineſen, ihre Nägel wachſen, grüſſen wie dieſe, und eſſen auch ſo mit kleinen Stäbchen. Die Chineſen, die am Bord des Franzöſiſchen Schiffes waren, verſtanden übrigens kein Wort von der Sprache dieſer Leute. Seltſam genug aber hatten einige Worte, welche die Franzoſen erlernten, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Engliſchen. So nannten ſie ein Schiff: Ship; zwei: tou; drei: tri.

Herr von Kruſenſtern, welcher den ſüdlichen Theil und die Oſtküſte von Sagalien beſuchte, ſtimmt vollkommen mit La Perouſe in dem Lobe der Eingebornen überein. Wir wollen einige Stellen aus ſeiner Reiſebeſchreibung anführen.

Sagalien entwickelte unter dem 49ſten Breitengrade weit ſchönere Anſichten, als die ſüdliche Küſte gezeigt hatte,

wo man nur Schneegebirge ſah. Selbſt das einfache Grün, mit welchem die in mittelmäßiger Höhe an den Ufern angereiheten Berge bedeckt waren, entlockte den Ruſſiſchen Seefahrern die lebhafteſten Lobſprüche der Schönheiten von Sagalien. Die Bäume hatten keinen hohen Wuchs und näher an den Ufern ſah man kurzes Geſträuch. An mehreren Stellen bemerkte man Einſchnitte, in denen ſich kleine Bäche zu ergießen ſchienen, und welche zur Anſiedelung und Bewohnung eine bequeme Lage verſprachen; nirgend aber wurde man auch nur die geringſte Spur von menſchlichen Weſen gewahr. Weiter nördlich waren die Küſten häufig in dichten Nebel verhüllt. Zwiſchen dem 51ſten und 52ſten Breitengrade ſcheint das ganze Land nur aus Sanddünen zu beſtehen. Die Oſtküſte iſt hier jedoch mit Waldungen bedeckt. Ueber 54° hinaus nach Norden erheben ſich wieder die Gebirge, und die Küſte beſteht aus einer ſich faſt gleichen Maſſe von Granitfelſen von ſchwarzer Farbe mit weißen Flecken. Es zeigten ſich Spuren, daß ſie bewohnt ſey. Im äußerſten Norden, in 54° 15′ N. Br., fand Herr von Kruſenſtern eine reizende Gegend in einer Bai, wo er eine Mantſchu-Colonie entdeckte. Die Gegend war vorzüglich reizend. Ueberall ſah man das treflichſte Gras vom üppigſten Wuchſe und die herumliegenden Anhöhen und Berge waren mit den ſchönſten Fichtenwaldungen beſetzt. Ein großer Landſee, in welchen ſich mehrere kleine Bäche ergießen, lag in der Nähe. Der Ort ſchien zu einem Etabliſſement für Europäer ſehr geſchickt, um ſo mehr, da auch der Ackerbau mit gutem Erfolg getrieben werden könnte.

In dem ſüdlichen Theil von Sagalien haben die Japaner einige Etabliſſements angelegt. Die Eingebornen heißen wie die Bewohner von Jeſſo, Aino; ihr Wuchs, ihre Kleidung, ihre Geſichtsbildung und ihre Sprache, beweiſen, daß beide zu einem Volke gehören. Es muß dieſes das nämliche Volk ſeyn, welches man ſeit

Spangberg's Zeiten Kurilen, und zwar haarige Kurilen genannt hat.

Die Aino's ſind von mittlerem, faſt ganz gleichem Wuchſe, der höchſtens 5 Fuß, 2 bis 4 Zoll beträgt, von dunkler, beinahe ſchwarzer Geſichtsfarbe, mit einem ſtarken buſchichten Bart, ſchwarzem ſtruppigen Haar, welches ſchlicht herunterhängt, und ihnen, wenn man den Bart ausnimmt, eine Aehnlichkeit mit den Kamtſchadalen gibt; nur ſind ihre Geſichtszüge weit regelmäßiger. Die Weiber ſind ziemlich häßlich. Die nicht minder dunkle Farbe derſelben, kohlſchwarzes, gerade ins Geſicht gekämmtes Haar, blaugefärbte Lippen, und tatuirte Hände, geben ihnen wenig Anſprüche auf Liebenswürdigkeit. Indeſſen ſind ſie im hohen Grade ſittſam.

Das Charakteriſtiſche eines Aino iſt die Herzensgüte, die auf ſeinem Geſicht mit unverkennbaren Zügen dargeſtellt iſt. Ihre Mienen, ſelbſt ihre Geberden verrathen etwas einfach Edles. Raubſucht iſt ihnen ganz fremd. Ihre Kleidung beſteht aus Fellen von zahmen Hunden und Seehunden. Selbſt die Weiber waren durchgehends in Seehundsfelle eingehüllt. Auch tragen ſie Zeuge aus Baumrinden gewebt. Mehrere vom männlichen Geſchlechte trugen Ohrgehänge, die entweder von Meſſing oder Silber waren *). Die Wohnungen ſind nicht ſehr feſt; ihre Geräthſchaften liefern ihnen die Japaner. Ihre Hauptnahrung und ihr Handel beſchränken ſich auf Fiſche, die hier in unglaublicher Menge angetroffen werden. Alle Aino's ſchienen einander gleich und von einer Regierungsform ſah man keine Anzeichen. Die Einigkeit und Stille, die bei ihnen überall herrſchen, erregen das günſtigſte Vorurtheil für ſie. Kein lautes Reden, kein unmäßiges Lachen, noch weniger ein Streit konnte im geringſten bemerkt werden.

*) La Perouſe bemerkte eine ähnliche Sitte an der Weſtküſte.

„Die ſeltenen Eigenſchaften, ſagt Herr von Kruſen-„ſtern, ſo wie die Gutmüthigkeit, mit der ſie uns auf-„nahmen, die Freude in allen ihren Geſichtern, wie ſie „ihre Matten für uns um den Feuerheerd herum ausbrei-„teten; noch mehr aber als alles dieß, ihre Beſcheiden-„heit, nie etwas zu fordern, und ſelbſt das ihnen Gegebene „mit einigem Zweifel anzunehmen; alle dieſe wirklich ſelte-„nen Eigenſchaften, die ſie keiner verfeinerten Cultur zu dan-„ken haben, ſondern welche nur das Gepräge ihres natürli-„chen Charakters ſind, machen, daß ich die Aino's für das „beſte von allen Völkern halte, die ich bis jetzt kenne."

Herr von Kruſenſtern ſetzt am Ende ſeiner Beſchreibung einigen Zweifel in das Behaartſeyn derſelben, weil er bei den meiſten, welche er ſah, nicht mehr Haare, als an einem Europäer bemerkte. Doch ſah er ſelbſt ein behaartes Kind. Sowohl La Perouſe als Broughton fanden dieſe Eigenſchaft auffallend bei den Bewohnern von Jeſſo und Sagalien.

Wahrſcheinlich werden beide Länder bald mit Ruſſiſchen Colonien beſetzt werden. Die Lage derſelben gibt ihnen große Vorzüge. Von hieraus kann ſich ein Handel mit Japan und China eröffnen, und von hieraus kann derſelbe am ſicherſten beſchützt werden. Wirft man einen Blick in die Zukunft und denkt ſich dieſe Länder cultivirt, ſo ſcheint es, als könne dann von hieraus ſich freilich — Krieg und ſein Gefolge das Elend, über China und Japan verbreiten; aber ſpäter muß auch für Oſtaſien ſich ein beſſeres Schickſal entwickeln, indem jene, ſich abſondernden Völker gezwungen werden, mit der übrigen Welt in Verbindung zu treten. Iſt im Süden Neuholland und im Norden Sagalien und Jeſſo für Europäiſche Cultur gewonnen; ſo dürften die beiden Staaten, die ſich dort bilden werden, ſich wahrſcheinlich in den Eroberungen begegnen, und vielleicht wird einſt ganz Aſien, wie Amerika, nur aus zwei Staaten beſtehen.

Literatur
zu der
Kunde von Aſien.
(Fortſetzung *))

I.
Süd-Aſien.

1. Hinduſtan und Decan.

A. Charten.

Carte des Indes et de la Chine par *Deliſle*.

Nouvelle Carte des Indes Orientales, par *Covens* et *Mortier*.

L'Empire du Grand Mogul par de *Wit*.

India orientalis. Nuremb. 1748. 2 Blätter.

Carte des Indes orientales dreſsées pour la Compagnie des Indes par *d' Anville* 1753. 2 Blätter.

*) Siehe den 1. Theil, oder Länder- und Völkerkunde 10ten Theil S. 499. AGE bedeutet Allg. Geogr. Ephemeriden; die römiſche Zahl zeigt den Band, die arabiſche Ziffer die Seitenzahl gedachter Zeitſchrift an.

The East-Indias with the roads therein by Th. Jefferys 2. Edit. 1768. 4 Bl.

Hindoostan by J. *Rennel* 1782, copied at Berlin by *Benjamin Glasbach*. 1785. 3 Bl.

Charte von Oſtindien, von Sotzmann. Berlin, 1785.

Iſt nach der ältern Ausgabe der Rennel'ſchen Charte entworfen.

A map of Hindostan, or the Mogul Empire from the latest Authorities. New augmented Edition, by J. *Rennel*. London, 1788. 4 Bl.

Mit dem dazu gehörigen: Memoir on a map of Hindoostan, 3. Edit. 1792.

Seit dieſer vortrefflichen Charte ſind alle ältern unnütz geworden und die neuern haben wenig mehr.

Grande Carte des Etats du Mogol, comprenant L'Indostan: le Bengale etc. p. J. *Rennel*, traduite de *l' Anglais* par *Dezauche*. Paris, 4 Bl.

Neueſte Charte von Oſtindien oder Hindoſtan, Bengalen ꝛc. nach J. Rennel, herausgegeben von F. A. Schrämbl. Wien, 1788. 4 Bl.

Vorderindien oder Hindoſtan, auch Oſtindien dieſſeits des Ganges, nach J. Rennel, von Canzler. 1798.

Hind. Hindoostan or India by *Delarochette*. London, Faden. 1788.

The peninsula of India from the 19. degree of North Latitude to Cape Comorin. London, Faden. 1795.

A new map of Hindoostan of the surveys made by J. *Rennell*, of the Bengal provinces and of the countries lying between them and Dehly. London, Sayer and Bennet. 1789. 4 Bl.

The East-Indies, wherem are exhibited the *English* Territorial acquisitions. London, pritend *by R. Laurie* and J. *Whittle*.

A map of Bengal, Bahar, Oude and Allahabad with part of Agra and Dehli, exhibiting the Course of

the Ganges by J. *Rennell.* London, Faden, 1786. 2 Bl.

Charte von Hindostan und der Halbinsel, nach *Rennel'ls*, *Campbells*, *Pringles*, *Diroms* Zeichnungen entworfen von *Conr. Mannert.* Nürnberg, 1797. (A. G. E. IV. B. S. 434.)

Oſtindien oder Hindooſtan nach Rennell und C. Mannert. Nürnberg, 1802.

The North Part of Hindoostan etc. by Major J. *Rennell.* 2 Bl. London.

An actual Survey of the Provinces of Bengal and Bahar by J. *Rennell.* London. 4 Bl.

A map of the Provinces of Delhi, Agrah, Oude, Elahabad; comprehending the Countries lying between Delhi and the Bengal Provinces, by *Rennell*, 4 Bl. London.

Die drei zuletzt genannten Charten gehören zu dem Atlas.

The Asiatic and oriental Atlas, published by *Laurie* and *Whittle.* London. Dieſer Atlas beſtehet aus 36 Charten und koſtet in London 5 1/2 Guinee.

Théatre de la guerre dans l'Inde par *Denis.* Paris, 1782.

Carte de la presqu'île occidentale de l'Inde par le *Vicomte de Grénier.* á Paris.

The southern Countries of India from Madras to Cap Comorin, surveyed by Col, *Kelly*, Capt. *Werseby* and others. London, Faden, 1791. 2 Bl.

The Peninsula of India from the Kistnah river to Cap Comorin, exhibiting the partition of the territories of Tipoo Sultan, according to the treaty of 1792 made by the Mrq. *Cornwallis* and that of 1799 made by the Mrq. of *Wellesley* by J. *Rennell.* London, Nicholls. 1800.

Dieſelbe Charte teutſch: Weimar, Geogr. Inſtitut 1801.

Charte von Tippo Saheb's Ländern, um das Jahr 1792. Weimar, ebend. 1800.

Carte du Bengale, Bahar etc. avec toutes les routes et poſſeſſions des Européens dans cette partie, levée par le Major *Rennell*, publiée á Londres par *Dury*, trad. de *l'Anglais*. á Paris. 4 Bl.

Charte von Oſtindien dieſſeits und jenſeits des Ganges, nach den neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen und andern ſichern Hülfsmitteln, neu entworfen und berichtiget auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha und mit den neuen Veränderungen des Reichs von Myſore, gez. von J. C. M. Reinecke. Weimar, Geogr. Inſt. 1801. 2 Blätter.

Map of India, by *Arrowsmith*. London, 1804. 6 Bl.

Charte von Oſtindien dieſſeits des Ganges, im gegenwärtigen Zuſtande, nach *Arrowsmith's* neueſter Charte in 6 Blättern, verjüngt gezeichnet von *H. C. Albers* 1806. Gotha, bei Ettinger. 1 Bl. (A. G. E. XXV. 336.)

Côte de Coromandel par *d'Anville*. Paris, 1753. 2 Bl.

Coromardel nach d'Anville, herausgeg. v. Schrämbl. Wien, 1788.

Charte des brittiſchen Reichs am Ganges. Weimar, Geogr. Inſt. 1804.

Carte générale du Cours du Ganges et du Gagra, dressée sur les cartes particulières du Père *Tieffenthaler*, Miss. Apost. par *Anquetil* du *Péron*. à Paris.

Charte vom Laufe des Ganges von Colgong bis Horriſonker, von H. Coolebrooke. Weimar, Geogr. Inſt. 1805.

The Ganges from the Colligonga to ist confluence with the Megna or Barrampooter and the Megna from thence to the head of the Luckia River. London. 2 Bl.

Charte von Kaſchemir, aus einer in der Nationalbibliothek zu Paris vom Capt. Gentil niedergelegten Beſchreibung Hindoſtans. Weimar, Geogr. Inſt. 1803.

Plan of Part of the Ganges, to explainte nature of the stepp ad shelving Banks Islands et map. of the Inland navigation.

Portion d'une Carte du Sud de la Presqu'île de l'Inde. Faite par des Brahmes, qui comprend la Tanjaour, le Marava, et une partie considérable du Madures. 1785.

Charte für die ältere Geſchichte Hindoſtans.

Die 10te Charte in *D'Anvilles* Atlas antiquus. Der ganze Atlas iſt in Nürnberg nachgeſtochen worden.

Alexandri Magni Imperium et Expeditio. Auct. De *Lisle*. 2 Bl. Paris.

Indiae veteris, quatenus Macedonibus nota fuit etc. specimen geographicum. Auct. L. S. de *la Rochette*, Londini, 1797.

B. Schriften.

a. Aelteſte Kunde von Indien.

α. Bei den Griechen und Römern.

Man findet bei den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern zwar keine ausführliche und genaue Beſchreibung von Indien, aber viele zerſtreute Nachrichten, die auch für den Liebhaber der Erdkunde großes Intereſſe haben müſſen. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen die Schriften des Herodot, Kteſias, Xenophon *), Nearchos, Diodor von Sicilien, Plutarch, Strabo, Arrian, Ptolomäus, Pomponius Mela **), Curtius Rufus, und des älteren Plinius, und wollen der Beſtimmung unſerer Kunde von Aſien gemäß, die nicht für die Gelehrten von Profeſſion geſchrieben wur-

*) Xenophon gehört nur in ſo fern hierher, als er von der alten perſiſchen Religion ſpricht, die im genauen Zuſammenhange mit der Indiſchen ſteht.

**) Hat nur wenig von Indien.

de, die vorzüglichſten Ueberſetzungen dieſer Schriften in lebende Sprachen anzeigen.

Des Herodotus neun Bücher der Geſchichte, überſetzt von C. Goldhagen. Lemgo, 1756.

Die Engliſche Ueberſetzung zeigen wir deswegen an, weil ſie auch einen hierher gehörigen Auszug aus dem Kteſias enthält. Der abgekürzte Titel derſelben iſt:

The history of Herodotus etc. New edition: To which are subjoined Extracts from the History of Persia and India by Ctesias; the whole accompanied with Notes. Lond. 1803. 9 Vol. 8.

Xenophon's Schriften überſetzt von Borhek. Lemgo, 1778. 6 Theile.

The voyage of Nearchus from the Indus to the Euphrates, illustrated by ancient and modern authorities, by *William Vincent*. London 1797. 4. und

The Periplus of the erythrean Sea by *W. Vincent*. Lond. 1800. 4. (A. G. E. X. 34.)

Histoire universelle de Diodore de Sicile, traduite en français par Mr. *l'Abbé Terrasson*. Amsterd. 1738. 2 Vol. 12.

Oeuvres de Plutarch, traduit par J. *Amyot*. Paris, 1783—1785. 22 Tomes.

Strabo's allgemeine Erdbeſchreibung, überſetzt von Penzel. Lemgo, 1775. 14 Bände; eine franzöſiſche Ueberſetzung. Paris, 1807.

Arrian's indiſche Merkwürdigkeiten und Hannonis Seereiſe, nebſt Herrn Dodwell's Prüfung der Seereiſe des Nearch und von Bougainville's Abhandlung von der Seereiſe des Hanno ꝛc. v. C. A. Schmidt. Braunſchweig und Wolfenb. 1764. gr. 8.

Pomponius Mela drei Bücher von der Lage der Welt, überſetzt von Dietz. Gießen, 1774.

Quinti Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri M. cum supplem. J. *Freinsheimii*, mit der nebenſteh. Fran-

zöſiſchen Ueberſetzung des Herrn de Vaugelas. Berlin, bei Haude 1746. 8.

Plinius Naturgeſchichte, überſ. von G. Große. Frankf. 1781 — 1788. 12 Bände. 8.

Auch verdienen nachgeleſen zu werden:

The history of Hindostan comprehending that of the greck empire of Bactria and other great asiatik Kingdoms etc. commencing at the period of the dearh of Alexander. Lond. 1802.

An historical disquisition concerning the Knowledge which the ancient had of India etc. with an appendix containing observations an the civil policy etc. the laws and judicial procudings, the arts, the sciences and religios institutions of Indians, by *W. Robertson.* Lond. 1791. 8. Teutſch von Georg Forſter. Berlin, 1792.

Die Zigeuner im Herodot oder neue Aufſchlüſſe über die alte Zigeunergeſchichte aus griechiſchen Schriftſtellern von Dr. Joh. Gottfr. Haſſe. Königsberg, 1803. 8.

Recherches sur la Géographie systematique et positive des anciens par *Gosselin.* Paris, an VI.

The Geographical System of Herodotes etc. by *J. Rennell.* Lond. 1800. in. 4. (A. G. E. V. 427.

β. Bei den Arabern und andern Muhammedanern.

Die Arabiſchen und Perſiſchen Schriftſteller haben reiche Beiträge für die ältere Geographie und Geſchichte Indiens hinterlaſſen, die aber großen Theils noch unbenutzt in den Bibliotheken, gleich großen Edelſteinen in den Schatzkammern, aufbewahrt werden, und höchſtens einigen Gelehrten zugänglich ſind. Nur von wenigen ihrer Schriften haben wir Ueberſetzungen in lateiniſcher, von noch wenigeren in lebenden Sprachen, daher die nicht überſetzten für die übrige Welt, die nicht gerade im Beſitz morgenländiſcher Sprachen iſt, ſo gut, wie nicht exiſtiren. Ausführliche Nachrichten von dieſen Werken und zum Theil Auszüge findet man in:

Herbelot Biblioth. orientale ou Dictionnaire univer-

selle, contenant tout ce qui regarde la connaissance des peuples de l'Orient. à la *Haye*. 1777—79. 4. Vol. 4.

Notices et extraits des Mss. de la Bibliothèque du Roi. Paris, 1787. (wird fortgeſetzt.)

Mémoires sur diverses antiquités de la Perse. par *A. J. Sylvestre* de *Sacy*. Paris, 1783. 4.

Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur.

Paulus, neues Repertorium f. bibl. u. m. Lit.

Paulus Memorabilien. Leipzig, 1791.

Eichhorn's Allgemeine theol. Bibliothek.

Fr. Gladwin's Asiatick Miscellany. Calcutta, 1789—1800.

Asiatick annual Register for 1801—1805. London. (wird fortgeſetzt.)

Asiatick Researches or Transactions of the Society instit. in Bengalen etc. London.

Fundgruben des Oriens. Wien, 1811.

Endlich enthält eine vielumfaſſende Literatur der Arabiſchen, auf Indien Bezug habenden, Schriftſteller das ſehr gelehrte Werk:

Wahls Erdbeſchreibung von Oſtindien. Erſter Bd. Vorläufiger Verſuch einer ausführl. Literatur der Geſchichte und Erdbeſchreibung von Oſtindien. Hamburg 1805, und deſſelben Verf. Allg. Geſch. der morgenl. Sprachen und Literatur. Leipzig, 1784. *)

b. Literatur der Hindus.

Die Ueberſetzungen Indiſcher Originalſchriften ſind allen Raiſonnements über die Indiſche Literatur vorzuziehen. Man findet einige derſelben in:

Asiatick Researches. eine der reichhaltigſten Quellen für Aſiatiſche Literatur; in den von Kleuker daraus überſetzten Abhandlungen des W. Jones, findet man auch ein Verzeichniß der vornehmſten Sanſcrit-Bücher.

*) Man ſehe auch A. G. E. IX. 330. XIII. 418. XIV. 243. XXVI. 3. XXVII. 433. XXXV. 137.

Asiatick miscellany. Works of William Jones VI. Voll. London. 1799. 4.

Sammlung Aſiatiſcher Originalſchriften. Zürich. 1791.

Aſiatiſches Magazin, herausgeg. v. J. Klaproth. Weimar, 1802.

L'Ezour Vedam ou ancien commentaire du Vedam, contenant l' exposition des opinions religieuses et philosophiques des Indiens, traduit du *Samskretam* par un *Brahme*, revu et publié par Mr. le Baron de *St. Groix*. Yverdon. 1778. 2 Voll.; ins Teutſche überſetzt von J. Ith. Bern, 1779. 2 Bände.

Fables et contes indiennes, avec un discours préliminaire par Mr. *Langlès*. à Paris, 1790.

Sacontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel, übers. von *Forster*. Frankf. am Main, 1791.

Hindu's Geſetzgebung oder Menu's Verordnungen, mit Anmerk. von J. C. Hüttner. Weimar, 1797 ꝛc.

Vorzüglich wichtig für die Kenntniß der Literatur und Sprache ſind die vielen Schriften des Miſſionärs Paullini von St. Bartholomäo, wovon man ein Verzeichniß findet in Karl Alters Miscellaneen.

Däniſche Miſſionsberichte *).

c. Reiſebeſchreibungen aus dem Mittelalter bis ins 15te Jahrhundert.

Man findet ſie beiſammen in:

Voyages faits principalement dans le XII. XIII. XIV. et XV. siècles, par Benj. de *Tudelle*, *Jean Dupplin Carpin*, *N. Ancolin*, *Guillaume de Rubruquis*, *Marc-*

*) Mehrere ſ. in Wahls Erdbeſchr. von Oſtindien. S. 754. Auch Herrmann's Gemälde von Oſtindien gibt Nachricht von der Literatur der Hindus.

Paul, *Haiton*, *Jean de Mandeville*, et *Ambroise Contarini*; publiés par *Pierre Bergeron*, avec des cartes géographiques. à La Haye, 1735. 2 Voll. 4.

d. Geſchichte der Entdeckung.

Historia de descobrimento et conquisto da India por los *Portogueses*, por *Fernando Lopez* de *Castaneda*. Coïmbre, 1552—1554. 8. Voll. in Fol. ins Italieniſche überſetzt von *Alphonse Ulloa*. Venedig 1578. 2 Voll. in 4.

Dieſes ſehr ſeltene Werk enthält eine vollſtändige Geſchichte der Entdeckung durch die Portugieſen.

Des Decadas da Asia dos feitos que os Portuguezes fizerao no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente, depois de 1422—1526 por Juan dos Barros, continuada por *Diego* do *Couto*. Lisboa, 1736. 3 Voll. Fol.

Eine der vorzüglichſten Quellen.

Histoire de Portugal, contenant les entreprises, navigations et gestes mémorables des Portugais, tant en la conquête des Indes orientales par eux découvertes, qu'ès guerres d'Afrique et autres exploits etc. mise en français par *S. G.* (*Simon Goulard*). Paris, 1587. in Fol.

Dieſe aus dem Lateiniſchen des J. Osarius und Lopez de Gastaneda überſetzte Geſchichte iſt als eine der beſten Quellen anzuſehen.

Histoire de la découverte et de la conquête des Indes par les Portugais, par *Dussieux*. Bonillon, 1770. in 12.

De erste Schepvaert, gedaen van de Hollanders naer Oost-Indien, van *Cornelii Houtmann*. Amsterdam, 1595. in 4.

Histoire van Indien, vaerinn verthoelt is de avantu-

res die de hollandische schepen begegnet zyn. Amsterdam, 1598. 2 Voll. in Fol.

Voyages de Linschot aux Indes orientales. Amsterdam, 1638.

Mémoires du voyage aux Indes orientales du général *Baulieu*.

Dieſe für die Kenntniß des älteren Zuſtandes von Indien ſehr belehrende Reiſebeſchreibung findet ſich in dem zweiten Theil der

Relation de divers Voyages curieux par *Melchisedech Thevenot*. à Paris, 1663—72. in Fol.

Mémoires pour servir à l'histoire des Indes orientales, par *M. S. D. N.* à Paris, 1688. in 4.

Wichtig in Abſicht auf die älteren Verhältniſſe der Franzoſen in Indien.

Discours du voyage des Erançois aux Indes orientales, Maldives etc. depuis 1601. jusqu' en 1611. Paris, 1679 überſetzt in der Berliner Sammlung der Reiſen, Bd. 13. 14.

Fünfzehnjährige Oſtindianiſche Reiſebeſchreibung von 1667—1682. von David Tappen. Hannover und Wolfenbüttel, 1714 in 4.

Niecamp's Miſſions-Geſchichte oder hiſtoriſcher Auszug der evangeliſchen Miſſionsberichte aus Oſtindien, von 1705—1767. Halle, 1740—1741. 2 Bde. in 4.

Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes (par Mr. l'Abbé *Raynal*). à la Haye 1774. VII Tomes.

Bei allen Uebertreibungen und Irrthümern, in welche dieſer mit Recht berühmte Schriftſteller verfallen iſt, bleibt es immer ein Hauptwerk für die Geſchichte der Europäiſchen Niederlaſſungen in beiden Indien, und ſollte von Jedem geleſen werden, der über dieſen wichtigen Gegenſtand ſich unterrichten will; nur ſollte es nie allein geleſen werden.

e. Neuere Reiſen der Europäer nach Hindustan.

G. Balbi viaggio del Indie orientali dalle an. 1579. fino el 1588. Venetia, 1590. 8.

G. Schouten voyage aux Indes orientales, commencé 1658 et fini 1665; traduit du Hollandois. à Paris, 1707. II Tomes.

Voyage aux Indes orientales par le P. *Paulin* de *St. Barthélemy*, Missionnaire; traduit de l'Italien par M***, avec les observations de M. M. *Anquetil* du *Perron*, *J. R. Forster* et *Sylvestre* de *Sacy* etc. Paris, 1808. IV Tomes: teutſch im XV. Bande von Forſter's Magazin von Reiſebeſchreibungen. (A. G. E. XXVII. 58.)

Voyages de *M. Jean Thevenot*. contenant la Relation de l'Indostan, des nouxeaux Mogols et autres peuples et pays de Indes. Paris, 1684.

Reiſe nach Oſtindien, mit einer Beſchreibung der bürgerlichen und religiöſen Gebräuche der Perſer von *Anquetil du Perron*, überſetzt von Kleuker u. Purmann. Frankf. a. M. 1776.

Iſt eine Ueberſetzung der Einleitung zu Anq. du Perron's Zend-Avesta, und enthält die Reiſebeſchreibung des berühmten Herausgebers dieſer heiligen Bücher.

Voyage dans les mers de l'Inde par M. *Le Gentil*. Paris, 1779—81. 2 Voll. in 4. überſetzt Hamburg, 1781—83. 8 Bde. in 8.

Travels in India by *William Hodges*. Lond. 1793. 4.

Iſt eine maleriſche Reiſe.

Voyage du Comte Dupret dans l'Inde. Lond. 1780. 8.

Reize van Seeland, over de Kaap de Goede-Hoop, naar Batavia. Bantam, Bengalen, enz gedean in de Jaaren 1768—71, door J. S *Stavorinus*. Leyden, 1793. 2 Voll. in 8. ins Franz. überſetzt von Janſen. Paris, 1798.

Travels in Europa, Asia, and Africa, begun in the

year 1777 and finished 1781. by *Mac-Intosh.* Lond. 1782. II Voll. ins Teutſche überſ. Leipzig, 1786.

Voyage dans l'Inde et au Bengale, fait dans les années 1789 et 1790. par le cit. *Grandpré.* à Paris, 1801. II Vol. in 8. (A. G. E. VIII. 484.)

Journal of a route to Nagpore, dy the way of Cuttak etc. in the year 1790. by *Dan. Robins. Leckie.* Lond. 1800. in 4. (A. G. E. VII. 148.)

A Journey overland to India, party by a route, never befour by any European etc. by *L. Campbell.* London, 1795. in 8.

Travels from England in India, in the Year 1798 by *John Taylor.* London 1799. II Voll. in 8.

Vayage dans l'Indostan par *Perrin.* Paris. 1807. II Tomes. (A. G. E. XXVI. 58.)

Forſter's Reiſe von Bengalen nach England, durch die nördlichen Theile von Hindoſtan. Aus dem Engl. von Meiners. Zürich, 1800. 2 Theile.

Voyage aux Indes orientales et à la Chine depuis 1774—81. par M. *Sonnerat.* à Paris, 1806. IV. Tomes.

Renouard de Sainte-Groix voyages aux Indes orientales etc. Paris, 1810. ins Teutſche überſetzt von P. C. Weiland. Berlin, 1811. (A. G. E. XXXV. 205.)

Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802. —1806. par M. *Tombe.* à Paris, 1810. (A. G. E. XXXIV. 395

J. Jackſon's Reiſe zu Lande von Bengalen nach England, im Jahre 1797, überſetzt im 8ten Bande der Sprengel'ſchen Bibliothek der Reiſen. Weimar, (A. G. E. VII. 239.)

Voyages and travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt in the years 1802—1806 by *G. Viscount Valentia.* London, 1809. III Voll. in

4. im Auszuge überſetzt von Rühs im 44. und 45ſten Bande der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek.

Da es hier nicht unſere Abſicht ſeyn kann, eine vollſtändige Literatur aller einzeln erſchienenen oder in Sammlungen zerſtreuten Reiſen nach Oſtindien zu liefern: ſo haben wir nur die wichtigſten und vorzüglich die neueſten angezeigt. Folgende Sammlungen enthalten mehrere hierher gehörige Reiſen.

Collectiones Peregrinationum in Indiam orientalem et occidentalem opus fratrum de *Bry* et *Meriani*. Frankf. a. M. 1590—1634. VII. Voll. in Fol.

Dieſe Sammlung iſt ſelten vollſtändig; im Jahre 1792 wurde in Paris ein Exemplar, das nach Schweden verkauft wurde, mit 6,000 Livres bezahlt.

Delle Navigazioni e Viaggi raccolti da M. Giov. B. *Ramusio*. Venet. 1565—88. III Voll. in Fol.

Man findet in dieſer gleichfalls ſeltnen und koſtbaren Sammlung die Reiſen des Nearchus, Thomas Lopez, Marco Paulo und Anderer nach Indien.

Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca or a compleat collection of voyages and travels, consistiug of above 400 of the most authentik witters etc. by *John Harris*. Lond. 1744. 2 ſtarke Bde. Fol.

Dieſe engliſche Sammlung enthält die vorzüglichſten Reiſen aus den älteren Engliſchen Sammlungen von Hackluit, Purches ꝛc., aus den Italien. Samml. von Ramuſio, Alamandini, Carreſi; aus den Franz. von Thevenot, Renaudot, Labat ꝛc.; aus den Latein. von Debry de Grynäus und Maffei; und aus den Spaniſchen Samml. von Herrera, Oviedo, Correal ꝛc. — ſie kann daher, wenn ſie vollſtändig iſt, alle dieſe Sammlungen faſt erſetzen.

Histoire générale des Voyages ou nouvelle Collection de tous les voyages par mer et par terre qui ont été publiés usqu' á présent, par A. F. *Prevot-d'Exiles* avec la continuation par M. M. *Querlon* et de *Leyre*. Paris, Didot. 1746. et années suiv. XX Voll. in 4.

Der Auszug aus dieſem weitläuftigen Werke von de la Harpe iſt dem Original vorzuziehen. Der Titel dieſes Auszugs iſt:

Abrégé de l'Histoire générale des Voyages de M. L'Abbé *Prevot*, par M. de la *Harpe*. Paris, 1780. 23 Voll. in 8.

Die deutſche Bearbeitung, die in Leipzig 1747. folg. unter dem Titel: Allgemeine Hiſtorie der Reiſen ꝛc. erſchien, iſt ohne Critik und bereits veraltet.

Lettres édifiantes et curieuses en 28 Recueils, concernant principalement la Chine, le Japon et les Indes, par les P. P. *Jesuites*. Paris, 1717—49. neuere Ausgabe 1780—81. 24 Voll. in 12.

Missions orientales, en deux parties. Amsterdam, 1789. in 12.

W. Mavor's historical account of the most celebrated Voyages, Travels and Discoveries from the Time of Columbus to the present period. London. 1798. 20 Voll. 12.

Cellection abrégée des voyages anciens et modernes autour du monde, par *F. B***l*. à Paris, 1808. 1809. XII Tomes.

A général History of modern and contemporary Voyages and Travels etc. Lond. 1804. in 8.

Iſt eine periodiſche Schrift, welche die neueſten Reiſebeſchreibungen aus allen Sprachen ſammelt.

Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreib. Berlin, 1769—84. 24 Bde. in 8.

Neue Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreib. Berlin, 1785—94. 8 Bde. in 8.

Sammlung von Auszügen aus Reiſen und Völkerbeſchreibungen. Leipzig, 1781—82. 3 Bde. in 8.

Zur Kunde fremder Völker und Länder, von Reichard. Leipzig, 1781—84. 7 Bände in 8.

Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen, in Auszügen. Frankf. und Leipz. 1781—98. 21 Bde. in 8.

Sprengel's Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Bände.

Sprengel und G. Forſter's neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, 13 Bde.

Forſter's Magazin der merkwürdigſten Reiſebeſchreibungen. Berlin, 1790—1804. 20 Bände.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen ꝛc. herausgegeben von Sprengel, fortgeſetzt von Ehrmann. Weimar, 1801—11. 44 Bde.

Annales des Voyages etc. par *Malte-Brun*. Paris, 1808. wird fortgeſetzt.

Eine mit großem Fleiße geſammelte Literatur aller Reiſen enthält folgendes Werk.

Bibliothèque universelle des voyages par *G. Boucher de la Richarderie*. Paris, 1808. VI Tomes. Der 5te Theil enthält die Literatur der Reiſe nach Indien.

Struck's Verzeichniß von älteren und neueren Reiſebeſchreibungen. Halle, 1784. 2 Bände. 8.

Dieſes mit teutſcher Aemſigkeit zuſammengetragene Werk verdiente neu bearbeitet und fortgeſetzt zu werden.

f. Allgemeine Beſchreibung von Hinduſtan.

Pigafettae Descriptio Indiae orientalis. Frankfurt, 1588. in Fol.

Descrizione geographica et historica dell'India oriental del P. Abbate *Clemente Tosi*; dove si tratta (Tom I.) della parte intra Gangem et del imperio del Gran-Mogol; (Tom II.) dell' India extra Gangem e tutti i suoi regui. Roma, 1669. II Voll. 4.

Istoria naturale e politica del Regno del Gran-Mogol, del India, di Pegu, Aracan e Ceylan. Venetia, 1738. in 8.

Accunt of the East-Indies, containing the observations and remarks, in 1688—1723. by *Hamilton*. Edimbourg, 1739. in 8.

Beschryving van oud en nieuw Ostindian, v. *Frans. Valentyn*. Amsterd. 1724—26. VIII Voll. in Fol.

Dieſes reichhaltige Werk iſt wenig gekannt. Der Verf.

lebte 20 Jahre in Indien, und liefert eine vollſtändige Beſchreibung des Landes in naturgeſchichtlicher, bürgerlicher und religiöſer Rückſicht.

Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung von Hindoſtan ꝛc. vom Pater Joſeph Tieffenthaler, herausgegeben von J. Bernouilli. Berlin, 1786. II Voll. 8.

View of India extra Gangem by *Pennant*. London, 1798. III Voll. 8.

C. W. Dohm's Geſchichte der Engländer und Franzoſen im öſtlichen Indien. Leipzig, 1776. 8.

Tableau de la situation actuelle des Anglois dans les Indes orientales et de l'état de l'Inde en général, par *J. P. Brissot* de *Warwille*. Paris, 1784. 8.

Recherches historiques et géographiques sur l'Inde, par Mr. *Anquetil* du *Perron*. Berl. 1786. II Voll. 4.

Aug. Henning's gegenwärtiger Zuſtand der Beſitzungen der Europäer in Oſtindien, nebſt Verſuch einer Oſtindiſchen Literaturgeſchichte, ꝛc. Kopenh. und Hamburg 1784—86. 3 Th. gr. 8.

Geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der ſämmtlichen holländiſchen Beſitzungen in Oſt- und Weſtindien, nach den beſten Quellen entworfen. Roſtock und Leipzig, 1796.

Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen, vom Major Colebrooke (A. G. E. XVIII. 1.)

Friedrich Herrmann's Gemälde von Oſtindien, in geographiſcher, naturhiſtoriſcher, religiöſer u. ſittlicher Hinſicht, nebſt einer Vorrede, von M. Chr. Sprengel. Leipzig, 1799.

Iſt meiſt hiſtoriſchen Inhalts. (A. G. E. V. 343.)

Essai historique géogr. et polit. sur l'Indostan par Mr. *Le Goux de Flaix*. à Paris, 1807. II Tomes. (A. G. E. XXV. 277.)

Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien. Weimar, 1804. 3 Bände; machen den 30 bis 32. Band der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek aus.

Wahl's Erdbeſchreibung von Oſtindien, nämlich Hindoſtan und Dekan, nebſt den Lakediven, Malediven und

Ceylon. Hamburg, 1807. Iſt zugleich die 4. Abth. des 11. Theils von Büſching's Erdbeſchreibung. (A. G. E. XXVI. 438.)

Verzeichniſs von aſtronomiſch- geographiſchen Ortsbeſtimmungen, meiſt indiſcher Gegenden und Ortſchaften aus *Elmore's the British Mariners Directory* etc. in den A. G. E. XII. 677.

Ueber die Hinduer, ihre Sitten und Meinungen, von Jouy. (A. G. E. XXXI. 3.)

g. Beſchreibung einzelner Länder.

Relation de Malabar, traduite de l'Italien de François *Baretto*. Paris, 1645.

Relation dernière de ce qui s'eſt paſſé dans les royaumes de Manduré, de Tranjaor, et autres lieux voiſins du Malabar, par le *P. Hyacinthe de Magiſtris*. Paris, 1663. 8.

Gioseppo de Santa Maria, legato apoſtolico nelli regni de Malabari, prima ſpeditione all Indie orientali, 1655. Roma, 1661. 4.

An hiſtorical Account of the ſettelment and poſſeſſion of Bombay, by the Engliſh Eaſt India-company. Lond. 1781. 8.

Hiſtorical Fragments of the Mogol Empire, of the Marattoes etc. Lond. 1782. 8.

View of the riſe, progreſs and preſent ſtate of the Engliſh government in Bengal, by *Henry Verelſt*. Lond. 1772. 4.

Einige Nachrichten von Tranquebar auf der Küſte Coromandel, vom Däniſchen Miſſionär John. (In der Berliner Monatſchrift 1792—94.)

State civil, political and commercial in Bengale by *Bolts*. Lond. 1773. II Voll. 8.; ins Franz. überſetzt à La Haye, 1755. II Voll. 8.

Illustration of some institutions of Marattes people by *W. Tonne*. Lond. 1799.

Hyder Aly und Tippo Saheb, oder hiſtoriſche Ueberſicht des Myſoriſchen Reichs, im 4ten Bande der Sprengel'ſchen Bibliothek. Weimar, 1801.

h. Naturgeſchichte.

Nouvelle Relation d'un voyage fait aux Indes orientales etc. avec l'histoire des plantes et des animaux qu'on y trouve et un traité des maladies particulières aux pays orientaux et de leurs remèdes, par *M. Dellon*, Doct. en Med. Amsterd. 1699. 12.

Histoire naturelle et générale des Indes, îles et terre-ferme de la grande mer océane, traduite du castillan en français. Paris, 1666. in Fol.

Viaggio all Ind. orient. colla descrizione degli animali quadrupedi, serpenti, melli et pianti; lib. V. Roma, 1673. Fol.

Le Mercure Indien, cu trésor des Indes orientales, première partie, dans laquelle il est traité de l'or, de l'argent, du vif-argent, de leur formation, leur origine, leur valeur; seconde partie, où l'on traite des pierres precieuses et des perles, et aussi de leur formation, origine et valeur; par *Pierre Duranel*. Paris, 1667. 4.

Olof Toreen Resa til Surah och Ostindien and Pet. *Osbeck* Dagbog öfwer en ostindisk resa. Stokholm. 1757. teutſch: Roſtock, 1765.

Flora malabarica etc. auct. *J. Burmann*, M. D. Amsterd. 1769.

Thomas Pennant's, Indian Zoology. Lond. 1794.

Fishes of the coast of Coromandel etc. by *Patrick Ruſsel*. Lond. 1795.

Account of Indian serpents on the Coast of Coromandel, by *Patrick Ruſsel*. Lond. 1796. Fol.

Joh. Reich. Forſter's Indiſche Zoologie oder ſyſtematiſche Beſchreibung ſeltener und unbekannter Thiere aus Indien, mit 15 illuminirten Kupfertafeln erläutert, nebſt einer kurzen vorläufigen Abhandlung über den Umfang von Indien und die Beſchaffenheit des Klima's, des Bodens und des Meeres daſelbſt. Halle, 1781. gr. Fol. teutſch und lateiniſch.

i. Kunſt- und Naturmerkwürdigkeiten.

The Indian antiquities etc. by *Thomas Maurice*. Lond. 1792—1803. VII Voll. gr. 8.

Eine Compilation, nicht ohne Werth.

A Collection of views in India by *William* Hodges. Lond. 1793. II Voll. Fol.

Hindoo's Excavations in the montain of Ellora ner Aurungabad in Decan, in 24 views, by *Thom. Daniell*. Lond. 1804.

Kuß, die Ruinen von Mavaliewarom, in den A. G. E. XXX. 38 und XXXII. 3.

Ueber die Muſik der Indier, aus dem Engl. des W. Jones überſetzt und mit Anmerk. begleitet vom Freih. von Dalberg. Erfurt, 1802.

Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan en 150 planches, décrits avec des recherches sur l'époque de leur fondation, une Notice géographique et une Notice historique de cette contrée; par *L. Langlès*. Le dessin et la gravure dirigés par *A. Boudeville*. à Paris, 1812.

k. Handel.

Außer den allgemeinen Beſchreibungen, in denen auch auf den Handel Rückſicht genommen wird, bemerken wir nur:

J. G. Eichhorn's Geſchichte des Oſtindiſchen Handels vor Mohammed. Gotha, 1775. 8.

An account of trade in India, by *Ch. Lockyer*. Lond. 1721.

L'Inde en rapport avec l'Europe, par *Anquetil* du *Perron*. Paris, 1798. (A. G. E. II. 318.

Teutſch überſetzt von Küſter. Altenburg, 1799.

l. Politiſche Verfaſſung.

Legislation orientale, ouvrage dans lequel on indique quels sont en Turquie, en Perse et en Indostan, les principes fondamentaux du Gouvernement, par *Anquetil du Perron*. Amsterd. 1778. 4.

Lettres philosophiques et historiques à Mylord S*** sur l'état moral et politique de l'Inde, des Indous et de quelques autres principaux peuples de l'Asie, au commencement du dix-neuvième siécle, par l'auteur de l'Essai historique et militaire sur l'art de la guerre. Paris, Pougens, an XI. 1803. 8.

Dalrymple's short account of the Gentoo made of the Revenues on the coast of *Coromandel*. Lond. 1783.

m. Religion.

Histoire du Christianisme des Indes par *Veissiere la Croze; à la Haye*. 1724. gr. 9.

Tableau historyque de l'Inde, contenant un abrégé de la mythologie et des moeurs indiennes, avec une description de leur politique et de leur religion. Bouillon, 1771. 12.

Hollwell's hiſtoriſche Nachricht von Hindoſtan und Bengalen, nebſt einer Beſchreibung der Religionslehre, Mythologie, Kosmogonie ꝛc. aus dem Engl. mit Anmerk. von J. F. Kleuker. Leipzig, 1778.

Lettere sull' Indie Orientali. Filadelfia (*Pisa*) 1802. 2 Tom. 8. (A. G. E. XVIII. 444.)

Mythologie de Indous; travaillée par Mad. la *Chanoinesse* de *Polier*, sur les Manuscrits authentiques, apportés de l'Inde par feu Mr. le *Colonel* de *Polier*,

membre de la société Asiatique de Calcutta. à Roudolstadt et à Paris, 1809. 2 Tomes. 8.

n. Geſchichte.

The History of Indostan translated from the persan by Alex, *Dow.* London, 1770. III Voll. 4. Teutſch: Leipzig, 1772—74. 8.

Histoire du grand Genghizcan etc. par *Petit de la Groix* (le père) Paris, 1610. 8.

Histoire de *Timour Bec,* connu sous le nom du Grand Tamerlan, Empereur des Mogols et Tartares, écrit en Persan par *Cherefeddin Ali,* natif de *Jezd,* auteur contemporain; traduit en françois par Mr. *Petit de la Groix,* avec des notes historiques et cartes géographiques. Paris, 1722. 4. Tomes. 8.

The history of Hindostan during the reigns of *Jehangir, Shahjehan,* and *Aurungzeb,* composed from authentik persian Manuscripts by *Franc. Gladwin.* Calcutta, 1778. III. Voll. 4.

The history of the reign of Shah-Aulum etc. by *W. Franklin.* Lond. 1798. 4. (ſ. A. G. E. II. 423.) Teutſch von M. C. Sprengel. Leipzig, 1799.

Geſchichte des Nadir Schah, Kaiſers von Perſien, in perſiſcher Sprache, verfaßt von Mirſa Mohamed Mahadi Khan Maſanderani. Aus dem Perſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt von W. Jones, nach der Franz. Ausgabe ins Teutſche überſ. (von Gadebuſch). Greifswalde, 1773. 4.

Es befindet ſich bei dieſer Ueberſetzung auch ein Anhang mit hiſtoriſchen Notizen von Niebuhr.

Joannis Petri Maffei, e S. J. Historiarum indicarum libri XVI. Lyon, 1637.

Histoire des Indes orientales et occidentales en XVI

Livres par *J. P. Maffei* traduit du latin (par l'abbé de *Pure*). Paris, 1665. in 4.

Istoria dell Indie orientali del *P. Maffei* coll lettere sur scelte seritte dal India tradotta di latino in lingua tescana da *Sardonati*. Bergame, 1749. II Voll. 4.

Histoire des Indes orientales anciennes et modernes, par Mr. l'abbé de *Guyon*. Paris, 1744. III Voll. 12.

Histoire des Indes orientales par *Souchu de Reunefort*. Leyde, 1688. 12.

Histoire universelle des Indes orientales, par Corneille *Witfliet*, et histoire universelle des Indes orientales, par *Ant. M****, divisée en deux livres. Douai, 1605; ibid. 1607. Fol.

History of the Rohilla Afghans, by *Hammilton*. Lond. 1788. 8.

Mémoires pour ſervir à l'histoire des Indes orientales par un membre de la compagnie des Indes. Paris, 1702. 8.

M. Ch. Sprengel's Geſchichte der wichtigſten Staats- und Handelsveränderungen von Oſtindien. Berlin und Leipzig, 1786, in dem allg. hiſt. Taſchenbuch.

M. Ch. Sprengel's Geſchichte der Maratten. Halle, 1786.

Leben Hyder Ally's, Nabots von Myſore, v. M. Ch. Sprengel. Halle, 1784. 86. 2 Th.

Sullivan's Ueberſicht der neueſten Staatsveränderungen in Oſtindien, aus dem Engliſchen bearbeitet und vermehrt von M. Ch. Sprengel. Halle, 1787.

Von Archenholz: die Engländer in Indien, nach Orme. Leipzig, 1786—88. 3 Bände.

Tippo Saheb's Staaten oder Untergang des Indischen Reichs Mysore, von *Sprengel*, mit einer Gharte, in den A. G. E. V. 11.

A Review of the Origin, Progreſs and Result of the

late decisive War in Mysore, by *M. Wood.* Lond. 1800. 4. (A. G. E. V. 442.)

A View of the origin and conduct of the War with the late Tippo Sultan and the Siege of the Seringapatnam by Major *Alex. Beatson.* London, 1801.

Histoire des progrès et de la chute de l'Empire de Mysore sous les régnes de Hyder Aly et de Tippo Saeb etc. avec un tableau de la religion, des moeurs et de la législation des Indous (par *J. Michaud*). Paris, 1801. II Voll. 8.

---

2. Vorderindiſche Inſeln.

A. Charten.

L'île de Ceylan. Paris, chez Dezauge.

A map of Ceylan distinguishing the territory ceded to the British upon the conquest of that island and confirmed by the treaty of Amiens — by Maj. *Allan.* Lond. Faden, 1803. 2 Bl.

Charte von Ceylan nach Arrowſmith's Reduction einer neuen Zeichnung. Weimar, Geogr. Inſt. 1803.

Map of the Island of Ceylan, drawn by *Arrowsmith.* Lond. 1805.

The Oriental Seas and Islands, with de Coast of the Continent from the Isle of Ceylan to Amoye, in China, laid from the Draughts and Journals of the British Navigators, and from Mr. *D'Aprés* de *Mannevillette* etc.

Dieſe Charte iſt die 31. von The Asiatic and Oriental Atlas published by *Laurie* and *Whitte*, Lond.

B. Schriften.

Von den Vorderindiſchen Inſeln findet man zerſtreute Nachrichten in mehreren Reiſen nach Oſtindien und in einigen Rei-

ſen um die Welt. von den Malediven z. B. enthält die Reiſe von Gemelli Carreri eine, wiewohl oberflächliche Beſchreibung; desgleichen Sonnerat voyages aux Indes etc.

Pyrard de Laval voyages des François aux Indes orientales, Maldives, Moluques et au Brésil depuis 1601 jusqu'en 1611. à Paris, 1611—15. 8. II Tomes.

Baldaeus (*Phil.*) Beschryving der Ostindischen Landschapen Malabar, Coromandel, Ceylon etc. Amsterd. 1671. Fol.

Histoire de l'île de Ceylan, écrite par le Capitaine *Rybeiro* et présentée au roi de Portugal en 1695, traduite de Portugais par Mr. l'Abbé *Le Grand*. Amsterd. 1719. 12.

Das Original iſt nie gedruckt worden.

Historical Relation of Ceylan, by *Robert Knox*. Lond. 1681. Fol.

Noch immer ein Hauptwerk, in Rückſicht auf die Beſchreibung des Innern der Inſel, wo ſich Knox lange aufhielt.

Observations made in the island of Ceylan, in den Philos. Transact. Vol. 23. Nr. 278.

Reise nach Zeylon etc. von *J. Ch. Wolf*, Berlin, 1782—84. 2 Bände. 8.

Eſchelkroon's Beſchreibung von Ceylan befindet ſich abgedruckt in Wolf's Reiſe, und in Schirach's polit. Journal, 1782. 1ſtes Stück.

An Account of the Island of Ceylan by *Cambell*. Lond. 1798. 8.

Relation de l'Ambassade au Royaume de Candy dans l'île de Ceylan, traduite de *l'Anglois de Hughes Boyd*. Paris, 1800. 8.

Die Memoires über Ceylan von Joinville und Mahony, aus den Asiatic Researches, VII Vol. Nr. 4. Calcutta 1801 ſind überſetzt in der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek, Band XXX.

Account of the islands of Ceylan: to which is added the Journal of an embassy to the court of Canni,

by *R. Percival*. Lond. 1803. 4. Teutſch in der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek, Band XI; eine andere Ueberſetzung von Bergk. 1803. 8.

---

3. Hinter-Indien.

A. Charten.

Es gibt keine gute Charte der Halbinſel jenſeits des Ganges, indem das Innere dieſer Länder noch wenig bekannt iſt.

The Coast of Pegu witk the adjacent Coast of Arakan and Tanasurim et on a large Scale by Captains *Hayter*, *Ritchie*, *Newland* and others.

Iſt die 30. Charte in dem Atlas von Laurie u. Whittle.

Chart of Pulo Pinang, new Prince of *Wales's* Island compiled from various Surveys by *Arowsmith*. Lond. 1800.

Royaume de Siam avec les Royaumes, qui lui sont tributaires par l'Abbé *Dougeau*. Paris, 1742.

Carte des Côtes de la Cochinchine depuis la Baye de Saygou jusqu' au Cap Choumay par Mr. le Général *Rosili*. Paris, Dépôt gén. de la Marine. 3 Bl.

Charte des Birmaniſchen Reichs, nach einer Zeichnung von Dalrymple. Weimar, Geogr. Inſt. 1801. Iſt unſerer Kunde von Aſien, II. Band beigefügt.

B. Schriften.

a. Birmaniſches Reich.

William Methold's freat of the Golf of Bengale, as also *Golconda*, *Arracan*, *Pegu*, *Tannassery* etc. im 5ten Theil von Purchas pilgrimages etc. London, 1625. Fol. auch im erſten Theil von Mel ch. Thevenot's Sammlung.

Pereoto's kurze Nachrichten von dem Reiche Pegu und

Ava, im 4ten Theil der Sprengel-Forſter'ſchen neuen Beiträge.

In Salmon's modern history or the present State of all nations of Asia, Europa and Africa findet man eine Beſchreibung von Siam, Pegu und Arakan, nebſt Aſem. In der teutſchen Ueberſetzung. Altona, 1735. im 5ten Stück des erſten Theils.

Istoria naturale e politica del regno di gran Mogul, dal Indie, di Pegu, Arracan e Ceylan. in Ven. 1738.

B. v. D. Beschryving van verscheiden Ostindischen Gewesten en machtige Landschapen, en inzonderheit van Golconda en Pegu. Rotterdam, 1677. 4.

Vincent le Blanc voyages aux quatre parties du monde etc. enrichis des observations par Bergeron et augmentés par *Coulon*. Troyes, 1658. 4.

Nachricht von den Einwohnern des Königreichs Pegu in Indien findet man in dem hiſtoriſchen Magazin der Niederelbe, im erſten Hefte. 1783.

Description du Pegu et de l'île de Ceylan par *W. Hunter*, *Jean Chr. Losef* et *Eschelkroon*, traduit de l'Anglois et de l'Allemand par M... Paris. 1793. 8.

Hunter war der erſte, der genauere Nachrichten; als die älteren Reiſebeſchreibungen geliefert haben, von dem Birmaniſchen Reiche mittheilte.

Michel Symes's Major an account of an Embassy to the Kingdom of Ava in the year 1796. London, 1800. 4.

Die teutſche Ueberſetzung in Sprengel's Bibliothek IV. B. iſt nur ein Auszug, dem Plane dieſer Bibliothek gemäß. Die Franzöſiſche Ueberſetzung von Castera; Paris, 1801. 2 Voll. iſt vollſtändig.

Ueber die Religion und Literatur der Burmanen, von D. Fr. Buchanan, im XXXI. Bande der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek.

Cautier Schouten voyage aux Indes orientales commencé en 1658 et fini 1665, traduit du Hollandais à Paris, 1707. II Tomes.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, von Sprengel und Forſter. Leipzig, 1793. 11. Band.

Sonnerat voyage etc. enthält gleichfalls einige Nachrichten von dem Birmaniſchen Reiche; andere findet man zerſtreut in den Reiſen nach Oſtindien und in den großen Sammlungen von Reiſebeſchreibungen. Man ſehe auch Prévot histoire générale etc.

b. Siam.

Relation du Royaume de Siam par *Joort Schutten*. traduite du hollandais im erſten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Relation historique du Royaume de Siam, par *Delisle*. Paris, 1684. 12.

Relation de l'ambassade du chevalier de *Chaumont* á la cour de Siam. Paris, 1687. 12.

Journal de Voyage de l'abbé de *Choisy* à Siam. Paris, 1687. 4.

Premier Voyage de Siam des P. P. Jésuites envoyés par le Roi aux Indes et á la Chine et second voyage etc. par *le P. Tachard*. Paris, 1686—1689. II *Voll*. 12.

Histoire naturelle et civile du Royaume de Siam, par *Nic. Gervaise*. Paris, 1688. 4.

Histoire de la Revolution de Siam, arrivée en 1688 etc. par *le P. Marcel LeBlanc*, de la Congr. de Jes. Lyon, 1692.

Description du Royaume de Siam, par M, *de la Loubère*. Amsterdam, 1714. II Voll. 12.

Histoire civile et naturelle du Royaume de Siam etc. par *Mr. Turpin*. 1771. II Voll. 12.

c. Halbinſel Malacca.

A Descript. of Prince of Wales Island in the streight of Malacca etc. by Sir *Home Popham*. Lond. 1806.

Voyages par *Sonnerat*, Tom. III.

d. Laos und Cambodſcha.

Breve e vererdera Relacion de los successos del regno ee Camboxa, por frey *Gabriel de S. Antonio.* Valladolid, 1604.

Relation des Missions et des Voyages des Evêques français envoyés aux Royaume de Siam, de la Cochinchine, de Camboye et de Tunkin, par *François Polla.* Paris, 1669. 8. Die Fortſetzung Paris, 1674 und 1680.

P. Marini histoire nouvelle et curieuse des Royaumes de Tunquin et de Lao, traduit de l'Italien, par *F. Lecomte.* á Paris, 1666. 4.

e. Tunkin und Cochinchina.

Avis certaine d'une plus amble découverte de la Chine, et particularités sur la côte de la Cochinchine Paris, 1628. 12.

Relation du Voyage du *P. Tissemare* au Royaume de Tunkin etc. Paris, 1666. 8.

Histoire du Royaume de Tunkin et des grands progrès que la prédication de l'évangile y a fait depuis 1617. jusqu'en 1646. par le *P. Alex. de Rhodes*, traduit du latin au françois par *Henri Alb.* Lyon, 1652. 4.

Histoire naturelle et civile du Tunkin par l'Abbé *Richard.* Paris, 1788.

Die Sammlung der Reiſen von Salmon enthält einen intereſſanten Artikel über Tunkin.

In den Observations sur les moeurs et les arts des peuples de l'Afrique, de l'Asie etc. par *Poivre*, in Voyage de M. *Rochon* à Madagascar, und in den Lettres édifiantes findet man Bemerkungen über Cochinchina.

Relazione della nuova missione de Padri della Compania di Jesu nel Regno de Cocincina, di *P. Christ. Borri*, Milanese. Roma, 1631. 8. ins Franz. überſetzt von P. *Antoine de la Croix.* Rennes, 1631.

Teutſch im XI. Bande der neuen Beiträge von Sprengel und Forſter.

Valerit's, Biſchoffen zu Münden kurze Reiſebeſchreibung in Cochinchina. Münden, 1736. 8.

A Voyage to Cochinchina, in the years 1792 and 1793 by *John Barrow*. Lond. 1806. 8. überſetzt in der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibl. Bd. XIV. u. XVI.

Beſchreibung einer Reiſe nach Cochinchina von Chapman. (A. G. E. XI. 521.)

Renouard de Sainte-Croix voyages aux Indes orientales etc. Paris. 1810. Teutſch von Weyland. Berlin, 1811.

Baron's Beſchreibung von Cochinchina, in der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen. Band X.

---

4. Indiſcher Archipel.

A. Charten.

Archipel des Indes orientales, qui comprend les Isles de Sonde, les Moluques et les Philippines par *Robert de Vaugendy*. Paris, Delamarche.

Chart of the East-India-islands exhibiting the several passages between the India and pacific Ocean, by *Arrowsmith*. Lond. 4 Bl.

Map of the China Sea including the Philippines, Molucca and Banda Islands with part of the coast of New-Holland et New-Guinea. Lond. 1791.

A Map of Part of Borneo and the Sooloo Archipelago; by *Al. Dalrymple*. Lond. 1775.

Carte reduite des Isles Philippines par *Bettin*. Paris.

Die Philippiniſchen Inſeln in 2 Bl. v. Homann. Nürnb.

B. Schriften.

In Salmon's heutige Hiſtorie ꝛc. Altona, 1733. findet man Beſchreibungen der Andaman-Inſeln, der Nicobaren,

Sunda-Inſeln, Molukken und Philippinen; desgleichen in Voyage autour du Monde, commencé en 1679 par *Dampier* etc. traduit de l' Anglois, Amsterd. 1711—12, V Voll. 12.; in der Reiſe des Gemelli Carreri und in mehrern Reiſen um die Welt.

Beitrag zur Kunde und Geschichte der Andamaniſchen Inseln; in den A. G. E. XXVII. 256. aus *Sonnerat* voyage etc. Tom. III. S. 133 ff.

Von den Nicobariſchen Inſeln gibt auch Renouard de St. Croix einige Nachricht.

a. Sunda-Inſeln.

Joh. Janſon de Roi merkwürdiges Leben und Reiſen nach der Inſel Borneo und dem Königreich Atchin in Sumatra. Aus dem Holländiſchen, 1723. 8.

Adolph Eſchelkroon's Beſchreibung der Inſel Sumatra, beſonders in Anſehung des Handels ꝛc. Hamburg, 1781. mit einer Charte.

Miller's Nachrichten von Sumatra, aus den Philosophic. Transact. im erſten Theil von Forſter's und Sprengel's neuen Beiträgen.

Nachrichten von den Einwohnern der Poggy-Inſeln bei Sumatra, v. John Criſp, in den A. G. E. XVIII. 411. aus den Asiat. Rechearches überſetzt.

Benj. Hentzſch Oſtindiſche Reiſe, ſo er 1680 von Dresden bis auf die Inſel Sumatra gethan. Leipz. 1735.

Will. Marsden's history of the island of Sumatra, containing an account of the gouvernement, laws, customs and manners to the native habitants, with a description of the natural productions, and a relation of the ancient political state of that Island. Lond. 1783. gr. 4. with a Map; ins Franz. überſetzt von *Perraud*. Paris, 1788. II Voll. 8. Teutſch: abgekürzt im 3ten und folgenden Theil, von Sprengel und Forſter's neuen Beiträgen.

History of the Sumatra by *Shelbeare*. Lond. 1787. 8.

Mémoires du Voyage etc. du Général *Beaulieu* im 2. Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Ueber die Inſel Java findet man Nachrichten in der oben bei der Literatur Hindoſtan angezeigten Beſchreibung von Oſtindien, von Valentin; ferner in: Briefe der Freiherren von Wurmb und von Wolzogen auf ihren Reiſen nach Afrika und Oſtindien, in den Jahren 1774 bis 1792. Gotha; in Thunberg's Reiſen nach Japan; in den Reiſen von Stavorinus, Tombe, Labillardière, Roggevin u. A.

Nieuhof zee en Lant Reitze dor verscheidene gewesten van Ostindien, met een verhaal der Stadt Batavia. Amsterd. 1682. Fol. M. Koopere Platen.

Journal der Reise na Java etc. door *S. C. Nederburgh.* Amsterd. 1805. 8.

Ueber Sitten, Vergnügungen ꝛc. der Japaner in Malte-Brun's Annalas des Voyages Tom. I. cah. 2.

Blick auf den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Java i. d. A. G. E. XXXIV. 16.

Notizen v. d. *Ins. Borneo.* in den A. G. E. XXVII. 274, aus *Sonnerat* voyage etc. T. III. S. 81 f.

Voyage to the Island of Borneo, by Capitain *Beckmann.* Lond. 1788. 8. Teutſch in Sprengel's und Forſter's neuen Beiträgen. V. Theil.

G. R. Forſter's Nachrichten von Balambangan, den Suluh-Inſeln, wie auch dem nördlichen Theil von Borneo, in dem 2ten Theil der neuen Beiträge.

Radermacher's kurze Beſchreibung von Borneo, in den Philoſ. Transact. der Botan. Geſellſchaft zu Java.

Description historique du Royaume de Macassar, divisée en trois parties par *N. Gervaise. Paris,* 1688. 12.

The Narrative of Capitain *Woodard* etc. with description of the Island of Celebes etc. Lond. 1804. 8. (A. G. E. XVII. 312.); ins Franz. überſetzt. Paris,

1805.; ins Teutſche in der Sprengel-Ehrmanniſchen Bibliothek. Band XXIV.

b. Molukken.

Conquestas de las islas Molucas, al rey Philippo III. por el Licenciado *Bartolomeo Leo de Argensola.* Madrid, 1609. Fol.; ins Franzöſiſche überſetzt Paris, 1706, III. Voll. 12.; teutſch Frankfurt und Leipzig 1780. 2 Theile. 8.

Thom Forrest's new voyage to New Guinea and the Moluccas etc. during the years 1775 and 76. Lond. 1779. gr. 4; ins Franz. überſ. Paris, 1780. Teutſch im Auszuge. Hamb. 1782. 8. Mit 1 Charte.

In der Beſchreibung der von Magellan unternommenen erſten Reiſe um die Welt, v. A. Pigafette, aus dem Ital. überſ. Gotha 1803. 8. findet man Nachricht von dem früheſten Zuſtand der Molukken zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer.

In der Reiſe von Mandelslo und in der Beſchreibung ꝛc. von Valentin findet man Nachrichten über die Molukken; desgleichen in jenen von Dampierre, Stavorinus Sonnerat, und in Perron's Entdeckungsreiſe nach den Südländern. Tübingen, 1808. ꝛc.

Statiſtiſches Gemälde der Inſeln Amboina und Banda. i. d. A. G. E. XXXII. 364.

c. Philippinen.

Franc. Combes Historia de las islas Mindanao, Julo y sus islas aejacentes, progressus de la religion y armas catholicas. Madrid, 1567. Fol.

Successos de las islas Filippinas etc. por *Antonio Morgas.* Madrid, 1699. Fol.

Relacion del (*Ferdin. de las Rios Coronel*) Procurador General de las Philippinas, donde su halle lo que pertinese a essas islas, de lo que conveniente remedio en las islas de Moluco. Madrid, 1621. 4. ins Franz. überſ. von Melch. Thevenot im 2. Theil

ſeiner Sammlung, wo mehrere ſpaniſche Berichte überſetzt ſind.

Relaciones diversas de lal islas Eilippinas. Manilla, 1632. 4.

Conquesta de las islas Filipinas, nor Padre *Gaspard Fray*, Madrid, 1634. 4.

Historia de la provincia de Filippinas por al Padre *Rod. Murillo Villarde.*. Manille, 1749. Fol. Ein Hauptwerk.

Man ſehe auch die Reiſen von Legentil, Sonnerat, Renouard de Sainte-Croix ꝛc. und den 2ten Band der Sprengel-Forſter'ſchen neuen Beiträge.

Oſt-Aſien.

1. China.

A. Charten.

Atlas géneral de la Chine, de la Tartarie chinoise et du Tibet, pour servier aux différentes descriptions et Histoire de cet Empire par *d'Anville.* á Paris, 64 Bl.

Carte des Indes et de la Chine par *Guill. de L'Isle.* à Paris, chez *Covens et Mortier.*

Imperii Sinarum nova Descriptio auct. *Schenk.*

M. Regni Sinae, studio *J. M. Hasii.* Norimb. ap *Homanni. Hered.*

Kaiſerthum Sina von Lotter.

China, aus der Engliſchen Beſchreibung der Geſandſchaftsreiſe des Grafen Macartney reducirt. Berlin, 1798.

Tartariae Tabula et maj. pars Regni Chinae; f. de *Witt.*.

Die Sineſiſche Tatarei in 2 Bl. Nürnberg, bei Homann.

Reys - Karte van de Ambassade der Nederlandsche Oost - Indsche Compagnie door China on den grooten Tartarschen Chane, door *J. Nieuhoff*.

Charte von China, nach Murdochiſcher Projection entworfen ꝛc. von Stieler. Weimar, 1800.

B. Schriften.

Ambassade de Scharoke, fils de Tamerlan; et d'autres princes ses voisins á l'Empereur du Khatai, l'an 1419. im 4ten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Dieſer Reiſebericht iſt intereſſant, in Abſicht auf den Zuſtand von China, vor der Eroberung durch die Mantſchu.

Histoire du grand empire de la Chine, divisée en deux parties: contenant, en la premiére, la situation, antiquité, fertilité, religion, cérémonies, sacrifices, rois, magistrats, moeurs, loix etc. en la seconde, trois voyages faits en 1577, 1579 et 1581, par *le P. Jean Gonzales de Mendoza* de l'ordre de Saint Augustin, traduit de l'espagnol pau *Luc de Laporte*. Paris, 1589.

Histoire de l'expèdition chrétienne au Royaume de la Chine etc. tirée des Mémoires du *P. Matth. Ricci*, par *le P. Nic. Trigault* nouvellement traduite en françois. Lille, 1617. 4.

Nouveaux Mémoires de l'état de la Chine, par *Louis Legrand*. Cologne, 1623. 8.

Relazione delle cose piu notabili della China scritta negli anni 1619—21. Roma, 1624. 8.

Gesandschap de Neederlandische Oost- Indische Compagnie aen den Grooten Tatarischen Cham, den Reyzer van China, door *Jan Niewhof*. Amsterd. 1665. Fol.

Histoire universelle de la Chine par *le P. Alvarez Semedo*, avec l'histoire de la guerre de Tartares

par *le P. Martini*; traduit de *l'Italien*. Lyon, 1667. 4.

Description géographique de l'empire de laChine par *le P. Martin Martini*. im 3ten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Athanasii Kircheri China, monumentis sacris et profanis, nec non variis naturae et artis *spectaculis* illustrata. Amstel. 1667. Fol.

Die Jeſuiten haben dieſes Buch für ein Werk der Einbildung erklärt.

Oliv. Dapper Gedenkwaerdig bedryf der Nederlandsche Ostindische moetschapye op de Kuste en in het Keyzerryk van Tainsing of Sina, behelzende het twede en derde Gesandschap na het Keyzerryk; beneffens een beschryving van geheel Sina. Amsterdam, 1670. 2 Bde. Fol. Teutſch: Amſterd. 1674. 2 Bde. Fol.

Relaçao da estado politico e moral de imperio da China pelos annos de 1659. ahe ode 1666. escrita em latim pello *P. Franç. Rogemont*, de Companhia de Jesu, traduzida por hum religioso da mesma Companhia. Lisboa, 1672. 4.

Domingo Fernand. Naveretti tratado de la monarchia di China. Madrit, 1676. Eol. Teutſch in der Allgem. Hiſtorie der Reiſen. V. Bd.

Voyage des *P. P. Grueber* et *d'Orville* à la Chine, im 4ten Theil der Samml. von Melch. Thevenot.

NouveauxMémoires sur l'état présent de laChine, par *le P. Louis Lecomte*, jésuite avec l'histoire etc. par le *P. Charles Le Gobien*, jésuite. Paris, 1701—1702. III Voll. 12.

Adam Brand's Beſchreibung ſeiner großen Chineſiſchen Reiſe, welche er 1692 in der Suite des Herrn Eberhard Isbrand Ides von Moscau aus über Si=

berien, Daurien, und durch die große Tatarei bis in China gethan. Neueſte Ausgabe. Lübeck, 1734. 8.

Allerneueſte Reiſebeſchreibung der Geſandtſchaft von Groß-Rußland an den Chineſiſchen Kaiſer, im Jahre 1719. von Georg Joh. Unverzagt. Lübeck, 1721.

Reiſebeſchreibung von Wien nach China, von Gottfr. Leimbeckoven. Wien, 1740. 8.

Reiſen nach China, von J. P. Reichard. Onolzbach, 1755. 8.

Journal de voyage du sieur Lange de Moscau à Pékin et de sa Résidence à la cour de la Chine, en 1721 et 1722. Leyde, 1726, 12.

Istoria delle cose operate nella China, da *J. Ambrozio Mezza-Barba*, patriarcha d'Alezzandri, legato apostolico in quel imperio. Paris, 1739. 4.

Mémoires sur la Chine, par *Danville*. Paris; 1766. 4.

Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, par les missionaires de *Pékin*. Paris, 1776. et années suiv. 15 Voll. 4.

Eine überaus ſchätzbare Sammlung.

Traité des édifices, meubles, habits, machines et ustensiles des Chinois, gravés sur les originaux, dessinés à la Chine, y compris une description de leurs temples et jardins, par *Chambres*. Paris, 1726.

Description géographique, historique, chronologique, qolitique et physique de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, enrichie de cartes générales et particulières de ce pays, de la carte générale et particuliére du Thibet et de la Corée et ornée d'un grand nombre de figures etc. par *le P. J. B. du Halde*. Paris, 1735. 4 Voll. gr. Fol.

Duhalde hat die meiſten älteren Quellen und mehrere im Archiv der Jeſuiten befindliche ungedruckte Nachrichten benutzt, um daraus dieſes reichhaltige, vielumfaſſende Werk zu bearbeiten,

daſs noch immer ſeinen groſsen Werth, trötz den neueren Reiſe-beſchreibungen behält.

Description générale de la Chine par l'abbé *Grozier*. Paris, 1785. 4.

Authentic Account of the Ambassy from the King of Great-Britain to the Emperor of China; taken chiefly from the papers of Lord *Macartney*, Sir *Erasmus Gower* and others gentlemen, in the several departements of the ambassy, by *George Leonard Staunton*. Lond. 1797. II Voll. 4. mit einem Theil Kupfern in Fol. ins Franzöſiſche überſetzt von *Castera*. Paris, 3. édit. 1804. V. Voll. 8. Teutſch von Hüttner. Zürich 1799. Eine andere teutſche Ueberſetzung erſchien in Berlin, 1793—1800. in 3 Bänd. 12.

The Journal of *M. Samuel Holmes*, Sergeant major of the XI light Dragoons, during his attendame as one of the guards of Lord *Macartney's* embassy to China and Tartary, 1792—93. Printed without addition abridgment or amendment from the original Diary kept during that expedition. Lond. 1798. 8.

Das Original iſt nicht in den Buchhandel gekommen und daher ſchwer zu haben. Die Franzöſiſche Ueberſetzung führt folgenden Titel:

Voyage en Chine et en Tartarie, à la suite de l'ambassade de Lord *Macartney*, par *M. Holmes*, sergent-major de sa garde, auquel on a joint les vues, costumes et usages de la Chine, par *M. W. Alexandre*; les planches de l'Atlas original de cette ambassade, omises dans la traduction française, avec leur explication; ouvrage traduit de l'anglais pr *M. M****, revu et publié, avec des observations sur les relations politiques et commerciales de l'Angletere et de la France, et quelques notes par *L. Langlès*. Paris, 1805. II Voll. 8. Nach dieſer

franzöſiſchen Ueberſetzung iſt die teutſche Ueberſetzung im 28ſten Bande der Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibliothek gemacht.

Travels in China, containing desriptions, observations and comparations made and collected, in the course of a short visit of the imperial pallace of Yuen-Min-Yuen, and a subsequent Journey through the country from Peking to Canton; which is attempted to appreciate the rauk wherein this extraordinary empire may be considered in the state of civilized nations: by *John Barrow*, late private secretary to the earl to *Makartney*. London. 1804. 4. Die Franzöſiſche Ueberſetzung von *Castera*. Paris, 1805. III Voll. 8. hat noch als Anhang den Bericht einer Ruſſiſchen Geſandſchaftsreiſe vom Jahre 1719. Teutſch Hamburg, 1805 und von Hüttner im XIV. u. XVI. Bande d. Sprengel-Ehrmann'ſchen Bibl.

Voyages de la Compagnie des Indes orientales hollandaises vers l'empereur de la Chine, dans les années 1794 et 1795, où se trouve la description de plusieurs parties de la Chine inconnues aux Européens, et que cette ambassade a donné occasion de traverser: le tout tiré du journal *d'André Everard* van *Braam Houckgeest*, second dans cette ambassade; orné de cartes et de gravures: publié en français par *M. L. E. Moreau de Saint-Méry*. Philadelphie, 1797. II Voll. 8.

Voyage à Peking, Manille et l'Ile de France etc, par Mr. *De Guignes*. Paris, 1808. III Voll. 8. mit einem Atlas in Folio. (A. G. E. XXVIII. 173.)

Zur Kenntniß der Literatur der Chineſen und ihrer Sprache gibt Adelung in ſeinem vortrefflichen Mithridates folgende Hülfsmittel an. Die Geſchichte der Sineſiſchen Literatur in Europa liefern Bayer in Museo Sinico und *Fourmont* in den Meditationibus Sinicis, beide in den Vorreden. Ein Verzeichniß der zur Literatur der Sineſiſchen Sprache gehörigen Schriften,

findet man in des Herrn von Murr Geſchichte des Hao Kjoh, Vorrede S. XIII. f. S. 622 und in deſſen Litterae patentes Imperatoris Kan-hi. Nurenberg, 1802. 4; eine Beurtheilung der alten Literatur der Sineſen, aber in *Jul. Klaproth's Asiat.* Magaz. Th. I. S. 455. Th. II. S. 193.

S. Webb's historical Essay endeavouring a Probality that the language of China is the primitive language. London, 1669. 8.

Lettres de Pekin (von dem *P. Amiot*) sur le genie de la langue Chinoise et sur la nature de leur Ecriture symbolique (das iſt ſie nun gewiß nicht!) comparée avec celle des anciens Egyptiens. Brussel, 1773. 4.; 1782. 8.; vorher Engliſch in den Philosoph. Transact.

Franc. Varo atte de la lengua Mandarina, Canton, 1703. S. v. *Murr* Gesch. des *Hao Kjob*, Vorrede S. XIII.

Theoph. Siegfr. Bayeri Museum Sinicum. Petersburg, 1730. 2 Bände. 8., enthält eine Sprachlehre und ein Wörterbuch, doch nur von 2200 Wörtern. Bayer erklärte nachmals ſelbſt dieſe Arbeit für ſehr unvollkommen, welches doch nur die Schriftzeichen betrifft.

Steph. Fourmont Meditationes sinicae. Paris, 1737. Fol. Eben desselben Linguae Sinarum Mandarinicae hieroglyphicae (was iſt das für eine Sprache?) Grammatica duplex. Eben daſ. 1742. Fol., wo er S. 341—516 auch ein vollſtändiges Verzeichniß der, in der Kaiſerlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Sineſiſchen Handſchriften liefert. Fourmont dachte, wie alle Jeſuiten und Jeſuiten-Freunde viel zu vornehm von der unvollkommenen Sineſiſchen Schrift und Sprache. Von ſeinen noch ungedruckten Sineſiſchen Wörterbüchern ſ. v. Murr l. c. S. 639. und Journ. Th. 4. S. 203.

Dictionnaire Chinois et François, von *F. S. Dalquié*, in der Franz. Ueberſetzung von *Athan. Kircher's* China illustrata. Amsterd. 1670. Fol. im Anhange u. 324—367 mit lateiniſcher Schrift.

Christ. Mentzelii Sylloge minutiarum Lexici Latino-Sinici characteriſticum, welches jedoch nur 8000 erklärte Schriftzeichen enthält, und aus des Diaz Vocabulario de la letta China gezogen iſt, befindet ſich handſchriftlich in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

In den neueſten Zeiten haben ſich zugleich zwei Gelehrte mit der Chineſiſchen Literatur beſchäftiget, D. Joſeph Hager, ein Teutſcher, und Ant. Montucci, ein Italiener. Man ſehe Klaproth's Aſiat. Magaz. Th. 2. S. 78 und 473. Eine ſtrenge Beurtheilung des erſtern befindet ſich in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, 1804. Jun.

---

2. Nördliche Provinzen des Chineſiſchen Reichs oder ſogenannte Chineſiſche Tatarei.

Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, et des autres Tartares occidentaux etc. ouvrage tiré des Livres chinois et des Manuscrits orientaux de la Bibliothèque du Roi. par *M. De Guignes.* (Suite de Memoires de l'académie des inscriptions et belles lettres.) à Paris, 1756.

N. Witsen Noord- en Oost-Tartarye. Amsterd. 1705. II Voll. Fol.

Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften, von P. S. Pallas. Petersburg, 1776. 4. und Pallas Reiſen.

Staat der geſammten Tatarei ꝛc. aus den bewährteſten Nachrichten gezogen. Riga, 1780. 8.

Nomadiſche Streifereien unter den Kalmuken ꝛc. von B. Bergmann. Riga, 1805. 1806. 4 Bände. 8.

Relation de la Tartarie orientale, par *le P. Martini,* im 4ten Theil des folgenden Werkes.

Recueil de Voyages au Nord, contenant divers mémoircs très-utiles au commerce et à la navigation,

recueillis par *J. F. Bernard.* Amsterd. 1731. und folgende Jahre 10 Voll. 12.

Die älteren Reiſen findet man in

Pierre Bergeron Relation des Voyages en Tartarie de *Rubriquis*, *Plan Carpin*, *Ascelin* et autres Religieux, traduits des originaux latins. à Paris, 1734. 8.

Phil. Avril voyage en divers etats d'Europe et Asie, pour découvrier un nouveau chemin en la Chine (depuis 1685 jusqu'en 1691) avec une description de la grande Tartarie. à Paris, 1693. 12. Teutſch Hamburg, 1705. 8.

Joh. Chr. Wagner's mächtiges Kaiſerthum Sina und die Aſiatiſche Tartarei. Augsburg, 1689. Fol.

Man ſehe auch die Allgem. Beſchreibung von *Du Halde* und die Lettres édifiantes.

---

3. Korea.

Journal van de ongelukige voyagie van t' Jacht *de* Sperwer, gedestineert na Fayovan in t' Jaar 1653; hoe t' selve Jacht, opt' Quilpaarts Eyland is gestrant: als mede een pertinente beschryvinge der Landen, Provintien, Steten ende Forten leygende in't Coningruk Corée, door *Henr. Hamel.* Roterdam, 1668. 4. ins Franzöſiſche überſetzt von *Minutoli*. Paris, 1670. 12. Teutſch: im Auszuge in der Allgem. Hiſtorie der Reiſen.

Man ſehe auch Broughton's und LaPerouſe's Reiſen; beide Seefahrer geben einige Nachrichten von den Küſten dieſes wenig bekannten Landes.

---

4. Lieu-Kieu-Inſeln.

Außer den bei der Beſchreibung III. Band Seite 382 d. N. Länder- und Völkerk. angeführten Lettres édifiantes findet man: Nachrichten über die Lakeo-Inſeln i. d. A. G. E. XXXII. 19.

---

5. Tibet.

Antonio de Andrada novo descubrimento do grão Catago ou dos regnos de Tibet. Lisboa, 1626. 4. ins Franzöſiſche überſetzt Paris, 1628. 8.

Theodori Ray descriptio regni Thibet. Paderborn, 1658. 4.

Voyage de *Jean du Plan Carpin*, in dem Recueil des Voyages par *P. Bergeron*. à la Haye, 1735.

Voyage de *Guillaume du Rubruquis* en Tartarie et à la Chine. Ebendaſelbſt.

China illustrata auct. *Kircher*.

De Guignes histoire générale des Huns etc. Tom. I. p. 158.

Witsen Noord- en Oost- Tartarye.

Sammlung Ruſſiſcher Geſchichten, von Müller. Offenb.

Relation de div. Voy. curieux par *Melch. Thévenot*. IV. Partie.

Missions orientales. Paris, 1789. 12,

Relazione dello stato presente del gran regno di Thibet dal *P. Horacio della Penna*. Roma, 1732.

Relazione del principio e stato presente della Missione del vasto regno del Thibet e altri regni confinanti. Roma, 1742. 4.

Alphabetum Tibetanum, Missionum apostolicarum commodo editum, studio et labore Fr. *Augu-*

stini Antoniii Georgii Eremitae Augustiniani Romae, 1762. im Auszuge überſetzt in Gatterer's Allgem. hiſtoriſchen Bibliothek. Th. V. VI. und VII. und in Fabri's Sammlung von Stadt-, Land- und Reiſebeſchreibungen. Halle, 1783. 1. Bd.

Palas Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften. 2ter Theil.

Pallas Neue Nordiſche Beiträge zur phiſikal. und geogr. Erdbeſchreibung ꝛc. St. Petersburg und Leipzig, 1783. 1. Bd. S. 201. woſelbſt Nachrichten von Tibet, und Erzählungen Tangutiſcher Lamen unter den Salenginskiſchen Mongalen; und 4ter Band S. 271, wo die Abhandlung des Herrn Hakmann: Nachrichten betreffend die Erdbeſchreibung, Geſchichte und natürliche Beſchaffenheit von Tibet.

An Account of the Kingdom of Thibet in a Letter from *John Stewart Esqu.* to Sir *John Pringles*, in den Philosoph. Transact. Voll. LVXII. überſetzt in Schlözer's Briefwechſel, 28. und 29. Heft. S. 201.

Reiſen eines Engländers, im Gefolge des Dalai-Lama; in Archenholz Minerva. 1792. 12. Heft.

An Account of an Embassy to the court of Tishoo Lama in Thibet, containing a Narrative of a Journey through Bootan and a part of Tibet by Capitain *Samuel Turner.* Lond. 1800. 4. ins Franz. überſetzt von *Castera.* Paris, 1800. II Voll. 8. avec unc Collection de 15 Planches. Teutſch im Auszuge in Sprengel's Bibliothek. 4. Band.

6. Japan.

A. Charten.

A Map of the Empire of Japan, divided into Seven principal Parts, and subdivided into Sixty - Six Kingdoms, with the Kingdom of Corea; publ. by *Laurie* and *Whittle.* London.

L'Empire du Japon, divisée en sept principales parties et subdivisée en 66 Royaumes par *Robert.*

Charte von Japan, nach Robert's Entwurfe. Weimar, im geogr. Inſt. Befindet ſich unter den Kupfern unſerer Kunde von Aſien.

Man ſehe auch den Atlas zu Kämpfer's Beſchreibung und vorzüglich die Charte zu Kruſenſtern's Reiſe um die Welt.

B. Schriften.

Cartas que los Padres y Hermanos de la Compania de Jesu, que andan en los reynos de Japon, escriveron à los de misma Compania: en los quales se da notizia de los varios costumbres y idolatria de aquella gentilidad, y menta del principio y successo y bondad de los christianos de aquellas partes. Alcala, 1575. 8.

Lettere del Giapone dell' anno 1577, scritte dalli Padri della compagnia di Jesu. Napoli, 1580. 8.

Jerome d'Angelis histoire de ce qui s'est passé aux Royaumes de la Chine et du Japon, tirée des lettres écrites en 1619—1621. Traduit de l'Italien par P. *Morim.* à Paris.

Brevis Japoniae insulae descriptio et rerum quarundam a Patrib. Soc. Jes. gestarum succincta narratio. Colonia, 1586. 8.

Relation aus Japan, was ſich darinnen 1606 Denkwürdiges zugetragen. Augsburg, 1611. 4.

Nouvelle histoire du Japon, divisée en cinq livres, traduit de l'espagnol de *Louis P. Gueyra.* Paris, 1618. Das Spaniſche Original iſt ſehr ſelten.

Bernardi Varenii descriptio, regni Japoniae. Amsterdam, 1629. 8.

Atlas Japonensis, being remarkables Addresses, by way of Embassy, from the East-India company of the United Provinces to the Emperor of Japon, containing a description of their several territories, cities, temples and forteresses; their religions, laws and customs; their prodigious wealth, and gorgeous habits; the natur of their soil, plants, beart, hills, rivers and fontains, with the caracter of the ancients and moderns Japonenses: collected out of their several writting and journals by *Arnoldus Montanus*: englished and adorned with several sculpturs by *John Ogilby.* Lond. 1670. Fol.

Dieſe Engliſche Ueberſetzung hat Vorzüge vor dem Holländiſchen Original, welches in Amſterd. 1669. in Folio erſchien.

Engelbrecht Kämpfer's Geſchichte und Beſchreibung von Japan, herausgegeben v. C. K. W. Dohm Lemgo, 1777—79. 2 Theile. 4. Die Engliſche Ausgabe von Scheuchzer. London, 1728. II Voll. in Fol. weicht in einigen Stücken von der Teutſchen ab.

Histoire du Japon, où l'on trouve tout ce qu'on peut apprendre de la nature et des productions du pays, du caractère et des coutumes de ses habitans, du gouvernement et du commerce, des révolutions arrivées dans l'empire et la religion, et l'examen de tous les auteurs qui on écrit sur le même sujet par *le P. Charlevoix,* Jésuite: ouvrage enrichi de cartes, plans et figures. Paris, 1754. VI Voll. 12.

Reiſe uti Europa, Aſia, Africa, forrättad i aaren 1770 à 1779, of *K. P. Thunberg*. Upſal, 1788 à 1793. 4 Bände. 8. ins Franzöſiſche überſetzt, und mit Anmerk. von *Langlès*. Paris, 1796, II Voll. 4. Teutſch von Groskurd. Berlin, 1792. 2 Bände. 8. Im Auszuge überſetzt von Sprengel, mit Anmerk. von J. R. Forſter. Berlin, 1792. 8.
Ueber die Kunde von Japan, von Dr. Schneegaß. i. d. A. G. E. XVII. 3.
Ueber die früheren Reiſen der Ruſſen nach Japan in Storch's Zeitſchrift: Rußland unter Alexander I. 2ten Bandes 6te Liefer. und in den A. G. E. XVII. 163.

---

7. Jedſo und Sagalien.

Relation de la decouverte de la terre d' Jeso au Nord du Japon par le vaisseau Castricom en 1647. traduit du Hollandois par *Melch. Thevenot*, im 2ten Theil ſeiner Sammlung.
Ueber die Exiſtenz gewiſſer wenig bekannter Inſeln, in dem Theil des großen Oceans, der zwiſchen Japan und Californien liegt, von Ph. Buache, mit Anmerkungen von Sotzmann. (A. G. E. IX. 485.)
Forſter's Reiſen nach dem Norden.
Samml. Ruſſiſcher Geſchichten, von Müller. Offenb.
Geſchichte der Schiffahrten und Verſuche zur Entdeckung des nordöſtlichen Wegs nach Japan und China, von J. C. Adelung. Halle, 1768. 4.
Voyage *de la Peyrouse* autour du Monde, redigé par *M. L. A. Milet Mureau*. Paris, 1797. II Voll. 4. avec un Atlas. Fol. ins Teutſche überſ. von Spren-

gel, mit Anmerk. von J. R. Forſter. Berlin, 1799. 2 Bände. 8.

A Voyage discovery to the north Pacific Ocean etc. in the years 1795—1798. by *William Robert Broughton.* London, 1804. 4. ins Franz. überſetzt. Paris, 1807. II Voll. 8. Teutſch in der Sprengel-Elrmann'ſchen Bibliothek. Bd. XIX.

Reiſe um die Welt, in den Jahren 1803—1806 ꝛc. von J. von Kruſenſtern. Berlin, 1811. 3 Bände. 12.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt
des dritten Bandes.

Aſien.

Dreizehnte Abtheilung.
D. Indiſcher Archipel.

Seite

Einleitung. Allgemeine Anſicht der Inſelwelt. Verbindung der Gruppen. Charakter dieſer Erdgegend. Ueberblick der Geſchichte ihrer Entdeckung . . . 5

I. Andaman-Inſeln 16

II. Die Nicobariſchen Inſeln . . 21

III. Die Sunda-Inſeln . . . 25

A. Sumatra 25

1. Allgemeine Anſicht. Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima 25

2. Geſchichte 29

3. Producte. Induſtrie. Handel . . . 34

4. Einwohner. Charakter. Sitten. Sprache. Verfaſſung. Religion 37

5. Topographiſche Beſchreibung . . . 42

B. Java 45

1. Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima. Geſchichte 45

2. Naturproducte. Einwohner. Sprachen . 52

3. Induſtrie und Handel 59

4. Verfaſſung und Eintheilung . . . 63

5. Topographiſche Beſchreibung . . . 67

Seite
C. Borneo 73
D. Celebes 77
IV. Die Molukken 83
A. Nördliche Molukken . . . 83
B. Südliche Molukken . . . 93

Vierzehnte Abtheilung.

D. Indiſcher Archipel. (Fortſetzung.)

V. Die Philippinen.
Einleitung 99
Naturbeſchaffenheit. Klima. 105
Produkte 106
Einwohner 108
Geſchichte 112
Verfaſſung 114
Handel 117
Topographie.
Inſel Luzon 119
Die Biſſayer-Inſeln 125
Mindanao 127
Suluh-Inſeln 131
E. Oſt-Aſien.
Einleitung 133
I. Chineſiſches Reich.
A. Unmittelbare Provinzen.
a. Eigentliches China.
1. Name. Lage. Gränzen. Größe. Entdeckungsgeſchichte 138
2. Naturbeſchaffenheit. Klima. Gebirge. Gewäſſer. Meere 145
3. Produkte 159
4. Einwohner 175

Fünfzehnte Abtheilung.

Chineſiſches Reich. (Fortſetzung.)

5. Lebensweiſe. Nahrung. Kleidung. Wohnung. Hausgeräthe 195
6. Sitten und Gewohnheiten 222
7. Induſtrie 240
8. Handel 260

Seite
9. Zuſtand der Künſte 271
10. Wiſſenſchaften. Sprache. Geſchichte . 277

Sechzehnte Abtheilung.
Chineſiſches Reich. (Fortſetzung.)

11. Religion 291
12. Staatsverfaſſung. Regierung . . . 305
13. Topographiſche Beſchreibung . . . 317
b. Nördliche Provinzen 338
I. Die kleine Bucharei . . . 355
II. Die Mongolei 358
III. Die Mantſchurei . . . 365
B. Mittelbare Staaten des Chineſiſchen Reichs . 367
I. Das Königreich Korea 368
II. Die Lieu-Kieu-Inſeln . . . 382

Siebenzehnte Abtheilung.

III. Tibet 388
Entdeckungsgeſchichte 389
Geſchichte 395
Name. Lage. Naturbeſchaffenheit . . . 399
Klima 402
Produkte 403
Einwohner. Nahrung. Kleidung. Wohnung . 408
Induſtrie 413
Wiſſenſchaften . . . . . . ib.
Religion 415
Verfaſſung 418
Topographie 420
II. Kaiſerthum Japan 425
1. Allgemeine Anſicht. Name. Entdeckung. Geſchichte ib.
2. Lage. Größe. Naturbeſchaffenheit. Klima. Boden
Gewäſſer 430
3. Produkte 437
4. Einwohner 441
5. Lebensart. Nahrung. Kleidung. Wohnung . 445
6. Sitten und Gewohnheiten 454
7. Induſtrie 457
8. Handel 460
9. Künſte und Wiſſenſchaften . . . 463

Seite

10. Religion 468
11. Staatsverfaſſung 470
12. Topographiſche Beſchreibung . . . 474

Achtzehnte Abtheilung.

Inſel Jeſſo und Halbinſel Sagalien . 483
Entdeckungsgeſchichte . . . . . . ib.
I. Jeſſo 490
Einwohner 492
II. Sagalien 498
Bewohner 499
Literatur der Kunde von Aſien . . . 505

Charten.

Charte von Celebes 77
Charte von China 138
Charte von Japan 425

Kupfer.

Naſſau Inſulaner 44
Straſſe in Batavia 69
Nada Leda König von Salor auf Timor . .)
Canda Mädchen aus Timor vom Malajiſchen Stamme) 96
Einwohner von Java und der Molukken . .)
Chineſiſche Nationaltrachten 207
Portrait eines chineſiſchen Kriegs = Mandarinen . —
Chineſiſche Merkwürdigkeiten 215
Der Porzellanthurm unweit Nanking . . . 324
Wohnung eines chineſiſchen Mandarinen . . 219
Chineſiſches Dorf und Bauern 215
Chineſiſche muſikaliſche Inſtrumente) . . . 276
detto detto . . .) . . . —
Anſicht von Macao 329
Die Camoens - Grotte 330
Anſicht von Pekin 318
Japaniſche Nationaltrachten 446
Einwohner von Inſu und Jedſo . . . 492

NB. Da zwei Gegenſtände auf einem Kupferblatt ſich nicht immer trennen laſſen, ſo iſt es beſſer, wenn der Buchbinder dergleichen zu Ende der Beſchreibung eines Reiches, zu der ſie gehören, einheftet, wie dieſes der Fall oben bei Seite 96 iſt.

Alphabetiſches
Regiſter
der
Schilderung von Aſien.
in drei Bänden.

(Die Römiſche Zahl bedeutet den Band, die Arabiſche die Seite.)

A.

Abaſa, I. 430.
Abaſis, I. 311.
Abaſſen, I. 429.
Abaſſiſche Sprache, I. 419.
Abaſſi, Fluß I. 177.
Abbas I. (Schach) I. 254.
Abchaſeti, I. 429.
Abdallah, II. 16.
Abdallahs-Afganen, I. 396.
Abd-el-Aſis, I. 225.
Abd-el-Wahab, I. 222.
Abeſte, I. 392.
Abiſchegam, II. 165.
Abonen, I. 429.
Absne, I. 429.
Abu-Ariſch, I. 242.
Abu-Haniſa, I. 152.
Abu-Muſa, I. 365.
Abuſcha, I. 445.
Abu-Schär, I. 372.
Acapulco Galion, III. 117.
Achin, III. 30. 43.
Achmed-Schach, I. 389.
Ackerbau in China, III. 247 f.
Acker-Ceremonie in China, III. 241.
Adamsberg in Ceylan, II. 295.
Addu, II. 284.
Adel-Schach, I. 260.
Aden, I. 243.
Adene, I. 78.
Aderbeidſchan, I. 353.
Adigaar, II. 375.
Adige, I. 424.
Adinagar, II. 195.
Adlerholz, III. 166.
Adramuth, I. 244.
Adran (Pater) II. 530.
Adumatis, II. 284.
Aegäiſches Meer, I. 9. 66.
Aetas, III. 109.
Aeolien, I. 66.
Aethiopiſche Raſſe, I. 31.
Afganen, I. 281. 381 ff. II. 10. 41.
Afganiſtan, I. 381.
Aghlo-Kabak, I. 424.
Agio-Soluk, I. 70.
Agra, II. 209. 228.
Agrippäer, III. 349.
Agthamar, I. 168.
Ahhmed, I. 434.
Ahmed-Kent, I. 444.
Aida-Putſcheh, II. 169.
Ailah, I. 234.
Aino, III. 497. 502.
Aintab, I. 79.
Akaba, I. 234.
Akatzighe, I. 100.
Akbarnagor, II. 218.
Akelska, I. 100.

Akra, I. 118.
Akſai, I. 439.
Akſaraj, I. 77.
Akſchcher I. 77.
Al-Ablak, I. 233.
Alagan. I. 453.
Alak-Gebirge, I. 12.
Alanen, I. 431.
Alawerdi-Khan, I. 348.
Albey, III. 125.
Alburs, I. 342.
Alcaden, III. 115.
Al-Dſcheſira, I. 131.
Aleppo, I. 112.
Alexander-Bai, I. 472.
Alexandrette, I. 115.
Alfuris, III. 15. 129.
Al Gauer, I. 103.
Ali's Augen, I. 353.
Ali's Grab, I. 153.
Aliverdi, II. 16.
Ali-Merdan, I. 261.
Allahabad, II. 227.
Allah-Schehe, I. 70.
Allumghir, II. 16.
Alok, III. 363.
Alompra, II. 392.
Alonia, I. 85.
Aloſan, I. 450.
Alpons, I. 342.
Algeti, I. 453.
Al-Scham, I. 100.
Altai, I. 12, III. 136. 343.
Altik, I. 124.
Altun-Kupri, I. 161.
Al-Tur, I. 234.
Aldafluß, I. 18.
Amadan, I. 352.
Amadia. I. 162.
Amanus, I. 79.
Amarſar, II. 195.
Amaſan, I. 79.
Amaſia, I. 80. 243.
Ambarliner, I. 359.
Ambelana, III. 38.
Amblau, III. 88.
Amboina, III. 83.
Ambolanta, III. 81.
Ambva, III. 424.
Amerkot, II. 195.
Amida, I. 138.
Ampedes, I. 85.
Amu, I. 382. 467. 485.
Amul, I. 360.
Amur, I. 19. III. 343. 359.
Ana, I. 231.
Anadoli, I. 67.
Anah, I. 154.
Anam, II. 526.
Anambad, III. 96.
Anambe, III. 76.
Anape, I. 425.
Anarghia, I. 461.
Anaſanke, II. 339.
Anazehs, I. 223.
Ancyra, I. 68.
Anbary, I. 476.
Andaman-Inſeln, III. 16.
Andana, I. 78.
Anderab, I. 393. 483.
Andragiri, III. 27.
Andreewa, I. 439.
St. Angar, I. 365.
Angora, I. 68.
Angoriſche Ziegen, I. 62.
Antwa-Bai, III. 485.
Aniwa Cap, III. 489.
Annan, II. 401.
Anſarier, I. 107. 116.
Anſekul, I. 449.
Antakalpe, II. 339.
Antakia, I. 114.
Antiochia, I. 114.
Antob, I. 341.
Antwort (merkwürdige) des Königs von Siam, II. 483.
Anupetumiu, II. 399.
Anuſchi, I. 378.
Anzug, (Republik) I. 451.
Aphſia, I. 85.
Apporaſa, II. 391.
Arabien, I. 171.
Arab-Gebirge, I. 176.
Arakan, II. 461 ff.
Araler, I. 477.
Aral-See, I. 12. 467.
Arambeh, II. 88.
Ararat-Gebirge, I. 14. 51. 163.
Aras, I. 272. 453.
Ara-Saluk, I. 70.

Arares, I. 272.
Arbal, II. 220.
Arbela, I. 161.
Arca, II. 283.
Ardebil, I. 352.
Ardſchir, I. 252.
Argentea regio, II. 381.
Argali, III. 344.
Arguun, III. 362.
Argudan, I. 424.
Argun, I. 438.
Ariaspe, I. 392.
Arippo, II. 360.
Arkot, II. 239.
Armenien, I. 13. 264.
Armenien (Türkiſch) I. 163.
Arra, III. 410.
Arrakan, II. 389. 399.
Arrat, I. 467.
Arrohadſch oder Arrachoſien, I. 392.
Arſinoe, I. 97.
Arſchte, I. 432.
Artaxerxes, I. 252.
Arvore de Raiz, II. 491.
Arzerum, I. 166.
Aſam, II. 385.
Aſaris, I. 478.
Aſchem, II. 385.
Aſchmir, II. 209.
Aſchnagar, I. 394.
Aſchraff, I. 360.
Aſchnur, I. 320.
Aſi, I. 105.
Asphalt-See, I. 104.
Aſſaſſinen, I. 120. 142.
Aſſer, II. 202.
Aſſeram, II. 463.
Aſterabad, I. 359.
Atkis, III. 485.
Atollons, II. 272 ff.
Atſcheer, I. 78.
Attagah, I. 439.
Attalia, I. 71.
Attok, I. 401.
Attowons, II. 446.
Atubs, I 223.
Auhd, II. 227. 229.
Aurea Chersonesus, II. 381.
Aurea regio, III. 381.
Aurengabad, II. 261.
Ava, II. 389. 463. ff.
Awa (in Japan) III. 475.
Awa (Fluß) II. 383.
Awadſi, III. 425. 480.
Awar, I. 438. 449.
Awchaſien, I. 100. 429.
Axius, I. 103.
Ay, III. 88.
Ayer Raja, III. 26.
Azad, I. 261.
Azem, II. 386.

B

Baalbek, I. 118. 124.
Baatſiong, II. 525.
Baba-Khan, I. 262.
Bab el Mandeb, I. 6. 9. 176.
Baber, II. 11.
Babuyaninſeln, III. 124.
Babylon, I. 135. 154.
Baccotes, II. 560.
Bactriana, I. 393. II. 9.
Badiah, I. 229.
Badillen oder Badilletten, I. 434 ff.
Bader der Hindous, II. 99.
Bagdad, I. 146. 149.
Bagmathi, II. 221.
Bagnan, III. 111.
Bahar, II. 219.
Bahhrein, I. 232.
Bahr-al-Akaba, I. 234.
Bahr Aſſuns, I. 234.
Bajazet, I. 167.
Bairut, I. 120.
Baka, I. 87.
Bakſaniſches Gebirge, I. 424.
Bakian, III. 83.
Bakteghian, I. 366.
Baktiari, I. 342.
Baku, I. 375.
Balambanuan, III. 76.
Balambuan, III. 65. 72.
Balaſſor, II. 224.
Balch oder Balk, I. 393.
Balchan, I. 467.
Balfruſch, I. 360.
Bali, III. 83. 93.

Balkan, I. 472.
Balkaran, I. 431.
Ballutſchen, I. 392. II. 41. 211.
Balon's, II. 500.
Balrampur, II. 229.
Baly=Straße, III. 67.
Bamiam, (Stadt) I. 393.
Bamian, (Fluß) I. 483.
Bampruſch, II. 161.
Bamuen, II. 402.
Banca, III. 25. 44.
Banda, III. 83.
Bandu, II. 283.
Bang, II. 87.
Bangalor, II. 244.
Bangla, II. 229.
Banjer=Maſſing, III. 73.
Banjos, III. 474.
Bankok, II. 515.
Bangnans, III. 116.
Bantam, III. 68.
Bantſchilen, III. 130.
Barada=Fluß, I. 123.
Baramulah, I. 405.
Barbareen, II. 366.
Baroon Tala, III. 399.
Barotſch, II. 252.
Barr=Arab, I. 229.
Barramahal, II. 244.
Barſchlii, I. 444.
Barſelor, II. 252.
Bart der Perſer, 295.
Barut, I. 120.
Baſtaner, I. 431.
Basra, I. 155. 156.
Baſſa, I. 98.
Baſſin, II. 201.
Baſſilahe, III. 132.
Baſſora, I. 155.
Batai, III. 81.
Batongas, III. 119.
Batavia, III. 68.
Bathys, I. 163.
Batman, I. 312.
Batſchian, III. 83. 91.
Battas, III. 31. 37. ff.
Battoo=Bara, III. 27.
Batun, I. 102.
Bauan, III. 132.
Bauch=Ehen in China, III. 225.
Baumwolle in Hindoſtan, II. 71.
Bay (See von) III. 121.
Bechlen, I. 425.
Bedahs, II. 376.
Bedru. I. 71.
Beduinen, I. 107. 191.
Beerings=Straße, I. 7.
Behar, II. 219.
Behat, I 396.
Beidſcher, I. 61.
Beinga=Della, II. 391.
Beiler Kent, I. 449.
Beiſcher, I. 76.
Beit=Allah, I. 235.
Beit=el=Fakih, I. 241.
Bekiel, I. 243.
Belad=el=Kobal, I. 243.
Belad Jafa, I. 244.
Beleſch, II. 383.
Belior, I. 366.
Belo, III. 96.
Beludſche, I. 364.
Belur, I. 467.
Bember, I. 405.
Benares, II. 225.
Bend=Emir, I. 366.
Bender=Abaſſi, I. 365. 372.
Bengalen, II. 212.
Benkoulen, III. 26. 43.
Benkot, II. 366.
Bequaa, I. 123.
Bera, III. 82.
Berar, II. 206.
Bereku, I. 444.
Bergamah od. Pergamo. I. 69.
Bergbau in China, II. 255.
Bergh=Inſel, III. 26.
St. Bernardino, III. 119.
Berrhoea, I. 112.
Berytus, I. 120.
Beſchilbai, I. 430.
Betel, II. 71. 86.
Bethlehem, I. 129.
Bethulien, I. 1[illegible].
Betlis, I. 162.
Bettiah oder Bithia, II. 221.
Biadjos, III. 74. 75. 79. 82.
Biblos, I. 117.

Bieſchnagapatnam, II. 224.
Bilbaer, I. 162.
Bill's, II. 212.
Billiton, III. 25. 441.
Bimilipatnam, II. 224.
Bintana, II. 371.
Birmanen, II. 405.
Biſchbarmak, I. 375.
Biſe, II. 416.
Bisnagor, II. 201.
Biſſayerinſeln, III. 125.
Biſſutun, I. 352.
Bithynien, I. 66.
Bitlis, I. 162.
Bhagawat-Gita, II. 131.
Bhartpur, II. 197.
Blauer Fluß, III. 151. f.
Blaue Schminke in Siam, II. 495.
Bochara, I. 484. 485.
Bod-ba, III. 400.
Boboizen, III. 353.
Bogdo, I. 11. III. 342. 360.
Bogdoi, III. 353.
Boje, III. 354.
Boinak, I. 441.
Bojuk-Minder, I. 60.
Bokhara, I. 484.
Bokhtſcha-Abaſſi, I. 85.
Boko, I. 431.
Boli's, II. 275.
Bombai, II. 248.
Bombas, I. 405.
Bonao, III. 88.
Bonder-Nellias, II. 329.
Bon's, II. 456.
Bonſchus, III. 75.
Bonthain, III. 78. 82.
Bon Tran, II. 563.
Bony, III. 77. 81.
Bordelong, II. 514.
Borneo, III. 73.
Boſt, I. 392.
Boucher, I. 372.
Bout, II. 556.
Boyan, III. 131.
Boydo, III. 418.
Brama, II. 141. ff.
Brama-Berg, III. 47.
Bramatſchion, III. 422.
Braminen, II. 55.
Brampor, II. 229.
Brampur, II. 202.
Brazki, III. 351.
Bredſchion, III. 422.
Breskes, III. 484.
Briefe (chineſ.) III. 239.
Brikun, III. 397.
Brodera, II. 202.
Brüder (die beiden) Berge, III. 47.
Bruſa, I. 68.
Buamfluß, I. 441.
Bucharei, I. 482.
Bucharei kleine III. 355.
Buddha, II. 338 ff. 403. 454. 556. III. 300. 395. 415. 469.
Budſch, II. 211.
Budron, I. 71.
Budsdo, III. 469.
Buffavento, I. 91.
Bulakan, III. 123.
Bulbul, II. 39.
Bulekombo, III. 82.
Bumos, I. 365.
Bundam, II. 430.
Bundela, II. 210.
Bunguſch, I. 394.
Buramputer, II. 29.
Burmas, II. 439.
Burmu, I. 395.
Buro, III. 83.
Burrampur, II. 202.
Burſa, I. 68.
Burunktſchuktapſchaga, I. 473.
Buſa, I. 185.
Bushire, I. 372.
Buxar (Schlacht von) II. 18.
Bykar, II. 96.
Bykowskoj-Kap, I. 7.

C.

Caba Lunga, III. 126.
Cabessas de varangaye, III. 116.
Caboot, III. 27.

Cachau, II. 56[illegible].
Caesarea Palaestina, I. 130.
Caesaria, I. 77.
Cagay, III. 126.
Calambaholz, III. 166.
Calianer, III. 111.
Calianes, III. 116.
Calitondo, III. 47.
Caltura, II. 366.
Camacuru, III. 475.
Camarines, III. 119. 125.
Cambodſcha, II. 524.
Camoëns Grotte, III. 330.
Campong, III. 38.
Canton, III. 328.
Capitaines del poeblo, III. 116.
Cappadocien, I. 76.
Caraga, III. 127.
Cardamiſſa, I. 88.
Carien, I. 66.
Carnicobar, III. 21 ff.
Carolina (Fort auf Celebes) III. 82.
Carrae, I. 140.
Caſchgar, III. 358.
Caſſay, II. 389.
Caſtell-Roſſo, I. 71. 90.
Caſtricum, III. 484.
Caſtries-Bai, III. 487.
Caſtro, I. 86
Catchoute, III. 21.
Caung-Schung, II. 527.
Caveri, II. 31.
Cavite, III. 121.
Chaduba, II. 461.
Chaidak, I. 442. 443.
Chalkis, I. 85.
Cham, II. 566.
Chanak-Kaleſi, I. 74.
Chandernagor, II. 219.
Chan-Gai, III. 341.
Chang-tſchuen-chan, III. 335.
Chantebonne, II. 514.
Chao-hing-ſu, III. 327.
Chaou-Narage, II. 483.
Chaou-Paſa, Thong, II. 482.
Charibon, III. 67. 71.
Charran, I. 140.
Chatangiſcher Meerbuſen, I. 7.
Chathamsinſel, III. 21.
Chaulan, I. 242.
Chedrien, II. 434.
Che-kao, III. 172.
Chenguza, II. 396.
Chiamay-See, II. 401.
Chica, III. 485.
Chillou oder Cheellow, II. 360.
China, III. 137 ff.
Chineſiſches Meer, III. 156.
Chineſiſche Tatarei, III. 339.
Ching-ho, III. 322.
Chinſura, II. 219.
Chios, I. 87.
Chiwa oder Kiwah, I. 472.
Chiwenſer, I. 473.
Choit, III. 351.
Chong, III. 410.
Chora, I. 89.
Choſchot, III. 350.
Chonte-ſu, III. 322.
Chowaresm, I. 471.
Chowries, III. 406.
Chudabad, II. 195.
Chumulari, III. 401.
Chunſay oder Chunen-Reich, I. 448.
Ceilan, oder Ceilon, II. 285.
Celebes, III. 77.
Celebes-See, I. 8.
Cenſorat in China, III. 308.
Ceram, III. 83.
Ceraſont, I. 82.
Ceraſus, I. 82.
Cerines, I. 96.
Ceſtes, II. 416.
Cianga, III. 360.
Cilicien, I. 78.
Circaſſien, I. 423.
Citium, I. 96.
Cobi, (Wüſte) III. 136. 341.
Cocala, II. 242.
Cochinchina, II. 526.
Cocontrepina, II. 514.
Cocosinſeln, III. 17. 26.
Collegien in China, III. 310.
Collo Madus, II. 284.
Compengpet, II. 514.
Complimentkleid, III. 448.

Con=dou, II. 563.
Cöne, II. 503.
Confucius, II. 555. III. 291. 295. 469.
ConfuciusGeburtsort, III. 324.
Conghang, III. 269.
Contadorie, III. 114.
Cornwallis (Port) III. 21.
Cotai, II. 491.
Coudac, II. 566.
S. Croce, I. 93.
Crous=Bai, III. 46.
Cuchbehar, III. 400.
Cumbouwa, III. 83.
Cydnus, Fluß, I. 80.
Cypern, I. 91.
Cyruk, I. 272. 417. 452.

D.

Daardabyn, I. 362.
Dafar, I. 245.
Day=Baſchi, I. 326.
Dagheſtan, I. 440.
Daim, II. 417.
Daimio, III. 470.
Dair=el=Kamar, I. 121.
Dairi, III. 461. 471.
Dakla, I. 436.
Dakſchinkul, II. 386.
Dalai=Lama, III. 362. 415. 418.
Dall, I. 404.
Dalla, II. 471.
Daman, II. 267.
Damar, I. 240.
Damaſchk, I. 123.
Damaſchk=See, I. 104.
Damenbeſuche in Arab., I. 205.
Dapitars, III. 130.
Daraje, I. 232.
Darat, III. 75.
Darbach, I. 441.
Darbang, II. 221.
Dardanellen, I. 74.
Dardanellen Meerenge, I. 9.
Darho, II. 96.
Dariel, I. 434.
Daroga, I. 324.
Da=urier, III. 353.
Deehieh, I. 232.
Dehaſch, I. 483.
Dehli, II. 230.
Dekan, II. 232.
Dekka, II. 217.
Della, II. 390.
Delphinium, I. 88.
Demouneſi, I. 85.
Dengoe, II. 566.
Deovels, II. 344.
Derbel, III. 350.
Derbent, I. 374.
Derhem, I. 312.
Dergkasy, I. 392.
Derwiſche, I. 217.
Deſima, III. 479.
Dewa, II. 143.
Dewaradane, II. 165.
Dewedaſchis, II. 88. 152. 168.
Dhonek, II. 386.
Diala, I. 158.
Diangu, II. 463.
Diarbekr, I. 137. 138.
Dido oder Didonli, I. 451.
Digne = Ket, II. 566.
Dihh = eut, II. 566.
Dinapur, II. 220.
Dindigul, II. 244.
Djokjakarta, III. 65.
Dioskurias, I. 413. 460.
Digliggy = Neur, II. 373.
Diſſauvas, II. 375.
Diu, II. 267.
Diup = Karagan, I. 472.
Divomduru, II. 282.
Dokpo, III. 400.
Domea, II. 566.
Domfars, I. 434.
Donipdie, II. 394.
Donki, III. 354.
Donnay, II. 566.
Doris, I. 66.
Dorru, I. 405.
Dotaſchen, II. 393.
Dottos, III. 130.
Douc, II. 438.
Doue de Madu, II. 282.
Dou = Kinh, II. 526.
Druſen, I. 53. 51. 107. 121.
Dſchaffar = Khan, I. 261.

Dſchagernat, II. 222.
Dſchambu, II. 194.
Dſchamis, I. 217.
Dſchands, II. 207.
Dſchaſchpur, II. 208.
Dſchaten, II. 44.
Dſchattenland, II. 196.
Dſchaulan, I. 122.
Dſchebail, I. 117.
Dſchebbel, I. 240.
Dſchebut, I. 103.
Dſcheddin, I. 119.
Dſcheihan, I. 60.
Dſchelalabad; I. 394.
Dſchemſchid's Thron, I. 370.
Dſcherabad, II. 229.
Dſcheridſpiel, I. 204.
Dſcheſan, I. 242.
Dſcheſirat-el-Arab, I. 171.
Dſcheſire, I. 137.
Dſcheſiret-Dras, I. 365.
Dſchibbel, I. 240.
Dſchibbel-Ebſchlun, I. 122.
Dſchibbel-el-Schech, I. 123.
Dſchibbel-Houran, I. 122.
Dſchibbel-ul-Nur, I. 78.
Dſchidda, I. 237.
Dſchihanzironga, II. 217.
Dſchihun, I. 382.
Dſchilow, II. 360.
Dſchimbal, I. 467.
Dſchiualemerk, I. 162.
Dſchoſ, I. 243.
Dſchofar, I. 103.
Dſchoinagur, II. 209.
Dſchonpur, II. 226.
Dſchonuan, I. 243.
Dſchur, I. 121.
Dſaſſa, III. 423.
Duffan, II. 96.
Dugor, I. 434.
Duhleh, II. 386.
Dukba, III. 409.
Duma, I. 233.
Dung, I. 312.
Durdugor, I. 434.
Duſchew, I. 451.
Duslak, I. 61.
Dutſchar, I. 463.
Dynaſtien in China, III. 284.
Dzamée, II. 490.
Dzeggitai, III. 344.

E.

Eauwek, II. 524.
Ebeli, I. 448.
Ebn-Sehud, I. 223.
Edam, III. 71.
Edeſſa, I. 139.
Egrifluß, I. 450.
Ehen in Hindoſtan, II. 77.
Eidahan, III. 75.
Ekbatana, I. 352.
El-Ared, I. 232.
Elbori-Kent, I. 441.
Elburs Berg) I. 461.
Elephanten-Inſel, II. 249.
Elija, I. 167.
Eliſabeth Cap, III. 489.
El-Khail, I. 129.
El-Kods, I. 126.
El-Koſch, I. 142.
Ellitſchpur, II. 261.
Ellor, II. 242.
Ellora, II. 261.
El-Mahad, I. 177.
El-Scherdſche, I. 232.
Elwend, I. 342.
Elwind, I. 266.
Emir, I. 220.
Emir-al-Hadſchi, I. 123.
Emouy, III. 337.
Endermo, III. 491.
Endery, I. 439.
Endſchi, Tekien, II. 445.
Engano-Küſten, III. 44.
Entenzucht, III. 253.
Enzelli, I. 358.
Erbil, I. 161.
Ergune, I. 448.
Eriwan, I. 353. 354.
Erzerum, I. 166. 167.
Eſane, III. 488.
Eskander, I. 457.
Eskienderun, I. 115.
Eski-Hiſſar, I. 70.
Eskiudar, I. 72.

Eſtachar, I. 370.
Etſchmiazin, I. 355.
Euguren, III. 357. 363.
Eukuſſi, III. 95.
Euphart oder Phrat, I. 18. 51. 136. 137.

F.

Faangbaum, II. 491.
Fachs, I. 417. 453.
Fächer, III. 209. 257.
Fai-Pho, II. 567.
Famaguſta, I. 95.
Famieh-See, I. 104.
Farra, I. 383. 392.
Fars oder Farſiſtan, I. 366.
Fartak oder Farraſch, I. 244.
Faulcon (Conſtantin) II. 483.
Fazel, I. 121.
Feiſabad, II. 229.
Fellah's, I. 202.
Ferah, I. 392.
Ferrabad, I. 360.
Feſte der Hindous, II. 169 ff.
Feth-Ali-Schach, I. 323.
Feueranbeter, I. 321.
Fiatta, III. 355.
Fide - Schoſſi, III. 430.
Fingerſpiel der Chineſ. III. 231.
Firando, III. 461. 480.
Fiſen (Fürſt von) III. 479.
Fiſchervogel, III. 254.
Flavia Neapolis, I. 130.
Flores, III. 94.
Fo, III. 300. 376.
Foe, (Stadt) II. 515.
Foe-kiang-fu, III. 326.
Formoſa, III. 335.
Formoſa-Canal, III. 158.
Fo-tkien, III. 328.
Fouchan, III. 329.
Fou-to-ho, III. 322.
Franc. Xaver. Grabmal, III. 335.
Franken, I. 63.
Franken am Kaukaſus, I. 445.
Fraueninſel III. 88.
Freudenmädchen in China, III. 229.
Freudenmädchen in Japan, III. 452.
Frour, I. 365.
Fucus sacharinus, III. 446.
Füße der Chineſerinnen, III. 212.
Furi, III. 431.
Fußtritte, eine Medizin in Siam, II. 511.
Fu-tſchu-fu, III. 328.
Fu-yang-fu, III. 327.

G.

Gabe, III. 81.
Gärten der Chineſen, III. 221.
Gagayan, III. 124.
Gagra, II. 229.
Gahzi Kumuk, I. 449. 450.
Galanditis, I. 222.
Galatien, I. 66.
Galgar, I. 432.
Galiläa, I. 119.
Galion von Acapulco, III. 117.
Galkieſt, II. 366.
Galliſſon, III. 82.
Galladzet, II. 400.
Ganape, III. 88.
Ganges, I. 18. II. 29.
Garghiſtan, I. 382.
Garizim, I. 130.
Garro-Gebirge, I. 11.
Gaſtfreiheit der Araber, I. 182.
Gaudma, II. 403. 454.
Gauren, I. 321.
Gauriſche Gebirge, I. 482.
Gautsgebirge, II. 27.
Gawalgur, II. 207.
Gaza, I. 130.
Gazuangebirge, I. 176.
Gebern, I. 281. 321.
Gedroſien, I. 392.
Geheime Geſellſchaft in China, III. 313.
Gelati, I. 458.
Gelber Fluß, III. 151 f.
Gelbes Meer, III. 156.
Gelbmützen, III. 399.
Genezareth-See, I. 131.
Georgien, I. 452. 462.

Georgien (Türkiſch.) I. 100.
Georgiſche Sprache, I. 419.
St. Georgs-Canal, III. 21.
Geſetzbuch (chineſ.) III. 311.
Gété, III. 47.
Geuk-Sche-See, I. 355.
Ghalgebirge, II. 21.
Ghaſipur, II. 227.
Ghasna, I. 395.
Ghaſi-Kumek. I. 449.
Ghatgebirge, II. 27.
Ghaur, I. 391.
Ghazna, II. 9.
Ghergong, II. 388.
Ghilan, I. 353.
Ghindepode, II. 81.
Ghisni, I. 395.
Ghun-Sude, I. 237.
Ghylongs, III. 417.
Gia-Long, II. 536.
Gibon, III. 477.
Gihon, I. 60. 467.
Giljaki, III. 355.
Gilolo, III. 83. 90.
Ginſengwurzel, III. 373.
Giulemerk, I. 162.
Glocke in Pekin, III. 321.
Glückliches Arabien, I. 238.
Goa, II. 267.
Godaverri, II. 30.
Götter (indiſche) II. 141. ff.
Gogra, II. 29.
Gohud, II. 210.
Goldfaſan, III. 168.
Goldfluß, I. 434.
Goldfiſche, III. 169.
Goldnes Ohr, II. 420.
Golkonda, II. 259. ff.
Gomrom, I. 365.
Gonga-Godowri, II. 30.
Good Fortuyn, III. 26.
Gordi, I. 461.
Gori, I. 463.
Gorongtello, III. 82.
Goſſeins, II. 205.
Gotto-Inſeln, III. 480.
Grab Imam Riza's, I. 362.
Grab Muhammeds, I. 236.
Greſſic, III. 65.
Griechen, I. 107.
Gruſinier, I. 453.
Guadel, I. 392.
Gualior, II. 205.
Guardafui, I. 245.
Guerdekan, I. 156.
Gumbel, I. 438.
Gunduk, II. 29.
Guntur, II. 241.
Gunung-Apy, III. 88.
Guria oder Guriel, I. 81. 100. 461.
Gurkah, III. 406.
Guſulhiſſar, I. 73.
Guſurat, II. 203. 211.

H.

Hadramaut, I. 244.
Hadſcher, I. 232.
Hadſchid, I. 243.
Häs, I. 241.
Hafiz Grab, I. 369.
Haibul, I. 449.
Haiderabad, I. 407.
Haleb, I. 112. 113.
Halys, I. 13. 80.
Hamadan, I. 352.
Hamah, I. 124.
Hamel (Land-) III. 363. 364.
Hami (Land-) III. 364.
Hammalee, II. 295.
Han, III. 153.
Handukeſch. I. 483.
Handaſch, I. 177.
Hana-tſcheu-fu, III. 327.
Han-tſchong-fu, III. 332.
Harafohris, III. 75. 129.
Haraſchahr, III. 365.
Harem, I. 207.
Harran, I. 140.
Harriſe, I. 122.
Hartmachen der Chineſen, III. 178.
Haſchiſch. I. 187.
Haſchitu-Muren, III. 356.
Haſek oder Haſik, I. 247.
Haſſaſſinen, I. 118. 142. 187.
Hattem Tey, I. 332.
Hettukei, I. 425.
Haulan, I. 122.

Hauza, II. 403.
Hay = nan, III. 334.
Hay = tſing, III. 168.
Hean, II. 566.
Hebron, I. 129.
Hedſchar, I. 232.
Hedſchas, I. 234.
Hrdſcher, I. 233.
Hediſchira, I. 236.
Heilige Mutter, III. 304.
Hemione, III. 344.
Hellawar, I. 463.
Helleſpont, II. 76.
Hrndu = Kos = Gebirge, I. 12.
Herat, I. 387. 391.
Herbeh, II. 104.
Hermon, I. 51. 122. 125.
Hernius, I. 60.
Het, I. 154.
Hhadeſi, I. 201.
Hiamen, III. 337.
Hibberi, I. 396.
Hien = king, III. 381.
Hieropolis, I. 115.
Heliopolis, I. 124.
Hilla, I. 154.
Him, II. 431.
Himmel und Erde vereint, III. 313.
Hindiſcham, I. 365.
Hindmend, I. 383.
Hind = Mind, I. 272.
Hindu = Koh, II. 27.
Hinduer, II. 43. 48.
Hinduſtan, II. 192.
Hinter = Indien, II. 381.
Hiongun, III. 182. 349.
Hir, I. 390.
Hit, I. 154.
Hoanghai. III. 380.
Hoang = Ho, I. 17.
Hoang = ſin = fu, III. 331.
Hoan = ho, III. 151. f.
Hochzeiten der Chineſen, III. 226.
Hodeida, I. 241.
Höhlen von Kandahar, I. 391.
Höflichkeits = Ceremonien der Chineſen, III. 237.
Hoei = tſcheu, III. 327.
Hofzeitung (chineſ.) III. 312.
Homers Schule, I. 88.
Honan, III. 331.
Hong, III. 154.
Hong = tſe = hu, III. 155.
Hongur, III. 342.
Honimoa, III. 88.
Hor, III. 424.
Horeb, I. 234.
Hotcourly, II. 371.
Hotomie = Solu, III. 356.
Hotun = Segalien, III. 366.
Hou = Quan, III. 331.
Houran, I. 122.
Hauſa, II. 221.
Houteracorle, II. 371.
Houtmann (Cornelius) III. 50.
Hue, II. 566.
Huehan, II. 567.
Hugly, II. 29.
Hukiumet, I. 138.
Humajum, II. 231.
Humar, III. 354.
Hunnen, III. 182. 349.
Hurljan, I. 477.
Huſum, I. 358.
Huſſein, I. 254. 320.
Huyſum, II. 525.
Hydaspes, I. 396. II. 28.
Hydernagor, II. 256.
Hydrabad, I. 407. II. 260.
Hydraotes, II. 194.
Hypanis, I. 416.
Hyphasis, II. 29.

J.

Ιαβα διου, III. 13.
Jacatra, III. 67.
Jachſai, I, 439.
Jacobiten, I. 57.
Jaddeſen, II. 344.
Jafo, I. 244.
Jaffa, I. 129.
Jaffnapatnam, II. 361.
Jagrenat, II. 150.
Jakuzin, III. 479.
Jambea, I. 244.
Jambi, III. 30. 44.
Jambo, I. 237.

Jammabo, III. 469.
Janiſcher, I. 76.
Japan, III. 425.
Jarkand, III. 356. 357.
Jaſſem, III. 47.
Java, III. 45.
Jaxartes, I. 467.
Iberia, I. 456.
Idahans, III. 31.
Idaktle, I. 449.
Idſu, III. 475.
Jean d'Acre, I. 118.
Jedo, III. 471.
Jedogewa, III. 478.
Jehangir, II. 13.
Jemama, I. 233.
Jemen, I. 238. 239.
Jenghi-Kent, I. 444.
Jeniſei, I. 17.
Jericho, I. 130.
Jera, I. 87.
Jeruſalem, I. 126.
Jeſidier, I. 142.
Jeziden, I. 143.
Jeſſo, III. 483.
Ikaria, I. 89.
Iki, III. 480.
Iljanos, III. 130
Iliſluß, III. 363.
Ilmend, I. 383.
Illuru, II. 150.
Imam (Ali, Azano, Muſa, Huſſein), I. 152. 153. 217.
Imans, I. 11. 466. II. 27.
Imirete, I. 456.
India extra Gangem, II. 381.
Indor, II. 204.
Indrapura, III. 30. 44.
Indu-Ko, I. 382.
Indus, I. 18. 380. 406. II. 48.
Inguſchen, I. 432. 436.
Inkai, III. 455.
Inſtrumente (muſikaliſche der Hindous) II. 125.
Joana, III. 47.
Joartam, III. 49.
Joghi, II. 160.
Johannes-Chriſten, I. 57. 117.
Johor, II. 521.
Jonien, I. 66.
Joogoor, III. 38.
Jor, I. 453.
Jordan, I. 103.
Joppe, I. 129.
Ipſara, I. 88.
Irabatti, II. 383.
Irak-Adſchemi, I. 341.
Iran, I. 340.
Irawaddy, II. 411.
Iris, I. 60.
Ironen, I. 433.
Iroſtan, I. 433.
Irriſſa, I. 82.
Irtſchamuil, I. 445.
Iſaurien, I. 76.
Isgaur, I. 460.
Iskrim, I. 383.
Islam, I. 216.
Islamabad, I. 405. II. 218.
Ism Allah, I. 212.
Ismid, Isnik, Isnikmid, I. 73.
Isola Conga. I. 89.
Ispahan, I. 344.
Itſchil, oder Itſchi, I. 77. 82.
Juden, I. 108.
Judia, II. 514.
Jugurt, I. 287.
Junkſeylan, II. 515.
Junta in den Philippinen, III. 114.
Jupi-taſe, III. 355.
Jus-Baſchi, I. 326.
Juthia, II. 514.
Iwogaſima. III. 437.

K.

Kaaba, I. 235.
Kaballa, I. 378.
Kabarda oder Kabardei, I. 424.
Kabarun, I. 366.
Kabilef, I. 434.
Kabodaſu, I. 73.
Kabuda, I. 449.
Kabul, I. 387. 393. f.
Kabutſch, I. 451.
Kachao, II. 565.
Kacheti, I. 463.
Kadegh, I. 450.

Kadſcharen, I. 324. 360.
Kaggar, II. 30.
Kahana, III. 424.
Kahue, II. 567.
Kahueh, I. 238.
Kahweh-Khaneh, I. 289.
Kai-fong-fu, III. 331.
Kainakbuſen, I. 7.
Kaiſarieh, I. 76. 77. 118. 130.
Kalaat-al-Akaba, I. 234.
Kalanor, II. 194.
Kalender (chineſ.) III. 312.
Kalikut, II. 253. 257.
Kalkas, III. 351.
Kalkutta, II. 213. 215.
Kaller, II. 44.
Kalliada, II. 204.
Kallaſcholan, I. 161.
Kalmukkei, III. 363.
Kamaladon, III. 131.
Kambaja, II. 202.
Kambai-Buſen, I. 9.
Kambala, III. 402.
Kamelziegen, I. 62.
Kameran, I. 241.
Kanak, I. 453.
Kananor, II. 256.
Kanara, II. 252.
Kandahar, I. 388. 389. 390.
Kande-Udda, II. 371.
Kandi, II. 369.
Kandier, II. 305 ff.
Kandiſch, II. 200.
Kandſchibur, II. 238.
Kaneobin, I. 117.
Kangai-Gebirge, I. 12. III. 136.
Kangiwaron, II. 150.
Kang-ka-gnibo, III. 396.
Kannigadanam, II. 77.
Kaolin, III. 172.
Kao-yeu-hu, III. 155.
Kapadociſcher Pontus, I. 81.
Kapas, III. 59.
Kapellmeiſter (Indiſcher, II. 94.
Kapok, III. 59.
Kappol, III. 88.
Kara-Amid, I. 138.
Karabaſch, I. 143.
Karaborniaten, I. 70.
Karabugas, I. 472.
Karabulaken, 431. 436.
Karachaidaken, I. 442. 444.
Karachle, I. 449.
Karafuto, III. 485.
Kara-Göhs, I. 84.
Kara-Hiſſar, I. 70.
Karak, I. 449.
Karakalpaken, I. 487.
Karamanien, I. 75.
Kara-Su, I. 78. 341.
Karatſch, I. 148.
Karatſchaj, I. 431.
Karawanen oder Kjerwanen, I. 54.
Karduel, I. 463.
Karek, I. 373.
Karikal, II. 243.
Kariſcher Meerbuſen, I. 7.
Karmel (Berg) I. 118.
Karnatik, II. 233. 238.
Karol, II. 525.
Karrianer, II. 406.
Kars, I. 167. 168.
Karun, I. 372.
Karwar, II. 252.
Kas, I. 366.
Kaſak, I. 356.
Kaſalmatſch (Fluß) I. 80.
Kaſaniſch, I. 449.
Kaſatſcha Orda, I. 486.
Kasbin, I. 351.
Kaſchan, I. 351.
Kaſchen, I. 244.
Kaſchi-Kauris, II. 158.
Kaſchmir, I. 396. 402.
Kasmo, I. 409.
Kaspiſche Pforte, I. 416.
Kaspiſches Meer, I. 273.
Kasrun, I. 372.
Kaſſabat-al-
Kaſſay, II. 463.
Kaſſim (Mohamed) II. 386.
Kaſſimbaſar, II. 217.
Kaſten der Hinduer, II. 55.
Kaſten in Ceylan. II. 347.
Katalinien, I. 463.

Kathay, III. 138.
Katharinenberg, I. 234.
Kathen, II. 440.
Katif, I. 232.
Katſchak = Kultuk, I. 472.
Kattak oder Kuttak, II. 208.
Kattak, II. 222.
Kaukaſien, I. 412.
Kaukaſier, I. 420.
Kaukaſiſche Pforte, I. 416.
Kaukaſiſche Raſſe, I. 27.
Kaukaſus, I. 265. 415.
Kaukaſus (Jndiſcher) I. 382.
Kaukeban, I. 243.
Kauris, II. 272.
Kayba, I. 217.
Kazemein, I. 152.
Keſtin, I. 117.
Kehue, II. 567.
Keiſch, I. 366.
Keldisziche, I. 459.
Kelang, III. 88.
Kentac = la = Rhat = ci = co, III. 149.
Kerim Khan, I. 261. 366. 367.
Keriſont, I. 82.
Kerkuk, I. 161.
Kerlon, III. 343. 359.
Kerman, I. 363.
Kermanſchah, I. 352.
Kermeſin, I. 363.
Kermeſir, I. 365.
Keſchin, I. 244.
Kesruan, I. 117.
Ket, I. 476.
Ketſching, III. 355.
Kettenpumpe, III. 246.
Kin = tſcheu = fu, III. 323.
Khambil, I. 383.
Khoraſſan, I. 359.
Khotun, III. 358.
Khuſiſtan, I. 373.
Kiahn, II. 407.
Kiaja = Kent, I. 444.
Kial, II. 416.
Kiam, II. 567.
Kiamitz, III. 477.
Kiang, III. 400. 424.
Kiang = yuen, III. 381.
Kian = ſi, III. 330.
Kiatka, III. 362.
Kidſche, I. 392.
Kielwanga, III. 397.
Kienduem, II. 400.
Kiente = Balluh, III. 73.
Kjerwanſarajs, I. 297.
Kiezoup, II. 430.
Kikensbai, III. 46.
Kindermord in China, III. 224.
King, III. 282.
Kingki, III. 380.
King = ki = tao, III. 381.
Kinhan, III. 381.
Kin = tſcheu = fu, III. 331.
Kio, III. 477.
Kiombogie, II. 464.
Kiomitz, III. 477.
Kio = ſeou = hiee, III. 324.
Kioums, II. 465.
Kirgiſenland, I. 486.
Kiri = Ula, III. 366.
Kirklu, I. 257.
Kirſchuri, I. 76.
Kiſilbaſchen, I. 341.
Kiſil = Daria, I. 467.
Kiſilfluß, I. 434.
Kiſil = Jrmak, I. 60. 76. 80.
Kiſil = Koſcha, I. 478.
Kiſil = Oſen, I. 272.
Kiſik = Tag, I. 467.
Kiſchmiſch, I. 365.
Kiſten (Kiſtinzen) I. 435.
Kiſtien oder Kiſtatien, I. 435.
Kiſtiſche Sprache, I. 419.
Kiſtna, II. 30.
Kithay, III. 138.
Ki = tſe (Prinz) III. 371.
Kium = Zeik, II. 466.
Kiun=tſcheu=fu, III. 335.
Kjurdiſtan, I. 158.
Kiuſiu, III. 479.
Kniper, III. 71.
Koah, I. 177.
Kobi (Wüſte) I. 12. III. 136. 341.
Kodſcha's, I. 438.
Köi=tſcheou, III. 153.
Koei=tſcheu, III. 333.

Kohak, I. 395.
Koi oder Khoi, I. 353.
Koilan, II. 259.
Koiſu, I. 445. 449.
Koizandſchek, I. 161.
Kokonor, III. 364. 397.
Kolchis, I. 459.
Koleram, II. 31.
Kolkoeda, II. 329.
Koloun, II. 407.
Kolumbo, II. 354.
Kom, I. 350.
Kombo, III. 424.
Komer, II. 197.
Komorin-Kap, I. 9.
Komorte, III. 21.
Kondatſchy-Bai, II. 360.
Konſida, I. 242.
Konieh oder Koniah, I. 76.
Konkam, II. 255.
Konkan, II. 200.
Konra, III. 396.
Konrater, I. 477.
Konſchumon, II. 81.
Kopatſch, I. 445.
Kopfputz in China, III. 211.
Koppuhs, II. 344.
Koptſchak, I. 478.
Kora, I. 89.
Koran, I. 216.
Korea, III. 368.
Kor-Kantſch, I. 476.
Korna, I. 157.
Kornkammer von China, III. 331.
Korrembeſche, I. 366.
Koſchenpyen, II. 440.
Koſima, III. 496.
Koſogol, III. 360.
Kosroes, I. 251.
Koß, II. 121.
Kotatis, I. 457.
Kotemale, II. 371.
Koten, III. 358.
Kotſchin, II. 258.
Kotta, II. 257. 314.
Kottah, II. 204.
Kovels, II. 344.
Krasnaja-Wodo, I. 472.
Kreuz-Bai, H. I. 7.
Koachim, III. 399.
Kuba, I. 374.
Kuban, I. 416.
Kubanſche Tſcherkeſſen, I. 424.
Kubaſcha, I. 445.
Kubo, III. 430. 470.
Kudſu, III. 475.
Kuekengk, I. 383.
Kujau-Soup, II. 525.
Kukan, I. 481.
Kuki, II. 219.
Kula, II. 439.
Kulaliſche Inſeln, I. 471.
Kuli's, II. 122.
Kuli-Khan, I. 260. 189. II. 15.
Kumiß, III. 361.
Kum-Kaleſi, I. 75.
Kumükenland, I. 438.
Kumuk, I. 449.
Kungra, II. 195.
Kunk, I. 365.
Kupan, III. 95.
Kupfer (weißes) III. 171.
Kur, I. 99. 163. 272. 417. 452.
Kurami, I. 482.
Kuraſu, I. 271.
Kurden, I. 53. 107. 131. 160.
Kurdiſche Gebirge, I. 14.
Kurdiſtan, I. 158. 264.
— — (Perſiſch) I. 372.
Kureak, I. 272.
Kurga, II. 256.
Kurilen, III. 483. 503.
Kurra, I. 214.
Kuſcha, I. 433.
Kuſchen, I. 244.
Kutajeh, I. 67.
Kutais, I. 457.
Kutalli, I. 85.
Kutſch, II. 41. 211.
Kutſe, I. 444.
Kuttak, II. 222.
Kuttor, I. 382.
Kuttunpur, II. 207.
Kuttur, I. 405.
Kutub, II. 10.

Kwanſchgara, I. 459.
Kyr, I. 452.

L.

La, III. 153.
Labak, III. 132.
Lachſa, I. 232.
Lack (chineſ.) III. 165.
Lacône, II. 504.
Ladek, III. 420.
Ladikieh, I. 117.
Ladikie, I. 77.
Ladronen, III. 157.
Laguna, III. 121.
Lahor, II. 194.
Lakediven, II. 271.
Lakondy, II. 271.
Lamathuſien, I. 95.
Lampores, III. 31.
Lamur, I. 435.
Landah, II. 386.
Landak, III. 76.
Lengione, II. 523.
Langur, III. 402.
Lano-See, III. 128.
Lantchang, II. 523.
Lanthoir-Banda, III. 88.
Lanzo, II. 558.
Laodicäa, I. 70. 77. 117.
Lao-kung, III. 299.
Laos, II. 522.
Lapethien, I. 95.
Lar, I. 364.
Larin, II. 276.
Lariſtan, I. 364.
Larnaka oder Larnika, I. 95.
Laronen, III. 330.
Laſchkuri, I. 453.
Laſſa, III. 397. 423.
Lata, III. 420.
Latakie, I. 116.
Late, III. 396.
Lauwek, II. 524.
Laxa, III. 445.
Laynzayn, II. 440.
Leao, III. 351.
Leao-Tong, III. 317. 323.
Lefkoſia, I. 95.
Lena, I. 17.
Leng, II. 524.
Lehnsſyſtem der Malajen, III. 129.
Lehnsverfaſſung in Birma, II. 451.
Lesbos, I. 86.
Lesghier, I. 446.
Lesghiſche Sprache, I. 419.
Lesken (Fluß) I. 434.
Letſchkom, I. 461.
Leyte, III. 126.
Liam-po, III. 327.
Libanon, I. 51. 102.
Lieu-Kieu-Inſeln, III. 382.
Ligor, II. 514. 521.
Lindo, I. 90.
Lingam, II. 150. 165. f.
Locontai, II. 514.
Logha, II. 437.
Loheia, I. 241.
Loknu, II. 227.
Lolos, III. 186.
Lombok, III. 93.
Long-kiang-fu, III. 326.
Long-ngan-fu, III. 333.
Long-Niang, II. 528.
Lon-kiang-chan, III. 322.
Lop-Nor, III. 356.
Los Bannos, III. 123.
Lotu, II. 445.
Loudd. I. 131.
Louvo, II. 514.
Lounzai, II. 466.
Lubren, III. 421.
Luckipor, II. 29.
Lucknow, II. 227.
Ludd, I. 131.
Lukan-Gebirge, I. 79.
Lukian, II. 383.
Lukiang, II. 400.
Lukka, II. 28.
Lumghan, I. 393.
Lungis, II. 426.
Luriſtan, I. 373.
Lutf-Ali-Khan, I. 261.
Luwek, II. 524.
Luzon, III. 119.
Lycian, I. 66. 76.

Lydaos, I. 131.
Lydien, I. 66.
Lykaonien, I. 76.

M.

Maße und Münzen in Perſien, I. 311.
Maße (indiſche) II. 121.
Macao, III. 329.
Mactan, III. 126.
Madain, I. 152.
Madion, III. 65.
Madras, II. 232.
Madu (de) II. 282.
Madura, II. 245. III. 65. 72.
Mäander, I. 60.
Mädchenſtadt, III. 479.
Magellan's Tod, III. 126.
Magindanao, III. 128. ff.
Magneſia, I. 73.
Maogou-Kioune, II. 461.
Mahakalpe, II. 339.
Maha-Maria, II. 512.
Mahanudi, II. 30.
Maharaſa Wayngyn, II. 440.
Mahaye, III. 123.
Maheh, II. 268.
Mahmud, I. 256.
Mahmudabab, II. 203.
Mahra, I. 246.
Mahrattenländer, II. 197.
Maimathſchim, III. 362.
Maindu, II. 472.
Makaſſen, III. 79.
Makian, III. 83.
Makonnadu, II. 282.
Makran, I. 392.
Makſchid, I. 383.
Malacca, II. 516. 520.
Malajen, II. 517. ff.
Malajiſche Raſſe, I. 28.
Malajiſches Wörterbuch, III. 59.
Malono, III. 128.
Malatiah, I. 79.
Maldiven, II. 271.
Male, II. 283.
Maliarpha, II. 237.
Malikut, II. 282.
Malinao, II. 282.
Malivagonga, II. 296. 372.
Mallapuram, II. 236.
Mambedy, I. 115.
Mamuk, III. 388.
Man, I. 312.
Manaar, II. 360.
Mandapur, II. 201.
Mandi, I. 201.
Mandu, II. 204.
Mangala, I. 204.
Mangiſchlak, I. 471.
Mangkaſar, III. 80.
Manhut, I. 478.
Manilla, III. 119.
Manipo, III. 88.
Manſchi, III. 138.
Mantala, II. 371.
Mantſchu, III. 352.
Mantſchurei, III. 365.
Mapulet, II. 257.
Marant, I. 353.
Maraſch, I. 79.
Maratten, II. 44.
Maravalnahar, I. 485.
Marawar, II. 246.
Marbarkae, II. 219.
Marde, I. 157.
Mardin, I. 157.
Mareb, I. 243.
Marg-Hama, I. 124.
Maria-Cap, III. 489.
Mariam, III. 479.
Markab, I. 117.
Marlborough, III. 43.
Marmora, I. 9. 85.
Maron, I. 103.
Maroniten, I. 93. 107. 116 f.
Martai, III. 83.
Martapana, III. 75.
Martavan, II. 391. 472.
Martavan in Syrien, I. 115.
Martwili, I. 461.
Maru, I. 363.
Marut, III. 75.
Maſanderan, I. 359.
Maskat, I. 247.
Maſulipatnam, II. 241.
Maſumbera, II. 468.
Maſſiſſah, I. 76.

Mataram, III. 65. 72.
Matneh, I. 121.
Matſcheri, II. 211.
Matſumai, III. 485. 495.
Matuly, II. 371.
Matura, II. 364.
Matzol = Cap, I. 7.
Mauer (chineſiſche) III. 273.
Mauſel, I. 140.
Mauſoleum, des Mauſolus, I. 72.
Mavalipuram, II. 236.
Maynhoun, II. 466.
Mayvuns, II. 419. 445.
Mechtelar, I. 438.
Medegh, I. 463.
Medinah, I. 236.
Medſched=Huſſein, I. 152.
Medſcheiba, I. 244.
Megna, II. 29.
Mehemed = Khan, I. 261.
Meidan, I. 167.
Meiſol, III. 91.
Mekka, I. 235.
Mekom, I. 17.
Mekran, I. 392.
Melaſſo, I. 70.
Melazgerd, I. 167.
Melchiten, I. 57.
Melite, I. 79.
Menam, II. 383. 489.
Menam=Kom, II. 383.
Menangcabo, III. 29 ff.
Menangkong, II. 524.
Mend, I. 383.
Menſchin, III. 304.
Menu, II. 440.
Mepe, I. 457.
Meraſche, I. 79.
Merbath, I. 247.
Merdin, I. 157.
Merghi, II. 412.
Merguen, III. 366.
Mergui, II. 472.
Merikan, III. 488.
Mertſchi, II. 201.
Meru, I. 363.
Meſched, od. Meſchehed, I. 362.
Meſched = Ali, I. 153.
Meskiet, I. 247.
Meskol, I. 312.
Meſopotamien, I. 111. 231.
Meſſis, I. 78.
Meſtſched, I. 217.
Metelar, II. 271.
Metelin, I. 86.
Metſchalis, I. 445.
Metſchetiſſar, I. 361.
Metwarz, I. 452.
Meůang, Tai, II. 489.
Mewat, II. 211.
Mezdſcherzen, I. 435.
Miaiday, II. 466.
Miako, III. 477.
Miamma, II. 439.
Miao, III. 321.
Miao = ſe, III. 187.
Mi=a=tau, III. 158.
Miazza=Pra, II. 392.
Mica, II. 426.
Midnapur, II. 221.
Mien=Baſchi, I. 326.
Mihie, II. 30.
Milleß, I. 70.
Mima=Schuntua, II. 472.
Minau, I. 364.
Mindanao, III. 127.
Minder, I. 60.
Minderagi Pra, II. 396 ff.
Mindoro, III. 127.
Mingrelien oder Mingreul, I. 459.
Minteon, III. 26.
Mioskoniſi, I. 87.
Miſamis, III. 127.
Mit, I. 416.
Mits=ho, III. 153.
Mittel=Aſien, I. 411.
Mketuli, I. 419.
Moat, II. 205.
Mocomoco, III. 30. 44.
Modeliars, II. 368.
Moghiſtan, I. 364.
Mohang=Leng, II. 524.
Mokha, I. 241.
Mokuri, II. 279.
Molardi, II. 257.
Molukken, III. 83.

Molluque, II. 284.
Momien, II. 396.
Mondania oder Montagna, I. 68.
Mondfiſcherei, III. 255.
Monghir, II. 221.
Mongolei, III. 358.
Mongolen, III. 347.
Mongoliſche Raſſe, I. 28.
Mongoliſches Gebirge, III. 136.
Monophyſile, I. 57.
Monoſſa, I. 441.
Morgab, I. 467.
Morſchabu, II. 392.
Moſcheen, I. 217.
Moſchusthier, III. 404.
Moskuli, II. 281.
Moſſundon, I. 176.
Moſſart, I. 11.
Moſſul, I. 140. 141.
Motir, III. 83. 90.
Muchoſch, I. 425.
Mullah, I. 217.
Münzen (indiſche) II. 120.
Mützen (chineſ.) III. 208.
Mufaſi, III. 475.
Mufti, I. 217.
Muhammed Haſſan, I. 261.
Muhammed Schech, I. 222.
Muhammed's Grab, I. 236.
Mukratle, I. 449.
Muliwaddi. II. 296.
Multan, II. 195.
Mum (Mumie) I. 277.
Mumienberg, I. 370.
Mund, I. 78.
Mungulgaut, II. 218.
Munteſiks, I. 156.
Murgiſo, III. 39.
Murrach, I. 444.
Murſchedebad, II. 217.
Murſen, I. 433.
Muru, III. 478.
Muskaniſt, I. 87.
Mustag, I. 11. 446. II. 27.
Muzali. I. 448.
Muzufferabad, I. 405.
Mylaſſa, I. 70.
Myſien, I. 66.
Myſore, II. 244. 255.
Mytilene, I. 86.
Mzechta, I. 463.

N.

Nabolos, I. 130.
Nachaangies, II. 446.
Nachatier, I. 453.
Nadir = Abad, I. 391.
Nadir=Bai, I. 257.
Nadir=Schach, II. 13.
Nadſch, I. 232.
Nadyn, II. 217.
Naf, II. 397.
Nagar, I. 391.
Nagpur, II. 207.
Nagrakot, II. 195.
Nagur, I. 395.
Naib, II. 279.
Naiken, II. 252.
Nainſuk, II. 29.
Nairen oder Naiken, II. 257.
Nambogi=Pra, II. 396.
Namnoy, II. 525.
Nangalor, II. 253.
Nangaſaki oder Nagaſaki, III. 479.
Nan=hiong=fu, III. 329.
Nankawri, III. 21.
Nankin, III. 324.
Nanking=See, III. 155.
Nan=ngan=fu, III. 331.
Nanpara, II. 229.
Nan=tſchang=fu, III. 330.
Nan=yang=fu, III, 331.
Naphraquellen von Baku, I. 376.
Naphtenoj, I. 472.
Napluſa, I. 130.
Narphil, I. 290.
Narwa, II. 205.
Naſchiwan, I. 356.
Nasra, I. 119.
Naſſapur, I. 407.
Naſſau=Inſel, III. 44.
Natiguren, I. 434.
Natlang, II. 566.
Natolien, I. 66.
Nat's, II. 459.

Natal, III. 43.
Nattore, II. 218.
Natuchaſchen, I. 430.
Natuna, III. 76.
Naun, III. 353.
Naun, III. 362.
Nazareth, I. 119.
Nedſched, I. 232.
Nedſchedis, I. 222. 223.
Nedſcheran, I. 242.
Negapatnam, II. 243.
Negrais, II. 412. 472.
Negritos del Monte, III. 109.
de los Negros-Inſel, III. 126.
Nehenk, I. 272. 383.
Nehhm, I. 243.
Neira, III. 88.
Nerbudda, II. 30.
Nertſchinsk-Gebirge, I. 12.
Neſtorianer, I. 57.
Neujahrsfeſt in China, III. 230.
Neue-Mane, II. 568.
Neu-Paphos, I. 96.
Ngan-king-fu, III. 326.
Ngari, III. 420.
Nha-hu-yen, II. 563.
Nha-phu, II. 563.
Nias, III. 26.
Nicaea, I. 70.
Nicobariſche Inſeln, III. 21.
Nicolo, S. I. 88.
Nicomedia, I. 73.
Niſon, III. 475.
Nikaria, I. 89.
Nikideb, I. 76.
Nikor-Himindar, I. 457.
Nikoſia, I. 95.
Nilab, I. 391.
Nilamby, II. 373.
Nillandus, II. 284.
Ning-po-fu, III. 327.
Ninguta, III. 366.
Ninive, I. 142.
Nipon, III. 475.
Niſa, I. 395.
Niſtbin oder Niſibi's, I. 158.
Niundo, II. 465.
Niu-tſche, III. 353.
Nivani, II. 341. 456.
Nizam, Muluk, II. 16.
Nlaru, II. 566.
Nobſleur. I. 365.
Nocto, II. 492.
Nogajer, I. 439.
Nomurdi, I. 407.
Nonni-Ulla, III. 353.
Nord-Bai, III. 499.
Nordenk, I. 82.
Noto-Cap, III. 487.
Nuddea, II. 217.
Nughs, I. 395.
Nukiang, II. 383.
Nunia, I. 142.
Nuoc Anam, II. 526.
Nurekalava, II. 371.
Nurpur, II. 195.
Nuſſa-Laut, III. 88.
Nuſſupur, I. 407.

O.

Oar, I. 448.
Obi, I. 17.
Ode auf den Thee, III. 287.
Odiaa, II. 514.
Odiſchy, I. 461.
Oelberg bei Jeruſalem, I. 127.
Oelöt, III. 350.
Oelöthen, III. 363.
Oewöen, III. 354.
Ogurtſchenskoj, I. 472.
Oiguren, III. 357.
Oiguriſche Schrift, III. 414.
Oitz-See, III. 478.
Okamuy, III. 497.
Oki, III. 480.
Okoſir, III. 496.
Oku-Jeſſo, III. 498.
Olla's, II. 135.
Olymp, I. 51. 91.
Oma, III. 88.
Oman, I. 247.
Oni, I. 459.
Onon, III. 343. 359.
Onor, II. 252.
Ophir, III. 26.
Opium, II. 87.
Oramchiſch, III. 365.

Oramlai, II. 518.
Orancays, III. 32.
Orchon, III. 359.
Orfa, I. 139.
Orietan, II. 463.
Oriſſa, II. 208. 221.
Ormus oder Hormuz, I. 364.
Orond, I. 103.
Orontes, I. 103. 115. 266.
Orotchys, III. 487.
Ortang, I. 467.
Ortoſch, III. 351.
Oſakka, III. 478.
Oſen (Fluß) I. 441.
Oſima, III. 496.
Oſſeten, I. 433.
Oſſetiſche Sprache, I. 419.
Oſt-dſchagntai, III. 356.
Oudanour, II. 371.
Oude, II. 227.
Ourusk, III. 71.
Ouwah oder Oewa, II. 371.
Oxus, I. 382. 467.
Oxya, I. 84.
Oydors, III. 114.

P.

Padang, III. 43.
Padypolo, II. 283.
Pagoden, II. 149.
Pagode (Münze) II. 121.
Pagodendroſſel, II. 39.
Pagoo, II. 440.
Pahiteo, I. 462.
Pahlgaht, II. 417.
Palankin, II. 122.
Paläſtina, I. 125.
Palcali, III. 363.
Pale, II. 329.
Palembang, III. 30. 44.
Palikat, II. 254.
Palimban, III. 27.
Paliſprache, II. 509.
Palks-Straße, I. 9. II. 286.
Pallaſt (Perſiſcher) I. 346.
Palliakate, II. 238.
Pallu, II. 468.
Palmyra, I. 231.
Palora, I. 366.
Pampangue, III. 123.
Pamper, I. 405.
Pamphilina, I. 66. 76.
Panangunau, III. 47.
Pandarons, II. 157.
Pandiar, II. 276. 279.
Pandu, II. 282.
Pangarajung, III. 43.
Pangaſinan, III. 124.
Panay, III. 126.
Panoa, II. 371.
Panſcha-Baſchi, I. 326.
Pantura, II. 366.
Paoting-fu, III. 322.
Papadoniſſa. I. 84.
Papas-Adaſſi, I. 84.
Paphea, I. 95.
Paphlagonien, I. 66.
Papuas, III. 86.
Papyrſtaude, III. 166.
Paracelſen, II. 549.
Paragua, III. 127.
Parapomiſſus, I. 13. 382.
Pariam, II. 77.
Parias, II. 59.
Pariekure, II. 81.
Parnala oder Pannela, II. 201.
Parſen, II. 178. 281.
Parſis, I. 321.
Partabghar, II. 229.
Parthien, I. 251.
Paſchto, II. 47.
Paſſavan, III. 47.
Paſſir, III. 75. 76.
Pataen, I. 383.
Patane, II. 514. 521.
Patanen, II. 10.
Patience Golf, III. 485. 489.
Patmo oder Pathmos, I. 89.
Patna, II. 220.
Patola, II. 430.
Pattan, II. 203.
Pattanour, II. 371.
Pay-ho, III. 154.

Peetjes, III. 63.
Pegu, II. 389. 467.
Peguaner, II. 404.
Pegufluß, II. 383.
Pehlwan, I. 380.
Pekeouho, III. 322.
Pekin, III. 318.
Pelandſchyfluß, III. 128.
Pelekan, I. 450.
Peletuvier, II. 491.
Pembou, III. 21.
Penna, Horacio della, III. 391.
Perinrapar, II. 271.
Perlenfiſcherei in Ceylan, II. 317
Perrem, II. 463.
Perſepolis, I. 370.
Perſer I. 281.
Perſien, II. 251.
Perſiſch - Armenien, I. 354.
Perſiſch - Kurdiſtan, I. 373.
Peſchawer, I. 395.
Peſchebonne, II. 514.
Peskaria, II. 247.
Peträiſches Arabien, I. 233.
Petra, I. 233.
Petſche-li, III. 317.
Petteh, II. 355.
Petun, III. 366.
Petuntſe, III. 172.
Pegu - Fluß, I. 18.
Pferdezucht, Arabiſche, I. 178.
Phaia - Than, II. 486.
Phana und Phanum, I. 90.
Phaſis, I. 417. 453.
Phayn, II. 566.
Phiala-See, I. 103.
Philadelphia, I. 70.
Philippinen, III. 99.
Phongis, II. 460.
Phrygien, I. 66.
Pieticſing, II. 486.
Pillau, I. 186. 287.
Pin-gan, III. 381.
Ping-ngan, III. 380.
Pira, III. 343.
Piſang (Inſel) III. 88.
Piſchaur, I. 395.
Piſidien, I. 66. 76.
Pitſchiai, II. 514.
Plaſſey (Schlacht von) II. 18.
Plata, I. 84.
Pogang-hu, III. 155.
Poggy-Inſel, III. 44.
Point de Galle, II. 365.
Polowzen, I. 433.
Pondal, II. 83.
Pondichery, II. 240.
Ponga, II. 169.
Pong-hu, III. 337.
Pontus, I. 79.
Popo, III. 91.
Porſeluc, II. 514.
Porzellan in China, III. 172.
Potagons, II. 81.
Potte, II. 329.
Pova, II. 284.
Prah, II. 406.
Prakrit, II. 45.
Prau, III. 47.
Prieſter-Inſel, I. 84.
Prinkipos, I. 84.
Prinzen - Inſel, III. 72.
Prome, II. 466.
Pruainiko, II. 480.
Pruſa, I. 68.
Pſchebuch, I. 425.
Pſyra, I. 88.
Pudder, II. 30.
Puk, III. 399.
Pulador, II. 283.
Puladu, II. 282.
Pulembanking, III. 82.
Pullawai, II. 430.
Pulodu, II. 284.
Pulo Setang, III. 88.
Pulo-Wai, II. 530.
Punah, II. 200.
Pundits, II. 153.
Purang, III. 420.
Purundar, II. 201.
Pu - ta - la, III. 303. 423.
Putallom, II. 360.
Putſchari, II. 160.
Putſche, II. 164.

Putten, II. 203.
Pymon, II. 416.

Q.

Quada, II. 521.
Quanbing, II. 566.
Quanglia, II. 566.
Quan-ſi, III. 333.
Quan-ton, III. 328.
Quan-tſchu-fu, III. 328.
Quarantania-Berg, I. 125. 130.
Quenia, II. 566.
Quelpaert, III. 381.
Quin-Nong, II. 530.

R.

Rabain, II. 504.
Radione, III. 47.
Radſcha (Land) I. 459.
Radſchemal, II. 218.
Rädſch, I. 459.
Räſcht, I. 358.
Raka, I. 138.
Rakus, II. 468.
Ramanada, II. 247.
Ramadan (Monat) I. 217.
Ramba Waddahs, II. 377.
Ramdaspur, II. 195.
Ramiſeram, II. 247.
Ramlah oder Ramah, I. 130.
Ramle, I. 214.
Ramnagor, II. 227.
Ramree, II. 461.
Ramu, II. 463.
Ranguhn, II. 412. 470.
Rankan, III. 27.
Ranna, II. 209.
Rantanpur, II. 209.
Rasbuten, II. 44. 209.
Raskan, II. 279.
Ratel, I, 312.
Rejangs, III. 31. 39.
Reiner Menſch, I. 436.
Reißbau in Indien, II. 67.
Reiß (birmaniſcher) II. 403.
Regenmantel, III. 211.
Religion der Dugoren, I. 434.
Religion in Syrien, I. 109.
Renuillag, II. 279.
Rhizium, I. 82.
Rhoas, I. 459.
Rhodos oder Rhodis, I. 90.
Rhun, III. 88.
Rian, II. 329.
Rion, I. 417. 453.
Riſch, I. 82.
Rochadſch, I. 392.
Rohillas, I. 394. II. 41. 229.
Rongpur, II. 218.
Roſingyn, III. 88.
Roſtak, I. 247.
Rotaßgam, II. 220.
Rothmützen. III. 399.
Rothes Meer, I. 9.
Rottei, III. 96.
Rotterdam, (auf Celebes) III. 81.
Ruchs, I. 460.
Ruinen (perſiſche) I. 369.
Rum-Land, I. 79.
Rupie, II. 120.
Ruſchowanen, I. 108.
Ruſtan (Gebirge) I. 364.
Ruſtan's Grab oder Tak-Ruſtan, I. 352. 371.
Ruſtem I. 334.

S.

Saade, I. 242.
Saadi's Grab, I. 370.
Sabad, I. 118.
Sabäer, I. 117.
Sabäismus, II. 179.
Saburn, I. 451.
Sachalin, III. 498.
Sado, III. 480.
Sadik, III. 418.
Sadras II. 238.
Sagalien, III. 498.
Saganſk, III. 136.
Saghalien-Fluß, III. 343.
Sahan, I. 422.

Sahun oder Sahunkala, I. 100.
Said, I. 110. 121.
Saidabad, II. 218.
Sai-Gong, II. 529.
Saint Paul, III. 123.
Saiwas, I. 80.
Saizan, III. 360.
Sakaria, I. 60.
Saki-Adaſſi, I. 87.
Sakmanen, I. 168.
Salaminien, I. 95.
Salawattei, III. 91.
Salayer-Inſeln, III. 82.
Salbei, II. 205.
Saleph-Fluß, I. 78.
Salibabo, III. 89.
Sallian, I. 375.
Sanbuanga, III. 127.
Samangi, III. 47.
Samar, III. 126.
Samaria, I. 130.
Samarkond, I. 485.
Samarmar (Vogel) I. 107. 136.
Samariter, I. 130.
Sambar, II. 209.
Sambarang, III. 72.
Sambas, III. 76.
Samchiti, I. 463.
Samian, III. 335.
Samorin, II. 257.
Samos, I. 89.
Samper, I. 405.
Samſkrit, II. 45.
Samtran-Putra, III. 395.
Samum-Wind od. Sam-Yeli, I. 14.
Samur, I. 417.
Samura, I. 451.
Sana, I. 240.
Sandapoera, III. 47.
Sandazain, II. 446.
Sandeböſch, III. 83. 96.
Sandepora, II. 523.
Sanderey, II. 461.
Sandiwaneh, II. 165.
Sanganian, I. 483.
Sangar-Straße, III. 488.
Sangkar, III. 420.
Sango, III. 479.
Sangueluc, II. 514.
Sani, I. 425.
Saniaſſi, II. 156.
Santons, I. 217.
Saphat, I. 119.
Sarangpur, II. 204.
Sardar, I. 326.
Sardmeli, I. 459.
Sari (Saraj) I. 361.
Sariphi, I. 382.
Sariphiſche Gebirge, I. 391.
Sarken, I. 474.
Sarondſch, II. 205.
Sart oder Sardes, I. 69.
Sarus, I. 78.
Saſebpur, I. 404.
Satabago oder Sa-Atabego, I. 99.
Satalia, I. 72.
Satadewan, II. 159.
Sattara, II. 201.
Sau-tſchu-fu, III. 325.
Savu, III. 96.
Saynmay, II. 440.
Scala-nuova, I. 73.
Scamander, I. 75.
Schabat, I. 476.
Schabel-Hadſchar, I. 177.
Schabender, III. 60.
Schach Allum, II. 13.
Schach Nadir, I. 389.
Schach Zade, I. 387.
Schachſpiel der Birmanen, II. 434.
Schachſpiel der Chineſen, III. 231.
Schadſchar, I. 244.
Schäher, I. 244.
Schafe (tibetaniſche) III. 406.
Schagacki, I. 425.
Schahlimar, I. 404.
Schahrok, I. 260.
Schaie, I. 311.
Schakomas, II. 463.
Schalambron, II. 149.

Schal=ül=Arab, l. 155.
Schamachie, l. 377. 378.
Schamchal, l. 441.
Schamo, lll. 341.
Schamokmedeli, l. 462.
Schangutai, l. 449.
Schanka, l. 476.
Schani, l. 425.
Schan=ſi, lll. 332.
Schanton lll. 323.
Schapſich. l. 430.
Scharra=Mongolen, lll. 351.
Schatif, l. 121.
Schatir=Spiel, l. 304.
Schauſpiele, heilige, der Araber, l. 213.
Schebam, l. 244.
Schech, l. 220.
Schechſur, l. 365.
Scheck (Gebrüder) ll. 119.
Scheer, l. 244.
Schehoh=el=Mulk, l. 386.
Scheik, l. 220.
Scheikhan, l. 144.
Scheik Jezid, l. 143.
Scheiwan, l. 243.
Scheki oder Schiki, l. 378.
Schelebi, l. 231.
Schelimbikaren, ll. 94.
Schembuan, ll. 393.
Schemrun, l. 130.
Schen=ſi, lll. 332.
Scheraſul, l. 160.
Scherbet, l. 185.
Scherezur, l. 160.
Scherif, l. 220.
Schichen, l. 431.
Schiffsleben der Chineſen, lll. 221.
Schiiten, l. 152. 217.
Schilpads=Bai, lll. 46.
Sching=muh, lll. 304.
Schin=Schan, lll. 326.
Schiramgam, ll. 150.
Schiran, l. 161.
Schiras, l. 367.
Schirea, l. 243.
Schirwan, l. 373.
Schittonar, l. 366.
Schiwa, l. 474.
Schiwen, ll. 141 ff.
Schlächter=Inſel. ll. 249.
Schneidervogel, ll. 39.
Scho, ll. 420.
Schodagon, ll. 471.
Schöpfrad, lll. 247 f.
Schogungaprah, ll. 465.
Schomadu, ll. 467.
Schonie, ll. 161.
Schrift (chineſ.) lll. 280.
Schuf, l. 121.
Schule Homer's, l. 88.
Schuke Schue, l. 154.
Schuſiſtan, l. 373.
Schuſter, l. 373.
Schwarzes Meer, l. 9.
Scutari, l. 72.
Scythia extra Imaum, lll. 356.
Sebaste, l. 80. 130.
Sebugey, lll. 131.
Sedſchar, l. 244.
Seerd, l. 138.
Seezen's, Dr., Reiſebericht, l. 124.
Seharet, l. 243.
Sehud, l. 226.
Seid=Muhammed, l. 161.
Seigami, ll. 469.
Seihan, oder Sihon, l. 60.
Seiks, ll. 44.
Seik's (Land der) ll. 192.
Seilan, oder Selan, ll. 285.
Sekia, lll. 397. 399.
Selandiv, ll. 285.
Selangan, lll. 130.
Selefkie, l. 78.
Seleucia Pieria, l. 115.
Seleucia trachaea, l. 78.
Selinga, lll. 342. 359.
Sembieu=Ghieun, ll. 465.
Semundo, lll. 38.
Seogun, lll. 430.
Serend oder Sereng, l. 391.
Seres, lll. 349.

Serignia, I. 96.
Seringam, II. 245.
Seringapatnam, II. 254.
Setrufatel, I. 468.
Se-tſchuen, III. 332.
Scharp, III. 484.
Siaigoſt, II. 72.
Siam, II. 477. ff.
Siamfluß, II. 400.
Siam (Stadt) II. 514.
Siarutbar, I. 358.
Siaſſih, III. 132.
Sichem, I. 130.
Siddim, I. 105.
Sidſchiſtan, I. 391.
Sieben-Pagoden, II. 236.
Sielendiva, II. 285.
Sifan, III. 185.
Signach, I. 463.
Sigo-Thiga, II. 514.
Sihhr, I. 215.
Sihon, I. 60. 467.
Sikokf, III. 480.
Silberfaſan, III. 168.
Sillah-Miou, II. 466.
Simao, III. 96.
Simdſchar, I. 133.
Simia, I. 212.
Simois, I. 75.
Simonoſeki, III. 479.
Sin, III. 138.
Sinae, II. 381. III. 139.
Sinai, I. 176. 233. 234.
Sind, I. 383. II. 28. 195.
Sindi, I. 405. 407.
Sindſchar, I. 144.
Singaleſen, II. 303. 311.
Si-ngan-fu, III. 332.
Sinin, III. 364.
Sinope, I. 74.
Sinſeli, I. 358.
Sinto-Religion, III. 461.
Sinus Sabaricus, II. 382.
Siolkis-Gebirge, III. 365.
Siomio, III. 470.
Sir (Daria) I. 467.
Sirampur, II. 268.
Sirin, I. 242.
Sirdſchan. I. 363.
Sitang, II. 400.
Siwas, I. 79.
Skander, I. 457.
Skanderum, I. 115.
Skio, I. 87.
Slawiſcher Hauptſtamm, I. 18.
Smyrna, I. 72.
Socotara, I. 244.
Sodian, III. 82.
Sodom und Gomorra, I. 105.
Sofi, I. 254.
Sogd, I. 467. 483.
Sohar, I. 248.
Sokia, I. 242.
Soliman, I. 126.
Solon, III. 354.
Sombrere-Canal, III. 21.
Sommona-Codom, II. 512.
Somprapur, II. 523.
Songari-Ule, III. 343.
Songkoy, II. 566.
Son-kiang-fu, III. 326.
Sonnenſchirme, II. 448.
Soongaren, III. 350. 363. 398.
Sorbet, I. 185.
Sotia oder Soriſtan, I. 100.
Soum, II. 430.
Sourabaya, III. 48. 72.
Sprache (chineſiſche) III. 278.
Spira, I. 167.
Spornpfau, III. 168.
Städteordnung in China, III. 317.
Stanowoi, III. 365.
Steiniges Arabien, I. 233.
Stori, I. 450.
Strabo's Geburtsort, I. 81.
Stſigaze, III. 397.
Stanchio, I. 71. 89.
Suadu, II. 284.
Suanen, I. 458 ff.
Suen-hoa-fu, III. 322.
Surunge, III. 578.
Sufferdan, III. 201.
Suleimanieh, I. 161.

Sulejman-Gebirge, I. 14.
Sultanpur, II. 194.
Suluhinſeln, III. 131.
Sumach, III. 165.
Sumatra, III. 25.
Sumbava, III. 93.
Sumbelpur, II. 208.
Summei-Kium, II. 465.
Sunadana, III. 76.
Sunda oder Sonda, II. 201.
Sunda-See, I. 8.
Sundſcha (Fluß) I. 432.
Sunniten, I. 217.
Supramanier, II. 154.
Sur, I. 119.
Surate, II. 251.
Suringkus, I. 381.
Surikarte, III. 65.
Suſa, I. 373.
Suſam-Adaſſi, I. 89.
Suſiana, I. 373.
Suſter, I. 373.
Suwadſcha, I. 177.
Suwatempel, III. 479.
Syrien, I. 100.
Syrinpa, III. 478.
Sy-tſang, III. 400.
Sweidia, I. 114.

T.

Taaks, I. 240.
Tabak, I. 291. II. 87.
Tabali, III. 81.
Tabarieh, I. 102. 104. 118. 131.
Tabaſchi, II. 157.
Tabaſſeran, II. 446.
Tabor-Berg, I. 125.
Taconie, III. 431.
Tadine, II. 159.
Tadmor, I. 231.
Tadſchicken, I. 474.
Taels, III. 270.
Tänze (arabiſche) I. 204.
Tänzerinnen (indiſche) II. 88.
Tafu und Tafuſa, III. 203.
Tagabas, III. 123.
Tagal, III. 47.
Tagalen, III. 119 ff.
Tagata oder Tagaur, I. 434.
Tagulanda, III. 89.
Taguen Maſſa, II. 329.
Tagurier, III. 353.
Tahmas-Kuli-Khan, II. 15.
Tai, II. 489.
Taïf oder Tajef, I. 237.
Tai-hu, III. 155.
Taim, II. 417.
Taima, I. 233.
Tai-Quan, III. 335.
Tai-yuen-ſu, III. 332.
Tak, I. 366.
Takpo, III. 424.
Talapoints, II. 460.
Talenga-Sprache, II. 46.
Talgbäume, III. 165.
Tali, II. 78.
Tallopins, II. 406.
Talopoins, II. 512.
Tamarida, I. 246.
Tamerlan, II. 10.
Taming-ſu, III. 322.
Tamo, III. 420.
Tamulen, II. 44.
Tanabatta, III. 455.
Tanalato, III. 89.
Tanjor, II. 242.
Tangut, III. 399.
Tannah, II. 250.
Tanſchaur, II. 242.
Tao-tſe, III. 299.
Tapponooly, III. 26. 43.
Tappul, III. 132.
Taprobana, II. 285.
Tarablus, I. 115.
Taraboſan, I. 81.
Taruat, II. 439.
Tareh, II. 105.
Tarku, I. 441.
Tarſus, I. 78.
Tartarei, I. 464.
Taſchkent, I. 480 ff.
Tatarei, I. 464.
Tataren, III. 345.
Tatariſches Meer, III. 487.
Tatas, III. 75.
Tatowiren, II. 425.

Tatta, I. 61. 405. 407.
Tattanour, II. 372.
Tauris, I. 353.
Taurus, I. 13. 60. 265.
Tauſend Inſeln, III. 26.
Tawih Tawih, III. 132.
Tebris, I. 353.
Tebel, I. 452.
Tectona grandis, II. 403.
Tedzen, I. 272.
Teeme, I. 60.
Tehama, I. 240. 242.
Teheran, I. 342.
Teiſory, III. 89.
Telawi, I. 463.
Teimuras, I. 261.
Tekrit, I. 142.
Tellá, I. 450.
Tellitſcheri, II. 253.
Teloj, I. 463.
Temirgoi, I. 425.
Tenaſſerim, II. 472.
Tenedos, I. 85.
Tenka, III. 425.
Tenkabun, I. 359.
Terechmenen, I. 452.
Terek, I. 417. 424.
Termadſchir, I. 363.
Ternate, III. 80. 81. 83.
Terrana, II. 525.
Teſah, I. 121.
Teſſo-Straſſe, III. 486.
Teufelsinſel, III. 88.
Tchang-tſchu-fu, III. 328.
Thaluayn, II. 400.
Thang-chan, III. 322.
Thanluain, II. 400.
Thaſiami, II. 468.
Thay-Bou, II. 558.
Thay-de-lis, II. 560.
Thee, III. 161 ff. 252. 327.
Thevelat, II. 512.
Thiái, II. 514.
Thien-Pho, II. 535.
Thomas-Chriſten, II. 181.
Ti, II. 468.
Tiberias, I. 131.
Tibet, III. 187.
Tidor, III. 83. 90.
Tjeerann, III. 81.
Tiekbaum, II. 403.
Tigris, I. 18. 51. 135. 137.
Tiflis, I. 463.
Tiiz, I. 393.
Tilla, Doumatis, II. 282.
Timor, III. 83. 95.
Tjotorroton, III. 47.
Tinevelli, II. 245.
Tingar-Gebirge, III. 47. 48.
Tinkal, III. 403.
Tintenack, III. 173.
Tipa, III. 418.
Tipora, II. 463.
Tipra, II. 219.
Tirhut, II. 221.
Tirinanxos, II. 343.
Tirunal, II. 169.
Tirunamalei, II. 240.
Tirunawali, II. 149.
Tirupadi, II. 150.
Tirwalur, II. 149.
Tiſchu-Lama, III. 418.
Tiſchulumbo, III. 421.
Tiſchgebet der Araber, I. 186.
Titel des Birm. Kaiſers, II. 447.
Titizighe, I. 462.
Tjukkaragan, I. 472.
Tmolus, I. 70.
Toadjo, III. 81.
Toboko, III. 81.
Tockal, II. 416.
Tockmack, I. 87.
Todtes Meer, I. 51. 103.
Többet, III. 399.
Tohba, III. 417.
Tohmas-Mirza, I. 257.
Tokat, I. 80.
Tola, I. 459.
Tolo, III. 77.
Tomb, I. 365.
Tominie, III. 77.
Tondo, III. 119.
Tongho, II. 466.
Tongtinghu, III. 154.

Tonkibaum, II. 491.
Topaſſis, II. 43.
Topti, II. 30.
Tor, I. 234.
Torgot, III. 351.
Torma, III. 395.
Towers (Capit) II. 408.
Trankebar, II. 243.
Trapezunt, I. 81.
Trauer in China, III. 233. ff.
Trimurti, II. 141.
Trinkomale, II. 363.
Trinkutte, III. 21.
Tripoli in Syrien, I. 115. 116.
Tri-ſrong-teu-zen, III. 395.
Tritſchinapoli, II. 245.
Troja, I. 75.
Truchmenen, I. 439. 452. 471.
Türken, I. 52. 107.
Tufa, III. 480.
Tufans, III. 408.
Tulumba, II. 195.
Tumen, III. 368.
Tummut, III. 351.
Tunguſen, III. 353. 354.
Tunguſiſcher Meerbuſen, III. 488.
Tuppa's, II. 218.
Tuppe, III. 417.
Tunkin, II. 526.
Turkeſtan, I. 481.
Turkomannen, I. 53. 63. 107. 165. 439. 452.
Turkomanien, I. 162.
Turr, II. 430.
Turons-Bai, II. 534. 567.
Tuſchen, I. 436.
Tuſcheten, I. 450.
Tutenego, III. 173.
Tſchagaing, II. 465.
Tſchaiſy, I. 461.
Tſchalane, I. 396.
Tſchalane, I. 396.
Tſchandernagor, II. 268.
Tſchani, I. 453.
Tſchankiſcher Meerbuſen, I. 7.
Tſchan-Nor, III. 360.
Tſchao-king-fu, III. 329.
Tſchapor, II. 207.
Tſcharen-Staat, I. 450.
Tſcharuch, I. 461.
Tſchechen, I. 431.
Tſchehelminar, I. 370.
Tſcheni, I. 453.
Tſchemagem, I. 581.
Tſcher-Bay, I. 347.
Tſcherkaſſien, I. 424.
Tſcherkeſſen (Kabardiniſche) I. 426.
Tſcherkeſſen(Kubanſche), I. 425.
Tſcherkeſſiſche Sprache, I. 419.
Tſchesme, I. 73.
Tſche-tkian, III. 327.
Tſchetſchenzen, I. 436. f.
Tſchiampa, II. 566.
Tſchim, I. 434.
Tſchin, III. 138.
Tſchingkpak, II. 238.
Tſchinar, II. 227.
Tſching-kiang-fu, III. 334.
Tſching-tou-fu, III. 332.
Tſchin-kiang-fu, III. 326.
Tſchiribon, III. 65.
Tſchi-ſchu, III. 165.
Tſchoka, III. 498.
Tſcholiars, II. 312.
Tſchon-Kue, III. 138.
Tſchoſan, III. 381. 488.
Tſchuda, I. 158.
Tſchugannin, III. 477.
Tſchultri's, II. 124.
Tſchuktſchoi-Noß, I. 7.
Tſchuſin, III. 380.
Tſchykwiſchi, I. 461.
Tſang, III. 400.
Tſertſar, I. 142.
Tſetong, III. 173.
Tſi-nan-fu, III. 323.
Tſitſchicor, III. 366.
Tſuenlo, III. 381.
Tſuwoin, III. 477.
Tyrus, I. 119.
Tzang, III. 421.

Tzima, III. 381.

U.

U (Provinz) III. 423.
Udipur, II. 209.
Udſein, II. 204.
Ula, III. 366.
Ulub, I. 61.
Ulugh-Gebirge, III. 363.
Uluſſen, I. 488.
Umerapura, II. 463.
Unieh, I. 81.
Unſo, I. 451.
Uralſche-Gebirge, I. 12.
Urfa, I. 139.
Urgantſchi, I. 476.
Urgenz, I. 476.
Uria's, I. 465.
Uruken, I. 63.
Urup-Fluß, I. 434.
Uruſni-Bulak, I. 441.
Uttakul, II. 386.
Uzen, I. 432.

V.

Vagin, III. 81.
Valangas III. 121.
Vallam, II. 243.
Velas, II. 371.
Verkens-Inſeln, III. 26.
Vierzig Pfeiler, I. 370.
Voe-ting-fu, III. 334.
Vorderindiſche Inſeln, II. 271.
Vou-tſchang-fu, III. 331.
Vries, III. 484.
Vurla, I. 70.

W.

Waddaſſen, II. 376.
Wadi-et-Kbir, I. 177.
Wadi-Meidam, I. 177.
Wadjo, III. 81.
Wadtuger, II. 45.
Wäkils-Baſar, I. 368.
Wäſſerung der Aecker in China, III. 246.
Wahabiten, I. 221.
Waigaz-Straße, I. 5. 7.
Waihend, I. 392.
Waipur, II. 254.
Waiſchenawin, II. 160.
Wan, I. 51. 168.
Wardiſchſpiel, I. 373.
Waſch, I. 467. 483.
Waſſerleitungen in Perſien, I. 306.
Wedahs, II. 376.
Wedams, II. 147.
Wein von Jezd, I. 277.
Wein von Schiras, I. 277.
Welteroberer, II. 386.
Welur, II. 239.
Weranda od. Waranda, II. 65.
Winkjan, II. 523.
Wiſapur, II. 200.
Wiſchnu, II. 141 ff.
Wiſſenſchaft, geheime, der Araber, I. 212 ff.
Wüſte Cobi, I. 11. III. 136. 341.
— v. Irak, (Babylonien) I. 231.
— Maruſchak, I. 391.
— in Perſien, I. 271.
— am Sinai, I. 233.
— bei Suez, I. 233.
— v. Syrien, I. 231.
Wuhndocks, II. 445.
Wuhngies, II. 445.
Wunayes, II. 419.
Wurla, I. 70.
Wyn-Koopers-Bai, III. 46.

X.

Xikoke, III. 480.
Xima, III. 479.
Xu-Mam, II. 565.

Y.

Yack, III. 344. 405.
Yalong, III. 153.

Ya=Lu, III. 368.
Yamgee, II. 461.
Yan, III. 153.
Yang=hu, III. 425.
Yang=tſe=kiang, III. 151.
Yang=tſcheu, III. 326.
Yan=tſe, I. 17.
Yen=ping=fu, III. 328.
Yen=tſcheou=fu, III. 324.
Yezd, I. 372.
Ygorotes, III. 121.
Yin=Yack, II. 527.
Yon, III. 153.
Yobdaya, II. 439.
Yu=Chou, III. 183.
Yuen, III. 153. 351.
Yulduz, III. 365.
Yun=nan, III. 333.

Z.

Zab, I. 158.
Zabde, II. 138.
Zabudiba, II. 456.
Zageri, I. 461.
Zagros=Gebirge, I. 266.
Zani=Stag, I. 436.
Zambalen, III. 124.
Zapaye, III. 426.
Zareh, I. 383.
Zarend, I. 392.
Zebid, I. 241.
Zebiel, I. 177.
Zebu, III. 126.
Zehol, III. 362.
Zeighar, I. 450.
Zeman=Schach, I. 386.
Zenanna, II. 83.
Zend=Aveſta, I. 322. II. 180.
Zenderud, I. 341.
Zenderuk, I. 272.
Zenglang=See, I. 405.
Zenzem, I. 235.
Zereh, I. 272.
Zerduſcht, I. 322.
Zeuge (indiſche) II. 117.
Zeus Faber, III. 498.
Zibes, I. 156.
Zimmet Capitain, II. 312.
Zimmet in Ceylan, II. 298 ff.
Zinganen oder Zigeuner, I. 108.
Zipangri, III. 426.
Zoroaſter, I. 322.
Zuckertang, III. 446.
Zugakar, II. 450.
Zuff, I. 391.
Zur, I. 119.
Zur=Khaneh, I. 379.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

I. Bd. S. 6. Z. 18. v. o. lies 2400 ſtatt 110 und
— — — 19. v. o. — 1110 — 120
— — — 21. v. o. — 4000 — 400
III. Bd. S. 91. Z. 11. v. u. hier iſt zu bemerken, daß die Engländer im Beſitz der Molukken ſind; im vorigen Jahre 1811. haben ſie auch Batavia erobert.
— — 185. — 21. v. o. iſt das Wort aber auszuſtreichen.
— — — — 24. v. o. l. aber ſt. nun.
— — — — 27. l. mit Recht nicht zu ꝛc. ſt. mit Recht zu
— — 298. — 7. v. o. l. fünf Dinge ſt. fünf Diener.
— — 299. — 16. v. u. l. die ſt. der.
— — 303. — 18. v. o. l. Enten ſt. Eltern.
— — 309. — 14. v. u. l. des Blödſinns ſt. der.
— — 310. — 8. v. o. l. dieſer Eine ſt. dieſes Eine.
— — 322. — 17. v. u. l. großer ſt. großes.
— — 325. — 16. v. o. l. Baumwollenzeuge.
— — 334. — 4. v. o. l. romantiſchen ſt. romaniſchen.
— — 336. — 15. v. o. l. Gräuelthaten.
— — 341. — 15. v. o. l. von ſt. man.
— — 348. — 3. v. o. l. Römer-Laſten ſt. Römen-Laſten.
— — 355. — 16. u. 18. v. o. l. Halbinſel ſt. Inſel.
— — 381. — 13. v. o. l. Tſchoſan ſt. Tſchan.
— — 408. — 14. v. o. l. nach welche muß ſie ſtehen.
— — 420. — 6. v. o. l. oder ſt. und.
— — 439. — 5. v. u. l. Japonica ſt. Juponica.
— — 476. — 15. v. u. l. hat ſt. liegt.

Auch iſt irrig auf dem Titel des eilften Bandes die Firma der Diesbachſchen Buchdruckerey angegeben, ſoll Sommerſche Buchdruckerey heißen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neueste Länder- und Völkerkunde ein geographisches Lesebuch für alle Stä
nde ; mit Charten und Kupfern

Bd.: 11

Prag 1820

Geo.u. 208 b-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429574-5